

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

Einunddreißigster Band.

(Mit den Portraits von: Ernst von Wildenbruch, Jacob von Falke und Carl Schurz.)



1884.

Breslau — Berlin.

Verlag von S. Schottlaender.



Inhalt des 51. Bandes.

October — November — December.

1884.



Udo Brachvogel in New-York.	Seite
Carl Schurz	334
Adolf Bötticher in Berlin.	
Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos.....	351
Jacob von Falke in Wien.	
Der englische Garten	185
Rudolf Gneist in Berlin.	
Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtssystem des Landes.....	29
Paul Heyse in München.	
Das Jagott	214
M. v. H. in Konstantinopel.	
Ein Landschaftsbild aus Klein-Asien	271
Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S.	
Darwinismus in der Völkerentwicklung.....	367
Fr. Kreyssig.	
Chiers und seine Zeit	378
Eduard Graf von Camezan in Wien.	
Die neuesten Criminalfälle in Wien. III. Stellmacher und Kammerer.	65. 196
Rudolph Lindau in Berlin.	
Die Geschichte des Negerfürsten Mioso Koango.....	118

Paul Lindau in Berlin	Seite
Ein neuer Roman von Oskar von Reidwitz, Haus Wartenberg.	419
Raphael Löwenfeld in Breslau.	
Ernst von Wildenbruch	107
Max von Pettenkofer in München.	
Die Cholera.	86, 232
U. Schneegans in Messina.	
Sirenengold	394
Carl Schurz in New-York.	
Eisenbahn- und Telegraphen-Streit in den Vereinigten Staaten.	45
M. Corvus in Leipzig.	
Der Professor.	301
Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Die heilige Frau.	1. 159
* *	
Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen	279
Bibliographie	139, 289, 425
Bibliographische Notizen.	155, 29, 4379



Neubearbeitung




Band 31. — Heft 91.

— 4 —

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

October 1884.



Greslau-Berlin
S. Schottlaender.

October 1884.

Inhalt:

Ernst von Wildenbruch in Berlin.	Seite
Die heilige Frau	1
Rudolf Gneist in Berlin.	
Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtssystem des Landes	29
Karl Schurz in New-York.	
Eisenbahn- und Telegraphen-Streif in den Vereinigten Staaten ..	45
Eduard Graf von Tamezan in Wien.	
Die neuesten Criminalfälle in Wien. III. Stellmacher und Kammerer	65
Max von Pettenkofer in München.	
Die Cholera	86
Raphael Löwenfeld in Breslau.	
Ernst von Wildenbruch	107
Rudolph Lindau in Berlin.	
Die Geschichte des Negerfürsten Mloko Koango	118
Bibliographie	139
<small>Anton Springer, Raffael und Michelangelo. — Geographische Literatur (N. v. Prichemalski. Reisen in Tibet etc.; W. Werner, Das Kaiserreich in Ostindien etc.; Sweet und Knog, Humorstische Reihe durch Tages).</small>	
Bibliographische Notizen	155
Hierzu ein Portrait von Ernst von Wildenbruch Radirung von Wilhelm Rohr in München.	

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

— Alle auf den redactionellen Inhalt von „Nord und Süd“ bezüglichen
Sendungen sind an die Redaction nach Breslau, Siebenhufenerstraße 2/3, ohne
Angabe eines Personennamens zu richten. —

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Engelhorn, J., in Stuttgart. (Romanbibliothek.)
Geschäftsstelle „Färs Haus“ in Dresden. („Färs Haus“.)



Prospect.

Mit dem soeben erschienenen 91. Hefte eröffnen wir das 3. Quartal unseres achten Jahrganges. In dem ununterbrochenen Gedeihen unseres Unternehmens und in der Treue, mit der unsere Abonnenten und Freunde uns seit dem Erscheinen des ersten Hefes anhängen, dürfen wir wohl eine Gewähr für die unserem Unternehmen innewohnende Lebenskraft erkennen. Es war von jeher unser Streben, „von den ersten Autoren nur das Beste zu bringen“, und es ist uns zu unserer Freude gelungen, in der Reihe der periodischen Unternehmungen mit ähnlichem Programm eine der ersten Stellen zu erringen und zu behaupten. Der inneren Vornehmheit der Monatsschrift wird auch in Zukunft ihre äußere Erscheinung entsprechen. Die 90 Hefte unserer Monatsschrift setzen sich aus den Beiträgen von **mehr als 200 Mitarbeitern** zusammen, unter denen wir den ersten Geistern unserer Nation, den Leitern des geistigen Lebens in Deutschland immer wiederlehrend begegnen. So gestalten sich die bereits erschienenen Hefte von „Nord und Süd“ zu einer eigenartigen und treffenden Uebersicht über das gesammte Culturleben fast eines Decenniums, und die ihnen folgenden Hefte sollen und werden in gleichem Maße ein Spiegelbild ihrer Zeit sein.

Indem wir unseren Heften auch Portraits der hervorragenden Zeitgenossen beifügen, geben wir dem Leser die Möglichkeit, dieselben sozusagen persönlich kennen zu lernen, und durch den Abdruck eines Beitrages aus der Feder der dargestellten Persönlichkeit oder eines Essays über deren Leben und Wirken wird diese persönliche Bekanntschaft noch gefestigt, sie wird inniger, intimer.

Eine kurze Prüfung des nachstehenden Inhaltsverzeichnisses über die ersten 30 Bände wird für die Richtigkeit der vorstehenden Anschauung Zeugniß ablegen, nicht minder wie die Durchsicht des ersten Hefes des neuen Quartals (No. 91) für das Beharren der Redaction auf ihrem ursprünglichen Plan.

Eine Liste des in den Redaktionsmappen des Abdruckes Gewärtigen oder demnächst versprochener Beiträge würde dieses Zeugniß bekräftigen, hier seien nur folgende hervorgehoben:

Velletristische Beiträge von Karl Braun-Wiesbaden, M. Corbug, Rudolf von Gottschall, Paul Hense, Rudolph Lindau, Stephan Milow, Marie v. Redwitz, E. von Wildenbruch u. A. Kunsthistorische Essays von Jacob von Falke, Otto Gumprecht, R. Vischer u. A. Wissenschaftliche Aufsätze von Udo Brachvogel, Wilhelm Geiger, Rudolf Gneist, Max v. Pettenkofer, Karl Schurz, Isidor Sokka und aus dem Nachlasse Friedrich Krenschmarck. Außerdem bringt die Mehrzahl der Hefte Beiträge aus der Feder des Herausgebers Paul Lindau.

So hoffen wir denn, daß „Nord und Süd“ sich die Gunst seiner alten Leser erhalten und zahlreiche neue erwerben wird!

Unhängenden Bestellzettel halten wir einer geneigten Beachtung empfohlen.

Breslau, Leipzig und Berlin.

Ende September 1884.

Die Verlagsbuchhandlung
S. Schottlaender.

BRUNNEN



L. v. N. Drubach.

Verlag von S. Schottlaender in Breslau

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXI. Band. — October 1884. — 91. Heft.

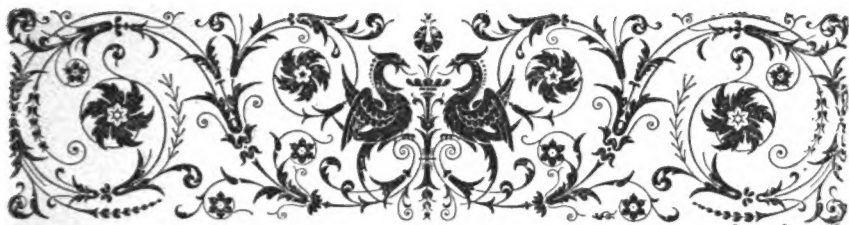
(Mit einem Porträt in Holzung: Ernst von Wildenbruch.)



1884.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Die heilige Frau.

Don

Ernst von Wildenbruch.

— Berlin. —

Altes gutes Berlin, wie liebe ich dich, wenn ich, zwischen deinen Straßen dahingehend, als wären es die vertrauten Wände meines Zimmers, die mich umschließen, aus Ecken und Winkeln Erinnerungen auftauchen sehe an Menschen, die ich besaß, an Dinge, die ich erlebte, und an Gedanken, die mich bewegten.

Großes furchtbares Berlin, wie schnürt sich mir jedesmal das Herz wieder zusammen, wenn ich von Reisen zurückkehrend die steinernen Glieder deines Leibes hinauswachsen sehe in's Land, weiter und weiter, gleich den Riesen-Armen eines Polypen, der, am Grunde gelagert, Schaaren von Lebewesen an sich reißt, unerschöpflich im Verlangen, unersättlich im Verschlingen.

Du Behausung des Widerspruchs, Antlitz voll Lachen und Weinen.

Immer sind diese Gegensätze deines Wesens in meiner Seele gegenwärtig gewesen, nie aber lebendiger als einstmals, an einem Sommer-Abende, zu jener Zeit, als man im Victoria-Theater Wagners Nibelungen spielte.

Aus dem gluth- und geräuscherfüllten Hause war ich hinausgetreten und hatte mich über den Straßendamm hinüber in die einsame Gasse zur Linken gerettet, welche Münz-Straße und Neue Friedrich-Straße verbindet, in die schweigsame, dunkle Koch-Straße. Tobender rasselnder Lärm war draußen, tiefe ruhende Stille war hier; kaum ein Fußgänger kam des Weges, kaum ein Wagen ging mir vorbei, und indem ich mich an das Geländer der

Brücke lehnte, welche dort den Königsgraben überschreitet, war es mir, als stünde ich auf einsamer Insel, mitten im brausenden Meere.

Der Tag war brennend heiß gewesen, ein dunstiges Gewölk bedeckte den Himmel, und vom Lichte der tausend und abertausend Laternen röthlich angeglüht, hing dieser Dunst wie der Widerschein einer verflackernden Feuerbrunst über den Häusern der Stadt. Zögernd lösten sich einige Tropfen ab und fielen als schwerer, warmer Regen hernieder. Leise hörte ich es in den Gräben niederrauschen, über dem ich stand. Berge von Schutt und Erde waren in demselben gehäuft; man warf ihn zu, um die Vogen der Stadtbahn darin zu erbauen.

Ich blickte in das Dunkel hinunter und überlegte, wie diese schönen Tropfen, die so rein, so makellos vom Himmel herabkamen, morgen nichts weiter sein würden als Psüke und Roth. Draußen in den Vorstädten mit Gärten, Blumen und Bäumen regnete es nun auch, und wenn morgen der Tag aufgeht, sagte ich mir, werden dort zitternde Tropfen an Zweigen und Halmen sich wiegen und es wird aussehen, als wären über Nacht Perlen vom Himmel gestreut worden. Und doch war es dieselbe Wolke, aus welcher diese Tropfen geboren wurden und jene, nur daß die einen in den Staub fielen und zu Roth wurden, während die anderen in das duftende Grün sanken und sich in Diamanten verwandelten.

Ob es das Nachwogen der großen Töne sein mochte, die ich soeben im Theater vernommen — meine Seele spann ihre Traumfäden weiter und weiter:

Gleich den Tropfen des Regens, die rein vom reinen Himmel fielen und, vom Winde geweht, in dem weiten Straßenmeer dort unten ihr ungleichartiges Schicksal fanden, so sah ich die Menschenkinder dahergezogen kommen von fernher nach dem großen Berlin, von dem sie in ihrer Heimat so viel gehört hatten, Wunderbares und Verlockendes. Ich sah ihre Augen geöffnet, ihre Herzen schwellend in der Erwartung alles dessen, was sie erleben würden, und ich sah, wie der Schicksalswind sie ergriff und zur Erde setzte, den Einen auf grünem freundlichen Fleck, den Anderen an bösem Orte, wo es schmutzig war und häßlich und wo ihm die Menschen abgewandten Gesichts vorübergingen. Und in dem Augenblick sank ein Tropfen auf meine Hand, ein einzelner Tropfen, beinahe wie eine Thräne — und da — fiel mir ein — — —

Eine Reihe von Jahren ist es her — es war bald nach Beendigung des großen Krieges und zu der Zeit, als Berlin sich darauf besann, daß es die Augen der Welt auf sich gelenkt habe und deshalb ein den Ansprüchen der großen Welt entsprechenderes Gewand anlegen mußte. Diese Ueberzeugung kam bekanntlich etwas plötzlich, und der fieberhafte Zustand, den sie hervorrief, lebt unter dem Namen der Gründerzeit in unserer Erinnerung fort.

Wie sich das Vorhandensein des Fiebers im menschlichen Körper durch gewisse Erscheinungen kund giebt, die es auf der Haut zum Vorschein bringt, so erging es auch dem Körper der Stadt Berlin, auf dessen Oberfläche in beinahe überstürzender Folge neue Gebäude aufwuchsen. Und damit die neuen Raum zum Dasein erlangten, mußten die alten weichen; da verschwanden in der westlichen Vorstadt die kleinen, tief in Gärten eingebetteten Landhäuser, da erstickten die grünen Rasenplätze der Gärten unter den Haufen von Backsteinen, die man zu Bergen darauf thürmte, und die alten Bäume legten sich stumm und traurig nieder, weil die neuen vierstöckigen Häuser ihnen zu dreist auf die Köpfe herabschauten.

Immerhin gab es damals, zu Beginn jener Zeit, noch hin und wieder einige größere, gitterumschlossene Erbsiede, und ein solcher, zum Genuß von Bier und Kaffee eingerichteter Garten war vor dem Potsdamer Thore, unmittelbar jenseits der Potsdamer Brücke gelegen.

Der Garten war geräumig und durchaus nicht elegant; viereckige Tische von weißlackirtem Holz mit Stühlen von derselben Art bildeten die Ausstattung; er war für den „Mittelstand“ berechnet, und dieser Bestimmung kam er im vollsten Maße nach, denn der „Mittelstand“ liebte ihn und besuchte ihn zahlreich. Besonders lebhaft ging es an Sonntagen zu, und an einem solchen Sonntag Nachmittag im Sommer war es, als an einem der vielen Tische zwei junge Männer saßen und Bier tranken.

Der Eine von ihnen, der mit übereinander geschlagenen Knien nachlässig an den Stuhl zurückgelehnt saß, hatte seinen Platz so gewählt, daß er den ganzen Garten und die Insassen desselben überschauen konnte, und die braunen Augen, die wie zwei lustige gute Kameraden aus dem hübschen jugendfrischen Gesichte herausblickten, besorgten ihren Aufpasser-Dienst vortrefflich.

Unablässig wanderten sie umher, und sobald sie etwas Bemerkenswerthes entdeckt hatten, wurde an den gegenüberstehenden Freund Bericht erstattet. Dabei nannten sich beide „Collegen“, und aus dieser Bezeichnung, wie aus der Kleidung der beiden jungen Leute, die gewähltster als die der übrigen Gartengäste war, durfte man den Schluß ziehen, daß es junge Beamte, vielleicht Referendarien an einem der Berliner Gerichte waren. Uebrigens gab es ziemlich viel zu berichten, denn der Garten bildete nicht nur den Sammelplatz für kaffeedurstige Familien. Zahlreich vertreten waren vielmehr Laden-Arbeiterinnen, Verkäuferinnen, Buchhalterinnen, jener mühsalbeladene Theil des weiblichen Geschlechtes, welcher Tag aus Tag ein im Frohndienste lärglichen Erwerbes hinzuschmachten verurtheilt ist.

Da saßen sie, diese armen, blassen Geschöpfe, die aus den tiefen Winkeln der dumpfen heißen Stadt aufgetaucht waren, zu zweien oder dreien, manchmal auch ganz allein, eine Handarbeit in den mageren Fingern, ein Glas Bier oder eine Tasse Kaffee vor sich auf dem Tisch. Da saßen sie und genossen den kümmerlichen Brotsamen des Glücks, der für sie von der Tafel

des Lebens gefallen war; für eine Woche der Knechtschaft eine Nachmittagsstunde der Freiheit. Sie hatten vielleicht einen endlosen Weg machen müssen, um bis heraus zu kommen vor das Potsdamer Thor, aber sie konnten doch für einen Augenblick den müden Rücken aufrichten, welcher sechs Tage lang von früh bis spät auf die Arbeit sich gebeugt hatte, sie sahen wirklich einen grünen Baum, saßen im Freien, in der Natur, wenigstens in dem, was sie für Natur hielten, und konnten von den Herrlichkeiten träumen, welche Andere ihres Geschlechts alljährlich in Badereisen und Schweizerreisen genossen.

Ob es dies gerade war, was die Augen des Referendars auf ihrer Beobachtungsreise suchten? Schwerlich. Aber wenn sein Blick auf eine solche Gruppe fiel, dann wurde er nachdenklich, und man sah alsdann das Gesicht eines gutmüthigen, weichherzigen Menschen, dem freilich das eigene Glück noch nicht die Zeit gelassen haben mochte, über das Unglück Anderer nachzudenken.

Die Aufmerksamkeit, die er dem weiblichen Geschlechte widmete, war indessen keine ungetheilte, denn von Zeit zu Zeit blickte er suchend auf der Erde umher und jedesmal erhob er dann mit dröhnender Stimme den Ruf: „Schnipp!“ Zunächst erfolgte hierauf gar nichts, dann aber, nach einem Weilschen, kam aus irgend einer Ecke des Gartens stürmenden Laufes ein kleiner gelber Affenpintsther dahergejagt, der mit heftig gestikulirendem Schweife an dem Referendar emporsprang und seine Zugehörigkeit zu ihm bekundete. Mit verständnißvoll leuchtenden Augen nahm Schnipp demnächst einige Verhaltensmaßregeln entgegen, wie zum Beispiel: „Wo soll das gute Hundchen bleiben?“ „Hier soll das gute Hundchen bleiben,“ und dann, nachdem er zum Zeichen seines Einverständnisses seinen Kopf in die Hand seines Herrn gedrückt hatte, sprang er hinunter, um weiteren Plänen zur Durchführung des Kampfes um's Dasein nachzufinnen.

Soeben hatte sich ein derartiger Vorgang abgespielt, Schnipp lag, den finnenden Kopf auf die Vorderpfoten gebeugt, zu Füßen seines Herrn, als plötzlich von einem anderen Tische her sein Name ertönte. Es war eine weibliche Stimme, die ihn ausgesprochen hatte, und der Laut klang wie ein zartes Echo zu dem vorherigen Rufe des Referendars.

Hund und Herr richteten gleichzeitig die Köpfe auf. An einem nicht allzufern entfernten Tische saßen zwei Mädchen; die Eine ein blasses, hageres Wesen mit spitzem Gesicht und spizen Fingern, in denen sich eine Häkelarbeit mühsam fortquälte, die Andere ein junges, blühendes Geschöpf mit kleineren runderen Formen, lieblich gerötheten Wangen und blonden, unter einem Rembrandthute vorquellenden Locken.

Der Hut war fest ein wenig auf die Seite gesetzt, eine hübsch ausgesuchte und zugerichtete Feder schmückte denselben, die ganze Erscheinung des Mädchens athmete jenen unbeschreiblichen Reiz des kleidsamen Geschmacks, der wie der Duft der Weiblichkeit über den Frauen schwebt, unerreichbar trotz Reichthum und Vornehmheit, wenn er von der Natur versagt ist, unver-

liehbar trotz Armuth und Niedrigkeit, wenn die Natur ihn einmal verliehen hat.

Sie war es, welche Schnipp gerufen hatte, und als sie jetzt den Referendar herüberschauen sah, wurde sie feuerroth und beugte sich kichernd zu ihrer Begleiterin über den Tisch. Diese blickte von ihrer Arbeit nicht auf und nur die schmalen Lippen bewegten sich, anscheinend um einen Tadel über das Benehmen der Andern auszusprechen.

Die Kleine hörte ihr zu und es ging wie eine leise Beschämung über ihr Gesicht; dann aber bligte der Muthwille wieder auf, die Augen glitten, den Referendar vermeidend, nach der Stelle zu seinen Füßen und „Schnipp“ rief sie halblaut noch einmal.

Nun erhob sich Schnipp auf seine Füße; ein Weilschen stand er, die Augen mit staunender Gelassenheit auf die Kuxerin gerichtet, dann setzte er sich langsam in Bewegung nach ihr hin, und sein leise wackelnder Schweif schien zu sagen: „Da bin ich aber doch wirklich neugierig.“

Sobald das Mädchen ihn kommen sah, neigte sie sich ihm entgegen, schmalzte lockend mit den Fingern und „Komm Schnipperle,“ rief sie, „komm Schnipperle!“ Vor ihr stand ein halbgeleertes Glas Bier; sie beugte sich zu der Freundin hinüber, welche Kaffee trank und nachdem sie sich überzeugt hatte, daß dieselbe nicht alle Milch gebraucht hatte, nahm sie, ohne viel zu fragen, das Milchkännchen, goß den Inhalt desselben in die kleine Schale, in welcher der Zucker gelegen hatte und hielt das gefüllte Gefäß dem Pintscher vor die Nase. Schnipps Augen nahmen einen verklärten Glanz an, er erhob sich auf den Hinterbeinen, indem er die Vorderpfoten auf die Kniee des Mädchens stützte; die Milch in ihrer Hand aber rückte höher und höher, so daß der unglückliche Schnipp Tantalus-Qualen auszustehen begann; ein leises Winseln ertönte, ein letzter äußerster Entschluß malte sich in den spitz emporgerichteten Ohren, und mit einem Saße befand er sich auf dem Schoße der Unbekannten.

Nun wurde ihm der Lohn für seine Mühe zu Theil, er durfte die Milch ausschlecken, und nachdem dies besorgt war, drehte er sich, die letzten Tropfen aus seinen Barthhaaren leckend, zu dem Mädchen herum, mit einem Ausdruck, als ob er fragen wollte: „Wer bist denn Du eigentlich?“

Das Mädchen schien ein unendliches Wohlgefallen an dem Hundchen zu finden, sie streichelte es, drückte ihre Wange an seinen Kopf, und als Schnipps Zunge ihr leckend in das Gesicht fuhr, schrie sie beinahe vor Vergnügen auf. „Wo soll das gute Hundel bleiben?“ sagte sie, die Worte des Referendars wiederholend, „hier soll das gute Hundel bleiben, hier soll es bleiben, hier“ — dabei stieß sie kichernd ihre Freundin mit dem Ellbogen an, und als diese mißbilligend das Haupt schüttelte, überkam sie das Lachen so stark, daß sie den Arm auf den Tisch und den Kopf auf den Arm legen mußte. Der Rembrandt-Hut verschob sich, die blonden Locken quollen ihr

über Stirn und Gesicht, und ihr Gesicht lag über der weißen Tischplatte wie eine rothe Rose.

Diesen Augenblick benutzte Schnipp, um von ihrem Schoße zur Erde hinabzuspringen und zu seinem Herrn zurückzukehren.

Mit stummer Aufmerksamkeit war dieser dem ganzen Vorgange gefolgt.

„Welch' ein reizendes Geschöpf!“ sagte er unwillkürlich halblaut vor sich hin.

„Wer?“ fragte der College, der den beiden Mädchen mit dem Rücken zugewandt saß und nichts von Allem hatte sehen können.

„O, — nichts,“ sagte der Erstere, und indem er das sagte, wurde er etwas roth, wie ein Mensch, der etwas für sich behalten will.

Ihr Benehmen war ein wenig keck, das konnte er sich nicht verhehlen, aber wie so ganz frei von Dreistigkeit war diese Keckheit, wie so ganz ohne Gefallsucht ihr gefälliges Gethue und Gehabe.

Und wie hatte sie gesagt? „Schnipperle?“ und „Hundel?“ Sonderbar, so sprach doch keine Berlinerin? das klang ja ganz nach Süddeutschland.

Vor seiner Erinnerung erschien ein Bild, das er im vergangenen Jahre gesehen hatte, als er auf einer Sommerreise nach München gekommen war. Er hatte sich am Abende in eine Bierbrauerei begeben, wo eine Militär-Capelle Musik machte. An einem großen runden Tische mitten im Saale saßen mehrere bayerische Unteroffiziere, unter ihnen Einer, der durch seine frische Jugendlichkeit auffiel. Das Schenkmaß brachte gefüllte Maßkrüge an den Tisch und nachdem sie alle ihre Krüge vertheilt hatte, behielt sie den für den jungen Unteroffizier bestimmten in der Hand, klappte den zinnernen Deckel zurück und indem sie dem jungen Manne lachend zunickte, trank sie ihm einen kräftigen Zug vor. Dann setzte sie den Maßkrug vor ihn hin, der Unteroffizier zog sein Taschentuch heraus, sie nahm es, wischte sich damit die rothen blühenden Lippen ab und gab es ihm zurück, so harmlos, als wenn das Alles gar nicht anders sein könnte. Niemand hatte dem kleinen Vorgange Aufmerksamkeit geschenkt, aber er, der Norddeutsche, hatte das seltsam reizende Bild nicht vergessen können. Immer sah er die tiefen braunen Augen des Mädchens über den Schaum des Getränkes hin den jungen Mann anlachen, immer sah er die natürliche Anmuth, mit der sie sein Taschentuch nahm, um sich damit die Lippen zu trocknen — das Alles war so ohne jede Spur von gezierter Sprödigkeit, und so ohne jede Ahnung von Unkeuschheit — er erinnerte sich, wie ihm zu Muth geworden war, als ob plötzlich eine sonnigere, freiere Lebenslust an sein Herz spülte, und wie er zu sich selbst gesagt hatte: „Bei Gott, hier ist Deutschland.“

Und alle diese Erinnerungen und Empfindungen tauchten jetzt wie mit einem Zauberschlage wieder in ihm auf, als er das liebe schalkhafte Ding da drüben sah, das sich wie ein Kind an seinem Schnipp ergötzte.

Er rief den Hund zu sich heran und streichelte ihm den Kopf.

„Nu — Schnipp?“ sagte er mit erhobener Stimme, „war es hübsch drüben?“ Er folgte mit blinzelnden Augen der Richtung seiner Worte; aber das Mädchen blickte jetzt geradeaus vor sich hin, und er konnte nicht erkennen, welche Wirkung dieselben gemacht hatten.

Sie nahm ihr Bierglas auf und that einen Zug; es dauerte jedoch ziemlich lange, bis sie das Glas wieder niederlegte und man hätte glauben können, daß sie ein Lächeln darin verstecken wollte.

Mittlerweile hatte sich unter den Gästen des Caffeehaus-Gartens eine gewisse Unruhe zu zeigen begonnen, immer mehr und mehr derselben waren verschwunden, und jetzt kam von Westen her ein schweres blaugraues Gewölk am Himmel heraufgezogen. Ein erster Windstoß legte heran und dies war das Signal zu einem Trommel-Concert auf allen Tischen, durch welches die Kellner zur Empfangnahme der Zahlung herbeigerufen und die Anstalten zum Ausbruche vorbereitet werden sollten.

Auch die beiden Mädchen rüsteten sich. Die Ältere hob die scharfstantige Nase witternd gen Himmel, raffte mit einem geschwinden Griffe ihre Hätelarbeit zusammen und erhob sich; die Kleine folgte ihrem Beispiele, und nebeneinander herschreitend verließen beide den Garten. Am Ausgangsthore blieben sie stehen, es schien, daß sie verschiedene Wege einzuschlagen hatten, und in der That, nach einigen wenigen Worten trennten sie sich, und während die Ältere nach links die Potsdamer Straße weiter hinausschritt, wandte sich ihre jüngere Gefährtin der Brücke zu, um dem Innern der Stadt zuzustreben.

Mit einem Ruck erhob sich der Referendar.

„Wir werden gleich naß werden“, sagte er, „ich gehe.“

„Ich denke, wir gehen in's Haus und machen eine Partie Billard,“ meinte der Andere.

Mit einer gewissen Verlegenheit aber wurde dieser Vorschlag abgelehnt, ein energisches Klopfen beflügelte die Schritte des Kellners, und nachdem die Rechnung beglichen war, drückte er dem Collegen hastig die Hand. Von den halblaut gemurmelten Abschiedsworten glaubte dieser so etwas wie „noch viel zu thun bis morgen“ zu verstehen, dann befand er sich allein und hatte Muße, sich von seiner Verblüfftheit zu erholen.

Im Augenblick, als der Referendar aus dem Garten heraustrat, hatte sich der Himmel ganz schwarz bezogen, und als er die Brücke überschritten hatte, erdröhte ein lang rollender Donnerschlag und die Pflastersteine sprankelten sich unter den ersten großen Tropfen des Gewitterregens. Er spannte den Schirm auf und unter demselben scharf auslugend, als wenn er etwas oder jemanden suchte, ging er die Potsdamer Straße entlang.

Als er bis an die Eichhorn-Straße gelangt war, hatte sich der anfänglich sanfte Regen in einen Platzregen verwandelt, und als er noch zwanzig Schritte weiter gegangen war, hatte er gefunden, was er suchte. Unter

einem der großen Bäume, möglichst dicht an den Stamm gedrückt, stand das Mädchen. Sie hatte keinen Schirm, Pferde-Eisenbahnen gab es damals noch nicht, ziemlich rathlos blickte sie zum Himmel auf, der krachend Blitz auf Blitz und schäumend Guß auf Guß herniedererschickte.

Mehr als vor dem wilden Ausbruche der Elemente schien sie aber doch zu erschrecken, als sie plötzlich die Stimme eines Mannes neben sich vernahm, der sie fragte, ob er ihr seinen Schirm anbieten dürfte. Sie schaute empor und „O je — der Herr“ sagte sie, als sie den Referendar erkannte.

Dann aber wußte sie offenbar gar nicht mehr, was sie thun und sagen sollte, denn sie wandte sich ab und blickte stumm in den strömenden Regen.

„Der Regen wird sobald nicht nachlassen, und der Baum wird Sie nicht lange mehr schützen,“ sagte er mit eindringlichem Tone.

„Das glaub' ich freilich selber,“ erwiderte sie nachdenklich, „und wahr ist's, ich verderbe mir alle Sachen“ — wie mit plötzlichem Entschlusse wandte sie sich zu ihm, ohne ihn anzusehen — „wenn der Herr denn also schon von der Güte sein will“ — und sie hatte es noch kaum ausgesprochen, als ihr Arm schon in den seinigen gezogen war und sein Schirm über ihrem Haupte die Flügel ausbreitete.

In schweigender Befangenheit gingen sie dahin, da gewahrte sie Schnipp, der wassertriefend vor ihnen einhertrabte.

„O je, das arme Hundel,“ rief sie unwillkürlich, „wie das naß wird!“

Der Ausruf klang so brollig, daß der Referendar laut auflachen mußte.

„Es ist doch wahr,“ sagte sie, „solch' ein armes Thier.“ „Wissen Sie was,“ fuhr sie fort, „ich möcht' ihn auf den Arm nehmen.“

Sie wollte wirklich stehen bleiben, und er hatte beinahe Mühe, ihr den Gedanken auszureden, indem er versicherte, daß Schnipp durch den warmen Regen nicht den mindesten Schaden nehmen würde.

„Na, so lauf also, Du armes Kerlchen,“ sagte sie.

Nun war das Eis gebrochen, man fing an, sich zu unterhalten. „Eine Berlinerin aber wäre sie doch nicht?“ meinte er.

„Na, das mein' ich,“ erwiderte sie lachend, „daß der Herr das bald gehört haben wird, daß ich keine bin.“ Aus Bayern sei sie her, und nach Berlin sei sie gekommen, weil sie bei sich zu Haus gehört hätte, wie es in Berlin Geld zu verdienen gäbe wie Heu, viel, viel mehr als bei ihnen zu Haus, und hier arbeite sie in einem Geschäft, wo künstliche Blumen und Rußfedern und dergleichen Dinge gemacht würden, in der Jägerstraße, denn so etwas zu machen, darauf hätte sie studirt.

Alles das kam so possirlich und doch auch so verständig herausgeplaudert, und wenn er ein wenig nach rechts blickte, so sah er, wie der Rembrandt-Gut zu jedem ihrer Worte nickte.

„Wie ihr denn Berlin gefiele?“ fragte er.

„Je nun, sie sei erst kurze Zeit hier, und könne drum noch nicht urtheilen,“ meinte sie, „aber ein wenig sehr groß sei es schon, und wenn man so ganz allein sei —“

„Sie sei also ganz ohne Verwandte und Angehörige hier?“

„Ja, eine alte Tante in Bayern, das wäre Alles, was sie noch an Verwandten hätte; bei der hätte sie gelebt, aber sie hätte es nicht ausgehalten bei ihr, denn die hätte gewettert und geschimpft von früh bis spät.“

„Nun, und die Berliner,“ wagte er sich weiter, „wie gefallen Ihnen denn die?“

„Ja, die Berliner,“ meinte sie nachdenklich, „die Berliner —“

„Haben Sie sich nicht vor ihnen gefürchtet, bevor Sie hertamen?“

„Das schon,“ erwiderte sie, „denn bei uns die Leute, die sprachen oftmals recht häßlich von den Berlinern, aber das muß ich schon sagen, sie sind nicht so schlimm, nein, es sind rechtliche Leute, auch gegen Solche, die von anderswo kommen, aber arbeiten muß man, arbeiten von früh bis spät, wenn man's auch nur zu etwas Wenigem bringen will.“

„Sie haben wohl recht angestrengt zu thun?“ fragte er mitleidig.

„Je nun, ja, das hätte sie wohl, aber ihr ginge es flinker von der Hand als mancher Anderen — aber freilich, so Tag aus Tag ein, alle Morgen früh in das Geschäft hinein zu müssen, und Abends spät erst wieder heraus —“ sie nickte sinnend mit dem Haupte — „aber wissen Sie,“ unterbrach sie ihre Gedanken, „was komisch an den Berlinern ist? daß sie gar so gern lachen; immer wenn ich etwas gesagt habe, lachen Alle, und ich weiß doch oft gar nicht, weshalb?“ Sie richtete plötzlich die Augen zu ihm empor: „Sie sind auch wohl ein Berliner? nicht wahr?“

„Allerdings,“ sagte er, „warum?“

„Nun, Sie haben doch vorhin auch immer gelacht, wenn ich etwas sprach, und dann — und dann —“

„Und dann?“ fragte er.

„Ja, schau'n Sie,“ und sie kicherte leise vor sich hin, „ein wenig kess sind die Berliner Herren schon.“

Er drückte leise ihren Arm.

„Aber sie meinen es gut,“ sagte er, „wirklich, sie meinen es gut.“

Langsam wandte sie das Gesicht nach seiner Seite und sah ihn schweigend mit ernsten Augen an.

„Und wenn wir manchmal zu dem lachen, was Sie sagen,“ fuhr er fort, „so geschieht es nicht, um Sie zu verhöhnen, sondern weil wir uns freuen, weil es so niedlich und hübsch klingt, wenn Sie sprechen.“

Sie erwiderte nichts, aber es war ihm, als fühle er einen ganz leisen, leisen Druck ihrer kleinen Hand auf seinem Arm.

Unter diesen Gesprächen waren sie die Leipziger Straße hinunter bis an die Mauerstraße gelangt.

„Hier muß ich nun entlang,“ sagte sie, indem sie mit dem Kopfe nach links deutete, und sie machte eine Bewegung, als wollte sie ihren Arm aus dem seinigen ziehen.

Er hielt ihren Arm fest.

„Aber Sie werden mir doch erlauben, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten? Es regnet ja noch immer furchtbar; wo wohnen Sie, wenn ich fragen darf?“

Sie zauderte einen Augenblick.

„In der Kronenstraße,“ sagte sie dann leise, „es ist nicht eben weit mehr zu gehen.“

Sie schwenkten in die Mauerstraße ein, und von nun an trat wieder das verlegene Schweigen ein, welches anfangs zwischen ihnen geherrscht hatte.

Nur wenige Schritte hatten sie alsdann in der Kronenstraße gemacht, als sie anhielt.

„So,“ sagte sie, „hier bin ich, und nun dank' ich halt auch schön!“

Er blickte auf und sah, daß sie vor einem mehrstöckigen Hause standen. Zu der Hausthür, welche ein wenig in das Haus hineingebaut war, führten einige steinerne Stufen empor; wenn man auf diesen stand, war man vor dem Regen geschützt.

Das Mädchen löste sich von seinem Arme los und schlüpfte behend die ersten Stufen hinan; bevor sie jedoch die Thür erreicht, hatte er den Schirm zugeklappt und war gleichfalls auf die Treppe getreten.

Die Thürklinke in der Hand, wandte sie sich zu ihm zurück.

„Nu, nu,“ sagte sie, halb verlegen, halb lächelnd, „jetzt find' ich mich aber schon allein.“

Im nämlichen Augenblick brach sie jedoch in ein helles Gelächter aus; Schnipp war hinter ihnen drein unter das schützende Vordach getreten und schüttelte sich aus Leibeskräften. Dann drängte er sich mit Hintansetzung jeglicher Rücksicht an sie, um sein nasses Fell an ihrem Kleide zu trocknen.

„Wirßt Du wohl,“ rief der Referendar, aber das Mädchen hatte bereits ihr Taschentuch herausgezogen und fing an den Hund wie mit einem Scheuerlappen abzureiben.

„Er bekommt ja das Reißen, der arme Narr,“ sagte sie, während sie sich ganz tief zu ihm niederkauerte.

„So, und jetzt leb' wohl, Du, Herr Schnipp, und vergiß mich nicht.“ Dabei nahm sie seinen Kopf zwischen ihre Hände und bewegte ihn hin und her. Dann erhob sie sich, und als ihr der Referendar, um ihr dabei behilflich zu sein, die Hand hinreckte; stützte sie sich leicht darauf. Er hatte ihre Hand erfaßt und hielt sie, als sie dieselbe jetzt zurückziehen wollte, fest.

„Darf ich nicht erfahren, mit wem ich die Ehre gehabt habe?“ fragte er leise.

Sie senkte das Köpfchen.

„Wie ich heiße, möchten Sie wissen? Nun, also denken Sie einmal, ich hieße Hildegard.“

„Hildegard?“ wiederholte er.

„Ja, aber wie ich sonst noch weiter heiße,“ fuhr sie fort, „das sag' ich Ihnen nicht, sonst lachen Sie wieder über mich.“

„Weshalb sollte ich denn lachen?“ fragte er.

„Je nun, weil's auch gar zu pußig klingt; geben Sie einmal Acht, aber leise, daß es kein Anderer hört.“ Dabei trat sie an ihn heran und näherte ihren Mund seinem Ohre, um ihm ihren Namen zuzulüftern; aber jedesmal wenn sie anfangen wollte, überfiel sie das Lachen, so daß sie nicht von der Stelle kam. Ihre Lippen berührten die Spitzen seines Haars, ihr warmer süßer Hauch floß um seine Wange. Endlich brachte sie es heraus.

„Härderniezl,“ flüsterte sie mit einem Tone, als erwartete sie einen Geistes-Ausbruch von seiner Seite. Er lächelte indeß nur ganz wenig.

„Das gefällt mir aber ganz gut,“ sagte er.

„Das gefällt Ihnen?“ fragte sie erstaunt.

„Ja, namentlich das Niezl am Ende, das macht sich sehr niedlich, find' ich; das — das paßt so gut zu Ihnen.“

Sie wurde ganz nachdenklich.

„Ja, wenn man's von der Seite anschaut,“ sagte sie, „dann hat's schon was Wahres.“

Den träumerischen Blick in die dämmernde Straße hinaus gerichtet, schien sie sich in Gedanken darüber zu verlieren, ob ihr Name zu ihrer Persönlichkeit passe, dann wandte sie sich mit dem schelmischen Ausdrücke, der so plötzlich in ihren Zügen aufblühte, zu ihm.

„Jetzt aber warten Sie einmal,“ sagte sie, „ob ich errathe, wie Sie heißen?“

„Das wollten Sie errathen können?“ fragte er.

„Ja, so etwas sieht man den Menschen an den Augen an,“ und sie senkte den lächelnden Blick in seine Augen.

„Also — also — Karl?“

Er schüttelte den Kopf.

„Theodor?“

Er schüttelte abermals.

„Aber sagen müssen Sie's, wenn ich's getroffen habe!“

Er würde es schon sagen, versicherte er.

„Nun dann — dann vielleicht — Kurt?“

Er zuckte ein wenig zusammen.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „Sie haben es errathen.“

Ausgelassen fröhlich klatschte sie in die Hände.

„Und wissen Sie noch etwas?“ fuhr sie fort, „ich weiß auch, wie Sie weiter heißen.“

„Wie ich mit Familien-Namen heiße?“ fragte er.

„Mit Familien- oder mit Vaters-Namen, wie Sie's nennen wollen, soll ich's Ihnen sagen?“

„Ja, da bin ich wirklich gespannt,“ erwiderte er.

Sie näherte, wie vorhin, ihren Mund seinem Ohre, diesmal aber schien das, was sie zu sagen hatte, noch viel dröhliger als das erste Mal, denn sie prustete vor Lachen, sobald sie anfangen wollte.

„Sie sind — aber Sie dürfen's nicht übel nehmen,“ unterbrach sie sich.

„Ich bin also?“ fragte er.

„Sie sind — der Herr — Kurt von Schnipperle —“

Ihr Scherz bereitete ihr, wie es schien, ein ganz unsägliches Vergnügen. „Der Herr von Schnipp — der Herr von Schnipperle,“ wiederholte sie, und als er in ihre Heiterkeit einstimmte, kam sie vor Lachen ganz außer sich. Eine glühende Wärme überströmte ihn, er warf den Arm um ihren Leib und küßte die volle Wange, die nah vor seinem Munde war.

„O je!“ sagte sie, indem sie sich aufrichtete, und der Ton klang, als ob ihr weh gethan worden sei.

Sie war von ihm fort bis an die gegenüberliegende Wand getreten und hielt das Gesicht mit beiden Händen bedeckt. Leise ergriff er ihre Hände und zog sie herab.

„Sind Sie mir böse?“ fragte er.

Sie gab keinen Laut von sich und sah ihm schweigend in's Gesicht. Beim flackernden Scheine der Laternen, die mittlerweile angezündet worden waren, konnte er die Veränderung wahrnehmen, die in ihren Zügen vor sich gegangen war, ein tiefer Ernst lagerte auf ihrem Antlitz, es sah aus, als schimmerte es feucht in ihren Augen.

„Sind Sie mir gar nicht ein wenig gut?“ fragte er leise.

„Ich weiß es noch nicht,“ gab sie, kaum vernehmbar, zur Antwort.

„Sie wissen es noch nicht?“

„Nein, ich kenne Sie erst gar zu kurze Zeit“ — und die schönen braunen Augen schauten ihn an, tief und ehrlich wie die Wahrhaftigkeit selbst. „Aber ich will Sie einmal etwas fragen,“ fuhr sie fort, und sie senkte das Haupt. „Vorhin, entsinnen Sie sich, haben Sie mir gesagt, daß Sie — daß Sie es gut meinten — ist das nur so hingeredet gewesen, wie man so etwas sagt? Oder ist's wahr gewesen?“

„Es war die Wahrheit,“ sagte er hastig. Ihre Hände lagen regungslos in den seinigen.

„Die wahre, wahrhaftige Wahrheit?“

„Die lautere Wahrheit,“ gab er noch einmal zur Antwort.

Ein tiefer Seufzer schwellte ihre Brust, und indem sie jetzt langsam den Blick erhob und auf ihm ruhen ließ, sah es aus, als gewahrte sie einen ganz anderen Menschen, als den, mit dem sie bisher verkehrt hatte. Ihre

Augen gingen über sein Gesicht, indem sie prüfend jeden einzelnen Zug in demselben musterten.

„Sie haben so gute Augen,“ sagte sie leise, „ich meine wirklich, Ihnen darf man trauen.“

Die eine ihrer Hände nestelte sich langsam aus seinen umschließenden Händen los, sie öffnete die Hausthür. Im Treppensflur brannte kein Licht, eine schwarze Finsterniß gähnte auf. Sie trat über die Schwelle, indem sie mit der anderen Hand seine Finger umspannte; die stumme Bewegung schien zu sagen: „Folge mir“ — er trat hinter ihr zur Thür hinein, die Pforte fiel hinter ihnen zu.

In der Dunkelheit, die sie umgab, fühlte er, wie sich zwei Hände auf seine Schultern legten, wie sie sich weiter schoben und hinter seinem Nacken vereinigten; er konnte nichts sehen, nur empfinden konnte er, wie ihre junge Brust sich an die seine legte, wie ihr Gesicht sich neben sein Gesicht schob, so daß ihre Wangen sich an die seine schmiegte. Seine Hände zitterten als sie die blühende Gestalt umfaßten, und als ihr Busen wogend an seinem Herzen auf und nieder ging, da war es ihm, als sei es der Wellenschlag dieses reinen jungen Lebens, das unaufhaltsam in sein Dasein hinüberzufließen begann.

„Eins muß ich Ihnen sagen,“ sprach sie, und ihre Stimme hatte einen tiefen bebenden Klang, „wenn's nicht wahr gewesen wäre, was Sie mir heut gesprochen haben, daß wäre schade gewesen, das hätte mir schrecklich weh gethan in meinem Herzen, denn wissen Sie, ich glaub' fast, ich könnte Ihnen gut werden, recht von Herzen gut.“

„Ich war Ihnen gut vom ersten Augenblick an, da ich Sie zuerst gesehen habe,“ erwiderte er flüsternd, „Sie liebes, liebes Kind Sie.“ Er wandte das Haupt zur Seite und küßte sie auf den Mund. Sie ließ es widerstandslos geschehen.

„Was machen Sie aus mir, was machen Sie aus mir,“ sprach sie hilflos seufzend.

Da klappte oben im Hause eine Thür, sie riß sich von ihm los, er fühlte, wie sie im Schreck erbeble.

„Geh'n Sie heim jetzt,“ sagte sie, ich bitt' schön, geh'n Sie fort.“ Damit wandte sie sich nach der Treppe.

„Die Treppe ist so dunkel,“ sagte er, „wohnen Sie hoch?“

„Zwei Stiegen,“ erwiderte sie, „aber ich finde mich schon.“

Er zog eine Büchse mit Wachskerzen aus der Tasche.

„Bitte nehmen Sie die,“ sagte er, „damit Sie nicht zu Schaden kommen.“

„So viel brauch' ich nicht,“ antwortete sie, „das wär' ja unbescheiden, das eine genügt schon.“ Damit hatte sie ein Kerzchen herausgenommen und an der Wand entzündet. Sie stand am Fuße der Treppe, zu ihm zurück-

gewandt, plötzlich blies sie das Licht aus und kam auf ihn zugestürzt; er fing sie in seinen Armen auf.

„Behüt' Sie Gott!“ flüsterte sie, „Behüt' Sie Gott!“ Ihre Lippen schlossen ihm die Augen und brannten im Kuß auf seinen Lippen.

„Ja und noch eins ist, wissen Sie, was ich Sie gern bitten möchte“, raunte sie ihm zu, „aber Sie dürfen nicht über mich lachen?“

„Gewiß nicht,“ versetzte er, „was ist es denn?“

„Ich möchte dem Schnipperle gern ein Halsband machen? Werden Sie's nicht übel aufnehmen?“

Sie sah im Dunkel nicht, wie er lächelte.

„Im Gegentheil,“ sagte er, „ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein, und der Schnipp wird sich freuen, es wird ihm gewiß gut steh'n.“

„O ja,“ meinte sie, „kleiden soll's ihn schon, ich hab' mir schon unterwegs so ausgedacht, wie es werden soll — himmelblau mit — aber nein — das soll eine Ueberraschung sein,“ unterbrach sie sich.

Er nahm ihre beiden kleinen Hände wieder in die feinigen und drückte sie. „Darf ich mir's denn bei Ihnen abholen?“ fragte er.

„Ja so,“ und sie versank in Gedanken; daran schien sie gar nicht gedacht zu haben.

„Zwei Treppen hoch?“ fuhr er leise fragend fort, „und dann?“

Sie schwieg — „Gradeaus,“ sagte sie endlich ganz schnell und leise, zugleich warf sie seine Hände zurück und ohne umzuschauen, eilte sie, so hastig sie vermochte, die Treppe hinauf.

Er hörte ihr Kleid auf dem Flur des ersten Stockes rauschen.

„Hildegard!“ rief er mit gedämpfter Stimme hinauf. Da beugte sich etwas über das Geländer der Treppe. „Behüt' Sie Gott,“ kam es flüsternd von droben herab, „behüt' Sie Gott — Sie lieber Herr von Schnipp“ — dann ein Geräusch wie eine Fußhand, ein ersticktes Gelächern, -- trappelnd verlor sich der Schall ihrer Füße auf der oberen Treppe. —

„Da hätten wir ja nun ein kleines Verhältniß,“ sagte Kurt von Steigendorf zu sich selber, als er nach Haus gekommen war und Licht angezündet hatte.

Er war in Gedanken und zwar so sehr, daß er nach einiger Zeit erst die Briefe gewahrte, die seiner wartend auf dem Tische lagen. Es waren ihrer zwei, der eine von dem Rechtsanwalt, bei dem er seit einem halben Jahre gearbeitet hatte. Der Justizrath übersandte ihm das Zeugniß über seine nunmehr abgeschlossene Thätigkeit bei ihm, dasselbe war in den schmeichelhaftesten Formen abgefaßt; Kurt von Steigendorf galt für einen sehr tüchtigen jungen Juristen. Seine Referendariatsthätigkeit war damit beendet, er konnte daran gehen, sich zum Assessor-Examen vorzubereiten.

Die Schrift auf dem zweiten Briefe war von einer unbelannten Hand; als er ihn öffnete, fand er, daß er von dem Banquier Großberger kam, der ihn zu dem Feste einlud, das er zur Eröffnung und Einweihung seines

neuen Hauses geben wollte. Von diesem Hause, welches der Genannte sich in der Behrenstraße gebaut hatte, sprach man seit einem Vierteljahre in Berlin; es sollte an Pracht der Ausstattung und Einrichtung alles Dagegewesene übertreffen.

Großberger war eine Finanz-Capacität ersten Ranges und hatte eine Hand wie König Midas, von dem bekanntlich die Sage erzählt, daß er Alles, was er berührte, in Gold verwandelte. Er stand an der Spitze einer großen Actien-Gesellschaft, und man sprach von weiteren bedeutenden Unternehmungen, die er demnächst in's Leben zu rufen gedachte. Kopfschüttelnd betrachtete Kurt Steigendorf den Brief. Er konnte sich nicht recht erklären, wodurch er sich den Vorzug erworben hatte, zu diesem Feste eingeladen zu werden; er hatte im Hause des Banquiers noch niemals Besuch gemacht. Allerdings war er ihm zu wiederholten Malen im Bureau des Justizraths begegnet und dieser hatte niemals unterlassen, ihn Herrn Großberger als einen jungen Mann vorzustellen, dem eine bedeutende juristische Zukunft bevorstände. Herr Großberger war jedesmal sehr entgegenkommend zu ihm gewesen und hatte nie unterlassen, seine Hand in seinen fetten Händen zu schütteln.

„Wir kommen zusammen, junger Mann,“ pflegte er in orakelhaftem Tone hinzuzufügen, „wir kommen zusammen; dem Juristen gehört die Welt; wenn mein neues Haus fertig ist, besuchen Sie mich, wird mich freuen, Sie bei mir zu sehen; mein chätel wird Ihnen gefallen.“ Dabei klopfte er ihn auf die Schulter, indem er sich im Stillen über die von ihm gefundene Bezeichnung „chätel“ freute.

Kurt Steigendorf mußte recht gut was Großberger damit sagen wollte, daß dem Juristen die Welt gehörte. Damals war das Zeugniß über das bestandene Assessor-Examen ein Werthpapier; es verlieh dem glücklichen Inhaber die Anwartschaft auf eine Fülle von Lebensstellungen, zwischen denen er zu wählen hatte. Der Staat brauchte Richter an seinen Gerichten, die Verwaltungskörper ergänzten ihren Bedarf an Arbeitskräften lediglich aus den Assessoren der Justiz. Dem Staate gegenüber aber standen die großen Unternehmungen des Privat-Capitals, welche damals wie Pilze aus dem Boden schossen. Sie brauchten juridisch gebildete Männer zur Leitung ihrer Geschäfte. Auch sie streckten ihre Hände nach den Assessoren aus, und diese Hände waren jовiel schwerer vergoldet als die des Staats, daß sie sich häufig als die stärkeren Magnete erwiesen.

Das Examinationsgebäude war gewissermaßen die Assessoren-Börse und wenn die jungen Leute, mit der Strangulationsmarke des Examens, der weißen Halsbinde, angethan, aus dem feurigen Ofen der Prüfung heraus auf die Straße traten, so brauchten sie sich eigentlich nur danach umzusehen, an wen sie sich am zweckmäßigsten „verkaufen“ sollten.

Der Kaufpreis, der geboten wurde, war in den meisten Fällen ein ganz ungeheurer, und so geschah es, daß junge Männer, die aus bescheidenen, oft sogar ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen waren und in solchen

gelebt hatten, plötzlich zu Einnahmen gelangten, die im Verhältniß zu ihren bisherigen fürstliche genannt werden mußten.

Alle diese Gedanken gingen Kurt Steigendorf durch den Kopf, als er jetzt sinnend auf die beiden Briefe schaute, die auf dem Tische nebeneinander lagen, als wären es der Justizrath und der Banquier selbst, die sich verständnißinnig anblickten.

Das Examen bot für ihn keine Schwierigkeit; es war nur eine Frage der Zeit, wann er es machte, und ein halbes Jahr durfte als äußerster Termin gelten. Noch ein halbes Jahr also — und dann —

Unwillkürlich stand er auf und wie von einer gewissen Unruhe ergriffen, ging er auf und ab. Bald aber setzte er sich wieder, das Zimmer war für solche Spaziergänge zu eng. Er sah sich um und bemerkte, daß es eigentlich ein ziemlich einfaches, beinah dürftiges Zimmer war. Schon seit Jahren wohnte er darin und hatte es noch nie bemerkt; seine Bedürfnisse waren dieselben geblieben, wie sie während seiner Studentenzzeit gewesen waren, obschon seine in der Provinz lebenden Eltern es ihrem einzigen Sohne an nichts hatten fehlen lassen. Aber was hatte er viel gebraucht? Heute zum ersten Male kam ihm der Gedanke, daß man sich eine größere Wohnung beschaffen, daß man sich dieselbe mit Glanz einrichten könne und daß es sich angenehm in einer solchen Wohnung leben lassen müßte. Und das Alles vermöge der eigenen Begabung und Kraft; es bereitete ihm ein behagliches Gefühl, sich in den Gedanken zu versenken.

Und während so die ersten Träume von künftigem Erringen, Besitzen und Genießen gleich einem schweren narkotischen Dufte in den Tiefen seiner Seele aufstiegen, war es ihm, als wehte durch den berauschenden Dunst plötzlich der süße Duft einer frischen Waldblume, und über Großbergers gemästetes Organ drang eine Stimme an sein Ohr, dem Zwitschern eines Vogels ähnlich: „Behüt' Sie Gott, Sie lieber Herr von Schnipp,“ und das holde Geschöpf, das heute so plötzlich in seinen Lebensweg getreten war, stand vor ihm da in all' seiner Unschuld, Lieblichkeit und Schalkhaftigkeit. Unwillkürlich mußte er lächeln; er hatte sich soeben im Geiste als Syndicus irgend einer großen Actien-Gesellschaft gesehen, mit feierlicher Miene hinter irgend einem mächtigen Schreibtische in einem mächtigen Geschäftssaale Rechtsgutachten von sich gebend, und wie malte sein Bild sich in der Seele dieses Mädchens! Sie hatte gar nicht für nöthig befunden zu fragen, was er sei, für sie war er der „Herr von Schnipp“, nichts weiter — ja freilich, etwas noch dazu, der „liebe“ Herr von Schnipp.

Er rief den Hund zu sich heran und ließ ihn an seinem Knie emporspringen, er legte die Hand auf sein Köpfchen und dachte an die kleine Hand, die vorher an dieser Stelle gelegen hatte und plötzlich kam ihm ein ganz sonderbarer Einfall:

Wenn er das Examen gemacht hatte, so konnte er, falls er sonst wollte und sich dem Staate zur Verfügung stellte, innerhalb weniger Tage ange=

stellter Richter sein. Man schickte ihn dann voraussichtlich nach irgend einem kleineren Orte in der Provinz und da konnte er von seinem Gehalte und dem, was er von Hause aus besaß, recht gut einen Hausstand begründen, eine Frau heimführen, und diese Frau war? — „Hildegard,“ sprach er halblaut in Gedanken vor sich hin.

Wie er sie vor sich sah in dem Augenblick, so deutlich, so lieblich verlockend in dem weißen Brautkleide, das seine Phantasie ihr bereits angezogen hatte; wie sie sich an ihn schmiegte, so süß, so dicht, daß der Brautkranz sich verschob und der Schleier sich zerknitterte und wie sie, als er sie darauf aufmerksam machte, so kindlich sagte: „Es thut ja nix, Du lieber, lieber Mann Du!“ Wie sie mit ihm zur Trauung fuhr und wie sie den kleinen zartbeschuhten Fuß so lächelnd und zögernd auf die Rosenblätter setzte, mit denen man ihren Weg vom Wagen bis zur Kirche bestreut hatte, und wie sie ganz heimlich sich umsah, ob auch das Schnipperle nicht abhanden gekommen sei, das hinterdrein gelaufen war — er lachte laut für sich auf — wahrhaftig, sie würde im Stande sein zu bitten, daß der Schnipp mit in die Kirche dürfte, um der Trauung beizuwohnen.

Und wie er dann mit ihr leben würde, mit dem holden Kinde Süddeutschlands in dem fernen norddeutschen Städtchen. Wie sie miteinander spazieren gehen würden in der hübschen Umgebung ihres Wohnorts, nicht mehr befangen wie heut, sondern glücklich, liebend und geliebt; er täglich neu seinen Entschluß segnend, der ihn mit raschem Griffe diese schöne Feldblume an seinem Wege hatte pflücken lassen, sie täglich dankbarer dem theuren Mann, der es nicht verschmäht hatte, sich von der Höhe seiner Bildung zu ihm, dem armen kleinen Mädchen, herabzubeugen.

Kurt Steigendorff stand auf und ging an den Schreibtisch, um Herrn Großberger dankend auf seine Einladung abzuschreiben. Als er jedoch den Grund mittheilen wollte, der ihn zu kommen verhinderte, stockte er. Krankheit mochte er nicht vorschützen, Geschäftsüberbürdung konnte er nicht angeben, das hätte Großberger nicht geglaubt, was sollte er sagen? Er riß den Briefbogen entzwei, und dem nächsten ging es nicht besser.

Er fing an sich zu ärgern, daß er über einer solchen Lappalie wie diese paar Zeilen sich den Kopf zerbrechen mußte und er merkte, daß es schwerer ist drei Zeilen zu schreiben, mit denen man etwas verschweigen, als zehn Zeilen, mit denen man etwas sagen will. Es wäre ihm unangenehm gewesen, wenn Herr Großberger ihn nach seinen Zukunftsplänen befragt und er ihm hätte sagen müssen, daß er als Kreisrichter in irgend ein Landstädtchen zu gehen beabsichtige. Er wollte das erstaunte Gesicht nicht sehen, welches Herr Großberger als Antwort auf diese Eröffnung zeigen würde; es wäre ihm peinlich gewesen, wenn er mit Vorstellungen bestürmt worden wäre — und das Alles konnte er doch eben Herrn Großberger nicht sagen, und so kam es, daß auch der dritte Briefbogen zerrissen in den Papierkorb flog.

„Morgen werde ich ihm schreiben,“ entschied er endlich und damit erhob er sich, um den Abend am Stammtisch mit seinen Collegen zuzubringen.

Als er ziemlich spät nach Mitternacht in seine Wohnung zurückgekehrt war und Licht gemacht hatte, setzte er sich noch einmal an den Schreibtisch und schrieb an Herrn Großberger einen Brief, in welchem er dessen Einladung mit verbindlichem Danke annahm.

Dann blieb er noch ein Weilchen, über sich selbst den Kopf schüttelnd, am Schreibtische sitzen.

War er das wirklich selbst gewesen, der vorhin, die Feder zerdrückend und Bogen nach Bogen zerreißend, an dieser Stelle gelesen hatte? Er, der lustige Kurt von Steigendorff, der denn doch so manches Mädchen schon geküßt, so manches kleine Verhältniß schon gehabt hatte, plötzlich verwandelt in einen sentimentalen Schwärmer? Welch ein Glück, daß er sich noch unter vernünftige Menschen begeben hatte und daß ihm dabei sein „Rappel“ vergangen war.

Durch den Freund, mit dem er heut Nachmittag vor dem Potsdamer Thore zusammengewesen war, hatte sich unter den Collegen so etwas verbreitet, daß Kurt Steigendorff wieder einmal irgendwo den „Anschluß“ gefunden hätte. Er widersprach nicht geradezu, aber er erzählte auch natürlich nichts von Allem, was sich zwischen ihm und dem Mädchen begeben hatte, denn er fühlte ganz deutlich, daß er mit seiner Erzählung die ungeheuerste Heiterkeit des Viertisches hervorgerufen haben würde. Und als er beim dritten Glase war, kam er sich selbst mit seinen Gedanken von vorher unglaublich lächerlich vor.

Eine kleine Puzmacherin, die er an einem Sonntag Nachmittag in einem Kaffee-Garten kennen gelernt hatte! und mit der sich am anderen Tage verheirathen! Würde es auf der Welt einen Menschen gegeben haben, der das nicht eine tolle Verrücktheit genannt hätte? Was seine Eltern für ein Gesicht dazu machen würden, davon ganz zu geschweigen; aber das Mädchen selbst würde über den Gedanken gelacht haben. Sie, eine preußische Frau Kreisrichter — das würde ihr schön langweilig gewesen sein! Wer sagte ihm außerdem, wofür Geistes Kind das Mädchen eigentlich war? Was wußte er weiter von ihr, als daß sie ein hübsches Gesicht hatte und niedlich süddeutsch sprach — und darauf hin heirathen! Sollte man es für möglich halten, auf was für tolle Einfälle der Mensch gerathen kann?

So ernüchtert legte er sich zu Bett, und in dieser Stimmung erhob er sich am anderen Morgen.

Die Vorgänge des gestrigen Tages standen halb verblaßt vor seiner Seele und er beschloß, die Sache mit einem energischen Riß zu Ende zu bringen, er wollte das Mädchen nicht mehr sehen. Mochte sie ihn mit dem Halsbande, das sie für Schnipp arbeiten wollte, erwarten, er wollte es nicht abholen. Sie würde sich vielleicht ein paar Tage lang ein wenig grämen, dann würde sie ihn vergessen, und so war Alles gut.

Jetzt war das Examen zu machen und daran sollte ohne Weiteres gegangen werden. Noch an demselben Vormittag machte er sich darum nach dem Kammergericht auf den Weg, um sich den Urlaub für die nothwendigen Arbeiten zu holen.

Als er von dort zurückkehrte und müßig durch die Straßen schlenderte, gerieth er in die Jägerstraße, und dabei fiel ihm ein, daß das Fußfedergeschäft, in dem sie arbeitete, in der Jägerstraße liegen sollte. Unwillkürlich musterte er die Schaufenster und richtig, nicht weit von der Ecke der Oberwallstraße entdeckte er einen sehr eleganten Laden, in dem künstliche Blumen, Fußfedern und alle möglichen anderen Schmuckgegenstände für Damen auslagen. Sie hatte ihm den Namen ihres Geschäftes nicht genannt — ob dies ihr Laden sein mochte? Sollte er einmal zusehen? Folgerichtiger wäre es wohl eigentlich gewesen, es nicht zu thun — aber ach was — Philisterei! Und damit war er bereits eingetreten. Es wurde ihm schwer, seine Befangenheit zu bemeistern, als er den etwas erstaunten Blick wahrnahm, mit dem ihn die hinter dem Kassapult sitzende Dame musterte; ob sie es ihm ansehen mochte, daß er weniger nach künstlichen als nach natürlichen Blumen suchte?

Hinter dem Ladentische, dem Eingange gegenüber, auf eine Pappschachtel mit nachgemachten Weilchen sich herabbeugend, war ein blondes Lockengewirr sichtbar; jetzt richtete sich dasselbe auf, und eine lodernde Bluth flammte unter den Locken auf — sie war es.

Mit der Fassung jedoch, die Frauen in solchen Fällen ja so weit mehr zu Gebote steht als Männern, erhob sie sich anscheinend unbefangen und erkundigte sich nach seinem Begehren.

„O — er — er wünschte — einige künstliche Blumen zu sehen.“

„Schön, sie würde ihm sogleich eine Auswahl vorlegen.“

Schnell wandte sie sich um, es schien ihr lieb zu sein, daß sie einen Augenblick seinen Augen ausweichen konnte — und fing an, unter den Schachteln, welche hoch bis an die Decke hinauf in den Schränken standen, zu kramen. Sie wandte ihm dem Rücken zu, er hatte Muße, ihre reizende Gestalt zu betrachten, deren blühende Umrisse sich unter dem Sommerkleide von leicht gewebtem Stoffe abzeichneten. Indem sie an den Schränken emporlangte, fielen die weiten Ärmel des Kleides bis über die Ellbogen zurück, und die weißen nackten Arme wurden sichtbar.

Er dachte daran, wie diese Arme ihn gestern umschlungen hatten —

Endlich setzte sie ihre Schachteln auf den Tisch, und nun standen sie sich Beide gegenüber. Er versuchte, einen Blick von ihr zu erhaschen, aber sie hielt die Augen gesenkt, als wenn sie nur an das Geschäft dachte. Aber er sah ihre Brust sich heben und senken und fühlte, wie das arme Kind litt. Sie war jedoch gar zu reizend in ihrer stummen Pein anzusehen, als daß er sich hätte entschließen können, die Quälerei zu enden.

„Ich möchte mich für Weilchen entschneiden,“ meinte er.

Sie nahm eine Guirlande davon auf, er legte seinerseits die Hand daran, und unter den Blumen berührten seine Fingerspitzen ihre warme kleine Hand.

Sie seufzte beinahe hörbar auf, und ein verstohlenes Lächeln huschte über ihr glühendes Gesicht.

„Möchten Sie mir nicht den Gefallen thun, die Blumen einmal in Ihrem Haare zu probiren?“ fuhr er grausam fort, „die Haare, für die sie bestimmt sind, sehen den Ihrigen zum Verwechseln ähnlich.“

„Ah — wirklich?“ Ihre weißen Zähne saßen die Unterlippe — sie konnte es wahrlich kaum mehr ertragen, was der lose Schall ihr anthat — dann drehte sie sich nach dem Spiegel um, der gerade hinter ihr sich befand, und begann die Weiden in ihr Haar zu nesteln. Er trat so, daß er ihr Gesicht im Spiegel erschaffen konnte, und mit ihrem Spiegelbilde begann er sich zu unterhalten.

Sie wollte böse sein, das sah man ihr wohl an, recht, recht böse — aber wenn nur das Lachen nicht gewesen wäre, das ihr fast die Kehle sprengen wollte! Wenn er nur nicht so lieb und nett bei alledem gewesen wäre, der böse, böse Mensch!

Jetzt wandte sie das blumengeschmückte Haupt zu ihm herum.

„O wie wunderhübsch!“ brach er, von unwillkürlicher Bewunderung ergriffen, so laut heraus, daß auch die Kassirerin aufmerksam wurde. Sie trat herzu.

„Es macht sich gut, recht gut,“ sagte sie, indem sie mit wohlwollender Hand noch ein wenig an den Weiden rückte. Und so, die Hände ineinander gelegt, ganz erglühend in holder Scham, stand Hildegard nun da, und da sie sich jetzt nicht mehr den Zwang der Heimlichkeit aufzuerlegen brauchte, hob sie das Antlitz empor und schaute ihn an. Aus ihren Augen brach ein Strom des Lichtes, und ihr glücklich lächelndes Antlitz sprach zu ihm in stummer schöner Sprache: „Ich liebe Dich.“

„Morgen Nachmittag hole ich mir das Halsband für Schnipp bei ihr ab“ — das war der Entschluß, mit dem Kurt Steigendorf den Laden verließ. Der Vorfall, mit dem er gekommen, war vergessen, verblaßt wie ein elendes Nachtlicht, das man zur Seite stellt, wenn die Sonne aufgegangen ist.

„Solch ein hinreißendes Geschöpf sein nennen zu dürfen, und es dahin geben, ohne Noth, bloß einer sentimentalen Schrulle zu Liebe?“ Ja, wenn das die Kollegen und die Welt erfahren hätten, so würde er etwas zu hören bekommen haben, was noch häßlicher klang als der Vorwurf der Tollheit; einen jammervollen Philister würde man ihn genannt haben, und das mit Recht.

Freilich, es suchte ihm durch den Kopf, was schließlich aus all' dem werden sollte? Aber — ach was — die einfältige Sentimentalität sollte ihn nicht wieder um seine Freude betrügen! Muß man denn gleich an das Heirathen denken, weil man liebt? Ist nicht die Ehe gewissermaßen eine

Pensionsanstalt für die in Ruhestand gesetzte Liebe? Und junge frische Liebe sollte so von vornherein für ihr Altentheil besorgt sein? War er denn der Erste und Einzige, der ein liebes holdes Geschöpf in die Arme geschlossen, auf dem Schoße gewiegt hatte, um später, wenn der Ernst des Lebens heran- kam, eine Andere zu heirathen? Und das Mädchen selbst — wollte und verlangte es denn etwa, daß er sie heirathe? Kein Gedanke! sie war jung, er war jung, lieben wollte sie ihn und von ihm wiedergeliebt sein — und das sollte sie haben, reichlich, üppig, mit aller Fülle und allem Genuß, denn er liebte sie, o wahr und wahrhaftig, er liebte sie!

Das Herz schlug ihm bis in den Hals, als Kurt Steigendorf am nächsten Tage, zur Stunde, da die Geschäfte geschlossen waren, etwa um acht Uhr Abends, die zwei Treppen in der Kronenstraße hinaufstieg. „Die Thür gradeaus,“ hatte sie gesagt — in der Mitte der Flurwand befand sich eine Thür — er klopfte leise an. Es verging einige Zeit, er klopfte noch einmal, etwas stärker. Im Innern der Pforte entstand ein Klappern; die Doppel- thür — er hörte, daß es eine solche war — wurde nach innen geöffnet, dann griff eine Hand an den Riegel der Außenpforte, und im nächsten Augenblicke zuckte es durch sein Herz — ein blonder Lockenkopf streckte sich fragend aus der halbgeöffneten Thürspalte.

Mit einem abgebrochenen Schrei ließ sie den Riegel fahren, als sie ihn erkannte, und flüchtete in das Zimmer zurück. Die Thür aber war offen geblieben, behutsam trat er über die Schwelle, indem er leise hinter sich schloß; zwischen seinen Beinen schlüpfte Schnipp in das Gemach. Soweit sie konnte, bis an die der Thür gegenüberliegende Fensterwand war Hildegard geflohen, und dort saß sie, auf einen Stuhl gesunken, das Gesicht in beiden Händen vergraben, ein Bild der bitterlichen Verwirrung und Angst. Kurt Steigendorf war unmittelbar an der Thür stehen geblieben; auch er wagte nicht zu sprechen, sein Athemholen selbst schien ihm zu laut.

Er blickte umher, scheu, als wenn er sich an unerlaubtem Orte befände.

Die Ausstattung des Raumes war die allerbescheidenste; ein Sopha mit einem Tische davor, an der gegenüberliegenden Wand ein großer Koffer und neben diesem ein einfacher Schrank. Ein paar Stühle und in der Ecke links ein weiß zugedecktes Bett. Als einzigen Schmuck gewahrte er auf dem Tische vor dem Sopha ein Gefäß mit frischen Rosen und über dem Bette, von einem Immortellenkranz umgeben, ein Madonnenbild.

Welch' tiefe Anspruchslosigkeit in dem Allen und in dieser Anspruchs- losigkeit welche Keuschheit! Ein Zimmer, das für keines Fremden Augen bestimmt war! Und in diesem Allerheiligsten des jungfräulichen Weibes stand nun er, der fremde Mann, der Eindringling.

Seine Augen gingen noch einmal zu dem Madonnenbilde zurück; es war ein werthloser Stahlstich, „Ora pro nobis“ stand darunter. „Bitte für uns“ — er hatte diese Worte auf manchem katholischen Heiligenbilde

gelesen — wie kam es, daß sie jetzt einen so ganz besonderen Eindruck auf ihn machten? Er überlegte, und plötzlich war es ihm, als träte die Seele des Mädchens, diese schlichte reine Seele, verkörpert vor ihn, als kniete sie vor ihm nieder, ihn mit angstvollen Kinder Augen anblickend, als höbe sie die gefalteten Hände zu ihm empor und spräche: „Bitte! bitte! bitte!“ Was bat sie, was ersuchte sie von ihm? Wußte er es nicht? Ahnte er es nicht? Vielleicht doch, denn es überkam ihn plötzlich wie das schwere Gefühl der Schuld und ein tiefes Mitleid ergriff ihn mit dem armen Geschöpf, das zitternd und schamvoll dort drüben vor ihm saß.

Er trat auf sie zu, kniete an ihrem Stuhle nieder und versuchte von unten auf in ihr Gesicht zu blicken.

„Hildegard,“ sagte er und man hörte diesem Tone an, daß er aus einem guten Herzen kam — „Hildegard, ist es Dir so gar nicht ein wenig recht, daß ich zu Dir gekommen bin?“

Sie antwortete nicht, aber sie beugte sich zu ihm herab, verbarg ihr Gesicht an seinem Halse und weinte.

Schweigend hielt er sie in seinen Armen.

Da ertönte ein leichtes Geklapper und Meißter Schnipp, der nun einmal vom Schicksal bestimmt zu sein schien, den Vermittler zwischen Beiden zu spielen, zog die Aufmerksamkeit auf sich. Er sah, daß er sich in geschlossenem Raume befand und begriff die Rücksichtslosigkeit nicht, daß man ihn nicht von seinem Maulkorb befreite. Von dem Instincte geleitet, welcher Hunden sagt, daß sie bei Frauen durch Betteln leichter etwas erreichen als bei Männern, sprang er daher an seiner Freundin empor und fing an, seinen vom Maulkorb belästigten Kopf auf ihrem Schoße zu reiben.

Unter Thränen lächelnd, wandte sie sich nach ihrem kleinen Lieblinge um und hatte ihm den Maulkorb ab, dann hob sie ihn auf ihren Schoß und streichelte ihn und küßte seinen Kopf.

Kurt Steigendorf hatte einen in Seidenpapier gehüllten Gegenstand aus der Brusttasche gezogen und hielt ihr denselben lächelnd hin.

„Kennst Du das?“ fragte er. Sie wickelte das Päckchen auf — es waren die Beilchen von gestern. Sie wiegte lächelnd das Haupt.

„Das hab’ ich mir gestern bald gedacht,“ sagte sie, „Du Schlimmer Du, wie hast Du mir zugefegt.“ Sie wollte ihn vorwurfsvoll ansehen, aber indem ihre Augen sich in die seinigen tauchten, ging aller Vorwurf in tiefer, seliger Liebesfreude unter. In plötzlicher faßungsloser Hingebung sank sie an seine Brust.

„O Du mein — wie bin ich Dir gut,“ sagte sie, „Du lieber, lieber Mann Du!“

Dann sprang sie auf.

„Nun gelt? Ich soll sie doch wohl wieder in’s Haar stecken?“ fragte sie; und als er es bejahte, hüpfte sie vor den Spiegel, der zwischen den Fenstern an der Wand hing. Er war hinter sie getreten, und während ihre

beiden Hände droben am Haupte beschäftigt waren, umfing er sie mit seinen Armen und zog sie rücklings an sein Herz.

Sie sträubte sich, aber er nickte ihr lächelnd, Versöhnung heischend, im Spiegel zu, seine Lippen flammten auf ihren Wangen, auf ihrem Halse, sie fühlte ihren Leib an den seinen gepreßt, und in die Rüsse, mit denen nun auch sie ihm Stirn und Mund bedeckte, mischte sich eine Gluth, die vorher nicht auf ihren Lippen gewesen war.

„Jetzt aber das Halsband,“ rief sie, indem sie sich freimachte, „das Halsband für den Schnipp!“ Sie schlug den Deckel des Koffers zurück, griff in denselben hinein und hielt triumphirend ein blaues, mit Silberperlen gesticktes Band empor.

„Da schau her,“ rief sie, „ist's hübsch?“

Er nahm es in die Hand. „Ich bin Schnipp,“ las er, zierlich mit Perlen darauf gestickt. „Und da unten in der Ecke,“ sagte er, „da steht ja noch etwas? Gewidmet von H. H.“ Er brach in lautes Lachen aus.

„Aber das ist ja reizend!“ rief er. Sie stand ganz verschämt. „Gefällt's Dir?“ fragte sie.

„O Du kleine Künstlerin,“ erwiderte er, „das mußt Du dem Schnipp gleich selber umbinden. Hier Schnipp, komm her!“ Er setzte sich auf den Stuhl und ließ den Hund auf seine Kniee springen, während Hildegard sich zur Erde kauerte, um ihm das Band um den Hals zu küssen. Zunächst machte Schnipp ein Gesicht, als wenn er sagen wollte: „Was soll denn daraus werden?“ Dann wurde ihm die Sache unbequem und er sprang zu Boden. Sie griff nach ihm, um ihn festzuhalten, der Hund glaubte, daß sie mit ihm spielen wolle und fuhr blaffend um sie herum; bei den vergeblichen Versuchen, ihn zu erfassen, sank sie zur Erde und so, das Haupt auf den Arm gebettet, lachend, daß ihr die Thränen über die Wangen liefen, lag sie auf der Diele.

Nur Steigendorf blickte auf sie herab; er sah ihr blumendurchflochtenes Haar, ihren wogenden Busen, ihre kleinen, mit zierlichen Morgenschuhen belleideten Füße; in ihrer Aufgelöstheit erschien sie ihm wie eine trunkene Bacchantin, und ein Strom wilden verlangenden Blutes schoß ihm zum Herzen empor.

„Komm,“ sagte er, indem er mit beiden Armen zu ihr hinuntergriff und sie emporhob. Seine Stimme hatte einen heiseren unterdrückten Klang. Schnipp wurde noch einmal herangerufen, er hielt ihn fest und nun ging das Umlegen des Halsbandes ohne Anstoß vor sich.

„Jetzt schau' ihn an,“ sagte sie, indem sie, am Boden sitzend, das Haupt zurückgebeugt, so daß es sein Knie berührte, den Hund emporhob, „gefällt Dir das Hundel jetzt?“

In der That sah das Thierchen allerliebste aus, man konnte keinen geschmackvolleren Puz für dasselbe ersinnen.

„Ja,“ sagte er, indem er sie emporzog und auf seinen Schoß setzte, „das Werk Deiner Hände gefällt mir, wie Deine Hände selbst mir gefallen, wie Alles an Dir mir gefällt, wie Du selbst mir gefällt.“ Er drückte ihre Hände, er hob sie an seine Lippen, er preßte ihre Gestalt in seine Arme, und in all' diesen Bewegungen war eine heiße, verzehrende Gluth.

Anfänglich ließ sie ihn gewähren, denn das Lachen vorhin hatte sie ganz erschöpft, dann wehrte sie seinen ungestümen Händen.

„Nicht so,“ flüsterte sie, „o nicht doch so — sieh' doch, wie die Mutter Gottes uns zuschauet.“

„Wer?“ fragte er überrascht.

„Dort, die Mutter Gottes,“ und sie nickte mit dem Kopfe nach dem Madonnenbilde hin. Seine Augen folgten der Richtung, die sie angab.

„Sieh nur, wie ernst sie ausschaut,“ fuhr sie fort, und sie dämpfte den Ton, als wenn das Bild sie hören und verstehen könnte. Kurt Steigendorf schwieg und blickte sie von der Seite an.

„Du sollst mir Eins sagen,“ hub sie nach einer Pause an, „Du bist ein Berliner, also bist Du auch ein Protestant, nicht wahr?“

„Allerdings,“ erwiderte er, „warum fragst Du?“

„Ist's wahr, daß Ihr keine Mutter Gottes habt, Ihr Protestanten?“

„Ja, das ist wahr,“ sagte er. Sie blickte ihm in das Gesicht.

„Ach wie schrecklich das sein muß?“

Er wollte lächeln, aber als er ihr ernstes Gesicht erblickte, zog sein Lächeln sich zurück.

„Wenn ich dächte, daß ich ohne Mutter Gottes leben sollte,“ sprach sie wie in Gedanken vor sich hin, „ich wüßte gar nicht, wie ich das anfangen sollte.“ Er schwieg.

„Denn siehst Du,“ fuhr sie fort, „ich hab' keine Menschenseele, aber die Mutter Gottes ist bei mir, mit ihr spreche ich alle Abende und erzähle ihr Alles.“

Ihr Blick hing mit sonderbar starrem Ausdruck an dem Bilde, sie nestelte sich tiefer in seinen umschlingenden Arm, beinah als wenn sie Furcht empfände.

„Aber die da siehst auch gar so streng aus,“ sagte sie, „beinah böse — findest Du es nicht?“

Er vermochte noch immer kein Wort zu erwidern. Sie drückte das Haupt an seinen Hals.

„Weißt,“ sagte sie, „wenn Du — wenn Du bei mir bist, werd' ich ein Tuch über sie hängen, ich meine, sie siehst's nicht gerne? Denn von der Liebe — ich meine, so wie wir uns lieb haben, Du und ich — da weiß sie doch eigentlich nichts davon? Dazu ist sie doch viel zu fromm? Und dann, der heilige Joseph, ja nun ja, es ist wohl ein heiliger Mann, aber so alt, gar so alt — gelt?“

Kurt Steigendorff gab keine Antwort; in lautlosem Staunen blickte er das sonderbar liebliche Wesen an, das er im Arme hielt, und lauschte ihrem Munde, der ihm plaudernd den Einblick in ein Seelenleben erschloß, wie ihm noch keins begegnet war.

„Wie merkwürdig,“ das war Alles, was er empfand, „wie merkwürdig!“ Thorheit und unbewußte Weisheit durcheinander in süßem Geschwätz, wie das Rieseln einer Quelle aus dunklem duftendem Moos hervor.

„Siehst Du Bilder gern?“ fragte er.

„Ja, gern — damals als sie einmal in München gewesen sei, da hätte sie Bilder gesehen, die wären prachtvoll gewesen und hätten ihr sehr gefallen.“

„Dann wollen wir einmal zusammen in das Museum gehen — willst Du?“ Sie nickte.

„Ob sie gern in's Theateringe?“ fragte er weiter.

Sie zuckte auf und faßte seine Hand mit beiden Händen.

„O, das Theater! ja, da möchte sie gern, gern einmal hinein!“

„Ob sie lieber ein Lustspiel sähe?“ forschte er weiter.

„Ach nein — das möchte sie nicht; etwas Ernstes müßte es sein, etwas so recht Erhabenes, und womöglich in Versen! Ein klein wenig traurig dürfte es auch schon sein, o ja, daß man tüchtig dabei weinen könnte, aber lieben müßten sie sich in dem Stück, so recht natürlich lieben, daß man so von Herzen dran glauben könnte, und so fest müßten sie an einander hangen, daß man so recht ein Gefühl bekäme, wie die ganze Welt um sie herum zerbrechen könnte und es ihnen doch nichts anhaben könnte.“ Sie unterbrach sich plötzlich und schaute ihn mit verschämten Augen an.

„Ich sprech' recht einfältiges Zeug, nicht wahr?“ fragte sie.

Er küßte sie sanft auf den Mund.

„Nein,“ sagte er, „ich könnte Dir stundenlang zuhören, wie Du sprichst. Dabei fällt mir ein, morgen wird der Faust im königlichen Theater gegeben — möchtest Du den einmal sehen?“

Sie neigte ganz leise das Haupt.

„Gut also,“ fuhr er fort, „ich werde Dir ein Billet schenken — willst Du?“

Mit einem Jauchzen fiel sie ihm um den Hals.

„O Du guter, guter Mann Du!“ rief sie.

„Ich werde es in ein Couvert stecken und Dir im Laufe des Tages in Dein Geschäft senden; um 6 Uhr mußt Du im Opernhaus sein, da fängt es an.“

„O je,“ sagte sie, „um 6 Uhr? Da ist mein Geschäft aber noch nicht geschlossen.“

„Kannst Du Dich denn nicht einmal etwas früher losmachen?“ fragte er. Sie überlegte. Dann warf sie den Kopf zurück.

„Ach was,“ sagte sie, „ich weiß zwar, sie sehen's nicht eben gern, aber einmal ist einmal — ich werd' mich schon herausbringen, daß ich zur Zeit im Theater bin. Wirst Du auch hinkommen?“

„Ja freilich,“ antwortete er, „wir sitzen nebeneinander.“

„Bei einander!“ und sie schlang die Arme um seinen Hals, „bei einander sitzen wir und sehen das schöne, schöne Stück in dem schönen Theater! Wie das schön sein wird! Wie ich mich freue auf morgen!“ — „Auf morgen! auf morgen!“ wiederholte sie, indem sie tänzelnd vor Vergnügen umherhüpfte.

Er sah ihr schweigend zu; immer, wenn sie lachte, oder sich über etwas freute, gerieth sie wie in einen Taumel und Rausch — daran mußte er denken, und das Bild fiel ihm wieder ein, wie sie ihm einer Bacchantin gleich erschienen war.

Seine Brust hob sich in tiefen Athemzügen, seine Nasenflügel erzitterten leise — es war als wenn er noch etwas auf der Seele, noch etwas zu sagen hätte — aber er stand auf, unwillkürlich den Kopf schüttelnd, wie wenn er eine stumme Anfrage seines Innern mit „Rein“ beantwortete, wie wenn er etwas, das aus der dunklen Tiefe heraufverlangte, zurückweise.

Er trat an das Fenster und legte die Stirn an die Scheiben; draußen war es dunkel geworden, die Laternen brannten, er sah nach der Uhr.

„Wahrhaftig,“ sagte er, „es geht auf zehn; sie werden gleich die Hausthür schließen. Nun also denn, Du meine Süße, Geliebte, leb' wohl“. Fast unbewußt waren diese Worte über seine Lippen gequollen, mit ausgebreiteten Armen stand er mitten im Zimmer, sie eilte in seine Arme und schmiegte sich hinein, an seine Brust.

„Mußt wirklich schon gehen?“ fragte sie leise, „ist's gar so spät schon?“

„Ja, ja — ich muß,“ gab er flüsternd zur Antwort.

„Nun denn also — auf morgen?“ fuhr sie fort.

„Morgen — ja morgen,“ sagte er, und „Morgen — morgen“ wiederholte sie, indem sie ihn zu jeder Wiederholung des Wortes küßte.

Er machte sich los, er kam zurück und umfaßte sie noch einmal, er riß sich zum zweiten Male los und während sie, im Zimmer stehend, ihm Aufhände nachschickte, ging er hinaus, die Treppe hinab, eilig, hastig, beinah' als flüchtete er vor etwas; die Hausthür fiel dröhnend hinter ihm zu, er trat auf die gegenüberliegende Seite der Straße und blickte zurück, zu ihren Fenstern hinauf. Eins derselben war geöffnet, und aus demselben beugte sich etwas heraus, und in die dunkle Nacht löste sich ein weißer, leuchtender Arm hinaus, ihm nachwinkend „Fahr' wohl, fahr' wohl“.

„O ja — fahr' wohl,“ flüßelte er vor sich hin, und es war ihm, als er dahinschritt, als umströme ihn noch einmal der Duft der holden Gestalt, die er am Herzen gehalten hatte, in seinen Ohren klang ihr süßes „Auf morgen“ und das stürmende Blut, das in seinen Ohren hämmerte und

brausie, gab das Echo zurück „Morgen! morgen!“ Es schlang den Laut in seine heißen Wellen und trug ihn wirbelnd durch alle Adern und Canäle dahin, an jedem Organe anpochend, ihm zurufend „Morgen! morgen!“ und der sanfte Laut, der wie der Hauch auf eines Engels Lippen geboren war, verwandelte sich in den gewaltfamen Schrei tobender Dämonen, die mit glühenden Gesichtern aufstanden und nach Sättigung verlangten. —

Als am Abende des nächstfolgenden Tages spät nach zehn Uhr der Vorhang des Opernhauses über Gretchens Leid und Liebe gefallen war, hörte Kurt Steigendorf einen langen, tiefen Seufzer an seiner Seite, und das war beinahe das erste Lebenszeichen, das Hildegard seit dem Beginne der Vorstellung von sich gab.

Die starren Augen auf die Bühne gerichtet, die Hände im Schoße zusammengefaßt, so hatte sie gesessen; wenn er sie in den Zwischenpausen fragte, ob sie mit ihm hinausgehen wollte, hatte sie schweigend das Haupt geschüttelt; nicht die Ausschmückung des herrlichen Raumes, nicht die Menschen rings um sie her, nur die wunderbaren Dinge waren für sie vorhanden, welche dort vor ihr sich begaben, und der großen Dichtung brausender Strom ging über sie dahin wie die Fluth des Meeres, in dem sie versank und ertrank.

Sie hatten in der innersten Mitte des Parquets gesessen und mußten jetzt einen Augenblick warten, bis daß die Sitzreihe, an deren Ende ihre Plätze lagen, sich entleert hatte. Er stand neben ihr und fand Zeit, sie schweigend anzuschauen. Noch immer saß sie, wie gebannt, die Augen auf den Vorhang gerichtet, der alle Herrlichkeit verbarg, in ihren Augen standen zwei große Thränen, jetzt lösten sich dieselben und flossen langsam an ihren Wangen herab.

Er beugte sich zu ihrem Ohre nieder. „Komm, Hildegard,“ sagte er, wir müssen gehn.“

Sie erhob sich, ohne ihn anzusehen. Draußen reichte er ihr Hüt und Ueberrurf, dann bot er ihr den Arm.

„Ist es Dir kalt?“ fragte er, als sie in die Nacht hinausstraten; er hatte gefühlt, wie sie zuckte und schauerte.

„Das nicht,“ gab sie leise zur Antwort, „aber — ich weiß nicht — wie sagt doch das Gretchen? Mir läuft ein Schauer über'n Leib — so ist mir.“

Er drückte ihren Arm fester und schlug einen Weg durch möglichst einsame Straßen mit ihr ein; an einer ganz menschenleeren Stelle blieb er stehen und schlang den Arm um ihren Leib; er fühlte, wie sie zitterte.

Mit einem dumpfen Seufzer sank sie an seine Brust und blieb an seiner Brust liegen, so daß er selbst sie wieder aufrichten mußte.

„Komm,“ sagte er flüsternd, „komm.“

Sie setzten schweigend ihren Weg fort. Als sie vor Hildegards Wohnung angelangt waren, stieg er mit ihr die Stufen zur Hausthür hinauf

und mit dem Schlüssel, den sie ihm einhändigte, schloß er die Pforte auf. Dann standen sich Beide im Dunkel gegenüber, vor der erschlossenen, aber noch nicht geöffneten Thür, ohne Wort, ohne Laut, so daß Jeder des Anderen schwere Athemzüge hörte. Und dann ergriff er leise, leise ihre Hände. Sie hob das Antlitz und schaute ihn an; es war das erste Mal, daß sie ihn heute Abend anblickte, und es war ein wunderbarer Blick; Zukunft und Gegenwart, Beides lag darin. Wie ein Gewittergewölk, das langsam aus fernen Tiefen empordunstet, die Zukunft; ein Sonnenblick, der unter der lastenden Masse um so funkelnder Himmel und Erde überstrahlt, die Gegenwart — und die Gegenwart trug den Sieg davon. Er schaute sie an — und ohne daß er ein Wort gesagt, wußte sie, daß er eine Frage an sie gerichtet hatte — sie schaute zurück, und ohne einen Laut von ihrer Seite wußte er, daß sie auf seine Frage geantwortet hatte — die Pforte ging leise knarrend auf, und hinter Beiden fiel sie dumpf hallend in's Schloß.

(Schluß folgt.)





Die neuesten Reformen der englischen Universitäten im Verhältniß zum nationalen Unterrichtssystem des Landes.

Don
Rudolf Gneist.

— Berlin. —



Die Universitäten und die auf alten Stiftungen beruhenden gelehrten Schulen sind in England in einer engeren Verbindung mit der Kirche geblieben, als in den meisten Culturstaaten Europas, und es ist von besonderem Interesse für Deutschland, die Weise zu verfolgen, in welcher nun auch England die in der heutigen Gesellschaftsordnung unvermeidliche Trennung des Unterrichtswesens von dem Kirchenregiment im letzten Menschenalter zu Stande gebracht hat.

Im Mittelalter war die ausschließliche Leitung alles Unterrichtswesens durch die Kirche die naturgemäße Folge des Umstandes, daß die Kirche allein im Besiß des Personals und der Mittel sich befand, um Unterricht zu erteilen. Sie war damals die Trägerin aller Culturaufgaben und der meisten Wohlfahrtsaufgaben des heutigen Staats. Daß dies Verhältniß sich aber in England länger als auf dem Continent erhalten hat, beruht auf dem eigenthümlichen Gang, welchen die Kirchenreformation unter der Dynastie der Tudors genommen hat.

Seit der normannischen Eroberung befand sich das Königthum dort im Besiß der Ernennung zu den wichtigsten hohen Kirchenämtern und überaus wirksamer Gewalten über das Personal und das Einkommen der Geistlichkeit. Diese Rechte waren zwar unter König Johann seit den Zeiten der Magna Charta größtentheils verloren gegangen, doch keineswegs ausdrücklich auf-

gegeben und vergessen. Die weite Entfernung von Rom und die insulare, abgeschlossene Lage hatten in der englischen Geistlichkeit einen starken Zug zu nationaler Selbstständigkeit jederzeit erhalten. Seit dem 14. Jahrhundert gab sodann die kräftige Entwicklung der Parlamentsverfassung den Königen in ihren Streitigkeiten mit dem Papst einen ebenso starken Rückhalt, wie solchen später die deutschen Landesherren in der Reformationszeit an ihren Landständen fanden. Das Königthum befand sich schon wieder im Besiz erheblicher Gewalten über die Kirche, als Heinrich VIII. zu jener Reformation schritt, welche durch die sog. Suprematie-Erklärung den König kurzweg an die Stelle des Papstes setzte und alle hergebrachten Gewalten des Kirchenregiments zu persönlichen Regierungsrechten des Königs gestaltete. Als eine populäre Maßregel, getragen von den Sympathien der Mehrheit der Nation, vollzog sich hier die Kirchenreform scheinbar leicht als ein politischer Staatsact. Die innerliche Seite, von welcher die deutsche Reform ihren Ausgang nimmt, holt sich in England erst später nach. Die englische Reformation erhält ihre Bluttaufe unter der Königin Marie und ihre theologische Seite verläuft in die langen späteren Kämpfe zwischen Staatskirchentum und Dissidententhum.

Es war unverkennbar in hohem Maße die persönliche Schuld der Dynastie der Stuarts, wenn aus diesen dogmatischen Streitigkeiten später der Bürgerkrieg und die Vertreibung der Dynastie hervorging. Die katholische Richtung dieser Dynastie, nicht zufrieden mit dem durch Parlamentsverfassung und Landesgesetze beschränkten Kirchenregiment, welches die Tudors durch ihre Suprematie-Erklärung in der Wirklichkeit erworben hatten, verstanden ihr Kirchenregiment als eine „Ober-Souveränität“ und absolute Gewalt, mit welcher eine Beschränkung durch Parlament und Landesgesetze allerdings nicht bestehen konnte. Wie die Reformation im 16. Jahrhundert als staatspolitischer Act begonnen hatte, so verläuft sie im 17. Jahrhundert in einen Kampf zweier extremen politischen Parteien, deren Parteiprogramme und Schlagworte aus Gegensätzen der Kirchenverfassung entlehnt sind.

Erst nach dem Dynastiewechsel von 1688 haben die lange unveröhnlichen Gegensätze zwischen Parlament und Convocation, d. h. zwischen dem Selbstständigkeitsbestreben der regierenden Klasse und dem Autoritätssystem des staatskirchlichen Clerus langsam ihre Versöhnung gefunden. Die Geistlichkeit behält ihren mittelalterlichen Stand; sie behält ihre großartigen Einkünfte in England und Irland; sie bleibt im Besiz der Universitäten, Colleges, Volksschulen, als Beherrscherin der geistigen Bildung. Die regierende weltliche und geistliche Klasse verketten sich nun mit einander in folgender Gliederung. Die Erzbischöfe und Bischöfe behalten ihren Plaz im Oberhause mit einem Vortritt vor den weltlichen Lords. Dafür ordnen sich alle Pfarreien dem Patronate der regierenden Klasse unter, ziemlich genau Entsprechend den Besiz- und Machtverhältnissen der Lords, der Land-Gentry, den Besizungen der Bischöfe und Capitel und dem alten Hausbesiz der Krone.

Andererseits tritt dann wieder die Pfarrgeistlichkeit überzählich in die Verwaltung des obrigkeitlichen Localamts durch die Ernennung zu Friedensrichtern. Dem Ortsgeistlichen bleibt die Leitung der Ortsgemeindeversammlung (parish vestry) und die Ernennung eines der beiden Kirchenvorsteher. Auf der Zueinanderflechtung dieser Machtstellungen beruhte der übermächtige Einfluß einer regierenden Klasse, der im Verlauf der Regierung Georg III. zu einer vollentwickelten Parlamentsregierung wurde.

Ein integrierender Theil dieses ständischen Systems waren nun auch die beiden alten Landesuniversitäten in Oxford und Cambridge geworden. In den Kämpfen der Periode der Stuarts hatten sie in den vordersten Reihen der Vorkämpfer für die absolute Gewalt des Königthums gestanden. In der Periode der Restauration gingen von ihnen die excessiven Loyalitätsadressen aus, die in ihrer geschmacklosen Uebertreibung noch heute unbergessen sind. Dem gemäßigten System der neuen Regierung seit der „glorreichen Revolution“ standen sie Anfangs feindselig, der neuen Dynastie Hannover in kalter Zurückhaltung gegenüber. Zu einer von dem Kirchenregiment unabhängigen Stellung hatten sie im Verlauf der langen politischen Kämpfe weder gelangen können noch wollen. Sie erscheinen daher im 18. Jahrhundert als Institute zur gemeinsamen Erziehung der geistlichen und weltlichen regierenden Klasse, und jene höhere Vorbildung wiederum als eine Hauptvorbedingung der parlamentarischen Aemter.

Diese Verquickung der kirchlichen und weltlichen Interessen einer regierenden Klasse konnte auf die Dauer weder der Kirche noch der Wissenschaft zum Segen gereichen. Es war eine Zeit, in welcher auf den Kanzeln oft mehr Politik gelehrt wurde als Religion, in welcher die Seelsorge armen Vicaren, die Volksschule, soweit sie vorhanden, noch ärmeren Schulmeistern überlassen wurde. Mit ihren schweren Millionen Revenüen ließ die Staatskirche am Schluß des 18. Jahrhunderts dreiviertel der Kinder Englands ohne Unterricht aufwachsen. In dem gesetzlich noch bestehenden Zwang zum Kirchenbesuch und in der Theilnahme an den Ceremonien war nach dieser Auffassung der Begriff der Volksbildung erschöpft. Es war das kalte vornehme Wesen der Kirche, welches in dieser Zeit die ärmeren Klassen den Methodisten in die Arme trieb und eine Zersplitterung in zahlreiche Secten herbeiführte. *)

Unter Leitung der Geistlichkeit und unter Oberleitung der anglikanischen Bischöfe konnte nun aber keine universitas literarum, d. h. keine wirklich universale Bildungsanstalt im deutschen Sinne entstehen aus Gründen,

*) Heutigen Tags erfüllt die Anglikanische Kirche den Beruf einer protestantischen Kirche in einer würdigen und wirksamen Weise. Wie der Zustand der Universitäten, so hat sich auch das Verhältniß der Staatskirche im letzten halben Jahrhundert umgewandelt, aber nicht aus sich heraus, sondern durch eine einsichtige und wohlwollende Staatsgesetzgebung. Die lange Reihe der neuen Gesetze zur Reform der äußeren Kirchenverfassung s. in Gneist Engl. Verwaltungsrecht (1884) II. S. 1059—1069.

die in der Lebensanschauung der Geistlichkeit unabänderlich liegen. Es ist die unabänderliche Natur jedes Berufsstandes, seine Lebensaufgabe als eine absolute und ausschließliche anzusehen, die übrigen nothwendigen Seiten des gesellschaftlichen Lebens daneben zurückzusetzen, unterzuordnen, nach Umständen zu verdächtigen und anzuseinden. Die Besonderheit des geistlichen Berufsstandes liegt aber in den Formen und in dem Geist einer solchen Streiführung.

Indem die theologische Lebensanschauung ihre kirchlichen Wahrheiten als die höchsten menschlichen Wahrheiten festhält, ist sie nur zu geneigt, all' unser sonstiges Wissen für „eitel“ zu erklären. Sie beschränkt daher den Kreis des Wissens und insbesondere die freie Forschung. Die Philosophie beschränkt sie womöglich auf formelle Kategorien, die Naturwissenschaften auf das unmittelbar Anwendbare schon wegen der möglichen Gefahr einer Abirring vom wahren Glauben.

Die theologische Lebensanschauung stellt in den Lehranstalten den Erziehungszweck obenan und sieht mit Recht die religiöse Seite als den Schwerpunkt der erziehenden Thätigkeit an. Diese erziehende Aufgabe aber, welche zunächst der Familie, der Seelsorge und anderen Institutionen anheimfällt, macht sie in dem Maße zum Hauptgeichtspunkt der Lehranstalt, daß mit Unterschätzung der freien Lehr- und Lernthätigkeit, alle ihre Lehranstalten den Charakter der Convicte, Seminare und des Hofmeister-systems (tutorial system) annehmen.

Die theologische Lebensanschauung verlangt nicht mit Unrecht die dauernde Lebensversorgung ihres Lehrstandes als Vorbedingung ihres dauernden Lehrberufs: aber im Besiz dieser Mittel ist sie der Gefahr ausgesetzt, Besitz und Macht als Selbstzweck anzusehen. Die aus frommen Gaben ihr überreichlich zugeslossenen Mittel gestalten sich daher zu einem Pfründensystem, in dessen Aufrechterhaltung und Erweiterung das Interesse einer besizenden Klasse bewußt oder unbewußt mit dem kirchlichen Beruf verschmilzt und jede noch so nothwenige Aenderung dieses Besizes als ein gottloses Bestreben religionsfeindlicher Mächte ansieht. Es ist dies der entscheidende Grund, aus welchem ein Kirchenregiment im Besiz großer Macht und materieller Mittel niemals aus sich heraus zu einer Reform zu gelangen vermag.

Aus diesen Anschauungen ist die Verfassung der anglikanischen Universitäten hervorgegangen, wie sie unmittelbar nach der Zeit der Reformbill von 1832 W. Huber vorfand und wie er solche, seines streng kirchlichen Standpunktes ungeachtet, wahrheitsgetreu auch in ihren Schattenseiten geschildert hat (W. G. Huber, Geschichte der engl. Universitäten 1839. 1840. 2 Bände).

Die Selbstständigkeit des Corporationslebens, welche in früheren Jahrhunderten zur Abwehr roher und feindlicher Mächte gedient hatte, ist zum Hinderniß der geistigen Entwicklung geworden. Oekonomische und Standesinteressen sind zur Hauptsache, geistige Forschung und allgemeiner Unterricht

zur Nebensache geworden. Die University ist in ein Pfründenwesen ausgeartet, überwachsen und erdrückt von den stiftsmäßigen Colleges. Das Hauptbestreben der gelehrten Studien ist die Erlangung einer fellowship geworden und über die fellowship hinaus einer Pfründe. Fast alle fellowships von Oxford sind durch sociale Bedingungen beschränkt, welche mit der Wissenschaft wenig oder nichts gemein haben. Allgemeine Vorbedingung ist aber das staatskirchliche Bekenntniß und der unverheirathete Stand. Der vorhandene Zustand drückt sich am anschaulichsten in dem Finanz-Etat aus. Von dem reichen Gesamteinkommen von 311 170 Pstr. gleich 6 223 400 Mark beanspruchen die Professorengehälter 100 800 Mark, die akademischen Beamten 40 000 Mark, die Beamten der Colleges dagegen 300 000 Mark, die Vorsteher der Colleges 360 700 Mark, die fellows 2 330 000 Mark; akademische Stipendien 23 760 Mark, Collegiatstipendien 320 600 Mark, akademische Preise 3 200 Mark, Werth der Universitätspfründen 48 000 Mark, Werth der 455 Collegiatpfründen 2 730 000 Mark jährlich! Etwas freier war in einzelnen Beziehungen die Verfassung von Cambridge gestaltet.

Die Corporationsverfassung war in Oxford und Cambridge in den Namen und Einzeleinrichtungen verschieden: aber in den zahlreichen alterthümlichen Aemtern ging als der gemeinsame Grundzug die Aufrechterhaltung der bestehenden Besitz- und Machtverhältnisse hindurch. Der Kanzler der Universität ist eine Titularwürde für einen Peer, in der Regel ein hochconservatives Mitglied des Oberhauses. Der active Rector ist der Vizekanzler; in der Wirklichkeit wechseln die Chefs der einzelnen Colleges von 4 zu 4 Jahren in dem Amt. Da nun aber die Vorlesungen der Universität als solcher kaum noch gehalten und noch weniger besucht werden, so hat diese centrale Leitung für die Lehranstalt als Ganzes nur eine untergeordnete Bedeutung. Als Lehrinstitute activ sind in Oxford nur die neunzehn ordentlichen Colleges thätig, von welchen das älteste anno 1280, das jüngste 1714 geistigt ist. Cambridge zerfällt in 17 Colleges von ungefähr gleichem Alter und gleicher Verfassung. An der Spitze eines jeden steht ein Head, Principal, Rector, Master, President, Warden oder Provost.

Die lehrenden Mitglieder (fellows) sind Pfründenanwärter im ehelosen Stande, welche nach dem Dienstalter in die vom College zu vergebenden Pfründen einrücken. Niemand kann Mitglied der Universität sein, ohne Mitglied eines College zu sein.

In diesem Rahmen der Corporationsverfassung ist das Personal der Studirenden (undergraduates) eingefügt, welches nun neben den Berufstheologen und Anwärtern auf eine fellowship eine große Mehrzahl von Söhnen der vornehmeren Klassen umfaßt, welche hier die Erwerbung einer allgemeinen Bildung für die höheren Lebensberufe und eine Propädeutik für andere gelehrte Professionen suchen. Sie haben sich dem Hofmeister-system eine gemessene Reihe von Jahren zu unterwerfen und erhalten privatissime

von ihrem Tutor Anleitung zu Studien in einer Weise, die unter günstigen Umständen den Zwecken der Erziehung, zweckmäßiger Selbstbeschäftigung und beschaulichem Leben wohl förderlich sein konnte. Die Kosten dieser Universitätsbildung waren und blieben aber so hoch, daß, abgesehen von einer verhältnißmäßig kleinen Zahl protegirter Stipendiaten, die Universitätsbildung nahezu ausschließlich den Angehörigen der vornehmeren Klassen und der *jeunesse dorée* zugänglich blieb. Am strengsten bewahrten diesen Charakter die Einrichtungen von Oxford, wo in den Colleges folgende Rangordnung galt: 1. Heads, 2. Fellows, 3. Noblemen und Graduirte, 4. Gentlemen-Commoners, 5. Commoners, 6. Stipendiaten. Die Noblemen haben das Recht des Purpurtalars und eines Sitzes an der Tafel der Fellows, bezahlen aber auch höhere Gebühren. In diesem engen akademischen Conventicleben sind zahlreiche Freundschaften auf Lebenszeit geschlossen worden. Hier bildete und erhielt sich auch ein engeres Verhältniß zwischen der englischen Aristokratie und dem geistlichen Stand und den gelehrten Berufen. Hier entwickelte sich aber auch als Schattenseite eine Gewohnheit des Andrängens an Personen höherer Stände, das englische *tuft hunting*.

Derselbe Grundton geht durch die 17 Hauptcolleges der Universität Cambridge, während in der Zusammensetzung des weiteren und des engeren Senats der Universität als Gesamtkörperschaft einige Verschiedenheiten zwischen beiden Universitäten stattfanden.

Ein Wendepunkt für diese Gestaltung der Universitäten mußte nothwendig mit der Reformbill von 1832 eintreten.

So schonend diese erste Reformbill die Machtverhältnisse des englischen Adels, der Land-Gentry und der ihnen assimilirten städtischen Honorationen wahrte, so gewannen doch die städtischen Mittellassen einen so ansehnlichen Einfluß auf die Gestaltung des Unterhauses und den Gang der Gesetzgebung und Staatsverwaltung, daß der streng ausschließliche Charakter der Universitäten nicht länger aufrecht zu erhalten war, am wenigsten der rein staatskirchliche Charakter im Widerspruch mit den jetzt bei den städtischen Wahlen einflußreichen Dissidenten. Immerhin handelte es sich um wesentliche Interessen der englischen Staatskirche und zugleich um Einrichtungen, die mit den Lebensgewohnheiten und Neigungen der vornehmen Welt eng verknüpft waren. Die Reformgesetzgebung ist daher auf diesem Gebiet mit besonderer Vorsicht vorgegangen, doch mit unverrückter Festhaltung des Zieles, die Universitäten zu allgemeinen höchsten Unterrichtsanstalten umzuwandeln, welche als nationale Institute allen Confessionen und soweit wie möglich auch allen Ständen zugänglich werden sollen.

Nach einigen schwachen Anläufen ergeht 1854 die erste eingreifende Oxford University Act (17 et 18 Vict. cap. 81). Es wird danach eine Commission ernannt, bestehend aus Lords, Bischöfen und Notabilitäten der Gerichtshöfe und der Wissenschaft, zunächst zur Reform des verwaltenden Körpers. An die Stelle des alten Senats der Corporation tritt ein neuer

Senat, zu welchem der Kanzler, der Vizekanzler und die Syndici (Proctors) von Amtswegen gehören und sodann 6 gewählte Vorsteher von Colleges, 6 gewählte Professoren und 6 aus dem Generalconcil gewählte Mitglieder ohne Rücksicht auf bisherige beschränkende Vorbedingungen der Statuten. Zur Beseitigung von Hemmnissen, welche die älteren Corporationsstatuten in dieser Richtung noch enthielten, erklärt das Gesetz kurzweg eine Anzahl statutenmäßiger Eide für null und unverbindlich, namentlich den Eid, „in keine Aenderungen der Statuten willigen zu wollen“. Eine veränderte Zusammensetzung erhält auch das Generalconcil (convocation). Die neugestatteten Universitätsbehörden haben in gemessener Frist der königlichen Commission revidirte Statuten zur Prüfung und Genehmigung vorzulegen, widrigenfalls nach fruchtlosem Ablauf der Frist die Staatscommission selbst solche Entwürfe aufstellt. Eine Hauptbestimmung der neuen Statuten soll sein, daß die Aufnahme in die Universität von keinem Test und keiner Declaration abhängig gemacht, die Universität also allen Unterthanen ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntniß geöffnet wird. In allgemeinen Zügen werden ferner Gesichtspunkte für die künftige Erweiterung der Vorlesungen und Studienpläne der Universität gegeben. Die Statutenentwürfe sollen nach gehöriger Bekanntmachung und Anhörung von Einsprüchen dem Privy Council (Staatsministerium) zur Amendirung und Bestätigung unterbreitet und demnächst dem Parlament vorgelegt werden, welchem das Recht vorbehalten wird, binnen 21 Tagen die gänzliche oder theilweise Aufhebung einer so erlassenen königlichen Verordnung zu beantragen. — Zwei Jahre später erging ein parallel gehendes Gesetz für die Universität Cambridge.

Die neuen auf Grund dieser Gesetze erlassenen Universitätsstatuten änderten jedoch nur wenig in den bestehenden Verhältnissen. Einen Schritt weiter geht nunmehr das amendirende Gesetz von 1871 (34 Vict. c. 26), welches für beide Universitäten jede Beschränkung des Glaubensbekenntnisses aufhebt, sowohl für die Zulassung zu den akademischen Graden, wie zu den Aemtern und Würden der Universität und der Colleges; selbstverständlich mit Ausnahme der Aemter und Würden der Theologie, sowie mit Vorbehalt der geltenden Vorschriften für die religiöse Erziehung und den üblichen Gottesdienst der Universitätskörperschaft. Uebrigens soll Niemand genöthigt werden, Vorlesungen zu hören, an welchen Theil zu nehmen er vermöge seines Glaubensbekenntnisses Bedenken trägt. Für minderjährige Studierende steht die Beschließung darüber dem Vater oder Vormund zu.

Sehr viel weitertragend ist nun aber das neueste Reformgesetz von 1877 (40 et 41 Vict. c. 48) mit der ausgesprochenen Tendenz, den Universitäten eine neue Verfassung als Lehranstalten im Sinne der Hochschulen Deutschlands und Frankreichs zu geben. Die neue Verfassung soll die Lehrstühle und die Vorlesungen in fortschreitendem Maße zum Schwerpunkt der Institution und die überreichen Mittel der Colleges für diese Aufgaben nutzbar machen. Es wird zu diesem Zweck eine Commission von 7 Mit-

gliedern (Vordkanzler, Chief Justice und Notabilitäten der Kirche und Wissenschaft) ernannt für Oxford, eine analoge Commission von 8 Mitgliedern für Cambridge. Die Entwürfe zu den neuen Grundgesetzen (statutes) der Universität und der Colleges haben die jetzt bestehenden akademischen Behörden bis zum Ende des Jahres 1878 selbst zu entwerfen und zur Bestätigung oder Abänderung einzureichen. Die Hauptgesichtspunkte der neuen Organisation als Behörde werden im Gesetz bereits vorgezeichnet. Zahlreiche Vorbehalte für die gewährten Einrichtungen aller Stifftung werden durch besondere Provisos im Gesetz gemacht. Insbesondere sollen die aus neueren Stiftungen herrührenden Anordnungen in der Regel intact bleiben. Nach einer in den neueren Reformgesetzen oft wiederkehrenden Clausel werden die in den letzten 50 Jahren gemachten Stiftungen in der Regel als solche behandelt, die als den Zeitverhältnissen entsprechend von der Reform ausgenommen bleiben. Die von den Universitätsbehörden entworfenen, von der Commission approbirten Entwürfe sind nach dem neuen Gesetz zuerst der Königin im Rath (dem Staatsministerium) vorzulegen und im Staatsanzeiger zu veröffentlichen. Binnen 3 Monaten nach dieser Veröffentlichung steht jedem Interessenten ein Petitionsrecht gegen den Entwurf zu. Ueber die Einwendungen hat die Universitätscommission die Betheiligten zu hören und an die „Königin im Rath“ zu berichten, welche darüber endgiltig entscheidet. Das so festgestellte Statut ist schließlich noch 12 Wochen lang beiden Häusern des Parlaments zur Kenntnissnahme vorzulegen, binnen welcher Frist jedes der beiden Häuser eine darauf bezügliche Adresse an die Krone erlassen mag. Nach Passirung dieses letzten Stadiums erfolgt die Bestätigung durch die Königin im Rath (Staatsministerium) und wird sodann der Universität bezw. den einzelnen Colleges, als das gesetzlich bindende neue Statut zugefertigt. Die Universitätscommission, in ihrer jetzigen Gestalt, bestehend aus dem Erzbischof Primas, dem Vordkanzler, den Universitätskanzlern, und aus einem oder zwei Mitgliedern, welche zugleich Mitglieder der Justizabtheilung des Staatsraths sein sollen, erscheint fortan als die höchste Staatsbehörde zur Handhabung der staatlichen Organisationsgewalt, vermöge deren auch noch weitere Abänderungen der Statuten auf Antrag vorgenommen werden mögen.

Auf der Grundlage dieses neuen Gesetzes sind nunmehr die neuen Statuten der Universitäten und der Colleges zu Stande gebracht und veröffentlicht worden. Wir liegen jetzt zunächst die in dem Jahre 1881 publicirten Statuten für Cambridge vor (Cambridge University Press 1883) in einem sehr umfangreichen Octabbande, aus welchem etwa folgende neue Bestimmungen von Interesse zur Vergleichung mit deutschen Verhältnissen sein werden.

Das erste allgemeine Universitätsstatut A vom 19. Januar 1881 enthält die äußere Verfassung und zwar zunächst die Bestimmung der drei Lehrperioden (terms) entsprechend im Allgemeinen den Quartalen des Jahres,

so daß das Sommerquartal vom 24. Juni bis zum Schluß des September als Ferienzeit offen bleibt. Es schließen sich daran die Erfordernisse zur Erlangung der akademischen Grade, die Zuständigkeiten des Senats, die Wahl des Kanzlers, Vicelanzlers und der Beamten der Universität, die Verwaltung des Universitätsfonds, der akademische Gottesdienst, die Handhabung der Disciplin und der Umfang der Befugnisse der Universität zum Erlass ergänzender Regulative (ordinances) über eine Reihe von Gegenständen innerhalb der gesetzlichen Normen.

Von noch größerem Interesse ist das Statut B vom 15. März 1881, welches die Ueberleitung in eine universale Lehranstalt zum Zweck hat. Jedes College hat zu dem Zweck einen verhältnißmäßigen Theil seines Jahreseinkommens an den allgemeinen Universitätsfonds abzuliefern, und zwar in den nächsten drei Jahren eine Summe von 5000 bis 6000 Lstr., in den folgenden 3 Jahren 10 000 bis 12 000 Lstr., und so in dreijährigen Perioden aufsteigend bis zu 30 500 Lstr. Dieser allgemeine Universitätsfonds ist fortan bestimmt zur Beschaffung der Gehälter und Pensionen der Professoren und Dozenten, sowie zur Beschaffung von Museen, Laboratorien, Bibliotheken und Auditorien für die Vorlesungen. Zur Regelung der künftigen Studiencurse werden 12 Special-Commissionen ernannt: die erste für die fünf ordentlichen Professuren der Theologie, die zweite für die drei ordentlichen Professuren der Rechtswissenschaft, die dritte für die vier ordentlichen Professuren der Medicin. Die übrigen neun Studiencommissionen umfassen ungefähr das weitestthichtige Gebiet unserer philosophischen Facultäten: Klassische Sprachen, orientalische Studien, mittelalterliche und moderne Sprachen, Mathematik, Physik und Chemie, Biologie und Geologie, Geschichte und Archäologie, moralische Wissenschaften (politische Oekonomie, Philosophie etc.) und endlich Musik. Das Personal der ordentlichen Professoren ist für jetzt auf 27 Lehrstühle berechnet, die normalen Gehalte auf 700 bis 850 Lstr. Daneben sollen noch mindestens zwanzig außerordentliche Professoren (Readers) mit Normalgehalten von 400 Lstr., sowie eine Anzahl Dozenten (Lecturers) mit Remunerationen von mindestens 50 Lstr. ernannt werden. Die Ernennung der ordentlichen und außerordentlichen Professoren erfolgt in dauernder Amtsstellung (during good behaviour); die Bewilligung von Pensionen hängt von Specialbeschlüssen des Senats ab. Die Bestimmung der Nominalprofessuren unterliegt auch noch künftigen Erweiterungen. Zu diesem Zweck wird eine General-Studien-Commission (General Board of Studies) ernannt, bestehend aus dem Vicelanzler, je einem von den 12 Specialstudiencommissionen und 8 vom Senat zu wählenden Mitgliedern. Da die Durchführung des neuen Systems der Lehrvorträge voraussichtlich noch manchen Schwierigkeiten und Versuchen unterliegen wird, so sind der General-Studiencommission wichtige Befugnisse beigelegt, insbesondere auch die Bestimmung, ob und welche Honorare von den Studirenden zu zahlen sind; welche Vorlesungen obligatorisch, in welcher Weise der Besuch der Vorlesungen zu controliren ist u. s. w. Eine

Reihe der wichtigsten Ausführungsverordnungen dieser Art sollen vom Senat auf Vorschlag der General-Studien-Commission definitiv festgestellt werden. — Eine der schwierigsten Fragen war die Berufung der Professoren. Nach der Weise, in welcher die Aemtervergebung (*patronage*) von den durchschnittlich alle drei bis vier Jahre wechselnden Ministerien gehandhabt wird, konnte man diese Ernennungen nicht in die Hände eines Ministers legen. Das System eines ausgebildeten Parteiwechsels in den Verwaltungen wird überhaupt mit den Interessen einer höchsten Lehranstalt und den Anforderungen der Wissenschaft schwer zu vereinigen sein. Andererseits konnte man die Berufungen nicht den einzelnen Facultäten und Colleges anvertrauen, ohne die dringendste Gefahr eines gelehrten Partei- und Familien-Nepotismus. Man hat deshalb eine Special-Commission gebildet, bestehend aus dem Vizekanzler und 8 Personen, von welchen 2 vom Senat, 3 von der General-Studien-Commission, 3 von der Special-Studien-Commission, in deren Bereich die Professur gehört, ernannt werden sollen. Damit nun aber im Kreise der Körperschaft nicht allzu exclusive Richtungen zur Geltung kommen, vielmehr auch Ansichten außerhalb der Universität (*outside the University*), so soll wenigstens eine der drei von der General-Studien-Commission und eine der drei von der Special-Studien-Commission ernannten Personen weder durch Wohnsitz noch durch Amt mit der Universität in Verbindung stehen. Auf demselben Gesichtspunkte beruht die Bestimmung, daß die Wahl der Mitglieder nur auf eine bestimmte Reihe von Jahren erfolgen und jährlich wenigstens ein Mitglied aus der Commission ausscheiden soll. — Neben diesen allgemeinen Grundgesetzen der Universität sind demnächst noch Specialstatuten für einige ordentliche Professuren erlassen, veranlaßt durch ältere besondere Stiftungsbedingungen, die mit den neueren Anforderungen und Bedürfnissen in Einklang zu bringen waren. — Den voluminösesten Theil der neuen Statuten bilden nun aber für Cambridge die neuen Grundgesetze der 17 einzelnen Colleges, die mit Rücksicht auf die neu organisirte Gesamt-Universität und auf den jetzt stärker hervortretenden Lehrzweck abgeändert sind, und welche sich insbesondere auch eine Verminderung ihrer fellowships zu Gunsten des allgemeinen Universitätsfonds gefallen lassen müssen. Verfassung und Verwaltung dieser Körperschaften sind nunmehr durch codificirte Vorschriften oft bis in die kleinsten Einzelheiten geregelt.

Uebersieht man den Gang dieser umfangreichen Gesetzgebung im Ganzen, so treten darin die Eigenthümlichkeiten der englischen Reformgesetzgebung des letzten halben Jahrhunderts in besonderer Schärfe hervor. Es ist die Gesetzgebung einer regierenden Klasse, die durch das Parlamentssystem seit Menschenaltern die Staatsgeschäfte praktisch kennt, mehr oder weniger widerwillig den unabwiesbaren Forderungen der heutigen Gesellschaft nachgiebt, in den Reformen schrittweise vorgeht, aber consequent und ohne Rückfälle. Wo wie bei uns die Anforderungen an den Staat von einer Gesellschaft ausgehen, die durch neu gestaltete Verfassungen zu einer Theilnahme

an der Gesetzgebung, zu einer Einwirkung auf die Verwaltung neu berufen ist, gehen die Reformforderungen von allgemeinen Sätzen und Schlagworten aus. Denn eine Gesellschaft, die in ihren Besitz- und Erwerbsverhältnissen getrennt aus ihrem Privatleben heraus Aenderungen in Staat und Kirche erstrebt, kann sich nicht anders über ihre Ziele verständigen, als durch allgemeine Sätze, und das Verdienst der leitenden Parteimänner ist, diese gemeinverständlichen Worte zu finden. Die daraus hervorgehenden Reformen leiden an dem Mangel, daß die herrschende Richtung in Verfassungsurkunden und Gesetzesvorlagen allgemeine Normen durchsetzt, deren Tragweite man noch nicht übersehen und übersehen konnte. Erst bei der Ausführung kommen dann die Folgen des neuen Principes in der Verlegung zahlreicher gesellschaftlicher Interessen zum Vorschein, welche unänderlich zu einer Rückströmung der öffentlichen Meinung führen. Es entsteht daraus die lange Reihe abortiver Anläufe zu Reformen und die immer wiederkehrende Erscheinung einer „Reaction“, die man sich dann nur aus einer langen Kette böswilliger Einflüsse zu erklären vermag. In den Ländern romanischer Nationalität entsteht daraus jener unstäte Wechsel der Verfassungen und der Verwaltungssysteme; in dem deutschen Leben, dem ruhigeren Temperament entsprechend, eine Zerfahrenheit der öffentlichen Meinung, welche sich sehr schwer über zeitgemäße Fortschritte einigt, glücklicher Weise aber auch ebenso schwer mit praktischen Maßregeln der Reaction zu Stande kommt.

England hat in dem letzten halben Jahrhundert seine Staats- und Communalverwaltung, der Natur der industriellen Gesellschaft entsprechend, so umgestaltet, daß man nahezu sagen kann: in jedem Gebiet liegt heute kaum mehr ein Stein auf dem andern, und wer Land und Leute seit 40 Jahren kennt, mag den Eindruck haben, als ob heute eine andere Nation auf der britischen Insel sich niedergelassen habe. Die starke Seite dieser Entwicklung lag unverkennbar darin, daß das Parlament und die darin leitenden Parteiführer durch die Selbstthätigkeit in den Geschäften des Staats und der Selbstverwaltung die volle praktische Tragweite der von der öffentlichen Meinung geforderten Aenderungen kannten und deshalb die Reformprojecte alsbald unmittelbar auf die Fragen richteten, in denen der Angelpunkt der Aenderung und in der Regel auch die Schwierigkeiten und Hindernisse derselben liegen. Darauf beruht die Stetigkeit, die energische Ausdauer und der durch keine Reaction in Frage gestellte Erfolg der allerweittragendsten Reformen, unter denen England bis jetzt noch die Hauptsache bewahrt hat: eine unparteiische, tüchtige und rechtschaffene Staatsverwaltung. (Daß die Verfassungsreformen und der innere Zerfall des Communalwesens schon für die nächste Zukunft eine Fortdauer dieser günstigen Bedingungen nicht gewährleisten, liegt hier außer Frage, wo eben nur eine wichtige Seite der Verwaltungsreform zu erörtern war.) Auch die Umgestaltungen des Universitätswesens sind langsam und in gemessenen Schritten vor sich ge-

gangen, während man vom deutschen Standpunkte aus die Umgestaltung von Oxford und Cambridge zu einer akademischen Lehranstalt in vier Facultäten mit voller Lehr- und Lernfreiheit sich wohl als eine viel leichtere Sache gedacht hätte. Allein man wolle dabei nicht vergessen, welche mächtigen Interessen der Staatskirche und der englischen Aristokratie diese Aenderungen verletzten, wie viel ehrwürdige Traditionen und gute Erfolge durch die Neuerungen bei Seite gesetzt wurden, wie viel wohlverworbene Rechte dabei zu berücksichtigen waren. Nach einem Menschenalter erscheint das richtige Ziel der Reform nunmehr sicher anerkannt und unaufhaltsam seiner Verwirklichung entgegengehend, ohne die Gefahr eines Rückfalls. Die zähe Ausdauer in der Verfolgung der entscheidenden praktischen Punkte bewahrt solche Reformen auch vor einer überstürzenden Centralisation, die, wenn sie in der französischen Weise vor sich gegangen wäre, das englische Unterrichtswesen in den Schematismus der französischen Université in dem Parteiwchsel der Ministerien und in einen hin- und herwogenden Streit mit der Kirche verwickelt haben würde.

Den Gegenpol der Universitäten, ebenso in den vorhandenen Zuständen wie in den Reformmaßregeln, bildet die Elementarschule, welche unter dem anglikanischen Kirchenregiment in völlige Verwahrlosung gerathen war. Kirchenlehre und Seelsorge bildeten und erschöpften den obligatorischen Volksunterricht nach kirchlicher Auffassung. Die sehr ungleich vertheilten Einkünfte der Staatskirche ließen für die Mehrzahl der Kirchspiele eine überaus dürftige Pfarrausstattung übrig, noch viel weniger die Mittel für Gemeindeschulen. Verkümmerte „Parochialschulen“ bestanden daher in der Regel nur durch Schulgelber, aus Privatmitteln oder Stiftungen und fehlten in der Mehrzahl der ländlichen Gemeinden ganz. Die Erhaltung der unteren Schichten in Unwissenheit galt längere Zeit hindurch sogar als ein Theil hochconservativer Parteiprogramme.

In der Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft des 19. Jahrhunderts wurde nun aber die bessere Bildung der arbeitenden Klassen für England zur nationalen Existenzfrage auf dem Weltmarkt. Die besitzenden Klassen selbst empfanden die Folgen der Verwahrlosung in dem Maße, daß eine Reihe von Schulvereinen, einerseits unter dem Einfluß der Dissenters und der Fabrikherren, andererseits (seit 1811) auch im staatskirchlichen Interesse entstanden, in welchem letzteren nun die National Society durch großartige Mittel das von dem Kirchenregiment Versäumte nachzuholen bemüht waren. Gleichen Schritt mit diesem lobenswerthen Wettstreit hielten aber auch die gegenseitigen Hemmungen und Feindseligkeiten.

Die Reformbill von 1832 erscheint auch auf diesem Gebiet als Wendepunkt für das Einschreiten der Staatsgewalt. Zum ersten Mal im Jahre 1834 entschloß sich das Parlament, 20000 Lstr. zur Beförderung einer general

education zu bewilligen, zunächst zur Unterstützung der großen Schulvereine in dem Bau von Schulhäusern. Dies Votum wurde seitdem jährlich erneuert, erhöht und ist allmählig auf einen mehrhundertfachen Betrag gewachsen. Im Jahre 1839 wurde die Bildung einer Unterrichtsabtheilung im Privy Council durchgesetzt und in dem Amt des Vicepräsident ein Verwaltungschef für diese Aufgabe creirt. Die Gelbunterstützungen werden nun auch ausgedehnt auf die Bildung von Schullehrerseminaren, Gehaltserhöhungen für geprüfte Lehrer, Schulbücher, Prämien etc. Aus den Normativbestimmungen dieser Unterstützungen gestalten sich allmählig Schulregulative, die nach den gemachten Erfahrungen jährlich geändert, nach drei Jahrzehnten schon die Gestalt einer Codification (Revised Code) erhalten: immer jedoch noch in der Richtung einer Beihilfe zu freiwilligen Local-Schulunternehmungen für den Elementarunterricht. Die unterstützte Schule soll sein entweder eine Schule in Verbindung mit irgend einer religiösen Confession oder Secte, oder eine Schule, in welcher wenigstens die heilige Schrift nach einer autorisirten Uebersetzung gelesen wird. „Die Inspection des Staats mischt sich nicht in den Religionsunterricht, die Disciplin oder Verwaltung von Schulen.“

Das bis dahin festgehaltene System des Voluntarism ließ indessen die fühlbarsten Lücken zurück. Die ärmsten Schulgemeinden wurden am schlechtesten bedacht. Den bedürftigsten, welche überhaupt keine Schule erhalten konnten, blieb die Staatshilfe ganz versagt. Ueberall fühlbar machte sich der Mangel eines für diesen Beruf gleichmäßig ausgebildeten Lehrpersonal. In Ermangelung einer festen gesetzlichen Grundlage unterlag das Unterstützungssystem nach Regulativen in jeder Parlamentssession einem immer erneuten Streit der confessionellen Standpunkte.

In diese Situation tritt nun die neue Reformbill von 1869 mit ihrer überstürzten Ausdehnung des Wahlrechts für die städtische Bevölkerung. Die von den arbeitenden Klassen in ihrem wohlverstandenen Interesse längst formulirte Forderung eines „allgemeinen obligatorischen Volksunterrichts“ war nun nicht länger abzuweisen, und die regierende Klasse selbst stand jetzt unter dem Eindruck, daß „unsere zukünftigen Herren“ doch etwas besser erzogen werden müßten, wenn der Einfluß der Massenabstimmungen auf die Parlamentswahlen nicht zum Verderben des Landes führen sollte.

In diesem neuen Entwicklungsstadium folgt nun die Einführung des obligatorischen Volksunterrichts durch die Elementary Education Act 1870 (33 et 34 Vict. c. 75). Die Unterhaltung der Volksschule ist fortan gesetzliche Pflicht der politischen Gemeinde, und die dazu nöthigen Mittel sind auf der Basis der ordentlichen Gemeindesteuer, also der Armensteuer (wie solche von allen Liegenschaften der Gemeinde als Haus- und Miethsteuer erhoben wird) aufzubringen, jedoch mit Beihilfe eines mäßigen Schulgeldes und eines erheblichen Staatszuschusses, wenn ein solcher beansprucht wird. Der obligatorische Unterricht begreift einen „ausreichenden Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen“ für alle Kinder vom vollendeten 5. bis

zum vollendeten 13. Jahre, „für deren Unterricht nicht schon anderweit gesorgt ist“. Die Rechte und Vorrechte einer „öffentlichen Schule“ kommen aber nur denjenigen Anstalten zu, welche nach Maßgabe der Staatsgesetze und Regulative geleitet werden, insbesondere nach dem Grundsatz: kein Unterschied der Religionsbekenntnisse; aber Trennung des Religionsunterrichts von dem eigentlichen Schulunterrichte, mit welchem er äußerlich nur so verbunden wird, daß in dem Stundenplan das Gebet, der Religionsunterricht oder das Bibellefen entweder vor oder nach den Schulstunden eingeschaltet wird. Für die Inspection dieser Schulen ist zur Zeit England und Wales in hundert und neun Districte eingetheilt, mit je einem Inspector und einem oder mehreren Assistenten mit einem festen Amtssitz (head quarter). Das jetzige Personal von 10 Oberinspectoren, 131 Inspectors, 124 Assistenten ist ungefähr zur Hälfte aus geistlichen und weltlichen Schulherren formirt, von deren Inspectionsbereich indessen der Religionsunterricht grundsätzlich ausgeschlossen bleibt. Die Neuheit der Organisation und der Mangel eines pädagogisch und wissenschaftlich gleichmäßig gebildeten Personals machen diese Verwaltung allerdings zu einer schwierigen, etwas äußerlich und schematisch gestalteten, unter sehr minutiösen Reglements der Centralbehörde. Der radicale Charakter der Reform hat an dieser Stelle eine bureaukratische Centralisation nach französischem Muster erzeugt. Die gewählten Schul-boards in den einzelnen Schulverbänden zur Verwaltung der äußeren Angelegenheiten haben (wie alle neueren boards dieser Art) nur eine untergeordnete Stellung gewinnen können, und ebenso mangelhaft blieben längere Zeit die engeren Ausschüsse zur Ueberwachung des Schulbesuchs, School Attendance Committees.

Ein wichtiger neuer Fortschritt wird endlich durch die Elementary Schools Act 1876 gemacht. Eltern und Vormünder sind nunmehr gesetzlich (in dem älteren Gesetz nur durch Ortsregulative) verpflichtet, den Kindern im schulpflichtigen Alter von 5 bis 14 Jahren einen ausreichenden Elementarunterricht zu verschaffen unter Androhung von Geldbußen und Haft, auf welche nach Ausweis der Straftabellen ziemlich häufig erkannt wird. Bei hartnäckiger Versäumniß kann durch Ordre eines Friedensrichters die Ueberweisung an eine Anstalt für verwahrloste Kinder erfolgen.

Der daraus hervorgehende Gesamtzustand des Elementarunterrichts ist mit deutschen Verhältnissen verglichen noch vielfach lückenhaft, mangelhaft, in einen bureaukratischen Schematismus eingezwängt: aber der Hauptzweck ist erreicht mit großer Energie. Ließ sich in wenigen Jahrzehnten die Versäumniß vieler Menschenalter nicht gutmachen, so geht doch die Ausbildung des Personals und der Einrichtungen energisch weiter. Der Staatszuschuß wächst mit jedem Jahr. In Folge der Mischung der Confectionen in Stadt und Land sind es aber gerade die von der Verbindung mit den bestehenden Kirchenverbänden getrennten gemeinschaftlichen Schulen (board schools), deren Klassenzahl und Staatsunterstützung fast in geometrischen Proportionen wächst.

Noch nicht ausgefüllt ist die weite Kluft, die in England zwischen den Universitäten als Erziehungsinstituten der vornehmen Klassen und zwischen der Elementarschule besteht, von deren Auffassung als einer „Volkschule für die arbeitenden Klassen“ die herrschende Meinung noch immer nicht loszukommen vermag, wie denn auch noch besondere Armenschulen, in Verbindung mit den Arbeitshäusern, bis heute fortbestehen. In der Mitte zwischen diesen beiden Polen stand von Alters her eine Anzahl höherer Stiftungsschulen (foundation schools) mit sehr ansehnlichen Mitteln. Manche derselben reichen bis in's 14. Jahrhundert zurück und haben, wie Eton und Harrow, einen hochberühmten Namen erworben. Sie waren indessen dem Zuge der Universitäten gefolgt, als streng staatskirchliche Anstalten — Ritterakademien zur Erziehung der Söhne vornehmer und reicher Klassen. Ihr Visitor war entweder ein Bischof oder der Dechant eines Capitels oder einer Universität oder der Lordkanzler im Namen der Krone. Ihr Verwaltungskörper bestand entweder in einem Warden und Fellows oder einem Collegium von Edel-leuten und Geistlichen oder in der Gewürzkrämer-Innung, der Bohgerber-Innung, der Schneider-Innung, dem Magistrat von London. Der Schul-director war ein Geistlicher oder ein Doctor der Theologie, die ordentlichen Lehrer entweder Geistliche oder Graduirte der Universitäten. Auch hier ist die Gesetzgebung sehr zögernd vorgegangen. Erst durch die Endowed Schools Act 1869 wurde eine Special-Commission eingesetzt mit der Aufgabe, binnen gemessener Frist neue Statuten für diese Anstalten zu entwerfen, nach welchen der Religionsunterricht mit dem wissenschaftlichen zu verbinden ist, „daß Niemand seines Glaubensbekenntnisses wegen von der Schulanstalt ausgeschlossen werde“. Auch von dem Curatorium einer solchen Anstalt soll Niemand wegen seiner Confession ausgeschlossen sein. Die Directoren brauchen nicht Geistliche zu sein und bedürfen fortan keiner Bestätigung durch den Bischof. Durch spätere Gesetze ist eine Special-Commission unter dem Lordkanzler eingesetzt, um noch weitere Reformen in Gang zu bringen. In Folge zahlreicher Vorbehalte ist indessen der Zustand dieser alten Ritterakademien bisher nicht erheblich geändert.

Weniger Umstände hat die Gesetzgebung mit den kleineren Lateinschulen gemacht, die auf Grund älterer Stiftungen in den Städten sich vorfinden. Durch die Grammar Schools Act 1840 erhielten dafür die Gerichtshöfe der Billigkeit eine Ermächtigung, mit möglichster Wahrung der Intentionen des Stifeters dem lateinischen und griechischen Sprachunterricht reale Unterrichtsgegenstände zu substituiren und diese Anstalten der Ausbildung zu „praktischen Lebensberufen mehr anzupassen“, was denn auch in einer Anzahl von Fällen geschehen ist.

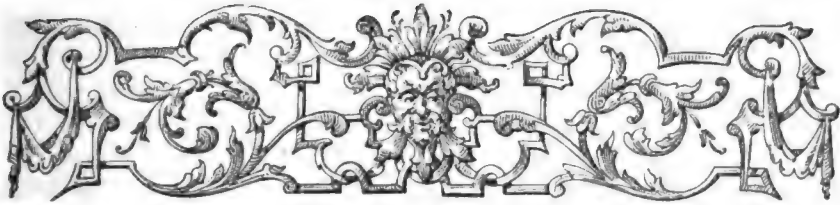
Bei dieser Sachlage blieb nichts übrig, als die bestehende Kluft zwischen der Hochschule und der Elementarschule durch zahlreiche Privat-Unterrichtsanstalten von sehr ungleichem Werth auszufüllen. Dem Bedürfniß und den Anschauungen der englischen middle classes entsprechend, verfolgen

diese Anstalten der Mehrzahl nach ungefähr den Plan von Realschulen II. Ordnung, höheren Bürgerschulen oder Gewerbeschulen. Und wie in England die ständische Scheidung auch im Schulwesen noch ziemlich fühlbar blieb, so nahm man von diesen bürgerlichen Kreisen aus nun auch die Staatshilfe vorzugsweise für die Errichtung von Gewerbeschulen, Zeichenschulen und zahlreichen Anstalten für „praktische Wissenschaft und Kunst“ in Anspruch, aus denen dann ein zweites Departement in der Unterrichtsabtheilung des Privy Council mit ansehnlichen Staatsunterstützungen erwachsen ist. Es ist damit eine Art von Compromiß geschlossen, sofern dagegen der Charakter der vornehmen Stiftungsschulen noch ziemlich unverändert geblieben ist. Ein Gegensatz der klassischen und der realistischen Bildung dauert hier noch fort, unverkennbar entsprechend den Lebensanschauungen der höheren und der Mittelstände.

Eine Anzahl dieser Privatanstalten sind indessen im höheren Styl errichtet, darunter obenan die sog. London University, zusammengewachsen aus einem University College und Kings College, größtentheils auf der Basis einer Actiengesellschaft. Beide wurden 1836 zu einer Corporation vereinigt mit der Befugniß, Doctorgrade der Philosophie, des Rechts und der Medicin zu erteilen. In der Wirklichkeit beschränkt sich die Thätigkeit des Instituts indessen auf eine gut besetzte, vom Staat autorisirte Examinations-Commission.

Von erheblicher Bedeutung ist daneben noch eine kleinere Zahl von akademischen Lehranstalten in größeren englischen Städten, welche in ihren Vorlesungen an den Maßstab unserer Universitätsvorlesungen heranreichen. Aus dem Zusammenwirken der neugestalteten Universitäten mit diesen concurrenden freien Akademien wird sich nun wohl allmählig das selbstständige höhere Lehrpersonal herausbilden, dessen Mangel für die einheitliche Entwicklung des englischen Unterrichtswesens ein Haupthemmniß gewesen ist. Der frische freie Geist, der in den neuerdings entstandenen akademischen Lehranstalten trotz ihres mäßigen Umfangs und mäßiger Mittel waltet, wird auch auf die großen Stiftungsuniversitäten seine Rückwirkung nicht verfehlen und allmählig die innere Einheit des Unterrichtssystems herstellen. Es wird dann England diejenige Stufe des nationalen Unterrichtswesens erreichen, welche Deutschland der ausdauernden Arbeit früherer Generationen und einer aufgeklärten Gesetzgebung verdankt. Die Energie, mit welcher England aber in dieser Richtung vorgegangen ist, giebt den überzeugenden Beweis, wie tief ein solches Unterrichtssystem mit dem Wesen der staatsbürgerlichen Gesellschaft verwachsen ist und wie vergeblich die Bemühungen bleiben müssen, unsere Universitäten und das von ihnen beherrschte Unterrichtswesen auf die Stufe früherer Menschenalter zurückzudrängen, wie dies in Preußen während desselben Zeitraumes versucht wurde.





Eisenbahn- und Telegraphen-Streit in den Vereinigten Staaten.*)

Don

Karl Schurz.

— New-York. —

Der große amerikanische Eisenbahn-Streit des Jahres 1877 wird in den Vereinigten Staaten nicht so leicht vergessen werden. Aufrührerische Erhebungen von erschreckender Heftigkeit versetzten das Land in allgemeine Aufregung und die Unterbrechung der Personen- und Güter-Beförderung auf einigen der wichtigsten Eisenbahnlinien rief überall Besorgniß und Unruhe hervor. Die Geschäftswelt litt unter der Störung, von der alle ihre Veranstaltungen und Calculationen betroffen wurden, beträchtlichen Schaden, und die plötzliche Erschwerung des persönlichen Verkehrs zwischen verschiedenen Localitäten hatte für sämtliche Klassen der Gesellschaft höchst ernsthafte Angelegenheiten und Widerwärtigkeiten zur Folge.

Im Sommer des vorigen Jahres, im Juli, fand ein umfangreicher Aufstand unter den Angestellten und Bediensteten der großen Western Union Telegraphen Compagnie statt. Die Streiker betrugten sich dabei im Allgemeinen, wie es gesetzestreuen Bürgern geziemt, und nirgends kam es zu einem Bruch des öffentlichen Friedens. Aber da die Western Union Compagnie die Vermittlerin des weitaus größten Theils des telegraphischen

*) Dieser Aufsatz des angesehenen Deutsch-Amerikaners sollte gleichzeitig mit dem Bilde und der Biographie des hervorragenden Staatsmannes und Generals aus der Feder Udo Brachvogels veröffentlicht werden. Da aber die Frage, welche Karl Schurz behandelt, von besonders actuellem Interesse ist, haben wir es für richtig gehalten, diese Abhandlung sogleich zu veröffentlichen und behalten uns vor, das Portrait des Verfassers und den biographischen Aufsatz von Udo Brachvogel in einem der nächsten Hefte zu bringen.

Verkehr des ganzen Landes war, so beraubte die Unterbrechung ihres Betriebes Geschäftswelt wie Publikum der Möglichkeit jenes schnellen Austausches von Mittheilungen und Nachrichten, welche auf mehr als einem wichtigen Gebiet des modernen Lebens zu einem der Bedürfnisse desselben geworden ist.

In beiden Fällen — bei dem Eisenbahn-Streik des Jahres 1877, wie bei dem der Telegraphisten im vorigen Jahr — wurde ein äußerstes Unheil durch rechtzeitige Vorkehrungen und Maßnahmen verhütet, welche Eisenbahn und Telegraph auf's Neue einer geregelten Thätigkeit zurückgaben. In beiden Fällen ward aber, auch ganz abgesehen von der Frage, ob die Streiker im Recht oder Unrecht waren, die öffentliche Aufmerksamkeit mit unwillkürlicher Gewalt auf gewisse Fragen gelenkt, welche in der derzeitigen Organisation der Gesellschaft überhaupt eine äußerst wichtige Rolle spielen. Die schnelle Beförderung von Personen und Gütern und die schnelle Vermittelung von Nachrichten sind, wie kaum erst besonders betont zu werden braucht, so unerläßliche Factoren in unserm socialen und geschäftlichen Leben geworden, daß schon eine Unterbrechung derselben von wenigen Tagen nicht verfehlen kann, für eine Menge von Personen große Verluste und Ungelegenheit empfindlichster Art herbeizuführen, während eine anhaltende Bahmlegung vollends unberechenbares Wirrsal und Schaden für das gesamte Gemeinwesen im Gefolge haben mußte. In den Vereinigten Staaten nun liegen diese beiden Factoren in den Händen von privaten Corporationen, welche ihrerseits wieder ihre riesige Geschäfts-Maschinerie durch eine entsprechende Anzahl gegen Bezahlung in ihren Diensten stehender Angestellten im Gange erhalten. Die Angestellten aber sind gelegentlich mit der Bezahlung sowohl, wie mit der Behandlung, die man ihnen zu Theil werden läßt, unzufrieden, — ob mit oder ohne Grund, das zu erörtern, gehört nicht in den Rahmen dieser Betrachtung. Um nun ihre gemeinschaftlichen Interessen wahrzunehmen und unter Anderm auch die Forderungen, welche sie bei solchen Gelegenheiten an ihre Arbeitgeber stellen, durchsetzen zu können, haben sie „Unionen“, „Brüderschaften“ und ähnliche Verbindungen gegründet. Und indem sie die Mitgliedschaft derselben über alle jene Klassen der arbeitenden Bevölkerung, welche etwa mit ihnen um den nämlichen Broterwerb concurriren könnten, auszudehnen suchen, beabsichtigen sie durch diese Controle über ihre möglichen Mitbewerber deren Wettbewerb von vorneherein auszuschließen und somit im Fall eines Streik jeden Widerstand gegen ihre Forderungen seitens der Arbeitgeber dadurch zu vereiteln, daß diesen ihre Ersetzung erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht ist.

Auf diese Weise haben sich in Amerika die Angestellten und Bediensteten der Eisenbahn- und Telegraphen-Compagnien gleich andern Arbeitern und Werkleuten zu großen, fest organisirten Verbänden zusammengeschlossen, welche durch den sie lenkenden gemeinsamen Willen unter andern Dingen auch dazu in Stand gesetzt werden, mit Hilfe einer allgemeinen und plötzlichen Einstellung der Arbeit den gesamten Eisenbahn- und Telegraphen-Dienst in's

Stoßen zu bringen, wenn die Corporationen sich weigern, auf die von ihnen betreffs ihrer Bezahlung und Behandlung gestellten Forderungen einzugehen. Die Corporationen ihrerseits aber sind für gewöhnlich geneigt, diesen Forderungen Widerstand entgegenzusetzen; sei es, daß dieselben thatsächlich übertrieben seien, oder sei es, daß jene nicht darauf verzichten können, die Gewinne ihrer Geschäftsführung mit Hilfe einer ungerechten und bedrückenden Ausbeutung ihrer Angestellten zu erhöhen.

Es wird angenommen, daß Conflicte, welche auf diese Weise zwischen Arbeitgebern und Arbeitern erwachsen, im Laufe der Zeit durch das den gesammten Arbeitsmarkt beherrschende Verhältniß von Nachfrage und Angebot geregelt werden. Wenn die Angestellten behufs Erlangung einer besseren Bezahlung, oder behufs Vorbeugung einer Herabsetzung der bisher bezogenen Gehalte und Löhne, oder aus sonst einem Grunde streiken, so mögen die Arbeitgeber Leute finden, welche ihnen unter ihren Bedingungen dieselben Dienste leisten, oder im Fall ihnen dies unmöglich wird, es im Interesse ihres Geschäftsbetriebes selbst für gerathen finden, denselben zeitweilig ganz einzustellen und die Streiker durch „Aushungerung“ zur Uebergabe zu zwingen. Ein entsprechendes Aufgebot von Ersatzleuten für die von den Ausständigen verlassenen Plätze zu finden, wird stets schwierig und zeitraubend sein, sobald es sich um gelernte und erfahrene Arbeiter handelt, oder im Fall die Streiker durch ihre Organisationen und Verbände in der Lage sind, Denjenigen, welche an ihre Stelle treten könnten, Vorschriften zu machen. Was aber den Versuch einer „Aushungerung“ betrifft, so wird derselbe schließlich auf einen einfachen Kampf der beiderseitigen Ausdauer hinauslaufen — einen Kampf, dessen Länge einerseits von den seitens der Streiker getroffenen Vorbereitungen, den vorher von ihnen angesammelten Mitteln oder der ihnen für die Dauer ihrer Verdienstlosigkeit von Außen her gesicherten Unterstützung, andererseits aber davon abhängen wird, welche Ansichten die Arbeitgeber betreffs ihrer eigenen Interessen und der etwaigen Zeitdauer haben werden, während welcher sie ihr Geschäft liegen lassen können. Schließlich wird dann die Arbeit auf die Bedingungen der ausdauerndsten der beiden kriegführenden Parteien, oder auch wohl auf Grundlage eines Compromisses von Neuem aufgenommen werden. Aber in jedem dieser Fälle wird, wenn nicht die eine oder die andere Seite sofort nachgibt, eine zeitweilige Einstellung des Geschäftsbetriebes eintreten.

Ereignet sich nun ein derartiger Arbeitsconflict in einer Baumwollenspinnerei, in einem Eisenwerk, in einer Tabakfabrik oder einem Industriebetrieb verwandter Art, so mag die damit verknüpfte Geschäftseinstellung für die unmittelbar daran beteiligten Parteien von denkbarem größtem Belang sein; das große Publikum indeß wird nur ein verhältnißmäßig geringes Interesse daran haben. Wenn aber in Folge einer Meinungsverschiedenheit gewisser Eisenbahn- oder Telegraphen-Corporationen und deren Angestellten das Reisen und der Gütertransport durch umfangreiche Streiks in's Stocken geräth, oder

der Telegraph zu sprechen aufhört, und so das Geschäftsleben des Landes theilweiser Lähmung anheimfällt, und Millionen von Menschen Angelegenheiten der empfindlichsten Art ausgesetzt werden: dann wird, wie groß auch die Einbuße der Corporationen an Geschäftsgewinnen und der Angestellten an Gehalten und Löhnen sein mag, in erster Reihe doch das große Publikum der Hauptleidende sein.

Es ist somit klar, daß die Beziehungen zwischen den Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und ihren Angestellten, soweit ihre Thätigkeit als Factoren einer schnellen Personen- und Frachtbeförderung in Betracht kommt, nicht nur die betreffenden Corporationen und deren Angestellten angeht, sondern daß sie vielmehr ein Gegenstand weitgehendsten Interesses für das ganze Gemeinwesen sind. Sie sind nicht eine bloße Privatsache, sondern eine öffentliche Angelegenheit. Und ebenso einleuchtend ist es, daß sich im Hinblick auf den nothwendigen Schutz dieses öffentlichen Interesses das Problem nicht dahin formulirt: wie die durch Streiks hervorgerufenen Unterbrechungen des Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehrs in jedem einzelnen Fall durch eine entsprechende Regelung zum Abschluß gebracht werden können, sondern vielmehr dahin: wie sie überhaupt gänzlich zu vermeiden sind? Denn wie es bei Störungen des Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehrs das Publikum in erster Reihe ist, welches leidet, so kann das nämliche Publikum auch nur durch Verhinderung solcher Störungen geschützt werden, und zwar nicht nur durch die Verhinderung des Erfolges derartiger Streiks, sondern durch Ausbruch des Streiks selbst.

Wie ist das nun anzufangen? Diese Frage ist von verschiedenen Gesichtspunkten aus beantwortet worden.

Der eine derselben faßt vornehmlich die Pflichten der Corporationen gegen die Oeffentlichkeit in's Auge. Eine hervorragende Autorität der amerikanischen Richterbank*) sprach sich kürzlich über die Eisenbahnen als öffentliche Verkehrswege, wie folgt, aus: „Können Eisenbahn-Corporationen die Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Oeffentlichkeit auf den Grund einer Meinungsverschiedenheit über die Kosten derselben mit ihren Angestellten hin vernachlässigen oder vertweigern? Wir glauben, es giebt auf diese Frage nur eine Antwort. Das Gesetz läßt eine derartige Ausrede absolut nicht zu, und die den Eisenbahnen obliegenden Pflichten müssen, koste es was es wolle, erfüllt werden!“ Und wie hier den Eisenbahnen gegenüber, wird von verschiedenen Seiten darauf gedrungen, daß derselbe Grundsatz auch auf den Telegraphendienst angewendet werde, weil Telegraphen-Corporationen ebenfalls die Geschöpfe von Gesetzgebungen sind. Sie sind vom Staate mit werthvollen Vorrechten ausgerüstet worden, in deren Entgelt sie bestimmte öffentliche Pflichten zu erfüllen haben. Diese Pflichten bestehen darin, telegraphische Botschaften prompt und richtig zu befördern. Und zwar

*) Richter Noah Davis von der New-Yorker Supreme Court.

sind sie unter der öffentlichen Verpflichtung dies zu thun, gleichviel ob sie den zu ihrem Dienst benötigten Angestellten hohe oder niedere Gehälter und Löhne zu zahlen haben. Sind diese Angestellten mit den ihnen bewilligten Bezahlungen unzufrieden und stellen sie, um mehr zu erhalten, ihre Arbeit ein, so sind die Corporationen verpflichtet, ihnen die verlangten Bedingungen zuzugestehen, es sei denn, daß sie im Stande wären, die von den Streikern aufgegebenen Stellen so unmittelbar neu zu besetzen, daß keine Dienststörung eintreten kann. Es mag dies schwer, wenn nicht unmöglich sein — was immer aber sie ihren Angestellten zu zahlen haben mögen, auf keinen Fall wird ihnen das Recht einzuräumen sein, den Dienst eine Störung erleiden zu lassen! Wir hätten da thatsächlich eine Theorie, auf deren Grundlage, — vorausgesetzt, daß sie einer rücksichtslosen Durchführung fähig ist — das Problem der Vermeidung von Dienststörungen gelöst werden kann.

Der andere Gesichtspunkt ist mehr derjenige der Corporationen. Und zu ihren Gunsten wird von ihm aus geltend gemacht: daß, wenn die Corporationen behufs ununterbrochener Aufrechterhaltung des Eisenbahn- und Telegraphendienstes gehalten sind, ihren Angestellten an Gehalten und Löhnen zu bezahlen, was diese immer verlangen mögen, dieselben sich eine derartige Sachlage in ungebührlicher Weise zu Nutzen machen möchten; daß sie angesichts der Unmöglichkeit, ihre Stellungen umgehends mit competenten Personen zu besetzen, sich leicht veranlaßt sehen könnten, mehr und immer mehr zu verlangen, bis schließlich ihre Forderungen eine solche Höhe erreichen würden, daß ihre Bewilligung mit dem Ruin der Corporationen gleichbedeutend sein müßte; und daß zur Verhütung einer solchen Möglichkeit die Eisenbahn- und Telegraphen-Compagnien das Recht haben müßten, sich im Falle von Streiks auf den Arbeitsmarkt zu begeben und dort zu den für sie möglichst günstigen Bedingungen Ersatzkräfte anzuwerben, wenn dadurch auch eine zeitweilige, das Publikum belästigende und schädigende Störung ihres Betriebes eintreten sollte. Eine derartige Auffassung, wenn zur endgiltigen erhoben, würde die Frage in ganz demselben unbefriedigenden Zustand belassen wie vorher.

Aber es ist der Versuch gemacht worden, diese nämliche Auffassung noch durch ein weiteres Argument aufrecht zu erhalten, welches nicht die Pflichten der Corporationen, sondern die der Angestellten der Corporationen gegen das Publikum in's Auge faßt. Und dieses kann nicht schärfer und klarer dargelegt werden, als es in den Worten geschah, deren sich ein angesehenener Publicist in einer Reihe von Artikeln bediente, die er gelegentlich des jüngsten großen Telegraphisten-Streiks in einem der leitenden New-Yorker Tageblätter*) veröffentlichte. Hier die hauptsächlichsten Punkte seines Raisonnements:

„Die Stockung des Eisenbahn- und Telegraphendienstes wäre gleichbedeutend mit einer Stockung des geschäftlichen und gesellschaftlichen Lebens, wie sie (abgesehen von Gewalt und Blutvergießen) die Invasion einer feind-

*) Herr E. L. Godkin in der „N. Y. Evening Post“.

lichen Seerezmacht mit sich bringen würde. Dieselbe gehört somit zu jenen Dingen, denen kein Volk sich lange aussetzen dürfte. Es kann in diesen großen öffentlichen Dienstzweigen ebensowenig den Angestellten erlauben zu streiken, wie es den Corporationen eine plötzliche Unterbrechung ihres Betriebes als geeignetes Mittel zur Erzielung höherer Beförderungsraten vom Publikum gestatten kann. Keine Gesetzgebung würde dies zugeben, und noch eine oder zwei Erfahrungen wie der Eisenbahnstreik von 1877 würden jede Legislatur veranlassen, Maßregeln gegen eine Wiederholung desselben zu ergreifen.“ — „Telegraphisten, Eisenbahn-Bedienstete, Postbeamte und Polizisten füllen in der modernen Gesellschaft Pösten aus, welche denen von Soldaten ganz ähnlich sind. In der That, sie Alle zusammen thun für die Gesellschaft, was früher Soldaten für sie zu thun pflegten. Sie setzen Jedermann in Stand, in gesetzmäßiger Weise nach Belieben zu kommen und zu gehen und seinen Obliegenheiten und Geschäften ohne Verjämniß und Hinderniß nachzukommen.“ — Der gegenwärtige Telegraphistenstreik wird sein mannigfaches Gute haben, wenn er die Aufmerksamkeit des Publikums auf die Thatfache lenkt, daß die enorme Anzahl von Personen, welche im Dienst moderner Corporationen stehen, und die Beziehungen einiger dieser Corporationen zum Publikum den Streik als ein Mittel zum Austrag ihrer Streitigkeiten mit ihren Bediensteten ganz außer Frage stellen. Ob solche Streiks durch das Gesetz verboten sind, oder nicht, macht dabei gar keinen Unterschied. Keine große Corporation kann denselben gestatten, auf Kosten ihres Ruins erfolgreich zu sein. Die zehn- bis vierzigtausend Leute, welche einige unserer derzeitigen Corporationen im Augenblick im Eisenbahn- und Telegraphendienst beschäftigen, sind eine Armee und müssen nach den Grundsätzen einer Armee-Leitung regiert werden. Der unerläßlichste Grundsatz einer Armee-Leitung aber ist der: daß keine Theilung der Autorität stattfinden, und daß nichts, wie vernünftig es auch an sich sein mag, auf ein dictatorisches Verlangen der Untergebenen hin bewilligt werden darf. Keine Compagnie darf sich durch ihre Untergebenen in eine Aenderung ihres Betriebes hineinschreden lassen, oder außenstehenden Personen einen Antheil an der Regelung und Bestimmung desselben gestatten, ohne unter Umständen diesen ganzen Betrieb selbst in die Brüche gehen zu sehen. Kein Zweifel, daß das häufig Ungerechtigkeiten und selbst Grausamkeiten im Gefolge hat. Aber es ist nun einmal bei der Leitung und Handhabung großer Menschenmengen unvermeidlich und diese Vereinigung großer Menschenmengen zu industriellen Zwecken ist eine neue Erscheinung, auf welche es absurd wäre, jene Regeln und Erfahrungen anzuwenden, die man aus den kleinen Lohnkriegen in Werkstätten oder Fabriken mit ein paar Duzend oder ein paar Hundert Arbeitern gewonnen hat. Kein Leiter einer großen Corporation, welcher sein Geschäft kennt und an seinem Platz der richtige Mann ist, wird nicht lieber Millionen opfern, um einem Streik Widerstand zu leisten, als eine Kleinigkeit sparen, indem er nachgiebt.“ — „Alle Geschäfts-Corporationen (mit Einschluß von

Eisenbahn- und Telegraphen-Compagnieen) sind zu dem Zweck in's Leben gerufen, Profite zu machen. Ihnen Bedingungen auferlegen zu wollen, die den Profit ausschließen, heißt soviel, wie sie gegen den Willen ihrer Mitglieder in philanthropische Organisationen zu verwandeln — Etwas, wozu weder das Gesetz noch die öffentliche Meinung ein Recht hat.“ — „Augenscheinlich haben die Theilnehmer an diesem großen Telegraphen-Streit keine Idee davon, daß sie gewisse Pflichten gegen das Publikum haben, und daß es ihnen durchaus nicht freisteht, demselben Verluste oder Schädigungen zuzufügen, welche sie in ihrem Lohnkampf gegen ihre Arbeitgeber fördern sollen. Wahrlich, ein recht sonderbarer Zustand der Begriffe für eine so große Menge verständiger Leute!“

Es wäre schwer, diese andere, corporationsfreundliche Seite der Frage deutlicher darzulegen, als es in dem Vorstehenden geschehen ist, und nichts dürfte geeigneter sein, die eigenthümliche Stellung der Eisenbahn-Bediensteten und Telegraphisten klarzustellen, als eine kritische Beleuchtung dieser Darlegung.

Alles, was der Verfasser der betreffenden Artikel über die Schädigungen sagt, welche der Gesellschaft in allen ihren Schichten und Interessen aus solchen Streits erwachsen mögen, welche den Eisenbahn- und Telegraphen-Verkehr unterbrechen, ist zweifelsohne wahr. Ebenso wahr ist es, daß in Anbetracht der Unerläßlichkeit der von Telegraph und Eisenbahn der Gesellschaft geleisteten Dienste die Angestellten derselben Etwas wie Soldaten sind. Wer sich aber von dieser Analogie zu dem weiteren Schluß fortreißen lassen wollte, daß deshalb diese Angestellten auch nach Art von Soldaten militärisch regiert werden sollen, der übersieht ganz, daß sich jene Analogie in jedem weiteren wesentlichen Punkt als nicht stichhaltig erweist. Der Soldat leistet dem Publikum nicht nur gewisse Dienste, sondern dieses Publikum oder vielmehr seine politische Organisation, der Staat, sorgt auch ganz und gar für ihn. Der Staat weist ihm seine Obliegenheiten an, hält ihn unter stricter Disciplin und bestraft ihn für Ungehorsam oder Desertion. Aber derselbe Staat sorgt auch für seine Löhnung, seinen Unterhalt und sein Wohlbefinden; er schützt ihn vor Mißhandlung durch seine Vorgesetzten; er hat Hospitäler für ihn, wenn er krank ist, und Pensionen, wenn er zum Invaliden wird. Mit einem Wort, der Soldat steht in allen Beziehungen nicht allein unter den Befehlen, sondern auch unter dem Schutze der nämlichen Gewalt, welcher er seine Pflichten schuldet und der er seine Dienste leistet, und seine Bezahlung und seine Behandlung sind genau nach den Erfordernissen und den Interessen dieses Dienstes geregelt. Anders die Eisenbahn- und Telegraphen-Bediensteten. Während sie sich auf der einen Seite als im Dienst des Publikums stehend zu betrachten haben und man von ihnen erwartet, daß sie sich in diesem Dienst auch zur ununterbrochenen Erfüllung ihrer Pflichten gehalten erachten, so daß das Publikum zu keiner Zeit geschädigt werde, stehen sie auf der andern Seite keineswegs unter dem Schutze oder der Fürsorge des Publikums, sondern einfach unter den Befehlen

geschäftlicher Corporationen. Diese Corporationen aber sind durchaus nicht zum bloßen Dienst für das Publikum organisiert, sondern ihr Zweck ist der, „geschäftliche Profite zu machen“. Die Art und Weise, in der sie ihre Angestellten „regieren“, wird daher weder ausschließlich noch vornehmlich durch das öffentliche Interesse bestimmt, sondern einfach durch das, was sie als ihr privates Interesse erkennen. Und es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie dieses private Interesse zunächst in der Erzielung so großer Geschäftsprofite wie möglich erblicken und zu diesem Zweck die Gehalte und Löhne ihrer Angestellten so niedrig wie möglich halten. Dies ist denn auch bereits häufig genug geschehen und wird sich wahrscheinlich noch oft genug wiederholen. In einem oder dem andern Fall mögen die Corporationen dabei durch keine merkliche Concurrenz seitens des Arbeitsmarktes gestört werden. So sagt uns beispielsweise der Verfasser unserer „Evening Post“-Artikel: daß die Western Union Compagnie „ein thatsächliches Monopol innerhalb ihres Geschäftsbetriebes besaß“ und daß „dasselbe sie in Stand setzte, die Löhne der Telegraphisten im ganzen Lande zu bestimmen“ — was Beides zur Zeit der Fall war. Eine Corporation, die sich im Besitz solcher Vortheile befindet, mag behufs Vermehrung ihrer Profite wohl den Versuch machen, die Gehalte soweit herabzudrücken, daß sie eben zur nothdürftigen Fristung des Lebens ihrer Angestellten hinreichen und weniger günstig situierte Corporationen mögen ihrem Beispiel folgen. Man kann sich eine Combination der hauptsächlichsten Eisenbahn-Gesellschaften vorstellen, welche gleichfalls im Stande wäre, die Löhne der Maschinenisten und sonstigen Angestellten im ganzen Lande zu fixiren und dann zur Erhöhung ihres Geschäftsertragnisses in derselben Weise die Gehalte und Löhne herabzusetzen versucht. Bis zu welchem Grade sich solche Dinge in Wirklichkeit ereignet haben, das bedarf hier keiner Erörterung. Niemand wird behaupten wollen, daß man sich ihrer nicht ganz gut versehen könne. Was bleibt nun in solchen Fällen den „Telegraph-Soldaten“ und den „Eisenbahn-Soldaten“ zu thun übrig?

Nehmen wir an, sie fänden es äußerst, wo nicht unmöglich, sich zu unterwerfen; sie könnten mit den ihnen gelassenen Bezahlungen nicht so menschenwürdig leben, wie sie leben sollten; sie können möglicherweise überhaupt nicht damit leben. Sie beschreiten zuerst den Weg der Bittstellung an die Corporations-Leiter, aber ohne Erfolg. Sie werden in ihren Vorstellungen und Forderungen dringender, immer noch umsonst. Endlich sehen sie sich zu dem Schluß getrieben, daß sie angesichts dieser Fruchtlosigkeit von Bitten und Vorstellungen zu stärkeren Mitteln zu greifen haben und beschließen in ihrer Verzweiflung zu streiken. Die Ankündigung dieses Entschlusses ruft große Mißbilligung, Bestürzung und Ungehaltenheit im Publikum hervor. Und nun, stelle man sich vor, träte irgend Jemand als Wortführer dieses heunruhigten Publikums auf und rief den Aufständischen zu: „Euch Eisenbahn- und Telegraphen-Angestellten kann es nicht gestattet werden, zu streiken. Ihr steht im Dienst des Publikums. Wenn Ihr die

Arbeit einstellt, so erleidet das Publikum eine Menge Ungelegenheiten und Schaden. Euer Verhältniß zur Gesellschaft ist dasjenige von Soldaten und ihr solltet wissen, daß ein Soldat, der seinen Posten verläßt, ein großes Verbrechen begeht. Es ist wahr, daß andere Arbeiter ein Recht haben, zum Streik, als einem Schutzmittel für ihre Lebensinteressen, ihre Zuflucht zu nehmen. Aber ihr Telegraphen- und Eisenbahn-Bediensteten dürft Euch etwas Derartiges nicht einfallen lassen. Durch Eure Pflicht gegen das Publikum seid Ihr davon ausgeschlossen, und diese Pflicht gegen das Publikum habt Ihr zu begreifen und anzuerkennen. Sie gebietet Euch in Eurer Arbeit fortzufahren, so daß das Publikum unbelästigt und ungeschädigt bleibe.“

Die Antwort, welche die also angeredeten Angestellten geben werden, wird sehr einfach die folgende sein: „Wir haben um das, was uns absolut nothwendig ist, gebeten und petitionirt, aber vergebens. Mit dem, was wir haben, können wir nicht existiren. Unsere Vorstellungen und Bittgesuche sind erfolglos geblieben, wir sind zu dem Schluß gekommen, daß uns kein anderes Mittel bleibt, als der Streik. Nun aber sagt Ihr uns, daß, während alle anderen Klassen von Arbeitern das Recht haben, sich dieses Mittels zum Schutz ihrer Lebens-Interessen zu bedienen, wir durch unsere Pflicht gegen das Publikum davon ausgeschlossen sind. Wohlan denn, wenn wir im Dienste des Publikums stehen, wenn dieser öffentliche Dienst uns von jenem äußersten Mittel, unsern Beschwerden abzuhefeln, welches allen andern Arbeitern offensteht, ausschließt, und wenn wir dem Publikum gegenüber pflichtgebunden sind, unsere Arbeit ohne Unterbrechung zu thun, wird dann nicht auch dieses Publikum uns gegenüber pflichtgebunden sein, darauf zu sehen, daß wir, wie es sich geziemt, behandelt und bezahlt werden?“

Diese Erwiderung dürfte wohl dazu angethan sein, unsern Wortführer des Publikums einen Augenblick aus dem Concept zu bringen. Aber unergründet wie er ist, replicirt er, wie folgt: „Ihr seid durchaus unvernünftig und befindet Euch in einem für eine so große Menge verständiger Leute recht sonderbaren Zustand der Begriffe. Das Publikum hat durchaus nichts mit Eurer Bezahlung und Eurer Behandlung zu thun. Das ist Sache der Corporationen, unter denen Ihr dient. Diese Corporationen sind lediglich zu dem Zweck, 'Geschäftsprofite zu machen' und 'weder Gesetz noch öffentliche Meinung haben ein Recht, dieselben gegen ihren Willen in philanthropische Organisationen zu verwandeln'. Alles, was wir diesen Corporationen sagen können, ist: daß, wenn sie ihr Geschäft verstehen, sie Euch nach den Grundsätzen behandeln, nach denen man eine Armee regiert, und daß sie lieber Millionen dafür aufopfern, Euren Forderungen Widerstand zu leisten, als dieselben dadurch zu ersparen, daß sie Euch auch nur das Geringste, wie vernünftig Euer Verlangen auch immer sei, nachgeben. Und Alles, was wir Euch zu sagen haben, ist, daß Ihr — ausgenommen den nicht wahrscheinlichen Fall, daß die Corporationen sofort competente Ersatzleute für Euch finden können — bei Eurer, nicht ohne großen Schaden für uns und

das Publikum zu unterbrechenden Arbeit zu bleiben habt, gleichviel, ob das, was Ihr gefordert und was man Euch verweigert, auch noch so vernünftig sei und gleichviel, ob man Euch zum Leben hinreichende Bezahlung zu Theil werden lasse oder nicht!"

Das mag eine recht kräftige Sprache sein, aber man kann unmöglich von dem Eisenbahn- und Telegraphen-Bediensteten erwarten, daß er sie auch als gerecht und schlüssig ansehe. Sie wird ihm vielmehr recht brutal und inconsequent erscheinen. Je geschiedter und je fähiger eines logischen Raisonnements er ist, um so eifriger und beharrlicher wird er zu der Ansicht halten, daß, wenn er als Eisenbahn- oder Telegraphen-Angestellter von gewissen Hilfsmitteln, sich seiner Haut zu wehren, welche andern Arbeitern offen stehen, auszuschließen ist, er zum Ersatz dafür zu irgend einer Art öffentlichen Schutzes berechtigt sein muß, und daß er, wenn er im Punkt des Dienstes dem Publikum gegenüber pflichtgebunden ist, im Punkt der Bezahlung und Behandlung auf keinen Fall der Gnade und Ungnade von privaten Corporationen preisgegeben werden dürfe, welche zur Erzielung privater Geschäftsprofite organisiert worden sind. Und es ist nicht leicht einzusehen, wie irgend ein vernünftiger Mensch die Wichtigkeit dieser Schlußfolgerungen anzuweisen will. Der Arbeiter hat ein Recht zu verlangen, daß beide Seiten der Frage von den Pflichten und Rechten im Geist der Billigkeit erwogen werden. Wenn geltend gemacht wird, daß die Corporationen nicht zu philanthropischen Zwecken, sondern zur Erzielung geschäftlicher Gewinne organisiert werden, so muß auch geltend gemacht werden, daß der Angestellte ebenfalls nicht für philanthropische Zwecke, sondern zu dem Behuf arbeitet, seinen Lebensunterhalt zu gewinnen, und daß von den Arbeitern, die fast alle arm sind, unmöglich mehr Philanthropie verlangt werden kann, als von den Corporationen, deren Mitglieder fast alle reich sind. Die Angestellten und Arbeiter mit ihren Löhnen sollten auf keinen Fall zu drückenderen Pflichten gegen das Publikum gehalten sein als die Corporationen mit ihren Geschäftsprofiten, denn während eine Verringerung der Profite so viel heißt, wie kleinere Dividen den für die Capitalisten, ist eine Herabsetzung des Gehalts für die Angestellten gleichbedeutend mit Mangel und Entbehrung. Wenn Eisenbahn- und Telegraphen-Bedienstete aus Rücksicht für das Publikum gezwungen werden können, bei ihrer Arbeit zu bleiben, gleichviel, ob ihnen ihre Bezahlung ein menschenwürdiges Dasein gestattet oder nicht, dann können die Corporationen erst recht gezwungen werden, ihre Leute an der Arbeit zu erhalten, gleichviel, ob die Löhne, welche sie denselben zu zahlen haben, ihnen die Erzielung großer Geschäftsgewinne gestatten oder nicht. Denn es wird kaum bestritten werden können, daß, wenn ein Unterschied zwischen den beiden in Betreff des Maßes ihrer Verpflichtungen gegen das Gemeinwesen besteht, derselbe von der Thatsache herrührt, daß die Corporationen sich im Genuß werthvoller öffentlicher Privilegien befinden, welche auch öffentliche Verpflichtungen mit sich bringen, während ihre An-

gestellten einfache Lohnarbeiter sind, welche als Klasse vom Publikum oder dem Staat nicht um ein Haar besser gestellt sind, als andere Arbeiter in privaten Diensten.

Das Resultat, zu dem das Alles führt, ist, daß das Publikum denen, die gehalten sind, ihm gewisse Dienste so zu leisten, daß dieselben keiner Unterbrechung und Störung ausgesetzt sind, auch ein entsprechendes Maß von Schutz in der Leistung dieser Dienste gewähren muß. Insofern jede Störung in den Beziehungen zwischen den Corporationen und ihren Angestellten dazu angethan ist, auch zu einem Hinderniß für ihren öffentlichen Dienst zu werden, ist dieselbe nicht nur Sache der unmittelbar beteiligten Parteien, sondern auch Sache des Publikums. Es muß daher auch dem beschränktesten Verstande einleuchten, daß die Angestellten von Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen unter solchen Umständen nicht „nach denselben Grundsätzen, wie eine Armee“ regiert werden können, und daß namentlich jener „Hauptgrundsatz der Armee-Regierung, daß keine Theilung der Autorität zulässig ist,“ in diesem Fall ganz und gar nicht anzuwenden ist. Wo auf einer Seite eine Verpflichtung gegen das Publikum vorliegt, da muß auf der andern auch eine solche seitens dieses Publikums vorliegen: die Pflicht zuzusehen, daß, soweit dies möglich ist, zwischen den Corporationen und ihren Bediensteten jene Gerechtigkeit obwalte, welche das öffentliche Interesse zu wahren gestattet, ohne daß der einen oder der andern Seite Unrecht geschieht.

Wie ist dies nun zu bewerkstelligen? Angesichts der Thatsache, daß die Eisenbahn und der Telegraph innerhalb der modernen Organisation der Gesellschaft Functionen verrichten, welche für die Wohlfahrt der Menschen ebenso unerläßlich sind, wie die der Post und der Polizei, ja daß sie bereits einen großen Theil des Postdienstes leisten und für die Polizei ein nicht mehr zu entbehrendes Hilfsmittel bilden, so drängt sich der Gedanke von selbst auf: daß der Staat auch sie ganz und gar controliren sollte, daß mithin die Eisenbahn- und Telegraphen-Bediensteten unter die Regierung und die Fürsorge des Publikums als jener Macht gestellt werden sollten, welcher sie ihre Pflichten und Dienste schulden. Sie würden dadurch ihres Zwitterverhältnisses einer gleichzeitigen Verpflichtung gegen das Publikum und gegen die Corporationen enthoben und ihre Stellung würde eine einfache und logische werden. Ob nun aber die Probleme, welche durch diese neuen Elemente der gesellschaftlichen Organisation in diesem sowohl, wie in anderen Ländern heraufbeschworen worden sind, ihrer Zeit auf eine Lösung im Sinne der Verstaatlichung hindrängen werden oder nicht, so viel steht fest: daß eine solche Verstaatlichung, wenigstens soweit die Eisenbahnen in Betracht kommen, hier zu Lande nicht ohne große Gefahr für den Charakter und die Wirksamkeit unserer Institutionen vor sich gehen könnte, solange nicht die rein administrativen Functionen der Regierung von der Partei-Politik dermaßen getrennt sind, daß eine Erweiterung dieser administrativen Maschinerie nicht mehr mit einer Vergrößerung der Aemter-Patronage und der politischen Macht

der regierenden Partei gleichbedeutend wäre, und so lange nicht eine derartige Trennung das politische Denken und die politischen Gewohnheiten des amerikanischen Volkes hinlänglich durchdrungen hat, um als eine unumstößliche Thatsache angesehen werden zu können. Man hat in den Vereinigten Staaten thatsächlich einen hoffnungsvollen Anfang in der Reformirung des Civildienstes gemacht, aber es ist immer nur erst ein Anfang. Man hat ein Civildienst-Gesetz, welches, soweit es reicht, ganz gut ist. Aber einige der schlimmsten Schlupfwinkel der Aemter-Patronage werden dadurch nicht berührt. Und wie wenig der eigentliche Geist dieses Gesetzes das Thun und Treiben der Partei-Politik bis jetzt beeinflusst hat, geht am besten daraus hervor, daß die demokratische Majorität des Repräsentantenhauses und die republikanische Senats-Majorität des derzeitigen Congresses bei der Besetzung ihrer Hausämter ganz in der nämlichen, diese Aemter als selbstverständliche Parteibeute betrachtenden Weise vorgingen, welche früher maßgebend gewesen! Es ist wahr, die Maschinerie des Telegraphendienstes erfordert durchaus gelernte Arbeit einer ganz bestimmten Sorte, so daß dieselbe leicht und nachhaltig unter die Bestimmungen des bereits in Thätigkeit befindlichen Civildienst-Gesetzes gebracht werden könnte. Die Administration eines telegraphischen Dienstsystems durch die Bundesregierung als ein Zweig der Postverwaltung mag daher wohl als ein Gegenstand der öffentlichen Discussion betrachtet werden. Aber dieselbe amerikanische Bundesregierung, wie sie jetzt beschaffen ist, mit der Verwaltung einer großen Anzahl von Eisenbahnen und dem Bau neuer Linien zu betrauen, deren Bestimmung dem bekannten gegenseitigen Localschacher im Congreß unterliegen würde — schon der Gedanke ist unheimlich und bedrohlich genug, um einen Jeden nur vor dem bloßen Vorschlag einer solchen Neuerung zurückzuschrecken.

Wir werden es daher in dieser Frage vor der Hand noch nach wie vor mit privaten Corporationen und deren Bediensteten zu thun haben und müssen somit auch nach einem Mittel zur Verhütung von Streiks durch Intervention des Publikums in einer anderen Richtung ausschauen. Das Nächstliegende, was sich da darbietet, ist die gesetzliche Errichtung von Schiedsgerichten mit einer hinlänglichen Jurisdiction. Wie ganz von selbst sich dieser Ausweg den Nachdenkenden aufdrängt, wird am besten durch die Thatsache bewiesen, daß selbst der oben soviel citirte Publicist der „Evening Post“ in dem nämlichen Artikel, in welchem er seine klassische Erklärung erläßt: „daß Eisenbahn- und Telegraphen-Bedienstete von ihren Corporationen nach militärischen Grundsätzen behandelt werden müssen, deren wichtigster der ist, daß keine Theilung der Autorität zugelassen werden darf“, — daß selbst unser „Evening Post“-Publicist sagen wir, ebenfalls auf den Schiedsgerichtsplan zu sprechen kommt und sich da, wie folgt, vernehmen läßt: „Sollte das Publikum nach reiflicher Erwägung zu der Ueberzeugung kommen, daß die Angestellten der Corporationen nicht im Stande sind, für sich selbst einzustehen und ihre eigenen Contracte zu machen, so dürfte das richtige Mittel

zu ihrem Schutze in der Errichtung schiedsrichterlicher Behörden zu finden sein, deren Entscheidungen für beide Parteien bindend sein sollten.“ Unserem ansagezeichneten Publicisten scheint es dabei für einen Augenblick ganz und gar entfallen zu sein, daß „Armee-Regierung und Schiedsgerichte“ in diesem Sinne kaum Hand in Hand werden gehen können, denn wenn es ein paar unvereinbare Dinge in dieser Welt giebt, so sind dies ein militärisches Regiment mit dem Hauptgrundsatz seiner „untheilbaren Autorität“ und die einem außerhalb stehenden Tribunal übertragene schiedsrichterliche Gewalt der Entscheidung von Zwistigkeiten zwischen Denen, die commandiren und Denen, die zu gehorchen haben. Die Armee-Regierung kennt ein aus Offizieren zusammengefügtes Kriegsgericht, aber sie hat keine Idee von civilistisch zusammengefügten Schiedsgerichten, deren Zweck es ist, ausgleichend zwischen Vorgesetzten und Untergeordneten einzuschreiten. Die Einmischung von Schiedsgerichten zwischen Corporationen und ihren Bediensteten würde gerade so unverträglich mit militärischen Verwaltungsgrundsätzen sein, wie diejenige von Arbeiter-Genossenschaften. Man kann daher mit Bestimmtheit behaupten, daß Derjenige, der von einem Armee-Regiment spricht, nicht zugleich Schiedsgerichte im Auge haben kann, und daß für Denjenigen, der von Schiedsgerichten spricht, in dieser Frage eine „Regierung auf militärischer Basis“ absolut ausgeschlossen ist. Auf welcher Seite jedoch unser Publicist in Wirklichkeit steht, mag aus dem weiteren Satze seines Artikels geschlossen werden: „Aber die Hauptschwierigkeit einer derartigen Einsetzung von Schiedsgerichten ist und wird stets in den Sympathien aller Geschäftsmänner mit einem Leben beruhen, der durch ein Gesetz daran verhindert werden soll, sein Geschäft auf seine eigene Manier zu führen, vor allen Dingen aber daran die Höhe der Löhne und Gehalte zu bestimmen, welche er im Stande ist zu zahlen. Sobald man anfangen wird, die Höhe von Löhnen durch Regierungsbehörden bestimmen zu lassen, wird jeder Arbeitgeber bis in seine Stiefel hinein zittern.“ Da diese Schlußfolgerung ohne Frage nur die eine Absicht haben kann, den Nachweis zu führen, daß Schiedsgerichte weder eingesetzt werden können, noch sollen, taucht schließlich der Geist der Armee-Regierung wieder siegreich aus allen Confusionen der Ideen empor. Aber trotzdem wird uns das Citat als ein vollwiegendes Muster der wichtigsten Einwände, welche gegen den Schiedsgerichtsplan erhoben werden, gute Dienste leisten.

Es ist durchaus nicht wahrscheinlich, daß alle Geschäftsleute, oder selbst nur ein ansehnlicher Theil von ihnen die Einsetzung von Schiedsgerichten zum Zweck der Beilegung von Zwistigkeiten zwischen Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und deren Bediensteten mit Mißtrauen und Ungunst betrachten würden. Der Grund ist einfach genug. Wenn Eisenbahn- oder Telegraphen-Verkehr, oder beide zugleich durch umfangreiche Streiks unterbrochen werden, so sind die Geschäftsleute des Landes Diejenigen, die am ersten und schwersten darunter zu leiden haben. Jedes wirksame Mittel,

solchen Streiks vorzubeugen, wird somit gerade ihnen am willkommensten sein. Sie wissen, daß die bis jetzt in Anwendung gekommenen Methoden sich als unzulänglich erwiesen haben. Sie wissen auch sehr wohl, daß Streiks nicht durch das bloße Geschrei: „daß solchen Dingen ein Ende gemacht werden müsse,“ oder durch einen Ruf nach der Polizei verhindert werden können. Sie fühlen ferner nicht nur, daß die Phrasen vom Regieren der Arbeiter nach Armee-Grundsätzen in einem Lande wie die Vereinigten Staaten einen äußerst bedenklichen Klang haben, sondern sie fangen allgemach auch an, sich darüber klar zu werden, daß die Erwartung, der Wiederholung von Streiks durch bloßen Widerstand, koste derselbe an Opfern was immer er wolle, vorzubeugen, sowie die Hoffnung, die Arbeitergenossenschaften durch die eigensinnige Weigerung, sie in ihrem repräsentativen Charakter anzuerkennen, aus einer höchst beklagenswerthen Verkennung der Verhältnisse entspringt.

Nichts dürfte in der That besser dazu angethan scheinen, Streiks für alle Zukunft zu entmuthigen, als die Geschichte der Streiks selbst. Die Zahl der erfolgreichen Arbeiter-Ausstände ist im Verhältniß zu den dabei draufgegangenen Massen von Geld und dem Betrage der durch das zeitweilige Aufhören der Arbeit verlorenen Löhne — von der Demoralisation und dem, Perioden des Müßigganges folgenden sonstigen Elend gar nicht zu reden — eine so geringe gewesen, daß die Arbeiter allen Grund hätten, vor weiteren Versuchen zurückzusprechen. Auch sind ihnen diese Dinge keineswegs unbekannt. Im Gegentheil, sie sind häufig und in durchaus verständiger Weise in ihren Kreisen discutirt worden. Der ungeheure Vortheil, den der Capitalist im Punkt der Ausdauer vor den Arbeitern voraus hat, ist für die Letzteren kein Geheimniß. Er hat sich ihnen durch nur zu viele Triumphe über gut organisirte und zum Aeußersten entschlossene Ausstände handgreiflich fühlbar gemacht, um nicht von ihnen anerkannt zu werden. Und doch, allen diesen verhängnißvollen Erfahrungen zum Trotz wird der Streik immer wieder versucht, und nehmen die Verbände und Brüderschaften, welche sie organisiren und ausführen, beständig an Mitgliederzahl und Einfluß zu. Jede neue Niederlage scheint thatsächlich statt einer entmuthigenden, eine aufreizende Wirkung zu üben. Wie ist diese Beharrlichkeit unter so widrigen Umständen zu erklären? In einem oder dem andern Fall mag sie wirklich, wie man so oft hört, das Resultat gewissenloser Demagogie seitens der Führer oder kurzfristiger Unwissenheit seitens der Gefolgschaft sein. Aber im Allgemeinen liegt denn doch die Ursache weit tiefer.

Jeder erfolglose Streik läßt den Arbeiter mehr und mehr von der überlegenen Stärke der gegnerischen Gewalt durchdrungen werden, gegen welche er anzukämpfen hat. Und doch kennt er gleichzeitig, wie die Dinge im Augenblick einmal liegen, kein anderes Mittel als den Streik, um seine Forderungen durchzusetzen, wenn Bitte und Vorstellung sich als fruchtlos

ermiesen haben. Er ist daher in Ermangelung von irgend etwas Besserem nicht willens, diese letzte Zuflucht aufzugeben. Der Gedanke liegt ihm nahe, daß, wenn Streiks bisher so oft fehlgeschlagen sind, dies deshalb der Fall sei, weil sie nicht gründlich und nicht allgemein genug organisirt waren, und daß sie durch eine großartigere Organisation ungleich wirksamer gemacht werden könnten. Er macht auch die Beobachtung, daß Corporationen und Arbeitgeber in der Regel sehr abgeneigt sind, die Comités der Arbeiter-Unionen und Bruderschaften als die legitimen Repräsentanten und Organe der Arbeiter anzuerkennen, ja, daß einige sogar besondere Feindseligkeiten gegen sie zur Schau tragen. Er schließt daraus, daß diese Arbeiter-Verbände dasjenige sind, was die Arbeitgeber am meisten fürchten. Und so kommt es, daß aus diesen und ähnlichen Gründen erfolglose Streiks, statt betreffs der Wirksamkeit dieses Mittels, Forderungen durchzusetzen, zu entmuthigen, regelmäßig nur erneute Anstrengungen, die Arbeiter-Organisationen zu vergrößern, und erneute Vorbereitungen zu einer größeren Einigkeit des Handelns im Gefolge haben. Das Ziel, welches der Arbeiter dabei im Auge hat, ist die allmähliche Feststellung und Erreichung einer Basis, auf welcher die Arbeiter ihre Ausstände zu organisiren haben, um jeden Widerstand überwinden zu können. Der Zeitpunkt, da dies erreicht sein wird, mag noch so entfernt sein, und die Versuche, ihn zu erreichen, noch so schlecht berathen und stümperhaft sein, doch werden diese Versuche wieder und immer wieder zu neuen Streiks führen und damit auch das leidige Uebel schlimmer und schlimmer werden lassen, so lange man fortfährt, es in der alten Manier zu behandeln. Verständige Geschäftsleute sehen dies sehr wohl ein. Und sie sehen auch ein, daß, wenn wir die Lohnarbeiter auf das Mittel des Streiks verzichten und namentlich die Eisenbahn- und Telegraphen-Angestellten ihrerseits eine Verpflichtung gegen das Publikum anerkennen machen wollen, welche ihnen das plötzliche Niederlegen der Arbeit als Abhilfsmittel ihrer Beschwerden verbietet, wir andere, vernünftiger und wirksamere Mittel ihnen zugänglich machen müssen. Daß Schiedsgerichte geeignet seien, diesen Zweck zu erfüllen, wird kaum bestritten werden können. Es ist somit aller Grund zur Annahme vorhanden, daß die Geschäftswelt es im Großen und Ganzen mit ungeheuchelter Genugthuung begrüßen würde, wenn die Schlichtung der Streitigkeiten zwischen Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und ihren Angestellten gesetzlich etablierten Schiedsgerichten überwiesen würde. Und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß eine ansehnliche Zahl anderer Arbeitgeber, anstatt „bis in ihre Stiefeln zu zittern“, geneigt sein würden, denselben Plan für ihre eigenen Geschäftsbetriebe zu adoptiren, lediglich auf den Grund hin, daß er dazu angethan ist, sie einer Menge von Schereceien und Widerwärtigkeiten zu überheben.

Schon die bloße Verpflichtung, ihre Zwistigkeiten einem derartigen Schiedsgericht zu unterbreiten, dürfte auf der einen Seite die Arbeitgeber in

der Behandlung ihrer Arbeiter rücksichtsvoller und vorsichtiger machen, auf der anderen aber die Arbeiter, wenigstens die einsichtigeren und sich selbst achtenden unter ihnen, von der Aufstellung thörichter Forderungen zurückhalten — diese wie Jene aus dem Grunde, daß es für Beide gleich unerquicklich wäre, ihre Ausführung öffentlich vor einem unparteiischen Gerichtshof verurtheilt zu sehen. Gar viele Leute fürchten sich vor einem Argument mehr, als vor einem Kampf. Aber gleichviel, ob diese Wirkungen in größerem Maßstab erfolgten, oder nicht, auf jeden Fall würden der Austragung von Lohnkämpfen durch schiedsgerichtliche Entscheidung nicht erst jene Arbeitseinstellungen mehr vorangehen, welche der einen Partei einen Verlust an Geschäfts-Profiten, der anderen einen solchen an Löhnen und, wie im Fall der Eisenbahn- und Telegraphen-Streiks, einen noch viel größeren Schaden dem großen Publikum zufügen. Wir behaupten nicht, daß viele von den großen Corporationen die Einsetzung derartiger schiedsrichterlicher Tribunale begünstigen werden. Diejenigen, welche bereits in ihrem Geschäftszweige ein Monopol und damit auch die Lohnbesteuerung in der Hand halten, werden wahrscheinlich nicht dafür sein. Aber die große Mehrheit der Geschäftsleute und Arbeitgeber sind weder so gestellt, noch sind sie so gesonnen. Es ist sogar eine Thatsache, daß sie in zahlreichen Fällen zur Vermeidung eines Streiks freiwillig zu dem Auskunftsmittel einer schiedsgerichtlichen Entscheidung gegriffen haben, und wenn auch nicht immer, so doch häufig mit ausgezeichnetem Erfolg. Die geregeltere und umfassendere Einführung einer derartigen Einrichtung ist, wir sind davon überzeugt, nur eine Frage der Zeit. Die Praxis, Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern durch einen Wettkampf der bloßen Kraft und Ausdauer zu entscheiden, ist kaum weniger wüth und barbarisch als Kriege, die zwischen Völkern, und Zweikämpfe, die zwischen einzelnen Personen zum Austrag von Interessen- und Ehrenfragen ausgesocht werden. Es ist das nun bezeichnend für die frühe Periode von Kämpfen mit neuen gesellschaftlichen Problemen, wenn die landläufigen Ideen über die Natur dieser Probleme, über die anzustrebenden Ziele und anzuwendenden Mittel noch ganz unentwickelter Art sind, und wenn der Impuls, bestehende Schwierigkeiten in Ermangelung von etwas Besserem durch einfache Gewalt zu meistern, sich am leichtesten der allgemeinen Anschauung bemächtigt. Civilisirtere, weniger kostspielige und zur Erzielung gerechter Resultate geeignetere Methoden werden nothwendiger Weise gefunden und angewendet werden, je besser man die Natur des Uebels, die Unzulänglichkeit der bislang dagegen versuchten Mittel, das Rechts- und Pflichtverhältniß auf der einen und der anderen Seite und das unmittelbare Interesse, welches, wie im Fall der Eisenbahnen und Telegraphen, das große Publikum an den Beziehungen zwischen Arbeitgebern und Arbeitern hat, verstehen und würdigen wird.

Aber je allgemeiner die Praxis schiedsgerichtlicher Entscheidungen eingeführt wird, um so wahrscheinlicher ist es, daß ihre Wirksamkeit über den

Bereich einer bloßen Beilegung von gelegentlichen Lohnstreitigkeiten herauswachsen muß. Wir haben nur den Anfang der Complication gesehen, welche die industrielle Entwicklung unserer Tage begleiten. Die Schwierigkeit, sie zu erledigen, wird, wie dies bei solchen Dingen gewöhnlich der Fall ist, zum großen Theil durch den Geist bedingt werden, in welchem man an sie herantritt, und in welchem die unmittelbar daran beteiligten Parteien versuchen werden, einander zu verstehen. Die modernen Produktionsweisen und die daraus folgenden großen Ansammlungen von Lohnarbeitern unter großen industriellen Organisationen haben unter der Arbeiterbevölkerung die Neigung erzeugt, sich selbst als eine gänzlich gesonderte und abgeschlossene gesellschaftliche Klasse zu betrachten, die im Gegensatz, wenn nicht geradezu in absoluter Gegnerschaft zu den Angehörigen aller anderen Klassen ihre eigenen, bestimmten und gesonderten Interessen hat und darauf angewiesen ist, auch seine eigenen und eigenthümlichen ökonomischen und politischen Doctrinen zu cultiviren. Mit dieser Anschauung aber wächst in ihnen auch — in Amerika vielleicht weniger als in anderen Ländern, aber immerhin auch hier in einem wahrnehmbaren Grade — ein Gefühl, daß ihre Interessen lediglich mit Hilfe einer allgemeinen Organisation ihrer Kräfte und einer steten Bereitschaft zu irgend einer Art offenen Kampfes gewahrt werden können. Es ist das ein geistiger Zustand, der in solchem Grade dazu angethan ist, die Gemüther in wunderlich falsche Auffassungen der Welt, in welcher sie leben, zu drängen und dadurch alle möglichen Arten von Luftschlössern und ausschweifenden Plänen auszubrüten. Und naturgemäß erzeugt eine solche Lage der Dinge allerlei gefährliche Tendenzen. Während die überwiegende Mehrzahl der Arbeiter nicht nur aus ehrlichen, sondern auch gut gesinnten und verständigen Leuten besteht, befinden sich ohne Frage auch ein gut Theil von Träumern unter ihnen, welche in dem aufrichtigen Glauben an die Ausführbarkeit derselben gewisse phantastische Projecte einer plötzlichen und gründlichen Reformation aller menschlichen Dinge durch revolutionäre Erscheinungen nähren; und ebenso giebt es auch nicht wenig selbstsüchtige und verschmielte Demagogen unter ihnen, welche es darauf abgesehen haben, sich durch Ausbeutung der Leidenschaften der leicht Erregbaren und der Leichtgläubigkeit der Unwissenden eine Führerrolle an sich zu reißen. Das Erste, was diese Demagogen anstreben, ist stets eine möglichst große Entfremdung der Arbeiterbevölkerung von den andern Klassen der Gesellschaft und dadurch die möglichste Ausschließung alles dessen, was diese etwa an Einfluß auf sie ausüben könnten. Nichts aber könnte nach dieser Seite hin mehr darauf berechnet sein, den Demagogen in die Hände zu arbeiten, als daß in den Arbeitern hervorgerufene Gefühl, daß die Capitalisten entschlossen seien, alle zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern entstehenden Uneinigkeiten als eine bloße Frage der Gewalt zu betrachten. Nichts könnte den Demagogen gelegener sein, als den Capitalisten zum Arbeiter sagen zu hören: „Wann immer Ihr Abschlüsse mit uns durch die Weigerung, zu unsern Bedingungen

zu arbeiten, erzwingen wollt, sind wir, wie vernünftig auch Eure Forderungen an sich sein mögen, entschlossen, Euch zu beweisen, daß wir mit unserm Reichthum eine Einstellung der Arbeit ein gut Stück länger und besser ertragen können, als Ihr armen Schelme in Eurer Abhängigkeit von Euren Löhnen!" Die Aufrechterhaltung eines solchen Standpunktes seitens der Arbeitgeber wird naturgemäß unter den Arbeitern die Annahme stärken, daß sie sich behufs Schutzes ihrer Interessen auf nichts verlassen können, als auf eine starke Organisation der Kräfte ihrerseits und möglicherweise einen vollkommenen Umsturz des gesellschaftlichen Gebäudes. Wenn solche Ansichten gang und gäbe werden, dann werden die Demogogen und Extremisten allerdings leichtes Spiel haben.

In dieser Hinsicht würde jede Maßnahme, welche nach Art der Schiedsgerichte dazu angethan wäre, das Vertrauen der Arbeiter für sich zu haben, geeignet sein, eine äußerst gesunde Wirkung zu üben. Sie würde den Beweis liefern, daß die Gesellschaft nicht gesonnen ist, die Entscheidung über Zwistigkeiten zwischen Arbeitgebern und Lohnarbeitern lediglich zu einer Frage der größeren Mittel und Ausdauer auf der einen oder der anderen Seite zu machen, und daß aus diesem Grunde die Vorbereitungen zur Inszenirung und Unterhaltung von Streiks oder andern Veranstaltungen gewaltsamen Charakters weder die einzige noch die Hauptsache sind, auf welche sie behufs Durchsetzung ihrer gerechten Forderungen oder behufs Abhilfe ihrer Beschwerden ihr Augenmerk zu richten haben. Sie würde ihnen statt dessen die Gewißheit geben, daß ihnen, wenn immer sie vernünftige Forderungen erheben, ein viel friedlicherer und weniger kostspieliger Weg, als ein Streik, offensteht, um das Verlangte selbst dann zu erreichen, wenn die Arbeitgeber sich zuerst unwillfährig erweisen sollten. Ebenso würden sie einsehen, daß zum Zweck eines Erfolges die Gerechtigkeit ihrer Forderungen durch zwingende Gründe und nicht durch eine bloße Ansammlung von Streikkräften unterstützt werden sollte. In dieser Thatsache würde eine nachdrückliche Mahnung für sie liegen, beide Seiten der Frage zu erwägen, bevor sie überhaupt ein Verlangen stellen, sich die wirkliche Lage der Dinge und was möglicher Weise erreichbar ist, gegenwärtig zu halten und auf diese Weise die Welt, in der sie leben, richtig zu beurtheilen. Sie würde nicht die Auflösung der Arbeiterverbände zur Folge haben — wie es denn auch keineswegs wünschenswerth ist, daß dieselben aufgelöst werden sollen, da sie mannigfaches Gute zu stiften vermögen — aber sie würde sehr geeignet sein, die Möglichkeit eines schädlichen Gebrauchs dieser Organisationen seitens gewissenloser Führer einzuschränken. Die große Masse der Arbeiter wird nicht so leicht mehr zu gewalthätigem und kostspieligem Vorgehen hingerissen werden können, sobald sie sehen, daß ihnen ein verständiges und verlässliches Mittel geboten ist, mit dessen Hilfe sie darauf rechnen können, auf friedlichem Wege und zu geringen, wenn überhaupt irgend welchen Kosten Gerechtigkeit zu erlangen. Mit einem Wort, die Beziehungen der ver-

schiedenen Klassen der Gesellschaft werden um so weniger Störungen ausgeföhrt sein, je breiter der vermittelnde Boden wird, auf dem sie sich zur Erörterung und Beilegung widersprechender Interessen treffen können. Durch die Einsetzung von Schiedsgerichten aber würde dieser vermittelnde Boden wesentlich erweitert werden. Nach dieser Seite hin würden sie ihre bedeutendsten Wirkungen üben können. Freie Erörterung ist das beste Sicherheitsventil für die demokratisch organisirte Gesellschaft. Ihr Einfluß ist namentlich dann ein heilsamer, wenn sie das Gebiet von bloßen Allgemeinheiten verläßt und sich mit praktischen Details beschäftigt, wie sie dies bei Erwägung specieller Fälle von Lohnstreitigkeiten und verwandten Dingen zu thun haben würde. Reichliche Gelegenheit und Anregung zu solchen Erörterungen sind ganz besonders nothwendig, wenn verschiedene gesellschaftliche Klassen, von deren harmonischen Zusammenwirken ihre eigene Prosperität, wie bis zu einem beträchtlichen Grade des Wohlbefindens des ganzen Gemeinwesens abhängt, vermöge der Natur ihrer Stellung zu einander dazu angethan sind, sich in Betreff ihrer beiderseitigen Beweggründe und Ziele zu mißtrauen und in Folge dessen nur zu leicht in ungesunde Reibungen und gefährliche Conflicte gerathen.

Aus diesen und ähnlichen Gründen ist es viel wahrscheinlicher, daß die Einsetzung von gesetzlichen Schiedsgerichten zur Entscheidung von Zwistigkeiten zwischen Eisenbahn- und Telegraphen-Corporationen und deren Angestellten auf die Billigung, als auf den Widerstand der Masse der Geschäftswelt stoßen wird, selbst auf die Gefahr hin, dies Schiedsgerichtswesen, im Falle es gute Dienste leistet, im Laufe der Zeit noch eine viel weitere Ausdehnung finden zu sehen. Wenn immer zum Behuf der Entscheidung von Interessen-Conflicten friedliches Beegnen und Erörtern an Stelle eines Austrags durch rohe Gewalt treten, hat die Menschheit Grund, sich dazu, als zu einem Fortschritt wahrer Civilisation, Glück zu wünschen. Kluge Geschäftsleute werden unter den Ersten sein, das anzuerkennen, denn sie werden sehr bald den wirthschaftlichen Werth dieser Neuerung würdigen. Zugleich werden sie auch begreifen, daß, während die Demagogen, die Aufreizer zur Unzufriedenheit und die Anwälte revolutionärer Gewalt mit dem Wachsthum ihres Einflusses auf die großen Massen eine Gefahr für den öffentlichen Frieden und die öffentliche Ordnung werden mögen, ihre wirksamsten Unheilsheifer unter Denen gefunden werden, welche sich gerechten Forderungen und nothwendigen Reformen eigensinnig entgegenstellen.

Es ist nicht die Absicht dieser Zeilen, die Einsetzung gesetzlicher Schiedsgerichte als eine neue Entdeckung hinzustellen, oder als ein unfehlbares Heilmittel für alle Schwierigkeiten, welche die neuen Methoden industrieller Production über die Gesellschaft gebracht haben. Sie sollen nur dazu beitragen, über einige derselben hinwegzuhelfen. Das Maß des Erfolges in Erreichung dieses Zieles wird zumeist von der Art und Weise abhängen, in welcher diese Schiedsgerichte derartig constituirte werden, daß

sie die Achtung und das Vertrauen aller daran Betheiligten genießen mögen, sowie von einer sorgfältigen Bestimmung ihrer Jurisdiction. In dieser Beziehung wird man werthvolle Fingerzeige in den Erfahrungen finden, welche in den zahlreichen Fällen gesammelt wurden, in denen in den Vereinigten Staaten wie in andern Ländern das Schiedsgerichts-Princip mit Erfolg zur Anwendung gekommen, wie auch in den gelegentlichen Fällen seines Mißerfolges. Der Zweck dieser Darlegung ist lediglich der, das allgemeine Princip zu erörtern. Selbst wenn die Einsetzung solcher gesetzlichen Schiedsgerichte und die Feststellung ihrer Jurisdiction als ein schwieriges Experiment zu betrachten ist, wie dies ja mit jedem Vorschlag einer Lösung dieser modernen Probleme der Fall ist, so wird doch zugegeben werden müssen, daß sie angesichts der absonderlichen Stellung gewisser Klassen von Angestellten und Bediensteten, welche in einem Pflicht- und Dienst-Verhältniß zum Publicum stehen, während sie sich gleichzeitig unter dem Regiment privater Corporationen befinden, eine Nothwendigkeit ist. Und ebensowenig kann geleugnet werden, daß es ein vernünftiges und deshalb vielversprechendes Experiment sein würde — ein wichtiger Fortschritt im Dienst der Gerechtigkeit und damit zugleich des Friedens und der allgemeinen Wohlfahrt!





Die neuesten Criminalfälle in Wien.

Don

Ed. Grafen von Tamezan.

— Wien. —

III.

Stellmacher und Kammerer.



Es ist eine bemerkenswerthe Thatfache, daß von allen jenen Gewaltacten, welche zu Ende des vorigen Jahres und im Beginne des laufenden in Wien sich zutrugen oder entdeckt wurden, gerade diejenigen, die sich unter den beiden oben vorangestellten Namen zusammenfassen lassen und eine ganz absonderliche Kategorie von verbrecherischen Emanationen bilden, das Interesse und die Neugierde der großen Menge bei weitem nicht in dem Maße erregten, wie die von mir zuletzt besprochenen Thaten eines Hugo Schenk und seiner Genossen, obwohl bei näherer Betrachtung zweifellos wird, daß jene als symptomatische Erscheinungen gewisser sehr bedeutsamer Zustände im staatlichen und socialen Leben der Gegenwart eine viel größere Beachtung, ein viel eindringlicheres Studium verdienen, als diese, die sich doch, wie ich bereits zu betonen Gelegenheit hatte, mehr als episodische Ereignisse von vorübergehender Bedeutung darstellen. Als am 15. December 1883 der Polizeibeamte Hubel in so geheimnißvoller Weise den Tod fand, war man bestürzt, betroffen, ja in gewissem Sinne verblüfft, weil man Ursache und Zweck der That nicht zu erkennen vermochte; man sah sich irgend einer „dunklen Macht“ gegenüber, deren Wesen und Gestalt man nur vermuthen und errathen konnte, und ähnlich war die Wirkung, als am 25. Januar 1884 der Polizeidiener Blöck getödtet wurde; aber von dem Augenblicke an, als einige Tage später der Name und die Persönlichkeit des bei der That ergriffenen Mörders ihrer geheimnißvollen Anonymität entkleidet war, erlahmte das allgemeine Interesse an der ganzen

Sache in der auffälligsten Weise, und die weiteren Enthüllungen, welche sich im Laufe der Zeit den ersten Entdeckungen zugesellten, begegneten kaum mehr einer besonderen Aufmerksamkeit. Man stellte die Sorge dafür, daß die allgemeine Wohlfahrt keinen Schaden erleide, dem Ermessen der Staatsverwaltung anheim, weil man fühlte, daß der einzelne Bürger solchen Erscheinungen gegenüber machtlos sei, und beruhigte sich mit großer Bereitwilligkeit, als man sah, daß die Regierung des Staates auch in der That durch außerordentliche Maßregeln dem Uebel, das da zu Tage getreten war, zu begegnen bestrebt war.

Dieses Verhalten der Bevölkerung erklärt sich ganz und gar aus der Sache selbst und aus der Empfindungsweise des Volkes. In den „Criminalfällen“, zu deren Betrachtung ich mich im Nachstehenden wenden will, hat man es durchaus vorwiegend mit Principien, mit Ansichten, mit intellectuellen Verirrungen zu thun; die Personen der Thäter als solche treten als rein nebensächlich in den Hintergrund; keine individuelle Leidenschaft, keinerlei Gemüthsbewegung setzt ihre tödtlichen Waffen gegen die ihnen zumeist unbekannten Opfer in Bewegung; ihre Handlungen sind das Ergebniß eines verurtheilten und verwerflichen Denkprocesses, an dem die Impulse des Herzens keinen Antheil haben; sie sind aus der Reflexion hervorgegangen, nicht aus der Begierde, die sonst den Verbrecher erfüllt und beseelt, und wir sehen sie daher ganz so starr, so kalt, dem Menschengemüthe so fremd und feindselig vor unserm Auge stehen, so schwer verständlich und unfasßbar, wie ein abstractes Problem.

Die Menschenmenge aber bedarf, wenn sie sich für irgend etwas und sei es auch ein Grauenhaftes, interessiren soll, einer Menschengestalt, von der sie sich einen Begriff, ein Bild zu machen, deren Motive und Leidenschaften sie zu durchblicken, zu erfassen, mit den eigenen Empfindungen vergleichend, zu messen vermag. Das Alles fand sie bei Hugo Schenk; es fehlte ihr bei den Thaten des Heinrich Stellmacher. Um diese zu begreifen, um zu verstehen, wie es denn möglich wurde, daß ein so unbedeutender Mensch zu solch unerhörten, für ihn selbst und zunächst auch für „seine Sache“ ganz zwecklosen Handlungen gelangen konnte, — dazu bedarf es eines langen und dunklen Weges, auf welchem man um so manches Jahrzehnt der menschlichen Entwicklungsgeschichte zurückgreifen, scheinbar Fernliegendes heranziehen, viel Schmerzlichendes berühren, vielleicht manch' liebgewordene Illusion zerstören muß. Der Gang ist daher ein ernster, vielleicht zu ernster für den Leser dieser Blätter, und da ich mir nicht verhehle, daß das Ernste nur zu leicht in das einzig verpönte Genre des Langweiligen verfällt, so würde ich beinahe vor der Aufgabe, ihn zu beginnen, zurückweichen, wenn ich mir nicht gegenwärtig hielte, daß es doch für Jedermann erspriesslich sein kann, jenen Fragen, welche in der Gegenwart allerorts die menschliche Gesellschaft bewegen, bei einem Anlasse in's Auge zu sehen, der so recht geeignet erscheint, sie bis in ihre letzten Consequenzen zu überblicken und zu prüfen.

Stellmacher und Kammerer, die beiden Typen ihrer Partei, mit denen wir es heute zu thun haben, sind im allgemeinen Sinne des Wortes Socialisten, speciell der sogenannten „social-revolutionären“ Gruppe, die sich in jüngster Zeit den Namen „Anarchisten“ beigelegt hat, und rühmen sich, ihre Thaten im Interesse, im Sinne und Geiste dieser Partei begangen zu haben. Es widerstrebt schon hier der Feder, den Begriff „Partei“, dem man bisher stets eine politische Bedeutung beizulegen gewohnt war, auf diese Gruppe von Menschen, und wären sie auch noch so zahlreich, anzuwenden, allein der Kürze wegen und um sich der Vorstellungsweise derselben zu nähern, möge es gestattet sein, diesen Ausdruck beizubehalten. Es entsteht daher die Frage, wie der „Socialismus“ entstanden ist, was er bedeutet und bejagen will, wie sich aus ihm die extreme Richtung der „Socialrevolutionäre“ entwickelt hat und wodurch endlich diese von der letzten Form, dem „Anarchismus“, zu unterscheiden ist. Ich muß zur Beruhigung schon hier vorausschicken, daß ich gewiß nicht unternehmen will, den ganzen unermesslichen Stoff an Thatfachen und an wissenschaftlichen Erörterungen, der mit diesen Fragen verknüpft ist und heute schon eine ganz specielle Literatur umfaßt, auch nur flüchtig zu berühren. Ich werde vielmehr nur jener Wendepunkte Erwähnung thun, welche zum Verständniß der letzten Ereignisse mir unerläßlich erscheinen, damit daraus erhelle, in welchem Zusammenhange jene verschiedenen Richtungen mit diesen Begebenheiten stehen und auf welchem Wege aus abstracten Theorien schließlich praktische Thaten geworden sind.

Zunächst muß ich mir erlauben, auf einige thatsächliche Darstellungen einzugehen, welche darthun werden, daß die letzten Vorkommnisse keineswegs so ganz unvermittelt und plötzlich zur Erscheinung gelangten, als man vielleicht anzunehmen geneigt sein könnte, wenn man den kurzen Rückblick auf die letzten Jahre unterläßt. Die sogenannte Arbeiterbewegung hat sich in Oesterreich wie auch anderwärts durch eine Reihe von Jahren auf dem Boden der theoretischen Discussion bewegt; durch Reden, Versammlungen, Druckschriften und dergleichen Mittel wurde für die Verbreitung der ihr zu Grunde liegenden Ideen gearbeitet; das Ziel war allerdings auch damals die Verbesserung der ökonomischen Existenzbedingungen des Arbeiterstandes, allein der Weg, auf welchem man zu derselben zu gelangen dachte, war noch der der Erringung politischer Rechte und Freiheiten für die bisher im staatlichen Organismus nicht activ vertretenen Stände und Klassen der Gesellschaft, damit sonach allmählich durch den Gebrauch dieser politischen Rechte die ökonomische Emancipation des „vierten Standes“ erreicht werde. Man forderte ein möglichst freisinniges Vereins-, Versammlungs- und Pressegesetz, das Recht der Coalition der Arbeiter zum Zwecke der Erringung besserer Arbeitsbedingungen, welches denselben früher nach österreichischer Gesetzgebung als strafbares Beginnen versagt war, und endlich die Verleihung des allgemeinen directen Wahlrechts an jeden Staatsbürger ohne Rücksicht auf die directe Steuerleistung. Das war noch die Lehre Ferdinand Lasalles, der seinen

Anhängern als Ziel ihres Strebens die Gestaltung freier individueller Arbeiterassociationen, der sog. Productivgenossenschaften mit Hilfe des Staates, bezeichnet und als das Mittel zur Erreichung der Staatshilfe das allgemeine Wahlrecht fordert, für das er glühende Worte der Begeisterung findet, die ein heutiger Socialist nur belächeln wird. (Off. Sendschr. v. 1. März 1863.)

Diese Forderungen nun, welche im Grunde genommen nicht viel mehr in sich schließen, als was der seinerzeitige dritte Stand für sich geheißt und zumeist auch erlangt hatte, wurden allerdings mitunter in ziemlich leidenschaftlicher Weise mit ungestümen Worten und Geberden geltend gemacht, man gefiel sich in aufreizenden Demonstrationen, rothen Fahnen, großen Aufzügen und dergleichen, so daß schließlich ein Conflict mit den Sicherheitsbehörden des Staates kaum vermeidlich wurde, — allein es kam weder zu besonders erschütternden Zusammenstößen mit der bestehenden Ordnung der Dinge, noch zu irgend einem fanatischen Gewaltacte. Nach und nach verschwanden aber auch diese äußeren Lebenszeichen der socialistischen Richtung; es mag sein, daß sie sich in Folge mehrjähriger Dauer allgemach in die Breite ausdehnte und zuletzt auch die unteren, jedes Verständniß baaren Schichten der Arbeiterbevölkerung ergriff, zweifellos aber ist, daß sie sich, was die intellectuelle Begabung ihrer Vorführer und hiermit die Klarheit und Bestimmtheit der Führung selbst betrifft, fortwährend mehr und mehr verflachte. Diese Thatsache allein giebt schon einen der mehrfachen Erklärungsgründe dafür, wie es geschah, daß der ursprünglich auf gesellschaftlichem Boden stehende Socialismus nach und nach in revolutionäre Bahnen gedrängt wurde. Denn es ist ja einleuchtend, daß die wissenschaftlichen Prämissen des Socialismus, die Fragen, die er unbedingt lösen muß, bevor er selbst mit all' seinen neuen Organismen in's Leben treten kann, zu den schwierigsten und bestrittensten auf dem Gebiete der staatsrechtlichen und staatswirthschaftlichen Lehre gehören. Besitz, Eigenthum, Erbrecht, Capital, Arbeit, Lohnvertrag u. s. w. in unendlicher Reihe — wer kann einem Arbeiter von allen diesen Dingen sprechen und dabei auf ein Verständniß rechnen, zu welchem geradezu alle Voraussetzungen fehlen? Die rohen Schlagworte hingegen, die zu brutaler Gewaltthat auffordern, sind nur zu leicht verständlich und bedürfen keiner Bildung, um Gehör zu finden.

Ein weiterer Factor aber, der im Laufe der Zeit gleichfalls die eben berührte Wirkung herbeiführte, einen Theil der Anhänger des Socialismus in das Lager der sogenannten Socialrevolutionäre zu führen, lag in der Erkenntniß, die sich den Führern aufdrängen mußte, daß die bisher angewendeten Mittel nicht geeignet seien, das vorgestekte Ziel in absehbarer Zeit oder überhaupt jemals zu erreichen. Soweit ich hierbei österreichische Verhältnisse im Auge behalten darf, muß ich bekennen, daß für unsern „Mann aus dem Volke“, — ich abstrahire hierbei noch vollkommen von der ländlichen Arbeiterbevölkerung und spreche nur von dem städtischen Lohnarbeiter, — die Pressfreiheit beispielsweise ein ziemlich geringwerthiges Gut

darstellt, denn er hat nicht die Gewohnheit, ein Zeitungsblatt zu kaufen und zu lesen, und wenn er es auch zur Hand nimmt, so wird ein Aufsatz, der ihn über die Tendenzen und Ziele des Socialismus in ernster, der Sache angemessener Weise belehren möchte, für ihn ganz ohne Nutzen sein! Mit dem Rechte, sich in Vereinen zusammen zu thun oder Versammlungen abzuhalten, ist an und für sich noch gar nichts erreicht; die Arbeitseinstellungen hat man sich abgewöhnt, weil sie meist zum Nachtheile des Arbeitnehmers ausschlugen, und für das allgemeine directe Wahlrecht kann man hierzulande, wo von den berechtigten Wählern oft nur ein Drittel zur Wahlurne schreitet, nur wenig Herzen erwärmen. Ueberdies konnte sich doch Niemand der Wahrnehmung verschließen, daß auch in jenen Staaten, wo das allgemeine Wahlrecht besteht und ausgeübt wird, die Lage der arbeitenden Klassen darum auch um nichts anders beschaffen ist, als anderswo. In Oesterreich insbesondere würde die Einführung dieses Princips höchst wahrscheinlich ein Ergebniß liefern, welches den Postulaten auch eines sehr gemäßigten Socialismus nichts weniger als günstig wäre.

Dies Alles mußte jedem halbwegs denkenden Führer unter den Socialisten schließlich doch einleuchten und die Fruchtlosigkeit ihrer Bemühungen darthun. Die Meisten verließen den undankbaren Boden des Kaiserstaates, wandten sich zuerst nach Deutschland, dann nach England, nach der „freien“ Schweiz, zum Theil nach Amerika und es währte nicht lange, so trat schon jetzt im Schooße der Partei eine für den außenstehenden Beobachter geradezu ergößliche Spaltung ein, welche den unversöhnlichen Widerstreit zwischen den gemäßigten Socialisten, jenen des „gesetzlichen Weges“, und den „rothen“, den extremen oder revolutionären, bekundete. Wer die Erscheinungen auf diesem Gebiete auch nur einigermaßen aufmerksam verfolgt hat, wird sich des heftigen und erbitterten Federkrieges entsinnen, der sich da zwischen den beiden Lagern entspann. Zwei Ereignisse, deren Zusammenhang mit der ganzen Bewegung im übrigen nur ein ganz äußerlicher sein mag, trugen dazu bei, diesen Kampf zu einem ganz acuten zuzuspitzen und die Anhänger der einen und der anderen Richtung zum Bekenntniß ihrer Gefinnungen zu zwingen. Die Attentate eines Hödel und Nobiling einerseits und die Ermordung des Czaren Alexander am 18. März 1881 andererseits entfachten die Leidenschaft der Discussion in einer bis dahin ungesehenen Weise und näherten mit höchst verberblicher Wirkung den Sinn und die Neigung zu greuelhafter Gewaltthätigkeit. Während die „Gemäßigten“ bestrebt waren, die Thaten eines Hödel und Nobiling zu desavouiren und diese beiden Verbrecher „von den Nothschüssen der Partei abzuschütteln“, feierten die Extremen sie als Heroen, die sich um die Sache des Volkes wohlverdient gemacht haben, in der überschwänglichsten Weise und empfahlen ihr Beispiel zur Nachahmung. Schon hierin zeigt sich die vollständige Sinn- und Gedankenlosigkeit dieses Standpunktes, dessen ethische Verwerflichkeit und Verworfenheit ja gar keiner Erörterung bedarf; die unselige und erschütternde

That vom 18. März 1881 hat den Beweis geliefert, daß auch das Gelingen eines solchen verbrecherischen Anschlages in der Lage der Dinge etwas Wesentliches nicht zu verändern vermag und in einem monarchischen Staate zwar die Gemüther erschrecken und betrüben, im übrigen aber den festgefügtten Bau der staatlichen Ordnung weder in politischer, noch viel weniger aber in socialer Hinsicht irgendwie zum Wanken bringen wird. Es hat auch bisher noch keiner der Apostel des „Tyrannenmordes“ es unternommen, seinen Zuhörern oder Lesern darzuthun, welcher Nutzen aus einer solchen That für die Sache des „vierten Standes“ erwachsen könne; es wurde eben nur der Mord an und für sich gepredigt und gepriesen. Aus diesem Gesichtspunkte nahm die extreme Parteigruppe der Socialisten auch die Greuelthaten der russischen Nihilisten für sich in Anspruch, obwohl zwischen diesen beiden örtlich und persönlich ganz verschiedenen Erscheinungen keinerlei gemeinsames Band zu finden ist. Entstehungsweise, Art der Organisation und der Zweck der nihilistischen Bewegung, wenn von einem solchen gesprochen werden kann, sind von jenen der socialistischen eben so sehr verschieden, wie die politischen Zustände Rußlands, der Volkscharakter und die Denkweise des Russen von denen des übrigen Europas. Der einzige Berührungspunkt, der sich beklagenswerther Weise zwischen diesen beiden revolutionären Richtungen im Laufe der Zeit ergab, bestand in der verbrecherischen Wahl der gewalthätigen Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke, und wenn es sich nicht schon aus der Vergleichung der thatsächlichen Begebenheiten klar ergeben würde, so könnte man aus den vielfachen Emanationen der extremen Socialisten mit Leichtigkeit eine große Anzahl von Belegen dafür hervorheben, daß das Beispiel der Nihilisten in Rußland als Lehre und Schule für die socialistischen Verschwörer verworther wurde. Jeder mörderische Anschlag, der dort mit Dolch, Revolver oder Dynamit erfolgreich vollführt wurde, gereichte hier zur Ermutigung und reizte zur Nachahmung und ich darf daher dem oben Angeführten die Behauptung hinzufügen, daß alles Dasjenige, was sich zum Erstaunen und Entsetzen der Welt seit den letzten Jahren auf dem Gebiete des Czarenreichs zugetragen hat, nicht unwesentlich dazu beitrug, die Socialrevolutionäre unserer Länder in ihrem verbrecherischen Vorhaben zu bestärken, zu verhärten und geradezu anzuleiten. Desgleichen darf man nicht vergessen, daß auch die Ereignisse in Irland, so wenig sie auch sonst mit dem Socialismus des europäischen Continents in Zusammenhang stehen, doch durch die Kühnheit ihrer Inszenirung, die Wildheit und Grausamkeit ihrer Ausführung, die eiserne Starrheit der ihnen zu Grunde liegenden Organisation und die Raffinirtheit der angewendeten Zerstörungsmittel auf die Geister der zu Gleichem geneigten Socialisten vom verderblichsten Einflusse waren und ihre Erfindungsgabe nur allzusehr befruchteten.

Gleichzeitig mit all' diesen Vorkommnissen entstand und fungirte eine Agitation, die sicherlich an sich ohne erhebliche Wirkung geblieben wäre, wenn durch die eben erwähnten Begebenheiten nicht schon die Phantasie so manch'

eines Unzufriedenen erhitzt, der Sinn für Recht und Geseßlichkeit nicht erschüttert, die Atmosphäre nicht schon von den stets sich erneuernden Nachrichten von Mord und Brand und Zerstörung erfüllt gewesen wäre. Diese Agitation erfolgt von London aus, wo der aus Oesterreich, rücksichtlich Deutschland dahin überfiedelte Johann Most die Beschaffenheit der englischen Gesetzgebung, welche dem gedruckten Worte kaum irgend welche Schranken entgegenstellt, dazu benützte, eine Wochenzeitschrift herauszugeben, welche ungefähr seit Ende 1879 unter verschiedenen, ganz willkürlich gewählten Titeln, später aber fortlaufend unter dem Titel „Freiheit“ erschien. Der Inhalt dieser Zeitschrift, welche in ziemlich lebhafter Weise und auf allen möglichen Schleichwegen in die Gebiete Deutschlands und Oesterreichs vertrieben wurde, kann so ziemlich als das vollständige Repertorium der Ansichten, Wünsche Hoffnungen und Pläne der extremen Socialisten angesehen werden. Als Lecture ist er ziemlich monoton, so daß es wahrlich ein recht ermüdendes Vergnügen ist, diese langen Spalten des feinsten englischen Zeitungsdruckes zu lesen. Historische Darstellungen der „Heldenthaten“ der Pariser Commune vom J. 1871, Lobeshymnen auf jede irgendwo vorgekommene Gewaltthat gegen die bestehenden Zustände, Anleitungen zur Erzeugung von Dynamit und andern Explosivstoffen, Belehrungen, was das „siegreiche Volk“ am Tage nach dem Triumphe der allgemeinen Revolution mit seinen Feinden zu beginnen haben wird, — all das erneuert sich ohne große Abwechslung so ziemlich in jedem Monat und nur selten begegnet man irgend einem Aufsatze, der sich mit den eigentlichen Themen des Socialismus oder mit der zukünftigen Gestaltung der menschlichen Gesellschaft nach dem Sinne der extremen Socialisten befassen würde. Wo dies geschieht, ist der Communismus die Basis der socialökonomischen, der Anarchismus jene der socialpolitischen Zukunft. Ich gestehe, daß mich dieser Theil der socialistischen Theorien jederzeit am meisten interessiert hat, daß ich am eifrigsten nach solchen Aufsätzen gesucht habe, weil ich mich gerne darüber unterrichtet hätte, wie man sich diese Gestaltung zu denken habe; vielleicht ist auch der Leser so gütig, mir bis zu jenem Punkte meiner Ausführungen zu folgen, wo ich mich mit dieser Seite der Sache beschäftige.

Da diese Zeitschrift aber, zur Versendung oft zu voluminös, der Aufmerksamkeit der Behörden des Continents nicht entgehen konnte, ihr Inhalt zu verschiedenartigem enthielt, als daß sie sich für Jedermann und für jede besondere Gelegenheit passend erwiesen hätte, so wurden neben ihr Flugschriften verfaßt, gedruckt und auf gleichen Wegen verbreitet, deren Inhalt sich theils an besondere Schichten oder Berufszeige der Bevölkerung wendet, theils an einzelne Anlässe und Gelegenheiten anknüpfend die Gemüther der Menge zu bearbeiten versuchte. Einmal war es die ländliche Bevölkerung, ein andermal der niedere Beamte, der „Bruder in der Kaserne“, oder der Wähler, oder der Proletarier überhaupt, der da haranguirt wurde; als Anlaß diente irgend ein bemerkenswerthes Datum oder Ereigniß, wie etwa die

Märztag von 1848 oder 1871, der Namenstag eines Monarchen u. dgl., und man kann zugeben, daß die Agitation und Verbreitung dieser Flugblätter in den größeren Städten eine ziemlich rührige war, wenn sie auch oft in unrechte oder in ganz theilnahmslose Hände fielen.

Auch in dem Charakter dieser Blätter trat in der jüngsten Zeit eine für den vorliegenden Fall bedeutame Wandlung ein. Früher war die stets wiederkehrende Parole: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch, organisiert Euch in geheimen Gruppen, Verbänden, geheimen Centralcomités und dergl. und eine eigens zu diesem Zwecke verfaßte Brochüre gab die Anleitung zur Organisirung und Leitung dieser Verschwörerkreise nach dem bekannten Mazzini'schen System, und es ist auch zweifellos, daß sich solche Gruppen und Kreise mit Centralleitungen in einzelnen Ländern oder gewerbreichen Bezirken gebildet haben. Allein die ganze Sache konnte schließlich zu nichts führen. Zu solcher Organisation gehört vor Allem eine sehr bedeutende Zahl intelligenter Individuen, da jede unterste Gruppe doch mindestens einen Kopf besitzen muß; es gehört dazu Geduld, Ausdauer, Vorsicht und Verschwiegenheit und vor allem auch einiges Geld, lauter Dinge, die den betreffenden Bevölkerungsschichten zumeist gänzlich fehlten. Unter zehn Eingeweihten befand sich gewöhnlich schon Einer, der sich der Polizeibehörde für geringes Entgelt angeboten hatte, wie wir dies ja auch bei Hermann Stellmacher sehen werden und Gelder wurden zwar durch kreuzerweises Einsammeln aus dem Wochenlohn der Arbeiter mancherlei zusammengebracht, allein das reichte kaum für die dringlichsten Unterstützungen der verhafteten Genossen oder ihrer Familien, für strikende Gewerksgruppen, nicht aber zur Subvention der Parteiournale oder anderer weiterreichender Zwecke. Das Endziel, welches sich die Propaganda bei der Schaffung dieser geheimen Verschwörerbünde gesetzt hatte, nämlich die Vorbereitung für den „nahe bevorstehenden“ Tag des allgemeinen, großen Aufstandes, auch mit Vorliebe der „Tag der Rache, der allgemeinen Abrechnung, der Morgen der Freiheit und des allseitigen Volksglückes“ genannt, die dazu nothwendige allmähliche Herbeischaffung von Waffen, Munition und Geld und was dergleichen Wahnmuth mehr auf dem geduldigen Papier sich breitmachen konnte, — das war auf diesem Wege noch viel weniger zu erreichen und man mußte deshalb von dieser unfruchtbaren Methode absteigen.

Bald wurde daher in der „Freiheit“ und in den analogen Flugblättern eine andere, neue Tactik des Kampfes gegen die Gesellschaft und die bestehende Ordnung der Dinge empfohlen und gelehrt, und da ist's nun ganz insbesondere, wo man die Wirkungen des Beispiels der russischen Nihilisten wahrzunehmen vermag. Man erinnert sich ja der zahlreichen Attentate, welche dort gegen einzelne Staatsbeamte, Gouverneure, Polizeioberste und dergleichen mit mehr oder minder Erfolg in's Werk gesetzt worden sind; desgleichen auch, daß es den Nihilisten mitunter gelang, durch List und Gewalt sich in den Besitz irgend einer weniger sorgsam gehüteten Cassa zu setzen.

Das gab die Lehre an die Hand, daß man mit ebensoviel Grund und Berechnung, als man bisher den „Thronenmord“ gepredigt oder auszuüben versucht hatte, doch auch zur Ermordung einzelner Träger oder Stützen der Staatsgewalt schreiten könne. Ein Zweck oder eine Wirkung ist dabei allerdings noch weniger abzusehen oder zu erreichen, allein wer trägt da nach einem auch nur halbwegs vernünftigen Zwecke? Und so konnte man denn alsbald die Belehrung lesen, daß zum Gedeihen der Sache die bisher so sehr empfohlene Organisation und Verbindung mehrerer Personen nicht nothwendig ist, ja daß sie gefährlich und unnütz sei; ein entschlossener Mann bedürfe zur That keines Genossen und gegen den „Einzelfampf“ (d. h. den meuchlerischen Mord) nütze keine Polizeimacht und keine Armee; darum tödte Jeder im Einzelpfampf der „Büttel“ so viele, als er erreichen könne, und wenn er dabei ergriffen werde, so räume er ihrer noch so viele aus dem Wege als möglich, da er ja sicher sei, auch keinen Pardon zu finden.

Man wird in diesen Worten, die ich nur in gemilderter Form, sonst aber ohne Aenderung einer hier verbreitet gewesenen Flugschrift entnehme, leicht das genaue Recept wieder erkennen, nach welchem später Stellmacher und Kammerer verfuhr.

Was aber die Beschaffung von Geldmitteln betrifft, so belehrte die „Freiheit“ ihre Leser, daß die heutigen Eigenthumsbegriffe ein ganz verwerfliches Vorurtheil und daß die von den „Bourgeois“ zum Schutze ihres Eigenthums und zur „Ausbeutung“ des Volkes aufgerichteten Geseze durchaus nicht bindend wären. „Der Krieg muß den Krieg bezahlen, der Socialist braucht Geld und zwar rasch; er nehme also aus der Tasche des Bourgeois und wenn die Moral der Eigenthumsprediger dagegen Zeter schreit, so muß ihr eben deshalb ehestens ein Loch geschlagen werden.“ Dabei der Hinweis auf die russischen „Requirirungen“. (Nr. 36. II. Jahrg.)

Man kann hieraus entnehmen, wie allmählich der Boden vorbereitet, die Gemüther derjenigen, denen eine reife Intelligenz nicht schützend zur Seite stand, durch die stete Wiederholung solcher Lehren und listige Verheißungen einer glücklichen Zukunft bethört wurden, um sie für die verderbliche Ausfaat empfänglich zu machen.

Die erste praktische Verwirklichung dieser in ein System gebrachten Raubzugtheorie stellte sich in dem Falle des Schuhmachers Josef Merstallinger dar. Dieser bedauernswerthe Mann, der in dem Ruße stand, einige Schmuckfachen und Ersparnisse sein eigen zu nennen, pflegte gewöhnlich einige Stunden um die Mittagszeit allein in seinem Locale zuzubringen. Am 4. Juli 1882 fand sich ein Individuum bei ihm ein, welches ihn durch eine angebliche Bestellung einer Waarenlieferung zu beschäftigen suchte, alsbald erschien ein Zweiter unter der Maske eines Gerichts- oder Gemeinbedieners mit einer vermeintlichen Zustellung, und indeß der Eine den bejahrten und kränklichen Mann festhielt, betäubte ihn der Zweite mittelst einer narkotischen Substanz, so daß sonach die geplante Enttragung von Pretiosen und Geld im Re-

laufe von ungefähr 800 fl. ohne weitere Schwierigkeit vor sich gehen konnte. Der Fall hatte damals einiges Aufsehen erregt; die ganze Art seiner Ausführung war der sonstigen Praxis großstädtischer Fälle so ganz unähnlich, er bekundete eine so absonderliche Vorbereitung dabei, — weil zu voller Mittagszeit in einer stets sehr belebten Straße vollführt, — eine gewisse Kühnheit der Thäter, so daß man ihn mit Recht als ein Novum in der criminalistischen Praxis ansehen durfte. Niemand ahnte damals, daß man es da mit einer Bethätigung der neuesten socialistischen Lehren zu thun hatte, bis es nach einigen Monaten gelang, die unmittelbaren Thäter in der Person zweier ziemlich herabgekommener Tischlergesellen, Namens Josef Engel und Franz Pfleger, den intellectuellen Urheber in der Person eines sogenannten Arbeiterführers und zugleich Redacteurs eines hiesigen Parteiblattes, Namens Heinrich Hohe, zu entdecken. Die beiden erstern standen im März 1883 vor dem Schwurgerichtshofe und bekannten sich dazu, die That im Interesse und zum Nutzen der Partei unter Anstiftung des Hohe verübt zu haben; dieser selbst hatte es vorgezogen, mit dem Erlöse der That — offenbar auch im Interesse der Partei — das Weite zu suchen. Man hat sich zwar damals von gewissen Seiten bemüht, die Verantwortlichkeit dieser häßlichen That von den Schultern der angeblich nur auf gesellschaftlichem Boden stehenden Partei der radicalen Socialisten Wiens abzuwälzen, allein heute kann nach Allem, was seither hervor gekommen, Niemand mehr mit Recht daran zweifeln, daß Josef Merstallinger das erste Versuchsobject der neuesten socialistischen Theorien war, wenngleich die dadurch erzielte Beute nicht den Parteizwecken zu Gute kam, sondern diesen Theorien ganz entgegen als individuelles Eigenthum in den Händen eines Einzelnen verblieb.

Neben den beiden oben genannten Vollstreckern dieses räuberischen Angriffes standen damals noch etwa 25 ähnlich geartete Gesinnungsgeossen unter der Anklage hochberrätherischer Vereinigung, beinahe durchwegs bedeutende Individuen, von denen nur ein einziger, Namens Josef Peutert, ein Zimmermalergehilfe, durch eine für seinen Stand ganz ungewöhnliche Bildung, energische, aber doch maßvolle Haltung und einige Rednergabe hervorrage. Auch er lehnte jede Solidarität mit den Urhebern des räuberischen Attentates oder auch nur eine intellectuelle Billigung desselben entschieden ab, betonte die Geseglichkeit und Berechtigung der Bestrebungen seiner Partei, und es verfehlte seine Wertheidigungsrede auch nicht des Eindruckes auf die Geschworenen, welche die sämmtlichen an dem Raube nicht direct theiligten Angeklagten freisprachen. Peutert, obzwar in Oesterreich geboren, hatte sich viel im Auslande, in Paris und in der Schweiz aufgehalten, und kurz vor seiner Rückkehr nach seinem Heimatlande war noch ein gewisser August Reinsdorf, auch Gsellaer genannt, sein Reisegeosse gewesen, welcher derzeit wegen des Dynamitattentates auf das Gebäude der Polizei-Direction in Frankfurt a. M. unter Anklage steht.

Obgleich der eben erwähnte Proceß mit der Freisprechung der meisten

Beschuldigten endete und diese zu ihrer früheren Thätigkeit für Parteizwecke zurückzukehren durch nichts behindert waren, so trat doch wenigstens äußerlich für einige Zeit ein Stillstand in den Bethätigungen der Partei zu Tage, soweit dabei Oesterreich, der Schauplatz der letzten Verbrechen, in Frage kam. Es ist zwar anlässlich eines vor dem Landesgerichte Graz im Juni d. J. durchgeführten Strafprocesses zur Sprache gekommen, daß am 25. und 26. October 1883 in Lang-Enzersdorf, einem kleinen Orte in der nächsten Umgebung Wiens, ein geheimer Congreß anarchistisch gesinnter Parteigenossen stattgefunden habe, dessen Hauptarrangeur eben jener Josef Peukert gewesen sein soll und bei welchem insbesondere die Ermordung der Polizeiorgane Glubet und Blöck beschlossen worden wäre, allein ich kenne, aufrichtig gesagt, die Beweise, welche hierfür vorlagen, nicht hinreichend und lehre daher zu jenen zweifellos festgestellten Thatfachen zurück, welche sich der Zeitfolge nach zunächst außerhalb Oesterreichs zutrugen.

In der Nacht vom 22. zum 23. October 1883 war Straßburg der Schauplatz einer Reihe erschütternder Greuelthaten, deren Urheber damals nicht ermittelt werden konnten. Der Inhaber der sogenannten „Storchapothek“, Namens Lienhardt, war kurz nach Mitternacht in seinem Geschäftslocale ermordet und die Geldlade mit einer übrigens geringfügigen Baarschaft enttragen worden; zugleich entdeckte man, daß ein Soldat Namens Adels, der die Wache in der Nähe des Spitalwalles versah, nach einem offenbar ungemein heftigen Kampfe getödtet worden sei, und endlich lag die Anzeige eines Droschkenfutschers Schäßle vor, daß drei ihm unbekannte Männer, die sein Fuhrwerk Abends zu einer Fahrt in die Umgegend Straßburgs gemiethet hatten, an einer einsamern Stelle den Versuch gemacht hätten, ihn gewaltsam mittelst eines mit Chloroform getränkten Schwammes zu betäuben, welches Unternehmen aber in Folge seines Widerstandes und Schreiens mißlungen sei. Man sah offenbar, daß diese drei Attentate im Zusammenhange standen und von denselben Thätern verübt worden seien, doch eine Aufklärung darüber und insbesondere über den Zweck, der bei den Angriffen gegen Schäßle und Adels verfolgt wurde, konnte nicht gefunden werden. Auf dem Thatorte, wo der Soldat Adels sein Leben verlieren mußte, fand sich ein falscher Bart und ein Messer, wie es Buchbinder bei ihrem Gewerbe verwenden, vor; in Lienhardts Apotheke ein Stück eines Papiertragens, ein Stück einer stählernen Uhrkette und ein Receipt, unterfertigt von dem Arzte Schulthes in Zürich. Auch erfuhr man, als die Ereignisse bekannt wurden, daß am Morgen des 23. October drei sehr auffällig aussehende Individuen mit falschen Bärten, bis an die Hüften mit Roth und Schlamm bedeckt, um 5 Uhr in der von Straßburg zweitnächsten Bahnstation Jegersheim erschienen und den in der Richtung nach Basel verkehrenden Zug bestiegen, doch eine weitere Spur der Thäter wurde nicht ermittelt.

Heute ist der ganze Sachverhalt durch die von Anton Kammerer vor

dem competenten Militärgerichte abgelegten Geständnisse kargestellt. Da er von dem Augenblicke an, wo er das früher eingehaltene System, auf alle Fragen Auskunft oder Antwort zu verweigern, aufgegeben hatte, alle ihm zur Last gelegten Handlungen unumwunden eingesteht und vom Standpunkte der anarchistischen Theorie zu erklären und als berechtigt darzustellen versucht, so folge ich fortan bei der Darstellung der einzelnen Ereignisse den Angaben Kammerers, welche übrigens mit allen schon früher ermittelten sachlichen Umständen ganz im Einklange stehen und daher füglich als wahrheitsgetreu angesehen werden können.

Anton Kammerer ist in Zeblersee nächst Wien als Sohn eines Bahnwächters im Jahre 1862 geboren. Es ist wohl kaum erforderlich zu betonen, daß Unterricht und Erziehung bei ihm nur in den elementarsten Anfängen vorliegen, hingegen soll seine Körperkraft eine nicht gewöhnliche sein und es ist daher einleuchtend, daß, wenn er zum Verständnisse irgend welcher politischer oder socialer Fragen auch gar nicht geeignet war, er sich doch um desto besser zum Werkzeuge und Vollzieher gewalthätiger Eingriffe gegen die bestehende gesellschaftliche Organisation und ihre Gesetze herausbilden konnte. Sein Gewerbe war das eines Buchbinders. Seine Gesichtsbildung verräth sonst gerade keine Spuren besonders verruchter Instincte, zeigt vielmehr einen gewissen Grad von geistiger Begabung und Offenheit des Blickes. Der Sicherheitsbehörde seines Heimatsbezirkes machte er sich frühzeitig durch eine lebhafte Betheiligung an dem unter den Fabrikarbeitern der dortigen Umgebung ziemlich regen Parteileben bemerklich. Im Jahre 1882 wurde er zum Militärdienste assentirt und am 20. Februar 1883 zur Dienstleistung thatsächlich einberufen, doch entzog er sich dieser Verpflichtung durch die Flucht in's Ausland, so daß er von diesem Zeitpunkte an als Deserteur anzusehen war. Er begab sich nach seiner Angabe nach der Schweiz, wo er sich in Bern gleichfalls an dem Treiben der dort aus verschiedenen Ländern zusammenströmenden Socialisten betheiligte, gelegentlich auch nach Zürich kam und daselbst die Bekanntschaft Stellmachers machte, der sich in dieser Stadt als Schuhmacher aufhielt, während seine Frau ein Kleidermachergeschäft betrieb.

Kammerer behauptet, die Unternehmungen, zu denen er sich später mit Stellmacher und noch zwei anderen Genossen verabredete und zusammenfand, seien nicht durch irgend einen Beschluß eines Central-Comités oder einer ähnlichen, außerhalb stehenden Körperschaft geplant oder angeordnet worden, sondern lediglich ihrer eigenen Initiative entsprungen, und obwohl dies eben nicht sehr wahrscheinlich klingt, läßt sich doch das Gegentheil Mangels irgend welcher Anhaltspunkte nicht nachweisen. Er giebt an, es habe die Zeitschrift „Der Rebell“, ein im Sinne der Anarchisten redigirtes Blatt, im Herbst 1883 die schon oft vorgebrachten Aufforderungen, Geld für die Parteizwecke auf was immer für eine Art herbeizuschaffen, eindringlich wiederholt, und da habe darauf hin Stellmacher im October ihm von Zürich aus brieflich den

Vorschlag gemacht, in Straßburg etwas in's Werk zu setzen; er habe dem gleichfalls brieflich zugestimmt, und so seien sie Beide am 21. October in Basel zusammengetroffen, wo Stellmacher in Begleitung noch eines dritten (bisher unbekannt gebliebenen) Genossen erschien. Am 22. October seien sie in Straßburg angelangt, wo Stellmacher den Vorschlag machte, den Raubzug gegen mehrere Apotheken der Stadt zu richten, um sich in denselben vorrätthiger Gifte und gewisser Ingredienzen zu bemächtigen, deren man sich sohin zur Erzeugung des sogenannten „Vändigers“, eines seinerzeit viel besprochenen angeblichen Betäubungsmittels, bedienen könnte. Als Sammelpunkt für den Eintritt störender Zwischenfälle wurde ein einsam stehender Brunnen am Spitalwall erwählt, wo während des Tages auf weite Entfernung hin ein Wachtposten nicht sichtbar ist. Um die Rundfahrt bei den mehreren in's Auge gefaßten Apotheken zu beschleunigen, wollte man sich zunächst einer Droschke bemächtigen und deshalb mietheten die drei Genossen das Fuhrwerk des Schöpfle; allein der Widerstand dieses Mannes vereitelte diesen Theil ihres Vorhabens und zwang sie zur schleunigen Flucht. Sie vereinigten sich jedoch wieder bei dem erwähnten Brunnen, um dort die Vorbereitungen zu dem Angriffe gegen die Apotheke des Lienhardt zu treffen. Da taucht plötzlich aus dem Dunkel der Nacht der Soldat Adels auf und bringt auf die Ueberraschten los; es entspinnt sich ein lebhafter Kampf zwischen dem Manne und seinen drei Gegnern, von dem die Spuren an dem weithin zerwühlten Boden des Walles Zeugniß geben, Kammerer verliert seinen falschen Bart und sein Buchbindermesser; einmal hat Adels einen durchdringenden Schrei ausgestoßen, den man auch in dem nahegelegenen Spital vernahm, dann war Alles wieder still. Nach der Angabe Kammerers soll Stellmacher den Soldaten durch einen Schlag seines eigenen Gewehrkolbens auf den Kopf zu Boden gestreckt haben. Ungeachtet dieses unvorhergesehenen Zwischenfalles schritten die drei Genossen dennoch zur Ausführung ihres ursprünglichen Planes. Stellmacher wies dem Lienhardt das Züricher Recept vor, und als dieser zögerte, der Aufforderung Folge zu leisten, stürzte sich Kammerer nach seiner eigenen Angabe auf den Mann und schlug mit einem scharfen Haubajonett, welches angeblich Stellmacher schon von Basel aus mitgebracht haben soll, so lange auf ihn los, bis er leblos zusammenbrach. Grabatte, Papiertragen und ein Theil der Uhrkette Kammerers wurden ihm bei diesem Kampfe abgerissen und blieben zurück; Stellmacher bemächtigte sich der Geldlade, die bloß zwanzig Mark enthielt, und nun endlich flohen die Thäter längs des Rhein-Rhonecanals aus dem Weichbilde der Stadt über Grafenstaden hinaus zur Station Jegersheim, von wo sie nach der Schweiz zurückkehrten.

Die „Frankfurter Zeitung“, in welcher eine eingehende Besprechung dieses Ereignisses nach dem Ergebnisse der heut vorliegenden Erhebungen zu finden war, ergeht sich in Klagen über die Versäumnisse und Fehler, welche zur Zeit der Entdeckung der That begangen worden seien, und in Betrachtungen,

welch' unheilvolle spätere Verbrechen damals durch rasche Verfolgung der Verbrecher hätten verhütet werden können, und man kann diesen Combinationen zustimmen, ohne daß deshalb der alte Erfahrungssatz an Wahrheit verlieren würde, wonach hinterher rathen leichter ist, als besser machen. Das gilt ganz besonders in der Praxis der Criminalpolizei! Thatsache ist, und allerdings beklagenswerth genug, daß es den drei verworfenen Missethättern gelang, unaufgehalten ihren Wohnsitz in Bern und Zürich wieder zu erreichen und alsbald wieder zu neuen verbrecherischen Plänen zu schreiten.

Als Schauplatz des nächsten Angriffs wurde diesmal Stuttgart erwähnt und soll Stellmacher angeblich den Vorschlag hiezu gemacht haben. Die Thäter trafen in Schaffhausen zusammen und wurde diesmal neben Stellmacher und Kammerer und jenem Genossen, der schon in Straßburg mit betheiligt gewesen sein soll, auch noch der 30jährige Schreinergejelle Michael Kunitzsch, aus Czernic in Slavonien gebürtig, zur Mithilfe herangezogen. Kunitzsch hat vor Gericht jenem Mann den Namen Limbach beigelegt, doch ist dieser Name ohne Zweifel fingirt. Stellmacher brachte zur Bewaffnung eines jeden der Raubgenossen vier Bleihämmer im Gewichte von je 3 Pfund mit; ferner erhielt jeder zwei sogenannte Drsinibomben, welche sie selbst nach den Anleitungen, wie sie der „Rebell“ öfters enthielt, angefertigt hatten, und endlich hatte Stellmacher noch eine Blechcassette mit einer Dynamitladung an einem Riemen um den Leib hängen. Diese Ausrüstung erscheint für die zunächst vorgesezten Zwecke beinahe übertrieben und ihr Zweck nicht abzusehen, so daß man beinahe versucht wäre zu glauben, daß die Schilderung derselben eine prahlerisch erdichtete sei, allein es zeigt sich aus den späteren Ereignissen, daß Kunitzsch und Kammerer, welche unabhängig von einander die gleichen Mittheilungen in dieser Beziehung machen, nicht mehr als die Wahrheit sagen, sowie auch, daß diese Explosivgefäße dazu bestimmt waren, im Falle der Ergreifung unter den Verfolgern Tod und Vernichtung zu säen.

Am 21. November 1883 kamen die obigen vier Genossen in Stuttgart an. Stellmacher soll derjenige sein, der das Banquiergeschäft des J. A. Heilbronner, Kronprinzenstraße 12, als Object des Angriffs ausgesucht hat. Herr Heilbronner hat auch wirklich bei der Verhandlung gegen Kunitzsch mitgetheilt, daß bereits im Laufe des Nachmittags einer der vier Genossen in seinem Local erschienen sei und sich nach einem gewissen „Schulz“ erkundigt habe; desgleichen sei ein zweiter Mensch Nachmittags durch den rückwärtigen Eingang des Locales eingetreten und von ihm angewiesen worden, sich zur vorderen Thür an der Straßenseite zu begeben.

Ungefähr um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr Abends war Herr Heilbronner mit seinem Freunde Herrn Louis Dettinger allein im Locale anwesend und offenbar mit den letzten Vorkehrungen zum Schlusse seines Geschäfts besaßt, indeß Dettinger am Sopha saß und die Zeitung las — als plötzlich jeder von ihnen einen Mann vor sich auftauchen sah, im nächsten Moment aber schon, durch einen schweren Schlag auf das Haupt getroffen, betäubt zu Boden sank. Nach der

Angabe Kammerers sei es Stellmacher gewesen, welcher Dettinger niedergeschlagen habe, während er, Kammerer, sich gegen Heilbronner gewendet hätte, doch trifft die Beschreibung, die Dettinger von seinem Angreifer, allerdings nur auf Grund einer unklaren Erinnerung, als einem sehr großen Manne mit Schnurr- und Kinnbart abgiebt, auf Stellmacher gar nicht zu. Zimbach, den Rumitsch beschreibt, entspräche diesem Bilde eher. Rumitsch selbst soll nach Inhalt der gegen ihn erhobenen Anklage während dieses Angriffs auf der Straße Wache gestanden haben; im Momente aber, als er das Klirren der zertrümmerten Schaufensterscheiben und das Geschrei der Verwundeten vernahm, drang er in das Local auch ein, verschloß es von innen und theilte sich mit seinen Genossen an dem Zusammenraffen der Wertheffecten des Geschäfts. Im Ganzen wurden aus dem Bankgeschäfte J. A. Heilbronner circa 1000 Mark baares Geld und 16000 Mark an Werthpapieren räuberisch enttragen. Die vier Bleihämmer blieben am Thatorte zurück. Ein besonders bemerkenswerther Umstand ist darin zu erblicken, daß die Thäter oder einer derselben sich nach Verübung der blutigen That noch so viel Zeit nahmen, aus dem Hauptgeschäftsbuche des Herrn Heilbronner eine Reihe von Blättern herauszureißen, welche die Eintragungen der letzten Tage enthalten mochten, und sie sohin an den Gasflammen zu Asche zu verbrennen, offenbar in der wohlberedelten Absicht, dadurch die Ermittlung des letzten Geschäftsbestandes an Werthpapieren, deren Art, Werthhöhe und Ziffernbezeichnung möglichst zu erschweren, um auf diese Weise der sogleichen Verlautbarung aller dieser Kennzeichen und einer allfälligen Entdeckung bei Veräußerung derselben vorzubeugen. Dieser Vorgang ist bei Verbrechen gewöhnlicher Art, die meistens vor Allem nur auf die rascheste Flucht vom Thatorte bedacht sind, gewiß noch selten oder niemals beobachtet worden und gab schon damals, abgesehen von anderen Momenten der That, die Vermuthung an die Hand, daß man es da mit Emissären der social-anarchistischen Gruppe zu thun habe; eine ganz besondere Bedeutung aber erlangte gerade dieser Umstand zur Zeit, als die Details des Raubankalles in der Wechselstube des H. Eisert in Wien bekannt wurden, der, wie sich zeigen wird, in Allem einen ziemlich getreuen Abklatsch des Attentates Heilbronner darstellt.

Der Zustand, in welchen die Thäter ihre so sehr bedauernswerthen Opfer in Stuttgart versetzten, war ein ganz erschrecklicher. Herr Heilbronner hatte an Kopf, Hand und Arm acht verschiedene Wunden, darunter einen complicirten Schädelknochenbruch mit Depression; Herr Dettinger trug vier Wunden davon, welche bei relativer Heilung dennoch wahrscheinlich einen bleibenden Nachtheil für seinen Gesundheitszustand nach sich ziehen dürften.

Rumitsch, der mit einem Theile des geraubten Geldes sich nach St. Gallen in der Schweiz zurückbegeben wollte, wurde auf diesem Wege schon am 21. November in Pforzheim ergriffen, während Stellmacher und Kammerer abermals entkamen. Nach den damals bekannt gewordenen Nach-

richten konnte er erst nach einem außerordentlich heftigen Widerstande gegen die ihn ergreifenden Personen dingfest gemacht werden, doch wurde aus diesem Grunde ein weiteres gerichtliches Verfahren wegen versuchter Tödtung nicht eingeleitet. Die Persönlichkeit dieses Menschen ist den Behörden in Wien durchaus nicht unbekannt gewesen, da er durch mehrere Jahre daselbst in Arbeit stand, im Mai 1883 wegen auffälliger socialistischer Umtriebe polizeilich ausgewiesen wurde und sich von da in die Schweiz begab. Er bethätigte seinen Eifer für die Partei nach seiner eigenen Angabe durch emsige Verbreitung und Beförderung der Rossi'schen „Freiheit“ nach Oesterreich.

Wien. December 1883. Januar 1884.

Durch die bisherigen Darstellungen, so vielerlei Unerhörtes und Erschreckendes sie auch enthalten, habe ich doch eigentlich nur eine Art Vorgeschichte zu jenen Ereignissen gegeben, welche nach der mit obliegenden Aufgabe den wesentlichen Inhalt meiner Ausführungen zu bilden haben. Ich glaube aber, daß ich das Vorgeschichte nicht verschweigend übergehen konnte, ohne der Vollständigkeit des Bildes Eintrag zu thun, da der Zusammenhang der beiden Theile nicht allein durch die Personen der Thäter, sondern noch in viel höherem Grade durch die den Thaten zu Grunde liegenden — bis zum heutigen Tage im europäischen Völkerleben unerhörten Motive und Anschauungen ein ganz unzertrennbarer ist.

Die drei Vorfälle, welche ich noch zu besprechen habe, scheiden sich nach den dabei verfolgten Zwecken in zwei Richtungen.

Der am 15. December an dem königl. Polizei-Concipienten Joseph Glubek und der am 25. Januar 1884 an dem Polizeidiener Ferdinand Blöck verübte Mord gehören ein und derselben Kategorie an, während das Attentat in der Wechselstube H. Eisert am 10. Januar jenem bei Heilbrunner in Stuttgart ganz analog ist. Diese beiden letzteren stellen sich lediglich als Verbrechen aus Gewinnsucht dar, wenngleich der angestrebte Gewinn nicht den Interessen der Thäter allein und ausschließlich, sondern auch jenen ihrer Gefinnungsgenossen im Allgemeinen dienen sollte; die zwei ersteren Handlungen aber nach ihren Motiven und Zwecken zu charakterisiren, setzt mich beinahe in Verlegenheit, denn als Racheacte, als Mord aus persönlicher Feindseligkeit kann man sie kaum bezeichnen, da solche Beziehungen zwischen den Thätern und ihren Opfern, am allerwenigsten in dem Falle Blöck, gar nicht vorlagen und daher auch das Gefühl der Leidenschaft, des Hasses oder der Vergeltung für etwa erlittene Unbill, wie es sonst dem Mörder aus Rache eigen ist, in diesen beiden Fällen den Antrieb zur That nicht bildete. Die Mörder wollten in den beiden Beamten den Stand, den Beruf derselben treffen und ein am meisten für sie selbst ganz abstractes Ding, die Staatsgewalt und die heutige Gesellschaftsordnung bekriegen und erschüttern. Diesen Zweck nun haben sie allerdings nicht erreicht und konnten ihn auch nicht erreichen; die nächste

Wirkung ihrer Thaten war eine legale Erstarkung der Staatsgewalt und ein engeres Zusammenschließen der solidarisch bedrohten socialen Factoren. Das hätte auch ihnen oder Jenen, auf deren Geheiß sie vielleicht handelten, bei bei einigem Nachdenken klar werden müssen; wenn sie aber dennoch zur That schritten, so konnte die einzige Absicht dabei nur die sein, Schrecken zu verbreiten, den „herrschenden Klassen“ der Gesellschaft das Gefühl der Furcht vor einer so kühn und entschlossen auftretenden Partei einzufloßen, kurz Terrorismus zu üben. Ich glaube aber, daß sich bei näherer Betrachtung ergeben wird, daß auch dieser einzig übrig bleibende Zweck der Greuelthaten durch dieselben nicht erreicht wurde. Es giebt gewiß auch in maßgebenden Kreisen eine Anzahl etwas zaghafter Gemüther, welche nach jenen Ereignissen allermwärts neue Attentate vorhersahen oder befürchteten, allein im Grunde genommen halte ich mich für berechtigt, das scheinbare Paradoxon auszusprechen, daß eben diese äußersten Auswüchse der socialistischen Gesinnung, gerade diese zwecklosen Gewaltacte ein Zeichen und Beweis für die Schwäche und Ohnmacht der Sache sind, die sie zu fördern bestimmt sein sollen. Denn um unter tausenden und aber tausenden von Angehörigen des „vierten Standes“ endlich einen oder zwei Desperados von der Art eines Kunitsch, eines Stellmacher oder Kammerer zu finden und sie durch stetes Aneisern durch flammende Worte, durch glänzende Verheißungen zu einer herostratischen That anzutreiben — dazu bedarf es fürwahr keiner besonderen geistigen Ueberlegenheit und keiner besonders erhabenen und mächtigen Idee. Die große Menge des wahrhaft arbeitenden Volkes aber bleibt allen diesen Erscheinungen gegenüber kalt und unbewegt, so sehr sich die socialistische Theorie auch bemüht, ihre Schlagworte demselben „auf den Leib zu schneiden“, weil es durchaus nichts Verlockendes an sich hat, die Gedankenarbeit in sich selbst durchzumachen, die zur Auffassung der dabei gebotenen Probleme nothwendig ist, ehe irgend Jemand auch nur zum Verständniß der Sache oder gar zu einer Ueberzeugung gelangen kann, die ihn hinreichend stark und muthig machen würde, auch danach zu handeln. Die größten Epochen der menschlichen Entwicklungsgeschichte lehren uns aber, daß ohne ein solch lebendiges Gefühl, ohne eine solche starke und tiefgewurzelte Ueberzeugung weder der Einzelne, noch ein ganzes Volk jemals etwas zu vollbringen vermochte.

Ich kehre zu den Thatfachen zurück. Der Ort Floridsdorf, in welchem sowohl der Concipist Glubek als auch der Polizeidiener Blöck ihren amtlichen Wohnsitz und Wirkungskreis hatten, grenzt beinahe an die äußersten Linien der Stadt Wien in nordöstlicher Richtung am linken Ufer des Donaustroms. Er besitzt große und zahlreiche Fabriken und demzufolge eine sehr ansehnliche Bevölkerung von Fabrikarbeitern, unter denen wohl socialistische Anschauungen, insoweit sie sich bei dem niederen Bildungsgrade derselben eigenartig krystallisiren können, um sich gegriffen haben mögen. Doch war von besonderen Excessen in dieser Richtung, von bedrohlichen Conflicten zwischen den Arbeitern und der Behörde niemals etwas zu hören. Glubek

bewies sich stets als ein sehr ehrenhafter, pflichtgetreuer und maßvoller Beamter, und Niemand vermochte zu behaupten, daß er jemals die Gewalt, die ihm sein Amt verlieh, dazu angewendet habe, irgend einen Arbeiter besonders zu bedrücken oder zu verfolgen. Kammerer jedoch, der in dem nahegelegenen Zeblersee geboren und aufgewachsen war und sich schon mit 20 und 21 Jahren zum socialistischen Agitator und Vortführer der Arbeiter aufwarf, kannte ihn, gewiß als den einzigen Polizeibeamten, mit dem er je in Berührung gekommen war und der ihm daher nach seinem beschränkten Gesichtskreise als das Prototyp der Regierungsgewalt, als eine Stütze des Staates erscheinen mochte. Der Gedanke aber, an Glubek irgend einen Gewaltact auszuüben, wurde in ihm schon während seines Aufenthaltes in der Schweiz im Laufe des Jahres 1883 lebendig, denn er giebt zu, jene Artikel in der Mosk'schen „Freiheit“ vom 19. März 1883 geschrieben zu haben, welche es rügen, daß der „Büttel“ Glubek noch immer unter den Lebenden weile, wobei nicht unterlassen wird, dem Armen eine Menge Mißthaten zum Schaden des „arbeitenden Volkes“ anzudichten. Nicht allzulange nach seiner Rückkehr von dem Stuttgarter Attentate begab er sich nach Wien und behauptet, seit seinem Eintreffen daselbst, vom 6. December 1883 an täglich Abends dem Glubek mit dem Revolver aufgelauert zu haben, doch sei ihm die Ausführung seines Vorhabens jedesmal unmöglich gewesen, weil Glubek stets in Begleitung dritter Personen seines Weges kam. Endlich aber habe er für den 15. December endgiltig die Ausführung der That beschlossen weil er sich schon für den 17. verpflichtet hatte, in Mährisch-Osttau in Arbeit einzutreten.

Für diesen Abend nun hatte ein gewisser Ferdinand Schaffhauser, ein sogenannter Vortführer eines in dortiger Gegend ansässigen Baders, die Abhaltung eines „Vortrages“ in dem Gasthause des Aschenbrenner in Groß-Zedlersdorf für die Mitglieder des Stahlarbeitervereins dortselbst angezeigt und wurde zu dieser Versammlung nach Vorschrift der hierlands bestehenden Gesetze ein Vertreter der Behörde in der Person des Concipisten Glubek abgeordnet. Der besagte Vortrag Schaffhausers hatte „das antike und das moderne Proletariat“ zum Gegenstande, und bei der späteren gerichtlichen Verhandlung gegen Schaffhauser wurde behauptet, er habe diesen Vortrag, dessen Dauer man aus früheren Gelegenheiten her ganz wohl kannte, ungewöhnlich zeitlich beendet, woraus man die Annahme ableitete, er habe hiedurch den ihm wohlbekannten Plan der Ermordung Glubeks zu fördern gesucht, indem hiedurch Glubek zu einer Zeit seinen Rückweg nach Floridsdorf anzutreten in die Lage kam, wo die Wegstrecke von Wachsleuten erfahrungsgemäß am wenigsten beschritten wurde. Wenn sich auch bei der spätern Gerichtsverhandlung hinreichende Beweise für dieses Mitwissen des Schaffhauser um den Mordplan und für seine Beihilfe dazu nicht erbringen ließen und somit seine Verurtheilung wegen Mitschuld an dieser That nicht erfolgte, so ist doch soviel gewiß, daß Glubek sich in Begleitung Schaff-

hausers aus dem Aischenbrenner'schen Gasthause entfernte, um sich nach seinem Wohnorte Floridsdorf zu begeben. Die Entfernung beträgt ungefähr 20 bis 30 Minuten und ist der Weg an und für sich, besonders im Winter und zur Nachtzeit recht wenig einladend, da er theils über Felder, theils zwischen eingepflanzten Gärten, Werkplätzen und Baustellen dahin führt und sehr wenig begangen ist. Schaffhauser behauptet jedoch, er sei eine kurze Strecke Weges mit Glubel gegangen und habe ihn dann verlassen, weil ein Herr und eine Dame ihnen entgegen gekommen wären, von denen Ersterer mit Glubel ein Gespräch begonnen hätte. Daß er aber ganz dieselbe Wegstrecke nach Floridsdorf zurückgelegt habe, wobei er nothwendiger Weise den Punkt, wo die That geschah, betreten hat, giebt er zu. Es wurden mehrere Zeugen ermittelt, welche erklärten, im Moment wo der Schuß fiel, Schaffhauser und noch einen zweiten Mann in Begleitung des Glubel gesehen zu haben, während ein Dritter in einer Entfernung von etwa 10 Schritten hinter diesen drei Personen einherging. In geringer Entfernung von der dort befindlichen Polizeiwachstube und gerade als Glubel von dem Scheine einer Gaslaterne heller beleuchtet wurde, fiel der Schuß von rückwärts auf ihn. Das Projectil, eine Revolverkugel von 7 cm. Kaliber, traf ihn in's Hinterhaupt, drang in die Hirnhöhle ein und hatte den sofortigen Tod des klagenswerthen Mannes zur Folge. Kammerer, welcher die Verübung dieser That zugesteht, giebt an, es habe sich Schaffhauser im Augenblicke der Begehung derselben allerdings in der Nähe oder an der Seite Glubels befunden und auch Stellmacher hat hierüber geäußert, Schaffhauser sei dabei zugegen gewesen und habe sich, als Glubel zu Boden gestürzt war, über den Körper des Opfers gebeugt, allein Beide stimmen darin überein, daß Schaffhauser weder von der That vorher etwas gewußt, noch irgendwie absichtlich dazu beigetragen habe, auch sei er nicht im Stande gewesen, sie zu hindern. Der Ruf und das Vorleben Schaffhausers, welcher sehr vorgeschrittene socialistische Ansichten zur Schau trug und aus solchen Anlässen schon einigemal gerichtlich bestraft worden war, lassen die Annahme seiner vollständigen Unschuld und eines ganz zufälligen Zusammentreffens all dieser so auffällig gegen ihn sprechenden Umstände schwer festhalten. Das Urtheil des Gerichtes sprach ihn des Verbrechens der „Vorschubleistung“ zu dem Morde Glubels schuldig, indem es annahm, er wäre in der Lage gewesen, die Vollstreckung hintanzuhalten und zu verhindern, habe dies aber „aus Bosheit“, wie sich das Strafgesetz ausdrückt, unterlassen.

Die Bestattung der Leiche des in Erfüllung seiner Pflicht gefallenen Beamten gestaltete sich zu einer ungemein erhebenden Feierlichkeit und nahmen an derselben gegen dreitausend Fabrikarbeiter der Umgegend theil, ein Vorgang, der mir wenigstens den Eindruck machte, als wollten diese Kreise hiedurch in unverkennbarer Weise kundgeben, daß sie, so sehr sie auch sonst socialistisch gesinnt sein mögen, doch den Mord als Mittel zur Erreichung ihrer Ziele verabscheuen. Doch gebe ich als möglich zu, daß ich mich mit

dieser Auffassung in einem optimistischen Irrthume befinden kann, welchen andere besser informirte Personen vielleicht nicht theilen werden.

Von dem düstern Schauplatze seiner That entfloß Anton Kammerer querselbein und trat wirklich am 17. December in Ostrau bei einem Buchbinder in Arbeit. Die Geldmittel zu allen von ihm unternommenen Reisen und zu seinem Lebensunterhalte stammten nach seiner Angabe aus den bei Heilbronner in Stuttgart geraubten Geldern her. In Ostrau verweilte er bis 7. Januar 1884, an welchem Tage er sich nach Wien zurückbegab und hier mit Stellmacher zusammentraf, der inzwischen aus Zürich hergekommen war. Es ist zweifellos, daß Stellmacher diesen seinen Aufenthaltsort am 5. Januar verlassen hat und daß er sich vom 7. bis 12. Januar schon in Wien aufhielt, doch hat er jederzeit jede Auskunft über seinen Verbleib in dieser Zeit beharrlich verweigert, angeblich darum, weil er nicht sagen könne wo und in wessen Gesellschaft er sich in diesen Tagen befunden habe, da er hiedurch Freunde und Genossen compromittiren würde. Der wahre Grund ist allerdings ein anderer; er leugnet mit derselben Beharrlichkeit seine Betheiligung an dem raubmörderischen Ueberfalle bei Eisert und befürchtet offenbar, daß er, wenn er sich überhaupt in eine Besprechung seines Aufenthaltes in der kritischen Zeit einlassen würde, sich in Widersprüche verwickeln oder Angaben machen könnte, deren Unwahrheit sich alsbald erweisen würde. Er zog es daher vor, hierüber nichts zu sagen, wodurch allerdings allen weiteren Auseinandersetzungen ein Ende gemacht war.

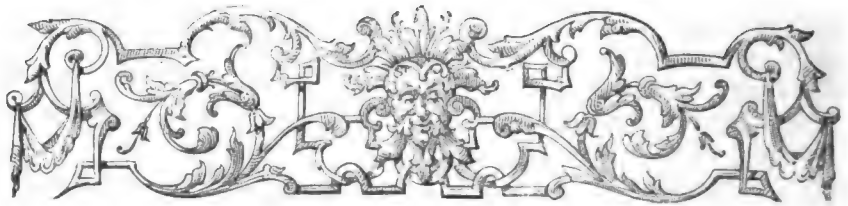
Die Wechselstube des Heinrich Eisert, ein kleineres Geschäft, welches von diesem Manne allein ohne Hilfe eines Untergebenen betrieben wurde befand sich in der sogenannten Mariahilferstraße in einem Hause, welches an dem Kreuzungspunkte zweier Straßenzüge steht. Die genannte Straße ist eine der belebtesten Verkehrsadern der Stadt und namentlich in den Abendstunden wogt eine ansehnliche Menschenmenge an jenem Punkte hin und her. Auch befinden sich zur Rechten und Linken der Wechselstube Räumlichkeiten anderer Geschäftslocale. Eiserts Local bestand nur aus einem einzigen Gelasse, das seinen Eingang von der Straße her hat, doch schließt sich daran rückwärts, nur durch eine Bretterwand geschieden, eine Art Zimmerchen, aus welchem wieder eine Thür in die Einfahrt des Hauses führt. Die Vertikalität hat, wie man sieht, die größte Aehnlichkeit mit der des Heilbronner'schen Geschäftes in Stuttgart und dementsprechend schließt sich auch die That in ihren äußeren Umrissen diesen Voraussetzungen in ganz ähnlicher Weise an.

Heinrich Eisert, ein kräftiger Mann von angenehmem Aussehen, etwa 42 Jahre alt, befand sich am 10. Januar um 1/26 Uhr allein in seinem Geschäftslocale, als plötzlich zwei Männer eintraten, von denen einer Rubel umzuwechseln beehrte; kaum aber hatte Eisert sich hinter seinem Zählische erhoben, um mit den Eingetretenen zu sprechen, so schleuderte ihm dieser eine Partie Sand in die Augen und gleich darauf erhielt Eisert einen wuchtigen Schlag mit der Rehrseite einer Holzhaxe auf den Kopf. Doch war dieser

Schlag nicht geeignet, ihn sogleich zum Falle oder zur Bewußtlosigkeit zu bringen, sondern der Mann eilte durch die kleine Verbindungsthür der erwähnten Bretterwand in das dahinter gelegene Zimmerchen und von da durch die Hinterthür in den Hausflur, wo er aber an den Stufen des Ausgangs zu Boden sank. Der Angreifer aber folgte ihm auch dahin nach und versetzte dem Liegenden noch mehrere Schläge mit der Schneide der Hacke auf den Kopf und das Gesicht. Inzwischen war aber der Begleiter des ersterwähnten Mannes und noch ein Dritter ebenfalls aus der Wechselstube in jenes Zimmer gedrungen, wo sie, gewiß zu ihrer eigenen Ueberaschung, drei Personen antrafen, die Zeugen aller Vorgänge waren und die Vollführung des beabsichtigten Raubes sicherlich verhindern konnten. Es waren dies die Kinder des Eisert, Heinrich und Rudolf, zwei kräftige Knaben im Alter von 8 und 10 Jahren mit lieben, treuherzigen Gesichtchen, die da eben von einer armen, alten Frau, Namens Caroline Berger, Unterrichts in der französischen Sprache nahmen. Auch vor diesen armen Kindern schreckten die Mörder nicht zurück; rasch entschlossen streckte je ein Schlag mit dem furchtbaren Mordwerkzeug jedes dieser drei ahnungslosen Geschöpfe nieder und man muß gestehen, daß die grause Schlächterarbeit gut gethan war, denn das eine der beiden Knäblein, Rudolf, dessen Hirnschale wie durch eine Flintenkugel mit ganz präzisen Rändern durchbohrt erschien, blieb auf der Stelle, wo es gefallen hatte, todt liegen, indeß das andere trotz allen Aufwandes ärztlicher Kunst am 26. Januar dem Vater, der am 22. Januar seinen Wunden erlegen war, in's Grab folgen mußte. Die Lehrerin Berger ist zwar genesen, befindet sich aber in einem Zustande des Siechthums und intellectueller Depression, welcher sie in ihrem ohnedies karglichen Erwerbe ungemein beeinträchtigt und zum Gegenstande öffentlicher Mithätigkeit machen mußte.

(Schluß folgt.)





Die Cholera.

Don

Max von Pettenkofer.

— München. —

Die Cholera ist eine Infectionskrankheit. Infectionskrankheiten nennt man solche Krankheiten, welche durch einen von Außen in den gesunden Körper eingedrungenen specifischen Infectionsstoff verursacht werden, welcher wie ein Gift wirkt. Zu den Infectionskrankheiten gehören sowohl die ansteckenden schwarzen Blattern, als auch das nicht ansteckende Wechselfieber. Von den eigentlichen Giften, welche leblose, chemische Verbindungen sind, unterscheiden sich die Infectionsstoffe wesentlich dadurch, daß sie lebende Organismen, wenn auch der kleinsten Art, sind, welche, in kleinsten Mengen in den gesunden Körper gebracht, sich unter gewissen Umständen in ihm rasch vermehren und ihn durch ihr Leben krank machen. Sie gehören zu den kleinsten Lebewesen, zu den Spaltpilzen, welche an der Grenze des Sichtbaren sind, und werden je nach ihrer Form als Roden, Bacterien, Bacillen, Vibrionen und Spirillen bezeichnet, wovon nach Naegeli im lufttrockenen Zustande 30000 Millionen Individuen, kaum ein Milligramm schwer sind.

Die Infectionsstoffe gehen theils vom Kranken auf Gesunde über, in welchem Falle man die Krankheiten contagiöse nennt, theils gehen sie von Verlichtkeiten aus, in denen sie sich entwickelt haben, in welchem Falle man von miasmatischen Krankheiten gesprochen hat. Es kann selbstverständlich auch solche geben, welche beiden Quellen entstammen, und solche Krankheiten hat man früher als contagiös-miasmatische bezeichnet, und bezeichnet sie auch zur Zeit noch oft so.

Ich bin der Ansicht, man sollte die Bezeichnungen Contagium und Miasma, welche zu vielen Mißverständnissen Veranlassung gegeben haben, ganz aufgeben, und dafür den Begriff „Infectionsstoff“, der ja beiden gemeinsam ist, an die Spitze stellen, und die Infectionsstoffe in entogene und

ectogene theilen, entogen, wenn die Infection vom Kranken, ectogen, wenn sie von der Verlichkeit ausgeht.

Die Cholera wird von Vielen zu den entogenen, von Manchen aber auch zu den ectogenen Krankheiten gezählt. Die Vertreter der ersteren Anschauung kann man Contagionisten, die der Letzteren Localisten nennen. Der Widerstreit der theoretischen Meinungen ist insofern wichtig, als hier, wie stets in der Medicin, von der theoretischen Anschauung die Maßregeln abhängen, welche zur Heilung und zur Abwehr der Krankheit ergriffen werden.

Gegenwärtig, wo die Cholera ihr drohendes Haupt im Süden Frankreichs wieder erhoben und im Norden Italiens zu erheben begonnen hat, glaubte ich einer Aufforderung der Redaction von „Nord und Süd“, daß ich mich für den Leserkreis ihrer Zeitschrift über diese wunderbar wandernde Weltseuche äußern möchte, nicht ablehnen zu dürfen.

Alle Leser wissen, daß die Cholera aus Ostindien stammt, und die meisten wissen wohl auch, daß die Seuche erst in diesem Jahrhundert (1830) nach Europa gelangte. Sprechen wir daher zuerst über ihr Alter in Indien, in ihrer Heimat. Dort scheint die Krankheit von jeher heimisch gewesen zu sein; nicht nur, daß die Portugiesen nach Entdeckung des Seeweges dahin bereits sie vorfanden und in Goa bald unliebsame Bekanntschaft mit ihr machten, sondern schon in den ältesten Sanskritschriften, viele Jahrhunderte vor Christi Geburt wird sie genau beschrieben und ihre Epidemien, mit mahā mārī (magna mors, großes Sterben) bezeichnet. In diesen Schriften wird die Krankheit unter verschiedenen Namen genannt, welche von ihren Hauptsymptomen genommen sind: 1) vishū dschikā bedeutet Erbrechen und Abweichen, also genau wie auch im Deutschen Brechruhr, 2) alasikā, Krämpfe welche Ermattung und Starre herbeiführen, 3) rilambikā, Zusammenbrechen, was man in der gegenwärtigen medicinischen Terminologie etwa mit collapsus ausdrückt. Ein anderes Wort, das in Indien öfter für Cholera gebraucht wird, ist dem Mahrattischen entnommen, mordeschin oder mordschi, was die Franzosen in mort de chien (Hundetod) verkehrt haben, was aber auch Zusammenbrechen, collapsus, bedeutet.*)

Aus dem 17. und 18. Jahrhundert unserer Zeitrechnung liegen zahlreiche Hinweise und Beschreibungen von zeitweise auftretenden größeren Epidemien dieser Krankheit vor, namentlich unter Truppen; am bekanntesten aber wurde sie in Europa unter dem Namen Cholera, Cholera Morbus, asiatischen Cholera durch die Epidemien von 1817 bis 1819, welche das englische Heer unter dem Oberbefehl des Marquis von Hastings während eines Krieges gegen die Eingeborenen kampfunfähig machten und der Vernichtung nahe brachten. Nach Europa aber kam sie doch nie, bis sie in diesem

*) Ich verdanke diese Angaben meinem leider früh verstorbenen Collegen, dem Sanskritforscher Haug, der lange in Indien lebte. Siehe meine „Verbreitungsart der Cholera in Indien.“ Braunschweig, 1871, bei Vieweg.

Jahrhundert, Ende der Zwanziger Jahre endlich über Drenburg und Moskau nach Rußland und 1830 bis Polen wanderte, wo eben Krieg war. Seitdem hat sie uns öfter, bald auf längere, bald auf kürzere Zeit heimgesucht.

Die Frage, warum die Cholera Jahrtausende lang in Indien geblieben ist und erst so spät zu uns auszuwandern begann, ist gewiß von großem Interesse, aber sie kann nicht mit der wünschenswerthen Bestimmtheit beantwortet werden. Das Hauptmoment scheint mir, daß das Ereigniß in die Zeit fällt, in welcher die Beschleunigung des menschlichen Verkehrs nach allen Richtungen hin, zu Wasser und zu Land eintrat. Das erste Dampfschiff in den indischen Gewässern erschien zu Anfang der zwanziger Jahre. Auch zu Lande suchte man den Verkehr in jeder Weise zu heben und zu beschleunigen. Die Russen haben sich vielleicht damals mit Gilposten und Courieren die Cholera aus einem Nachbarlande Indiens, vielleicht aus Arabien, oder Afghanistan, oder Persien geholt. Es hat sich nämlich bald gezeigt, daß die Cholera, der specifische Cholerakeim sich wirklich an den menschlichen Verkehr in irgend einer Weise heftet, aber auch daß er auf dem Wege zu Wasser und zu Lande abstirbt, wenn er nicht binnen einer gewissen Zeit wieder auf fruchtbaren Boden gelangt.

Schon immer zeigte es sich, daß die Cholera in Indien gewisse Gegenden und in diesen wieder gewisse Orte besonders liebt, andere oft ebenso auffallend meidet, so daß manche Orte oft alljährlich, andere hingegen erst im Zwischenraume von vielen Jahren von Cholera heimgesucht werden. Ebenso ist es Thatsache, daß die asiatische Cholera noch nie an einem Orte aufgetreten ist, welcher nicht mit anderen Orten, wo Cholera herrschte, vorher Verkehr gehabt hätte, aber auch Thatsache, daß die Krankheit von einem Choleraorte noch nie nach einem anderen Orte verschleppt wurde, wenn die Reise ohne anzuhalten eine gewisse Zeit lang dauerte. Der große Verkehr Europas und namentlich Englands mit Indien auf Schiffen, die um's Cap der guten Hoffnung gingen, hat noch nie Cholera von Indien gebracht, nach England gelangte sie immer nur auf dem Landweg über Europa; ja selbst das Capland hat noch nie eine Choleraepidemie gehabt, ebensowenig Australien. Es ist möglich, daß in Zukunft der Verkehr noch so beschleunigt wird, daß sie auch noch dahin gebracht wird, ähnlich wie es mit Südamerika der Fall war, welches während der Epidemie in den dreißiger und vierziger Jahren in Europa und in Nordamerika von Cholera frei blieb. Man dachte schon daran, daß vielleicht für Südamerika das gelbe Fieber genug sei, oder daß dieses die Cholera ausschließe, bis endlich plötzlich im Jahre 1854, nachdem die schnell fahrenden Klipperschiffe zwischen Philadelphia und Rio de Janeiro eingerichtet waren, auch die Hauptstadt Brasiliens von einer heftigen Cholera-Epidemie ergriffen wurde.

Auch wenn die Cholera den Landweg einschlägt, geht sie auf dem Marsch zu Grunde, wenn sie nicht inzwischen binnen einer gewissen Zeit wieder auf fruchtbaren Boden gelangt. Die regenlose Wüste ist unfruchtbar

für Cholera. Die Karawanen, welche in Asien von Choleraorten abgehen und durch Wüsten ziehen, haben bisher auch noch nie die Krankheit weiter eingeschleppt, wenn der Weg durch die Wüste mindestens zwanzig Tage dauerte.

Die Cholera braucht zu ihrer Weiterverbreitung stets fruchtbare Stationen, Etappen auf dem Lande, und deshalb sieht man auch in der Regel, wenn man die Wanderungen der Epidemien im Großen verfolgt, ein allmähliches Weiterstreiten in aufeinander folgenden Jahren in bestimmten Richtungen. Im östlichen und südöstlichen Rußland z. B. zeigte sich die Cholera, nachdem sie im Jahre 1868 in Persien geherrscht hatte, im Jahre 1869 in elf, im Jahre 1870 in 37 Regierungsbezirken, darunter schon in 5 Bezirken in Polen. Im Jahre 1871 breitete sie sich in Rußland nach Westen, Osten und Norden noch weiter aus, und gelangte in ihren Vorläufern bereits nach Ostpreußen, wo namentlich wieder Königsberg heftig ergriffen wurde, wo vom 24. Juli bis 8. November 2012 Personen an Cholera starben, während in Berlin nur 52, in Potsdam 71 der Krankheit erlagen. Im Jahre 1872 ging sie auf Oesterreich-Ungarn über, und hielt im darauffolgenden Jahre reiche Ernten in Deutschland.

Man hat deshalb mit Recht schon immer gesagt, die Cholera reise nicht schneller als der Mensch.

Was aber bei diesen Reisen auch schon immer aufgefallen ist, das ist ihr sprungweises Fortschreiten; sie geht z. B. regelmäßig nach Paris, wenn sie in Marseille war, oder auch umgekehrt von Paris nach Marseille, und überspringt stets Lyon, die zweitgrößte Stadt Frankreichs, oder um die Reisende in kleineren Distanzen zu verfolgen, sie geht 1854 auf der Eisenbahn von München nach Augsburg, läßt aber die zehn dazwischen liegenden Stationen aus, obgleich daselbst mehrere Kranke aussteigen und einige davon sogar sterben; nachdem sie sich in Augsburg und längs dem Lech für lange Zeit festgesetzt, macht sie nicht einmal einen Sprung über's Lechthal hinüber nach der Stadt Friedberg, wohin ein guter Fußgänger doch leicht in einer Stunde geht; oder um einen noch engeren Kreis zu ziehen, sie überzieht dreimal (1836, 1854 und 1873) die Stadt München und macht jedesmal vor den Häusern auf dem Lehmrieden in der Vorstadt Haidhausen Halt.

Die nämliche Launenhaftigkeit zeigt die Cholera nicht bloß in örtlicher, sondern auch in zeitlicher Beziehung, einmal fällt sie in Preußen ein und verschont Sachsen, ein anderes Mal macht sie es gerade umgekehrt. Im Jahre 1849 z. B. hatte Berlin seine schwerste Choleraepidemie, die Epidemie berührte damals Sachsen nur noch ganz leicht mit 488 Fällen, und Bayern gar nicht mehr. Im Jahre 1850, als es in Berlin und Umgebung schon größtentheils vorüber war, stieg es in Sachsen doch bis zu 1551 Cholera-todesfällen, aber sie kam wieder nicht bis Bayern. Hingegen im Jahre 1854 war es umgekehrt, da hatte München und Bayern seine schwersten

Epidemien, damals war die allgemeine Industrieausstellung in München und der Verkehr zwischen München und Sachsen, überhaupt zwischen München und ganz Deutschland ein sehr reger. Nach Sachsen verbreitete sich damals die Cholera nicht, Alle, die in diesem Jahre in Sachsen an Cholera starben, hatten sich die Krankheit in München geholt, und auch weiter nördlich nicht, die Sachsen und Preußen hätten genügend persönliche Empfänglichkeit, individuelle Disposition für Cholera gehabt, denn die nach München kamen erkrankten gerade so daran, wie die Münchener. Erst im kommenden Jahr 1855 wurde es plötzlich wieder anders, da blieb Bayern von Cholera frei und entwickelten sich die Epidemien in Sachsen und Norddeutschland.

Schon diese Thatfachen werden genügen, um jeden Vorurtheilslosen zu überzeugen, daß bei der Verbreitung der Cholera sowohl örtliche, als auch zeitliche Momente eine entscheidende Rolle spielen müssen. In welchem Zusammenhang nun der von Indien ausgehende, durch den menschlichen Verkehr verbreitbare Cholerakeim oder Infectionsstoff mit Ort und Zeit, mit der örtlichen und zeitlichen Disposition steht, ist noch zu finden, und lassen sich darüber vorläufig nur Hypothesen aufstellen; aber die thatsächliche Existenz einer örtlichen und zeitlichen Disposition ist so sicher wie die Cholera selbst eine Thatfache ist, und muß mit dieser Disposition gerechnet werden. Mit dem Cholerakeime allein kommt man nicht aus.

Untersuchen wir nun, was sich ergibt, wenn man für Cholera empfängliche Orte mit Orten vergleicht, welche sich dafür unempfindlich zeigen, und was sich ergibt, wenn man in einem für Cholera empfänglichen Orte die Zeiten vergleicht, in welchen der durch den Verkehr verbreitete Infectionsstoff Epidemien verursacht, und in welchen Zeiten nicht.

Schon die Gestaltung der Oberfläche des Bodens zeigt sehr deutlich einen gewissen Einfluß. Relativ tiefe Lage in Mulden, an Abhängen, an sogenannten Steilwänden begünstigt die Cholera sehr. Wo eine Bodenoberfläche wellig geformt ist, zeigen sowohl ganze Ortschaften als auch einzelne Häuser auf dem Gipfel einer Welle sehr häufig gar keine oder nur eine sehr geringe Disposition für die Entwicklung einer Epidemie, während in der Tiefe der Welle unter sonst gleichen Verhältnissen sie üppig gedeiht. Das Gleiche zeigt sich in einzelnen Ortschaften, wo Theile oder einzelne Häuser auf Gipfeln, andere in Tiefen der Terrainwellen liegen.

Eine andere, bei allen Choleraepidemien auftretende, bekannte Erscheinung ist das Abnehmen der Krankheit gegen ein Gebirge zu, und im Gebirge. Die Gebirge des Himalaya, des Libanon und die Alpen haben stets die Zufluchtsstätte der Choleraflüchtlinge gebildet. Hier und da kommt eine Epidemie auch im Gebirge vor; diese Ausnahmen von der Regel werde ich später besprechen. Die Immunität oder die äußerst geringe und seltene Empfänglichkeit der Gebirge zeigt sich in Indien so deutlich wie bei uns.

Ein bekanntes Beispiel ist dort das fast völlige Freibleiben der Bergkaserne (hill-stations) längs der Himalayalette, in welche durch häufigen Truppenwechsel der Cholerakeim aus der Ebene doch so oft eingeschleppt wird. In dem für Indien so schlimmen Cholerajahr 1869 lieferten von neunzehn Bergkasernen nur zwei Cholerafälle.

Das Nämliche zeigt sich auch im engen Rahmen ein und desselben Ortes häufig genug. In München z. B. war 1873/74 die Cholerafrequenz in den sieben Kasernen der Garnison höchst verschieden: in der tiefstgelegenen Starkaserne (mit einem Kürassier-, jetzt schweren Reiter-Regiment belegt) erkrankten von 1000 Mann 40 an Cholera, in der höchstgelegenen No. II. Kaserne (mit zwei Feld-Artillerie-Regimentern belegt) nur 3 Mann, ohne daß man in der Bauart der Kaserne, noch in Beschäftigung oder Ernährung der Mannschaft, noch im Trinkwasser einen entsprechenden Unterschied finden konnte.

Ein anderes locales Moment, was sich in epidemisch ergriffenen Ortschaften sehr bestimmt geltend macht, ist verschiedene Bodenbeschaffenheit verschiedener Ortstheile. Namentlich zeigt sich ein compact, für Luft und Wasser nicht, oder nur sehr wenig durchgängiger Boden der Entwicklung der Cholera sehr hinderlich. Schon Jameson hat bei Beschreibung der Epidemien in Indien von 1817 und 1819 gesagt: „Die Cholera scheint feinen Boden nicht zu lieben.“ Französische Epidemiologen (Voubée und u. A.) haben das Gleiche gefunden. Am eingehendsten habe ich diesen Gesichtspunkt im Jahre 1854 in Bayern verfolgt und so viele Thatfachen beigebracht, daß die damals für Erforschung der Choleraursachen niedergesetzte Commission es einstimmig als These aussprach, daß die Cholera zu ihrer epidemischen Entwicklung eines porösen, für Wasser und Luft durchgängigen Bodens bedürfe, und daß compact Boden sie ausschließe. Es sei gestattet, ein paar Beispiele anzuführen. Als die Cholera in München ausgebrochen war, flohen die Münchner schaarenweise gegen das Gebirge zu. Viele haben sich in Traunstein niedergelassen, wo mehrere erkrankten und starben. Der größere Theil der Stadt, in welchem namentlich die besseren Gasthöfe sind, und die Cholerafälle unter den Flüchtlingen vorkamen, liegt auf einem compacten Muschelkalkfelsen, ein kleinerer Theil der Stadt auf Diluvialgeröll. In diesem Theile trat die Cholera epidemisch, in dem höher gelegenen Theile (Schrödelgasse) schon Anfangs August, in dem tiefer gelegenen (Saline) Ende September auf, ohne in den größeren, auf Muschelkalk liegenden Stadttheil überzugehen.

Im Jura-Gebirge, links der Donau, liegt ein Dorf Kienberg ganz von Steinbrüchen eingeschlossen. In diesem Dorfe brach die Cholera so heftig aus, daß binnen Monatsfrist dreißig Procent der Bevölkerung begraben wurden. Als ich hinkam, fand ich ganze Häuser ausgestorben, aber auch eine Anzahl Häuser, welche nicht einen Erkrankungsfall gehabt hatten. Damals glaubte ich noch an das Trinkwasser als Infectionsquelle: aber das ganze Dorf hatte einen einzigen Brunnen am Fuße des Abhanges, auf dem

es steht. Als ich den Boden untersuchte, ergab sich, daß alle ergriffenen Häuser auf porösem, etwas lehmigen Sande standen, hingegen die immunen Häuser auf compactem Juragestein. Der größere Theil von Rienberg steht auf einer Spalte des Gebirges, die ganz mit den feinen Theilen ausgefüllt ist, welche das Wasser von höher gelegenen Theilen als Alluvium zugeführt hat.

Daß der bestimmte Ausspruch der Commission damals außerhalb Münchens überraschte und angezweifelt wurde, darüber durfte man sich nicht wundern. Man wies auf ganze Gebirgsgegenden, z. B. auf Süd-Krain und den Karst hin, wo die Cholera reiche Ernten hatte, und auf ganze Städte, die auf nackten Felsen stehen und trotzdem zeitweise sehr arg von Cholera heimgesucht werden, z. B. auf die Städte auf der Insel Malta.

Ich ließ mich diese Mühe nicht verbrießen, nach Krain und dem Karst zu reisen, fand aber dort anstatt eines Widerspruches nur eine unerwartete Bestätigung. Die im dortigen Gebirge liegenden und von Cholera ergriffenen Ortschaften leiden auch noch an einer anderen Krankheit, welche vom Boden stammt und gewöhnlich im Gebirge nicht vorkommt, nämlich an Wechselfieber. Das Gebirge dort ist so zerklüftet, und die Klüfte mit porösem, wasser- und luftdurchlässigem Material ausgefüllt, wie es in dem größten Geröllboden nicht besser sein kann. Dort rennen Flüsse gegen einen Berg an, verschwinden an seinem Fuße und fließen jenseits wasserreicher wieder fort. Man sieht dort oft das Terrain von allen Seiten sich nach einem tiefsten Punkte hin, nach einer Art Trichter, nach einer sogenannten Doline hin sich senken, und kommt man zu unterst an, so findet man weder Wasser noch Moor, sondern trockenen Boden. In der Adelsberger Grotte verschwindet das Wasser der einlaufenden Poik; auf der andern Seite des Gebirgskammes, in dem die Grotte liegt kommt das Wasser der Poik unter, dem Namen Unze wieder zum Vorschein. Auch die Unze verschwindet wieder am Fuße eines Berges, um jenseits als Laibach schiffbar zu Tage zu treten.

Als ich von Laibach gegen Novomesto (Neustadt) zog, blinkte mir aus der Ferne schon, hoch vom Gebirge herab, ein Ort entgegen. Als ich nach dem Namen frug, wurde mir der Ort Rasberto genannt, und Rasberto stand unter den Orten verzeichnet, wo die Cholera stark gehaust hatte. Als ich unter Führung des Schullehrers die Cholerahäuser Rasbertos besuchte, fiel mir auf, daß ich fast in jedem Hause Kranke im Bette liegend fand. Als ich nach der Ursache frug, erfuhr ich, daß zur Zeit Rasberto wieder sehr am Wechselfieber leide. Auch am Fuße des Felsenammes, auf welchem Rasberto liegt, verschwindet ein Bach, der jenseits gleich so mächtig wieder erscheint, daß er eine Mühle treibt.

Um die Cholera auch auf Malta zu studiren, reiste ich 1868 auf eigene Kosten dahin. John Simon hatte mir Empfehlungen dahin verschafft. Im

Hafen von Valletta angekommen, imponirte mir allerdings die felsige Lage der Stadt ganz gewaltig. Vom Schiffe aus schon sah ich auf senkrecht in die Höhe steigenden Felswänden Gebäude stehen, in Valletta an's Land steigend, trat mein Fuß aus dem Rahne sofort auf nackten Felsen. Nachdem ich auf in Stein gehauenen Stufen auf das Plateau, auf welchem der größere Theil der Stadt liegt, emporgestiegen war, ging ich auf einem Trottoir, das auch der natürliche Felsen bildete, nach meinem Gasthose. Ich war nun sehr begierig, was ich weiter finden würde.

Herr Ingloft, damals Vorstand der Spitäler und Wohlthätigkeitsanstalten auf Malta, und Professor Dr. Pisani, ein hervorragender Malteser Arzt, die mir ein paar Wochen lang liebenswürdige und lehrreiche Führer und Dolmetscher waren, klärten mich bald auf. Sie konnten sich nicht genug darüber wundern, daß ich wegen des Malteser Felsens die weite Reise gemacht habe. Wie oft sagten sie mir, wenn ich sie mit Fragen über die Bodenbeschaffenheit der felsigen Insel belästigte und mich dahin und dorthin bringen ließ: „Unser Felsen ist kein Felsen in Ihrem Sinne, er ist ein Schwamm, der Alles einsaugt, was auf ihn gegossen wird.“ Die Untersuchung hat auch ergeben, daß der Malteser Felsen so porös wie der Berliner Sand ist, daß er zu mehr als zum dritten Theile seines Volums aus Poren, aus Luft besteht. Er ist so weich, daß er mit Messer und Säge wie Holz geschnitten wird. Wie die Fremden aus Verchtesgaden und Oberammergau Holzschnitzereien mitnehmen, so kaufen, die nach Malta kommen, Schnitzwerke aus Malteser Stein, Platten, aus Malteser Felsen geschnitten, sind ein bedeutender Exportartikel nach Italien, um dort damit die Hausfluren und Zimmerböden zu belegen, weil sich diese Platten wegen ihrer physikalischen Eigenschaft, wegen ihrer großen Porosität nicht so kalt anfühlen, wie andere Steinplatten. Die Malteser Platten nähern sich dem Holze, ohne brennbar zu sein. Ferner ist mit aus Malteser Stein gehauenen Kesseln die englische Marine zur Filtration von Trinkwasser versehen. Trüb gewordenes Wasser auf Schiffen wird in solche Kessel gegossen, durch die es klar abläuft.

Schließlich sah ich allerdings ein, daß es viel einfacher und für mich auch viel billiger und ebenso überzeugend gewesen wäre, wenn ich mir Malteser Felsen hätte nach München kommen lassen und im Laboratorium untersucht hätte. Aber ich bereue die Reise dahin durchaus nicht, denn ich habe über das Vorkommen der Cholera auf dieser bewundernswürdigen Insel gar Manches gelernt, was mir sonst entgangen wäre. Der geneigte Leser wird nun einsehen, daß ich nicht viel darauf gebe, wenn hier und da Einer meint einen auf Felsen ruhenden Ort gefunden zu haben, welcher trotz compacten Untergrundes eine Choleraepidemie gehabt hat.

Nicht bloß die physikalische Beschaffenheit des Bodens zeigt sich von Einfluß auf Cholera, sondern auch der chemische Bestand desselben,

namentlich der Gehalt an organischen Stoffen und an Wasser. Einfluß des Bodens auf die Entwicklung von Infectionskrankheiten ist überhaupt bloß denkbar durch organische Proceßse, welche in ihm vor sich gehen und deren Träger oder Producte daraus zum Menschen gelangen. Diese Proceßse werden wesentlich durch niedrige Organismen, durch Spaltpilze bewirkt, und diese brauchen zu ihrem Leben außer Wasser und Luft auch noch andere Nährstoffe und eine gewisse Temperatur. Ein Einfluß der Bodenbeschaffenheit wurde von jeher beobachtet, weshalb man auch glaubte, er könnte von der geognostischen Formation herrühren, welcher der Boden entstammt, und war man geneigt, vor Allem der Urgebirgsformation, dem Granit, die Eigenschaft der Immunität zuzusprechen, aber es wurden bald viele Fälle bekannt, wo die Cholera auf Quarzsand ebenso üppig gedieh, wie auf Kalksand, und daß compacter Muschelkalk die gleichen Dienste thut, wie Granit. Die physikalische Beschaffenheit des Bodens, die Aggregation seiner kleinsten Theile und sein Gehalt an organischen Stoffen (Verunreinigung des Bodens) und an Wasser blieb allein zur Erklärung über.

Die Landwirthe wissen, wie wenig auf reinem Boden wächst und wie üppig alle Pflanzen gedeihen, wenn der Boden gedüngt wird. In dieser Beziehung verhalten sich die niedrigsten Pflanzen, die Bacterien nicht anders, als unsere Getreide- und Gemüsearten. Die Fäulniß- und Gährungskeime schweben allgegenwärtig in der Luft, aber sie entwickeln und vermehren sich und wirken nur, wo sich Nahrung für sie und fäulniß- und gährungsfähige Stoffe finden. Der hygienische Nutzen der Reinlichkeit, der empirisch längst feststeht, findet dadurch seine Erklärung und wissenschaftliche Begründung. Die Abfallstoffe des menschlichen Haushaltes, namentlich, soweit sie flüchtig werden oder in Wasser gelöst oder auch nur suspendirt sind, haben wir als Nährlösungen für niedrige Organismen zu betrachten, die uns schädlich werden können. Emmerich hat experimentell gezeigt, daß das reinste Wasser, mit welchem man einen Zimmerboden aufwäscht, in kürzester Zeit Krankheitsgifte entwickelt, und Kaninchen oder Meerschweinchen einige Tropfen unter die Haut gespritzt, tödtet. Mit diesen gefährlichen Schmutzwässern haben wir bisher unbedenklich und reichlich den Boden unserer Wohnungen innen und außen getränkt und gedüngt, indem wir sie theils im Hause in die Zwischenbedeckensfüllungen versickern ließen, oder sie außerhalb des Hauses in Versickrgruben leiteten, oder in Gassen ohne Gefälle oder auf ungepflasterte Höfe schütteten. Seit man in Städten anfang, die Schmutzwässer durch geeignete Canalisation rasch abzuführen, haben die vom Boden abhängigen Krankheiten, darunter namentlich Abdominaltyphus und Cholera, überall auffallend abgenommen.

Gleichwie ein auch übermäßig gedüngtes Feld nicht für immer fruchtbar bleibt, sondern in seinen Erträgen gar bald wieder erlahmt, wenn nicht mehr gedüngt wird, so ist es auch mit der Verunreinigung des Bodens unserer Wohnorte. Sobald wir aufhören, ihn zu verunreinigen, zu düngen,

reinigt er sich bald wieder von selbst, gleichwie aus einem Friedhofe die Leichen verschwinden, wenn man einmal aufhört, Töbte darin zu begraben: nach kurzer Zeit findet man nur noch die unverweslichen Knochen. Das erklärt sehr einfach die prompte Wirkung einer guten, mit Canalisation verbundenen Hausentwässerung und die Nothwendigkeit eines reinen Wassers zur Reinigung des Hauses. In diesen Dingen liegt nach meiner Ueberzeugung auch die einzige praktisch durchführbare und allein wirksame Schutzmaßregel gegen Cholera. Das zeitweise Einschleppen des Cholerakeimes läßt sich nicht verhüten, aber der Boden läßt sich unfruchtbar machen für den eingeschleppten Keim.

Daß es Orte giebt, welche schon von Natur aus, ohne menschliches Zuthun dafür unfruchtbar sind, habe ich bereits erwähnt, und werde ich darauf noch näher eingehen, wenn ich zuvor noch einige Mittheilungen über den anderen wesentlichen Bodenbestandtheil, über das Wasser, gemacht haben werde.

Wo das Wasser gänzlich fehlt, da hören überhaupt alle organischen Proceßse auf und damit auch die im Boden. In der regenlosen Wüste wird nur die oberste Bodenschicht während der Nacht von etwas Thau befeuchtet, das aus der Luft condensirte Wasser kann nicht in den Boden eindringen, weil es während des Tages sofort wieder durch Verdunstung in die Luft übergeht. Daß im Wüstenboden keine organischen Proceßse vor sich gehen, zeigt sich dort sehr deutlich, nicht nur an der Vegetationslosigkeit, sondern auch an der Zusammensetzung der Luft im Boden, der Grundluft. Wo man bei uns die Grundluft untersucht, findet man stets beträchtliche Mengen Kohlenäure darin, welche aus dem organischen Leben im Boden stammt. Selbst in einem Kiesel- und Sandboden, welcher dem unbewaffneten Auge keine Spur von Organischem zeigt, findet man es so, und mit dem Mikroskop findet man dann auch selbst viele Meter unter der Oberfläche noch Mikroorganismen am Leben. In der regenlosen und auch durch keine andere Quelle bewässerten Wüste ist es anders; da ist die Grundluft genau so zusammengesetzt, wie die über dem Boden befindliche Luft, die freie Atmosphäre. Dieses konnte ich experimentell constatiren, als mir einst Professor v. Zittel aus der libyschen Wüste Grundluft und Luft von deren Oberfläche mit nach München in Glasröhren eingeschmolzen heimbrachte. Der Kohlenäuregehalt der Grundluft ist nicht größer als der Kohlenäuregehalt der dortigen freien Atmosphäre. Als ich aber Grundluft, die dem Boden eines Palmenhaines der Oase Farafrah entnommen war, untersuchte, ergab sich wieder der bei uns dem feuchten Boden entsprechende Kohlenäuregehalt. Das erklärt auch, warum ein ganz oder sehr trockener Boden der Cholera ungünstig sein muß.

Gleich wie für gewisse Pflanzen auch zu viel Wasser im Boden ungünstig sein kann, so ist das gewiß auch bei den niedrigsten Formen des

Pflanzenlebens möglich. Ebenso ist denkbar, daß der organische Proceß im Boden, von welchem die Choleraepidemien abhängen, bei zu viel Wasser nicht, oder viel weniger von Statten geht. Man theilt bekanntlich die Mikroorganismen, an die man ja zunächst zu denken hat, in solche, welche zu ihrem Leben Luft brauchen, und nennt diese *aërobe* (Luftlebige), und in solche, welche ohne Luft leben, die man *anaërobe* nennt. Falls nun der Mikroorganismus im Boden, von welchem die örtliche und zeitliche Disposition abhängt, ein *aërober* ist, was wahrscheinlich ist, dann muß der Wassergehalt des porösen Bodens einen großen Einfluß üben, denn vom Wassergehalt im Boden hängt auch die Luftmenge derselben ab. Je mehr die Poren mit Wasser gefüllt sind, um so weniger Luft hat darin Platz. In manchem porösen Boden treibt das Wasser die Luft vollständig aus, z. B. in schwerem Thonboden, der nur durch Austrocknen wieder lufthaltig wird. Klebs und Tommasi-Grudeli haben bereits einen solchen pathogenen Mikroorganismus beobachtet, von dem sie die Fieber in den pontinischen Sümpfen ableiten, der nur in feuchtem, lufthaltigen Boden, der gar kein Sumpfboden oder Moorboden zu sein braucht, wächst und gedeiht, und nicht in's Wasser übergeht, weil er darin zu Grunde geht.

Damit wäre neben den örtlichen Bedingungen auch ein Moment für das zeitliche Auftreten der Cholera gefunden. Untersuchen wir daher, wie sich die zeitliche Bewegung der Cholera zunächst in ihrer ständigen Heimat, in Indien in Niederbengalen verhält.

Dr. John Macpherson hat in seiner Cholera in its home die angemeldeten Choleratodesfälle in Calcutta von 26 Jahren, nach Monaten geschieden, mitgetheilt. Ich habe daraus das Mittel für jeden einzelnen Monat berechnet und die mittleren Regennengen der betreffenden Monate damit verglichen.

Das Resultat ergibt sich aus folgender Tabelle:

Mittlere Cholerafrequenz und
mittlere Regenmenge (engl. Zoll) in Calcutta.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	Oktober	Novbr.	December	Summa
Cholera	275	359	566	745	513	243	153	132	151	239	320	317	4013
Regen	0.21	0.42	1.13	2.10	4.29	10.1	13.9	14.4	10.4	4.2	0.9	0.13	62.8

Man sieht, wie ungleich die große Niederschlagsmenge, zwei und drei Mal mehr, als in vielen Gegenden Deutschlands, in Calcutta sich auf die

einzelnen Monate des Jahres vertheilt. Calcutta hat eine Regenzeit, welche Ende Mai beginnt und Anfangs October endet. Die Cholera nimmt vom Beginn der Regenzeit an ab, und nimmt nach ihrem Schlusse wieder zu, erreicht ihr Maximum zur heißen und trockensten Zeit (März und April), ihr Minimum zur heißen und nassesten Zeit (August), bewegt sich also umgekehrt mit der Regenmenge.

Diese Bewegung der Cholerafrequenz ist in ihrem endemischen Gebiete sehr constant, aber in ihren bloß epidemischen Gebieten, die nur zeitweise Choleraepidemien haben, oft sehr verschieden davon. Einen vollständigen Gegensatz dazu bildet die monatliche Cholerafrequenz im Nordwesten von Indien, im Pandschab. Dort bringen die Regenwinde (die Monsuns) die Cholera, so oft sie dort überhaupt epidemisch auftritt, worüber oft viele Jahre vergehen, und bald nach der Regenzeit hört sie wieder auf. Das könnte man als einen Widerspruch mit dem Gesetze betrachten, das sich in Niederbengalen kund giebt. Aber es ist kein Widerspruch mit dem Einfluß der Bodenfeuchtigkeit auf Choleraepidemien. Die Regen erfolgen im Pandschab zur Zeit der Regen in Niederbengalen, aber in einem viel geringeren Maße. Die mittlere jährliche Regenmenge in Lahore, der Hauptstadt des Pandschab, beträgt nur 22 Zoll gegenüber 62 Zoll in Calcutta. Man kann daher annehmen, daß es in Lahore den größten Theil des Jahres hindurch für die Cholera zu trocken ist, und daß erst die Monsuns die nöthige Feuchtigkeit bringen.

Daß diese Annahme thatsächlich berechtigt ist, zeigen andere Gegenden Indiens, welche einen anderen Rhythmus und andere Mengen Niederschläge haben. Am deutlichsten spricht sich das in Regen- und Choleramenge und ihre Vertheilung in Madras aus, wo sowohl der Einfluß zu großer Masse, wie in Calcutta, als auch zu großer Trockenheit, wie in Lahore, regelmäßig zu Tage tritt, was aus folgender Tabelle deutlich hervorgeht:

Mittlere Cholerafrequenz und
mittlere Regenmenge (engl. Zoll) in Madras.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	October	Novbr.	December	Summa
Cholera	194	191	123	64	65	59	164	191	186	143	93	104	1577
Regen	0.89	0.22	0.48	0.68	2.26	1.65	3.46	4.38	4.58	10.9	12.30	5.42	47.82

Die Regenmenge von Madras, 48 Zoll, steht nahezu genau in der Mitte zwischen der Regenmenge von Calcutta (62 Zoll) und der von Lahore (22 Zoll), aber die Vertheilung des Regens auf die einzelnen

Monate des Jahres ist eine andere. Madras steht nicht unter dem Einfluß der Südwestmonsun, sondern unter dem der Südostmonsun, und die Regenzeit dauert da von Juli, August bis December. Da Madras noch viel südlicher liegt als Calcutta, und die Regenmenge um fast 25 Procent geringer ist, so ist selbstverständlich, daß die Trockenheit während der regenlosen und heißen Zeit viel größer werden muß, als in Calcutta. Und das zeigt sich deutlich an der Vegetation. Im April, Mai und Juni wird es, wie bei uns im Winter. Das Grün verschwindet, Blätter fallen, die Bäume bekommen abwärts steigenden Saft, nicht wie bei uns vor Kälte, sondern vor Trockenheit, und in diese Zeit fällt auch ein Minimum der Cholera. Wenn im Juli mehr Regen kommen, so bringen sie Cholera wie in Lahore, die zu einem Maximum im August steigt. Nun dauern aber die Regen fort und werden viel stärker, als sie in Lahore fallen, es wird der Boden sehr feucht und nun entwickelt sich der Cholera-rhythmus von Calcutta. In den November, in den Monat mit dem meisten Niederschlägen, fällt ein zweites Cholera minimum im Jahre, das sich nach dem Schluß der Regenzeit rasch zu einem Maximum im Januar, im kältesten Monat, entwickelt, wonach wieder der Cholera-rhythmus von Lahore Platz greift und ein Trockenheitsmaximum mit einem Cholera minimum zusammenfällt.

Zur Controle dieser Anschauung will ich noch eine Thatsache aus Indien anführen. Orte außerhalb des endemischen Cholera-gebietes, welche mit Calcutta den gleichen Regenrhythmus und die gleiche Regenmenge haben, zeigen auch einen ganz gleichen Cholera-rhythmus. Ein solcher Ort ist z. B. Bombay, eine ebenso große Stadt wie Calcutta, deren Regenzeit auch von dem Südwestmonsun abhängt. Aus folgender Tabelle geht das hervor. Ich habe in dieselbe auch noch die mittlere Monats-temperatur eingelegt, welche von der in Calcutta nicht viel verschieden ist. Die Statistik ist der Durchschnitt aus 15 Jahren.

Mittlere Cholerafrequenz, mittlere Regenmenge (engl. Zoll)
und mittlere Temperatur (°C.) in Bombay.

	Januar	Februar	März	April	Mai	Juni	Juli	August	Septbr.	October	Novbr.	December	Summa
Cholera	235	218	263	295	294	278	162	93	60	76	95	163	2217
Regen	0.03	0.01	0.01	0.02	0.41	20.02	22.69	13.10	9.47	2.01	0.27	0.09	68.12
Temperatur	24.1	24.7	26.2	29.1	30.4	29.1	25.2	25.2	27.1	27.2	26.2	24.7	

Ich habe die Temperatur beigelegt, damit man sieht, daß der Gang der Temperatur in Indien, wo es fast immer gleich heiß ist, keinen Ein-

fluß auf den Gang der Cholera hat, sondern nur die Regenmenge, während man irrthümlich so gerne annimmt, daß bei uns im Sommer mehr Cholera als im Winter vorkommt, weil es wärmer ist.

Daß Bombay nicht mehr zum endemischen Bezirke gehört, spricht sich sehr deutlich darin aus, daß in den 15 Jahren, welche meine Statistik umfaßt, drei Jahre inbegriffen sind, in welchen der Ort keine Epidemie hatte.

Vom	October	1852	bis	September	1853	starben	in	Bombay	127	Personen	an	Cholera
=	=	1857	=	=	1858	=	=	=	147	=	=	=
=	=	1860	=	=	1861	=	=	=	188	=	=	=

während der Durchschnitt aus den 15 Jahren 2217 Todesfälle jährlich ergibt. Daß in Bombay ein ganzes Jahr lang gar kein Cholerafall vorkommt, ist bei dem regen Verkehr der Stadt mit dem endemischen Gebiete und anderen Choleraorten nie zu erwarten.

Wenn man die Tabelle von Bombay mit der von Calcutta vergleicht, so sieht man sofort die durchschnittliche volle Uebereinstimmung. Das Cholera-maximum fällt in Bombay wie in Calcutta in den April, und das Minimum in Calcutta in den August und in Bombay in den September, und darnach steigt die Cholera in beiden Orten wieder an.

Auch die epidemiefreien Jahre von Bombay verrathen ihre Abhängigkeit von den Niederschlägen, von zu viel Regen oder zu viel Trockenheit. Die Jahre 1852/53 und 1860/61 folgten auf sehr nasse vorausgegangene Jahre, und das Jahr 1857/58 auf sehr trockene. Daß diese Abhängigkeit wirklich besteht, spricht sich sehr deutlich im Cholerarhythmus der Jahre aus, welche sich an die epidemiefreien anschließen. Die Jahre 1853/54 und 1861/62 zeigten den für Bombay gewöhnlichen Rhythmus von Calcutta, hingegen das Jahr 1858/59 den für Bombay abnormen Rhythmus von Lahore. Während im Durchschnitt in Bombay im März 253 und im April 295, im Mai 294 Choleratodesfälle registriert sind, und im Juni, wo die Monsuns einsetzen, die Zahl schon wieder abnimmt, starben im März 1859 9, im April 7, im Mai 69, und als im Juni die Monsuns mit 26.8 Zoll Regen kamen, stieg die Zahl auf 843, während das Mittel für den Juni, wie aus der Tabelle zu ersehen ist, nur 278 beträgt. Nach trockenen Zeiten kann also auch einmal Bombay eben so gut wie Lahore Monsun-Cholera haben.

Die Cholera in Indien hat bekanntlich auch eine merkwürdige zeitliche Beziehung zu den Hungerjahren in Indien. Wenn dort einmal die Regen fehlen, oder zu gering fallen, entsteht bekanntlich jedesmal Hungernoth. Die Menschen hungern dann sowohl in Niederbengalen, als auch im Pandschab, aber die Cholera ergreift heftiger als sonst nur Niederbengalen, und meidet das Pandschab ganz und gar.

Diese Abhängigkeit der Choleraepidemien von der Jahreszeit, d. h. von der Bodenfeuchtigkeit tritt außerhalb Indiens und namentlich in Deutschland noch viel prägnanter hervor. Als unumstößlichen Beweis für die Existenz

eines mächtigen zeitlichen Momentes für die Cholera kenne ich kein schlagenderes und großartigeres Beispiel, als die zeitliche Vertheilung der Choleratodesfälle während der Jahre 1848 bis 1860 im Königreiche Preußen. Während dieser ganzen Choleraperiode kamen in Preußen jedes Jahr Cholerafälle vor, wenn auch in verschiedener Stärke und in verschiedenen Provinzen. Während dieser Zeit war die Cholera in Preußen gerade so zu Hause, wie in Indien. Drauser hat nun alle zwischen 1848 und 1860 zur Anzeige gekommenen Fälle nach der Zeit, nach Wochen zusammengestellt. Von den Choleratodesfällen, deren Meldung wohl am zuverlässigsten ist, kamen in diesen 13 Jahren auf alle Monate

April	112	October	35,271
Mai	446	November	17,530
Juni	4,392	December	7,254
Juli	8,480	Januar	2,317
August	33,640	Februar	842
September	56,561	März	214

Die Choleratodesfälle sowohl in Indien als auch in Preußen sind Thatfachen, die jeder Theorie gegenüber stehen bleiben, auf welche jede Theorie Rücksicht zu nehmen hat. Jede Theorie, welche für diese Thatfachen keinen Platz hat, muß nothwendig falsch sein.

Die Zahlen sind auf statistischem Wege festgestellt. Nicht alle statistischen Erhebungen aber, kann man sagen, entsprechen der Wahrheit; untersuchen wir daher, ob die Zahlen für die zeitliche Bewegung der Cholera nicht so vom Zufall und Irrthum beeinflusst sind, daß sie werthlos werden.

Gegen die preussische Statistik, aus welcher das Geseß am deutlichsten hervorleuchtet, wird Niemand einen begründeten Einwurf erheben wollen. Wenn auch einzelne Irrthümer unvermeidlich sich eingeschlichen haben werden, so sind die Zahlen viel zu groß, als daß dieses ausgeben könnte; selbst viele Procente Fehler würden an dem Verhältniß 112 im April und 56,561 im September nichts ändern. Gegen die Statistik in Indien kann man einwenden, daß dort Todtenschau und Beerdigungsweisen nicht so geordnet ist, wie bei uns, daß dort gar mancher Choleratodte nicht zur Anzeige kommt und vielleicht Mancher als solcher angegeben wird, der an einer andern Krankheit gestorben ist. Ich habe deshalb auch nur größere Städte Indiens ausgewählt, wo die Statistik jedenfalls schon besser gepflegt wird, als sonstwo. Die Mängel und Irrthümer, die auch da noch vorkommen, ereignen sich jedenfalls das ganze Jahr hindurch und beschränken sich nicht auf einzelne Monate und fallen auch nicht blos immer auf eine Seite, sondern rechts und links. Da es sich nicht um ein absolutes, sondern nur um ein relatives Zahlenverhältniß handelt, so ist es gleichgiltig. Dann besitzt man in Indien eine sehr gute Controle für die Anmeldungen der Civilbehörden

durch die Statistit aus Garnisonen und Gefängnissen, wo überall Aerzte angestellt sind. Diese Statistit ist nahezu so gut, wie die in Deutschland, namentlich bezüglich der Cholera, die in Indien eine so wohlbekannte Krankheit ist, daß sie auch von jedem Laien hinreichend erkannt würde.

Daß bei größeren Zahlenreihen die unvermeidlichen statistischen Fehler sich bis zur Unbedeutendheit eliminiren, davon habe ich in München ein sehr lehrreiches Beispiel erlebt. Als Buhl vor zwanzig Jahren seine Sätze über Bewegung der Typhusfrequenz in München im umgekehrten Sinne mit der Grundwasserbewegung aufstellte, benützte er nur die aus dem allgemeinen Krankenhause von 1856 bis 1864 zur Section gekommenen Todesfälle. Nicht die ärztliche Diagnose in der Klinik, sondern erst der pathologisch-anatomische Befund an der Leiche stellte die Todesursache fest. Als ich später darlegte, daß die zeitliche Typhusfrequenz in der ganzen Stadt keine andere sein könne, als im allgemeinen Krankenhause, und nachdem schon Professor von Seidel mit seinem bekannten Scharfblick die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf die Sätze von Buhl angewandt hatte, wurde mir entgegen, daß ich das nicht annehmen dürfe, weil die Statistit aus der ganzen Stadt nur auf den in den Todtenzetteln angegebenen Diagnosen sämmtlicher Aerzte von München ruhe, welche selten eine Section an ihren Todten vornehmen, und diese Diagnosen seien bei Weitem nicht so sicher, wie die von Buhl, welche sich nur auf die Section stützen. Es wurden mir Münchener praktische Aerzte mit Namen genannt, welchen noch nie ein Kranker an Typhus gestorben sei, obwohl sie große Praxis hätten, welche nämlich nie Typhus als Todesursache in einen Todtenzettel eingeschrieben hätten. Wenn bei ihren Patienten ein Typhusgeschwür den Darm durchbrach, so starben dieselben nicht an Typhus, welchen der Arzt schon als curirt betrachtete, sondern an Bauchfellentzündung, welche die unmittelbare Folge der Darmperforation war; wenn der typhöse Proceß sich auf die Lunge warf, beim sogenannten Pneumotypus, starben die Patienten auch nie an Typhus, sondern an Lungenentzündung u. s. w. Diesen Fällen gegenüber gab es natürlich auch wieder viele andere, in welchen in den Todtenzettel Typhus als Todesursache eingeschrieben wurde, ohne daß es Typhus wirklich war.

Wenn solche Zufälligkeiten nach rechts und links fallen, so ändern sie das Wesen des statistischen Resultates doch nie. Auf meinen Rath hin unternahm es Wagus, aus den auf der Polizei deponirten Todtenzetteln die Typhuszahlen aus der ganzen Stadt nach Monaten für den Zeitraum von 1851 bis 1867 zusammenzustellen. Ich prüfte nun diese Zahlen auf ihre Wahrscheinlichkeit, indem ich aus den Sectionen von Buhl und aus der Zusammenstellung von Wagus Monatsmittel berechnete und diese miteinander verglich. Schon dem oberflächlichen Blicke ergab sich sofort, daß der Typhus in der ganzen Stadt sich im Großen und Ganzen genau so bewegt, wie im allgemeinen Krankenhause, daß dieses somit ein richtig verkleinertes Spiegelbild des Typhusganges in der ganzen Stadt giebt. Noch auffallender aber

wurde die Uebereinstimmung, als ich daran ging, die mittlere Typhussterblichkeit des allgemeinen Krankenhauses, die ja als absolut sicher angenommen werden konnte, aus der für unsicher gehaltenen Typhussterblichkeit zu berechnen und das Resultat der Rechnung mit dem der Beobachtung verglich. Maximum und Minimum fielen in beiden Statistiken obnehin auf die gleichen Monate. Die höchste mittlere Typhussterblichkeit fällt in den Februar und beträgt für die Stadt 33.5, für das Krankenhaus 13.1, ist also in der ganzen Stadt 2.61 mal größer, als im Krankenhaus. Wenn die beiden Zahlen im Februar nicht von einer Gesetzmäßigkeit, sondern von einer Zufälligkeit bedingt sind, so kann sich in den übrigen elf Monaten des Jahres nicht eine annähernde Uebereinstimmung zwischen Rechnung und Beobachtung ergeben, wenn man alle Monatsmittel aus der ganzen Stadt mit 2.61 dividirt. Das Resultat ist aber folgendes:

Monate:	Mittlere Sterblichkeit an Typhus			Differenz zwischen Rechnung u. Beobachtung
	in der ganzen Stadt 1851—1867	im allgemeinen Krankenhause 1856—1864	Durch Division mit 2.61 berechnet	
Januar	33.5	13.1	13.1	0
Februar	36.8	14.1	14.1	0
März	31.8	12.0	12.1	+ 0.1
April	23.1	6.9	8.8	+ 1.9
Mai	17.6	5.2	6.7	+ 1.5
Juni	15.2	5.2	5.8	+ 0.6
Juli	15.8	6.0	6.0	0
August	16.7	4.3	6.4	+ 1.6
September	16.1	6.8	6.2	— 0.6
October	15.0	4.2	5.7	+ 1.5
November	19.0	7.6	7.3	— 0.3
December	28.5	12.2	10.9	— 1.3

Für die Monate, in welchen damals der Typhus in München überhaupt am stärksten auftrat, Januar, Februar und März, ist die Differenz zwischen Rechnung und Beobachtung nahezu gleich Null. Der Februar muß allerdings stimmen, weil die Verhältniszahl 2.61 ihm entnommen ist, aber Januar und März brauchte nicht mehr zu stimmen. Erst in den Monaten mit kleineren Typhuszahlen, wo entsprechend der kleineren Zahl Zufälligkeiten mehr ausgeben, werden die Unterschiede wieder größer, erreichen aber doch nie zwei ganze Todesfälle.

Man sieht also deutlich, daß die Münchener Aerzte im Großen und Ganzen die Typhustodesfälle richtig diagnosticiert und angemeldet haben, eher

etwas zuviel als zu wenig, aber auch das kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, da im Krankenhause keine Kinder aufgenommen werden, welche in der Stadt doch auch an Typhus sterben.

Und so darf man auch annehmen, daß die Choleravorkommnisse in den Garnisonen und Gefängnissen Indiens richtig verkleinerte Spiegelbilder der Cholera in dem großen Reiche sind. Bryden hat in seinem großen Werke über die örtliche und zeitliche Ausbreitung der Cholera in Indien sich wesentlich auf die Choleraberichte aus Garnisonen und Gefängnissen gestützt.

Daß bei uns in Europa und namentlich in Norddeutschland die Cholerafrequenz ihr Maximum in den Monaten August, September und October hat, und daß Winterepidemien selten sind, erklärt man sich gern aus den Temperaturen, welche zu diesen Zeiten in der Luft und im Boden herrschen. Bei den ectogenen Infectionskrankheiten, zu welchen ich die Cholera zähle, hat die Temperatur, wie bei allen organischen Vorgängen, sicherlich auch ihren Einfluß, aber daß sie da nicht das Maßgebende sein kann, darauf habe ich bereits oben bei der Tabelle über Bombay aufmerksam gemacht. Auch außerhalb Indiens zeigt es sich, daß die Cholera von der Temperatur nicht sehr abhängig sein kann, denn sonst wären die gar nicht so seltenen Winterepidemien nicht möglich und könnte die Krankheit nicht vom indischen Ocean bis an's Eismeer, von Calcutta bis Archangel wandern. Warum sie bei uns im Sommer und zu Anfang des Herbstes besser gedeiht, als im Winter und Frühling, muß daher einen anderen Grund haben.

Es läßt sich nachweisen, daß auch bei uns der Boden, die Bodenfeuchtigkeit eine Hauptrolle spielt, welche unter gewissen Umständen sich am deutlichsten im Stande des Grundwassers ausdrückt. Die Choleraepidemien fallen wesentlich in die Zeit des sinkenden Grundwassers, in relativ bodentrockene Zeiten oder bald darnach. Unter Grundwasser verstehe ich jenen Feuchtigkeitszustand des porösen Bodens, wenn alle Poren mit Wasser erfüllt sind. Wenn Wasser und Luft in den Besitz der Poren sich theilen, heiße ich den Boden feucht, wo sie ganz mit Wasser erfüllt sind, steht Grundwasser, was sich auf einer wasserundurchlässigen Schichte sammelt und weiter bewegt. So lange und so oft ich schon über Grundwasser und den Einfluß seines Steigens und Fallens auf die Frequenz von Abdominaltyphus und Cholera gesprochen habe, glaubt heutzutage doch noch eine große Anzahl von Aerzten, welche sich nur oberflächlich mit dem Studium meiner Arbeiten beschäftigt haben, daß ich in dem Grundwasser als solchem eine Schädlichkeit suche. In diesem Falle ist das Wasser und der Wasserspiegel in unseren Brunnen das unschuldigste Ding von der Welt! Wie oft habe ich schon hervorgehoben, daß mir der Grundwasserstand für sich allein so bedeutungslos ist, wie der Zeiger und das Zifferblatt einer Uhr getrennt von dem Uhrwerk, zu dem sie gehören. Für mich hat der Grundwasser-

stand nur dann eine Bedeutung, wenn er den Wechsel der Feuchtigkeit in den über ihm liegenden Bodenschichten anzeigt und davon bedingt ist. Wenn das Grundwasser durch Auspumpen oder auf andere zufällige Weise gesenkt, oder durch Stauung z. B. von einem Flusse her erhöht wird, so hat das nicht die geringste Bedeutung für Typhus oder Cholera in der Nähe. Es kann deshalb auch kein Brunnen zu Grundwasserbeobachtungen für ätiologische Zwecke benützt werden, dessen Spiegel nicht vom Stande des nächsten offenen Wasserlaufes unabhängig ist, oder dessen Spiegel zur Zeit der Messung nicht den wirklichen Stand des Grundwassers in der Umgebung angiebt. Wo aber die Beobachtungen richtig und an den richtigen Brunnen gemacht werden, da giebt der Stand des Grundwassers den Feuchtigkeitszustand und dessen Wechsel in den darüber liegenden Schichten viel genauer an, als die Beobachtung der atmosphärischen Niederschläge, welche auf den Boden fallen. Es regnet ja oft wochenlang, ohne daß das Grundwasser in's Steigen kommt, und oft steigt es noch fort, wenn es auch längst zu regnen aufgehört hat. Wer sich über die Bewegung des Wassers im Boden näher unterrichten will, dem empfehle ich Professor Franz Hofmann's Untersuchungen darüber im zweiten Bande des Archives für Hygiene.

Wo die Cholera Winterepidemien macht, da wird sich auch im Winter ein relativ niedriger Grundwasserstand zeigen. München z. B. hat, seit wir die Cholera in Europa haben, dreimal Epidemien gehabt, die erste vom Ende October 1836 bis März 1837, die zweite von Juli bis November 1854; die dritte vom Juli 1873 bis April 1874. Alle drei fielen in verhältnißmäßig abnorm bodentrockene Zeiten, was schon aus den meteorologischen Daten über die Regenverhältnisse hervorgeht. 1836 und 1854 wurden noch keine Grundwasserbeobachtungen gemacht, die erst 1856 begannen, aber für 1873 und 1874 liegen sie vor, und nur durch sie ist die merkwürdige Zweitheilung und die lange Dauer der letzten Epidemie zu erklären. Das Grundwasser sank von Ende Juni 1873 bis Anfang August. Der Cholerakeim kam damals wahrscheinlich von Wien, wo die Epidemie bereits im April herrschte. Zwei von dort eingeschleppte Fälle, einer im Juni, einer im Juli, wurden constatirt. Ende Juli zeigen sich die ersten Choleraerkrankungen von Münchnern, aber in Stadttheilen und an Personen, welche mit den beiden eingeschleppten Fällen weder einen localen noch persönlichen Zusammenhang ermitteln ließen. Jedesmal, 1836, 1854 und 1873 setzte sich die Epidemie zuerst in ein und demselben Stadttheile, in dem nordöstlichen, fest und verbreitete sich dann erst weiter. Als sich die Epidemie von 1873 Ende Juli zur selben Zeit wie die von 1854 entwickelte, erreichte sie Mitte August ihren verhältnißmäßig niedrigen höchsten Stand, um den ganzen September hindurch rasch abzunehmen und den ganzen October hindurch nur noch in sehr wenigen vereinzeltten Fällen sich zu zeigen und bis Mitte November ganz zu schweigen. Man hielt sie für erloschen, obgleich es merkwürdig war, daß diese Sommerepidemie sich wesentlich nur auf die

höher gelegenen Stadttheile geworfen, und die tiefer gelegenen, welche sonst auch, wenn auch nie zuerst, stark heimgesucht waren, in ganz auffällender Weise verschont hatte. Mitte November, in kalter Jahreszeit brach sie wieder aus und holte zunächst in den tiefer gelegenen Stadttheilen reichlich nach, was sie im Sommer versäumt hatte. Durch Ansteckung von Mensch zu Mensch ist diese zeitliche und räumliche Theilung der Epidemie unmöglich zu erklären. Wenn die Cholera von Wien nach München getragen wurde, was man ja gern glaubt, so muß man auch annehmen, daß der in München selbst während der Sommerepidemie so reichlich erzeugte Keim auch von der Neuhauser Straße in's Thal und vom Marienplatz auf den Gärtnerplatz getragen wurde, wohin man überall in wenigen Minuten gelangt und zwischen welchen Stadttheilen verhältnißmäßig ein viel häufigerer und innigerer Verkehr besteht, als zwischen Wien und München. Die Contagionisten werden auch nicht behaupten wollen, daß die ganz unerwartete Abwehr der Epidemie von Mitte August an von einer Durchfeuchtung der Bevölkerung, von einer Art Impfung und Tilgung die individuellen Disposition herrührte, an welcher die Bewohner der tieftgelegenen Stadttheile ohnehin keinen Antheil gehabt hätten und welche Disposition sich auch bei den übrigen Bewohnern ein paar Monate später plötzlich wieder eingestellt hätte.

Wer aber die Grundwasserbewegung in München verfolgt, der findet, daß in die erste Hälfte des August ein Ereigniß fällt, welches ebenso ausnahmsweise und unerwartet war, wie der Rückgang der Sommerepidemie in der zweiten Hälfte des August. In der ersten Hälfte des August fiel damals eine so abnorme Regenmenge (171 Millimeter), wie sie in München noch nie beobachtet worden ist, seit der Regen gemessen wird. Die dadurch bedingte Durchfeuchtung des Bodens sprach sich auch in einem wesentlichen, für den August ganz abnormen Steigen des Grundwassers aus.

Aber vom August an bis in den Winter hinein, bis zum Beginn des Frühjahrs blieben die Niederschläge wieder weit unter dem Mittel und sank das Grundwasser wieder beständig. Erst Mitte April 1874 begann es zu steigen und verschwand die Cholera nun gänzlich. Der so abnorme Augustregen 1873 in München hatte die gleiche Wirkung auf die Cholera in München, wie sie die Südwestmonsuns in Calcutta jedes Jahr regelmäßig ausüben. Erst in der darauf folgenden anhaltenden Trockenheit konnte sich der epidemische Proceß in der Winterepidemie wieder fortsetzen.

Bei dieser Gelegenheit will ich gleich noch eine Thatfache erwähnen, welche recht deutlich zeigt, daß die atmosphärischen Niederschläge und was damit zusammenhängt, viel örtlicher, in viel engere Grenzen eingeschlossen sind, als gewöhnlich angenommen wird. Man kann sich nicht leicht zwei Städte gleichmäßiger gelagert denken, als München und Augsburg und das Mittel der meteorologischen Factoren ist auch für beide Orte ganz gleich. Beide Orte liegen in gerader Luftlinie nicht 60 Kilometer von einander. Aber daß sie sich in der Regenmenge in einzelnen Jahren ganz gewaltig

unterscheiden können, hat das Cholerajahr 1873 gezeigt. In München erreichte die Niederschlagsmenge des Jahres trotz des so abnormen Augustregens nicht ganz das Mittel, in Augsburg überstieg sie das Mittel um 30 Procent. 1873 näherte sich die Niederschlagsmenge in Augsburg der mittleren Regenmenge in Salzburg. Auch die Vertheilung war von der in München ganz verschieden. Und so ist auch die Cholera Geschichte von Augsburg sehr verschieden von der von München. Augsburg hatte erst einmal eine Choleraepidemie, im Jahre 1854, keine 1836 und keine 1873, wo nur einzelne eingeschleppte Fälle vorkamen. Daß aber Augsburg örtliche und zeitliche und auch individuelle Dispositionen hinreichend haben kann, hat es 1854 bewiesen, wo es an Cholera etwa 3 Procent der Bevölkerung verlor, während München nur etwa 2½ Procent verlor. Wenn zu Cholerazeiten der Verkehr allein entscheidend ist, so muß der Cholerakeim jederzeit von München nach Augsburg, oder umgekehrt kommen. Im Jahre 1836 blieb Augsburg verschont, während München 6 Monate lang Cholerafälle hatte. Ueber die damaligen Regenverhältnisse liegt kein Ausweis vor, aber das ist erwiesen, daß auch im Jahre 1836 Cholerafälle von München nach Augsburg kamen, und daß damals kein Mensch an Isolirung der Choleraranken oder an Desinfection ihrer Ausleerungen dachte; damals war die Cholera als eine rein miasmatische Krankheit officieU erklärt und als vom Verkehre ganz unabhängig. Aus dem Jahre 1854 liegen meteorologische Daten vor, das Jahr war damals für Augsburg ein ebenso trockenes wie für München, und Augsburg bekam auch die Cholera. 1873 nur war es anders. Die Augsburger Behörden bildeten sich allerdings ein, sie hätten die Stadt durch Isolirung der einzelnen Fälle und durch Desinfection gerettet, also durch Maßregeln, ohne welche Augsburg 1836 auch freigeblieben ist, aber sie hatten keine anderen Desinfectionsmittel in Augsburg und überhaupt keine anderen prophylaktischen Methoden, als auch in München reichlich gebraucht wurden. Aber die epidemische Cholera kam thatsächlich 1873 nicht nach Augsburg, und das berechtigt zu dem logischen Schlusse, daß in Augsburg geholfen hat, was in München nichts geholfen hat.

So zeigte sich München in dem nassen Sommer von 1866 unempfindlich gegen die Cholera in Norddeutschland und gegen Einschleppungen vom Kriegsschauplatz her.

(Schluß folgt.)





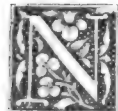
Ernst von Wildenbruch.

Ein Versuch

von

Raphael Löwenfeld.

— Breslau. —



Nur der Literaturhistoriker, dem die gesammte Wirksamkeit eines Dichters abgeschlossen vorliegt, ist im Stande, sein Bild in der Weise zu zeichnen, wie es der Nachwelt dauernd in Erinnerung bleiben soll; der Kritiker, der die Züge des schaffenden Zeitgenossen festhalten will, kann nicht anders, als das Bild fixiren, welches der Dichter in der gegebenen Periode zeigt — ein Bild, das täglich der Veränderung unterliegt, und das mit der Zeit ganz die Aehnlichkeit mit dem Original verlieren kann. Denn die dichterische Physiognomie verändert sich, wie der Ausdruck der leiblichen Züge, mit jedem Jahre. Wer das Bild des Dichters von Werther und Götz fixirt hätte, wäre dem Schöpfer des Faust keineswegs gerecht geworden, wer nach den Erstlingsproducten eines Schiller seine dichterische Entwicklung vorweg hätte bestimmen wollen, wäre sicherlich zu falschen Schlüssen gelangt, denn schon der Don Carlos irrt soweit von den Sturm- und Drang-Schöpfungen der Jugendjahre Schillers ab, daß man ihn leicht einem andern Dichter zuschreiben könnte; Wallenstein und Tell scheinen nicht nur einem andern Menschen, sondern auch einer andern Zeit anzugehören.

Ernst von Wildenbruch steht mitten im rüstigsten Schaffen. Vor wenig Jahren kannte den jetzt so vielgenannten Namen fast Niemand in Deutschland. Nur ein kleiner Kreis von Freunden, dem Wildenbruch von Zeit zu Zeit die neuen Producte seines Talentes vortrug, erkannte in ihm das hervorragende Talent. Sowohl in aristokratischen Kreisen, denen der Dichter durch seine Geburt nahe steht, wie in einem Berliner akademischen Verein, dessen Mitglied und gern gesehener Gast Wildenbruch Jahre hindurch blieb, schätzte man seine Werke, ehe sie der öffentliche Erfolg gekrönt hatte.

Das Jahr 1882 war für den Dichter entscheidend. Länger als ein Decennium hatte er, man darf sagen, ohne jeden äußeren Erfolg, gearbeitet, stetig und zielbewußt, mit klar vorgezeichneten Plänen. Die Mittelmäßigkeit, welche die deutsche Bühne beherrschte, besonders aber die Scheu vor dem ernstern Drama waren diejenigen Momente, welche Wildenbruchs schöpferische Thätigkeit herausforderten. Der Gedanke, dem deutschen Drama eine neue Richtung zu geben, wurde die Triebfeder seines poetischen Schaffens.

In seinem Schreibtisch lag ein halbes Duzend dramatischer Arbeiten, die sehnfüchtig nach einer Bühne ausschauten, welche sie durch würdige Darstellung dem deutschen Publikum darzubieten vermöchte. Endlich gelang es dem Dichter, „Die Karolinger“ dem urtheilsfähigen Publikum der deutschen Reichshauptstadt vorzuführen.

Zwar hatte die Berliner Studentenschaft einige Zeit vorher Wildenbruchs „Menoniten“ zur Darstellung gebracht, aber diese studentischen Aufführungen erfreuten sich lange nicht mehr derselben Theilnahme des Publikums, wie vor einem Jahrzehnt, und dies mag es auch veranlaßt haben, daß das kräftige, männliche Drama des jungen Dichters so wenig beachtet wurde.

Erst der Erfolg der „Karolinger“ machte ihn zu einem nicht nur oft genannten, sondern auch mit Recht geschätzten Dichter. Kein Wunder, daß sich ihm jetzt alle Bühnen Deutschlands öffneten; kein Wunder, daß das Publikum der kleineren Residenzen und Provinzialstädte das Werk des so unerwartet emporgekommenen Dichters zu sehen verlangte; kein Wunder — daß der Dichter nunmehr seinen Schreibtisch auf einmal zu leeren vermochte. Die „Karolinger“ erschienen im Druck, und ihnen folgten auf dem Fuße das Trauerspiel „Harold“, das fünfactige Schauspiel „Väter und Söhne“, das patriotische Trauerspiel „Der Menonit“ und das Schauspiel „Opfer um Opfer“. Man hatte keinen Grund, über die reiche Productionskraft des Dichters zu staunen, denn man wußte, daß er die Werke eines Decenniums auf den Markt brachte. Wie so oft in der Geschichte des deutschen Theaters, hatte auch hier der kühne Versuch eines kunstverständigen und unternehmenden Directors über das Schicksal eines begabten jungen Dichters entschieden, der ohne diese Hilfe vielleicht noch lange, lange auf die Anerkennung seines Talentes hätte warten müssen.

Freilich sind die genannten Dramen nicht alle gleichwerthig. Wir vermögen zwar nicht in ihnen wahrzunehmen, wie das Talent des Dichters sich entwickelt hat, wie es allmählich erstarkt ist, wie es aus dem Mißlingen dieses oder jenes Zuges in dem einen Drama eine Lehre für das andere gezogen hat — denn wir kennen die Entstehungszeit der einzelnen Werke nicht. Sie zeigen aber unter einander eine gewisse Familienähnlichkeit: in allen herrscht ein edles vornehmes Pathos, allen ist die Größe des Vorwurfs gemeinsam, allen auch eine gewisse Sprunghaftigkeit in der Führung der Handlung und Gestaltung der Charaktere.

Die Karolinger und der Harold gehören in eine Familie. In beiden

wird die unselige Wirklichkeit eines altersschwachen und sein ganzes Leben hindurch kraftlosen Monarchen, den ein tödtlicher Zufall an die Spitze eines großen Volkes gestellt zu haben scheint, und endlich der Untergang desselben gezeichnet. Aber sowohl in den Karolingern, wie in dem Harold tritt diejenige Kraft, welche, wenn wir so sagen dürfen, das strafende Schwert des Schicksals gegen den lässigen Herrscher zu führen hat, nicht mit der Klarheit und Schärfe hervor, welche die dramatische Gestaltung erfordert.

Fragen wir nach alter Schablone: wer ist der Held der „Karolinger“? so werden wir nur zagend antworten dürfen: Bernhard Graf von Barcelona. Bernhard ist zwar von dem Dichter reich ausgestattet mit Manneskraft, Furchtlosigkeit und Ehrgeiz, einem Ehrgeiz, der keine sittlichen Gesetze kennt, wenn ihm die Erreichung seiner Ziele nur auf dem Wege des Unrechts möglich ist, einem Ehrgeiz, der alle Schranken überspringt, weil seines Bedünkens die Welt dem Starken gehört und alles Wirken in der Geschichte nur ein Zufall ist, ein Ehrgeiz, dem der Thron des Kaisers der Christenheit nicht begehrenswerth dünkt ohne den Besitz derjenigen, die ihn bisher mit ihm getheilt, und in diesem krankhaften Ehrgeiz liegen auch die Keime seines Untergangs. Glücklich steigt er von Staffel zu Staffel, bis auf die vorletzte Stufe des deutschen Kaiserthrones. Ihm gehört das vollkommene Vertrauen des Königs, der Dank des sechszehnjährigen Karl, dem er im Kampfe mit seinen älteren Brüdern aus erster Ehe den Königs- und Kaiserthron zu erringen versprochen, das Herz Judiths, der Tochter Welfs, die er schon damals geliebt haben will, als der alternde Ludwig ihr den Platz auf seinem Throne bot. Aber in dem entscheidenden Augenblicke läßt er sich zu der schrecklichen That des Giftmordes verleiten, und der junge Karl, der seinen greisen Vater aufrichtig liebt, wendet sich voll Abscheu von seinem Wohltäter. Er selbst ist es, welcher der bisher so hoch verehrten Mutter den Vorwurf des Treubruchs in's Gesicht schleudert, der seinen Brüdern die Hand zur Versöhnung bietet und dem ehrjüchtigen Emporkömmling den Untergang bereitet.

Aber immerhin ist die Stellung, welche Bernhard von Barcelona den zahlreichen andern Personen des Dramas gegenüber einnimmt, nicht dominirend genug, um die Aufmerksamkeit des Lesers und Zuschauers in dem Grade auf sich zu concentriren, wie wir es von einem wirkungsvollen Drama zu Recht fordern. Die Gestaltenfülle, über welche der Dichter gebietet, ward ihm hier zum Fallstrick. Judith ist an sich eine ebenso begreifliche, wie trotz ihres sittlichen Fehls sympathische Erscheinung; der jüngere Bruder Karl übt, wo immer er sich zeigt, eine erfrischende Wirkung durch seine muntere Jugendlichkeit und unverfälschte Unschuld; das Brüderpaar, Lothar und Ludwig, zwar etwas typisch gehalten, nimmt doch immer noch einen bedeutenden Raum im Drama ein; der mark- und willenlose König beansprucht schon als die Verkörperung der mächtigen Herrschaft Karls des Großen einen beträchtlichen Theil unserer Aufmerksamkeit — und um diese

ganze Summe der Theilnahme wird der Held des Dramas, wenn wir nun einmal Bernhard von Barcelona so nennen wollen, gekürzt.

In dieser Beziehung ist „Harold“ bei Weitem einheitlicher. Harold gewinnt die volle Theilnahme des Zuschauers bei seinem ersten Auftreten. Der Adel des Gedankens, die Energie des Handelns, die der junge Stürmer von Vater und Mutter geerbt zu haben scheint, macht uns blind für seine Schwäche, eine Schwäche, die aus einem Uebermaß von Vertrauen in die Menschen hervorgeht. Von Anfang bis zum Schlusse des Trauerspiels — der allerdings, um dies bald hier zu sagen, gänzlich vom Zufall beherrscht wird — bleibt uns der blonde Sachsenfürst ein Freund, dessen Leid in unserm Herzen ein lebendiges Echo findet. Er hat einen weiten Vorfprung vor allen Gestalten des Dramas, er nimmt — ein richtiges Verhältniß! — den Vorderraum des Interesses ein, um ihn gruppiren sich die Uebrigen. In diesem Punkte ist, wie gesagt, Harold den Karolingern weit überlegen. Aber er krankt an einem argen Fehler. Sein Handeln ist für unser Gefühl unbegreiflich, unlogisch. Wir sagen nichts Neues, wenn wir auf die Schwäche des Hauptmotivs des ganzen Dramas hinweisen: auf den Eid. Warum fühlt sich Harold durch diesen Eid, der doch kein Eid ist, gebunden? Wie konnte er überhaupt einen Schwur in so unbestimmter Form leisten?

Was Eduard, Englands König, Euch versprach,
Hilft Harold Euch erlangen.

So lautet die Eidesformel. Kann stürmische Jugend, kann selbst die Liebe zu Adele, der reizenden Tochter seines bisherigen Feindes Wilhelm, kann überhaupt ein psychischer Vorgang in der Seele eines geistig gesunden Menschen einen solchen Eid erklären? Harold schwört und weiß nicht, was er schwört; er, der durchaus Redliche, Ritterliche, leistet einen Schwur, ohne sich zu fragen: werde ich auch halten können, was ich eide? Erwägt man, daß auf diese Scene der ganze Fortgang der Handlung begründet wird, daß sie — wenn wir den Dichter recht verstehen — die eigentliche tragische Schuld Harold's ausmachen soll, so wird man diesen Höhepunkt des Trauerspiels als verunglückt bezeichnen müssen.

Wir haben schon angedeutet, daß wir den Schluß des Stückes nicht genügend motivirt finden. Harold ist eben todt. Der Augenblick des Sterbens wird dem Zuschauer nicht vorgeführt. Ob hierbei bühnentechnische Schwierigkeiten den Ausschlag gaben? Wir glauben nicht.

Dagegen stehen wir nicht an, den ersten Act des „Harold“ als Wilkenbruch's hervorragende Leistung auf dramatischem Gebiete zu bezeichnen. Mit wunderbarer Anschaulichkeit werden wir sofort in die Gesamtheit der vorgestellten Verhältnisse hinein versetzt. Wir lernen den Gegensatz von Angeln und Normannen kennen, wir erfahren die Ursache des Schwankens aller Verhältnisse, die fluchwürdige Schwäche des Herrschers. Wir werden auf alles Kommende in einer klaren und bestimmten Weise vor-

bereitet und doch so, daß die dramatische Spannung nicht vortweg genommen wird — kurz, die Exposition ist eine vollkommen abgerundete. Auch in manchen Einzelheiten, die für die Wirkung des Dramas von entscheidender Bedeutung sind, stellen wir den Harold über die Karolinger. In der Gestaltung der Charaktere herrscht größere Sicherheit. Die Schwäche Eduards ist uns bei weitem weniger unsympathisch, als die Entschlußlosigkeit des Frankenkönigs Ludwig. In der scheinbar untergeordneten Figur des angelsächsischen Diakonus Willfried wird uns der Typus jener kirchlichen Unterwürfigkeit und schweigenden Gehorsams vorgeführt, welcher der ganzen Zeit einen prägnanten Stempel aufdrückt. Die stolze Wittve des Grafen Godwin, in ihrer starren Hartnäckigkeit ein echtes Kind des ritterlichen Adels, die liebliche Mädchengestalt Adelsens, der Tochter Wilhelms von der Normandie, in deren Atern kein Blutstropfen des falschen, ehrgeizigen Vaters zu rollen scheint — beide Frauengestalten sprechen für die größere Reife des beobachtenden und gestaltenden Dichters.

Harold sowohl, wie die Karolinger, gehören jener Gattung der Tragödie an, die man vor Zeiten als Ritterschauspiel zu bezeichnen pflegte. Aber auch in ihnen leuchtet schon diejenige Idee hindurch, welche man in Wildenbruchs anderen Dramen, wie überhaupt in seiner gesammten dichterischen Thätigkeit, als die leitende erkennt: die poetische Verherrlichung des germanischen Geistes im Allgemeinen und des deutschen (ja bisweilen müßte man einschränkend sagen: des preussischen) im Besonderen.

Das Schauspiel „Väter und Söhne“ und das vieractige Trauerspiel „Der Menonit“ sind der schärfste Ausdruck dieser Idee. Wir stehen nicht an, diese beiden Werke — selbst wenn es sich ergeben sollte, daß sie früher geschrieben sind, als die Karolinger und der Harold — als die reiferen dramatischen Erzeugnisse Wildenbruchs zu bezeichnen. Berührt uns dort, in den Karolingern und im Harold, die verwandte Gefühlswelt der germanischen Vorzeit, so spricht hier eine Zeit zu uns, in der wir selbst noch wurzeln. Die Tage der tiefsten Erniedrigung Deutschlands zur Zeit der napoleonischen Herrschaft, die Freiheitskriege, sind sie nicht der Anfang derjenigen Entwicklungsperiode unseres Vaterlandes, die ihren glücklichen und beglückenden Abschluß in den großen Kämpfen von Sedan und Bionville gefunden? Sind die Empfindungen, die hier mit einander streiten, die den dramatischen Conflict vorbereiten und bilden, nicht unsere eigenen Gefühle? Und nicht Alltagsempfindungen sind es, die in den beiden genannten Dramen poetisch verkörpert sind. Die Begriffe „Vaterland“ und „Ehre“ und ihre Gegensätze, Vaterlandslosigkeit und feige Duldsamkeit, wie sie in jener Zeit zum Ausdruck kamen, sind auch für uns noch unverändert von derselben Heiligkeit und Verächtlichkeit. Ja unter dem Eindruck der erhebenden Ereignisse vom Jahre Siebzig sind sie in uns vielleicht noch mächtiger, als in jenen Zeiten des Unglücks, und wer uns durch den Widerstreit dieser lebhaft erregenden Empfindungen von der

Bühne: herab zu bewegen weiß, ist — trotz aller Mängel, die wir durchaus nicht übersehen wollen — ein dramatischer Dichter, wie er uns noth thut.

Wildenbruch ist sich über seine poetische Mission durchaus klar.

Glücklich noch nicht, wer große That erlebte,
Glücklich erst der, der sie auch ganz empfand.
Der Glückliche, wen Thaten so entzündten,
Daß trunken sich in ihm die Seele regt.
Daß er's im Lied der Nachwelt kann verkünden,
Was seines Volkes Herzen einst bewegt.

In diesen Worten, welche den Schluß der Einleitung zu dem Heldenliebe „Bionville“ bilden, faßt Wildenbruch seine Mission zusammen.

Etwas volltönder — wahrscheinlich im Ueberschwang jugendlichen Stürmens — klingt derselbe Gedanke aus der Widmung „An Deutschlands Jugend“ wieder, welche der Dichter seinem 1873 erschienenen größeren Gedichte: „Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“ vorausschickt. Er vergleicht sein Lied dem Feuer, das man zur Nacht auf hohem Berge entzündet, und das dem schlummertrunkenen Thal als verheißungsvolles Zeichen ein „Wach auf!“ zuruft. Und wie das Feuerzeichen von Berg zu Berge weiter gegeben wird,

So möcht' ich sehen rings in Deutschlands Gauen
In heil'ger Gluth die Jünglingsherzen sprühen,
Am alten Himmel neue Sterne glühen,
Die froh herab in's Land der Sänger schauen.
Und hört' ich's dann mit tief entzücktem Ohr,
Wie sich die Harfen rührten und die Saiten,
Wie sich an meinen Sang Gefänge reichten,
Nur leise erst, doch bald in voll'rem Chor,
Dann jauchzte ich: Mein Werk ist mir gelungen,
Erreicht das Ziel, das ich mir vorgesteket:
Erwecken wollt' ich und ich hab' erwecket,
Und nicht vergebens habe ich gesungen.

„Bionville“ besingt in tabellofen, bisweilen edel schwungvollen Versen die Thaten der preußischen Heere auf dem Felde der entscheidenden, blutigen Schlacht. Nicht immer ist die Schwierigkeit überwunden, die allermmodernsten technischen Ausdrücke, Namen und Zahlen, die sich spröde der Versfürgung widersetzen, zu bemeistern. Und die Nähe der geschilderten Ereignisse, die kein dichterisches Vermögen unserem geistigen Auge soweit entrücken kann, daß wir sie wie Vergangenes ansehen, schädigt die Wirkung des Werkes. Die Gefahr, in einen gereimten Tagesbericht zu verfallen, liegt gar zu nahe!

„Die Söhne der Sibyllen und der Nornen“, ein Gedicht in dramatischer Form, sind von großartigster Conception, offenbar aber in einer Zeit geschrieben, wo W.'s dichterisches Talent seinem Willen noch nicht gleichkam. Das Ganze spielt in überirdischen Sphären. Der Herr selbst und alle himmlischen Heerschaaren treten auf und begleiten das Schicksal der Welt mit prophetischer Rede und Gegenrede. Die alte Welt ist untergegangen — mit diesen

Worten führt uns der Dichter in das poetische Zwiegespräch ein — erlassmend am großen Werk des Christenthums. Gott aber, Werkzeuge begehrend zur Erfüllung seiner ewigen Zwecke, beschließt der Erde ein neues Geschlecht von Menschen zu verleihen. Da erscheinen die Mütter des Südens (Sibyllen), die schon die alte Welt geboren, und die jungfräulichen Mütter des Nordens (Nornen), und es gebären jene den Romanen, diese den Germanen. Die Söhne der neuen Zeit haben die große Aufgabe „der Erkenntniß der christlichen Lehre“ zu erfüllen; der Romane (Italiener) greift das Werk mit heldenhafter Entschlußkraft an und reißt den Germanen befehlend zu sich empor aus der Nacht des Heidenthums. Allmählich aber fühlt der Germane seine Kräfte wachsen und er begehrt gleichen Schritt mit dem Romanen zu gehen. Die Hohenstaufen, „Deutschlands echteste Söhne in Tugenden und Fehlern,“ wollen gewaltsam Romanenthum und Germanenthum in Eins verschmelzen. Aber der Germane unterliegt, Deutschlands Kraft ist gebrochen. Da wird zwischen Romanen und Germanen der gewaltige Haß geboren, der immer neue Kämpfe erzeugt bis zu dem letzten großen Ringkampfe, in welchem das wiedererstandene Germanenthum den Gegner zu Boden wirft. Doch der Völkerhader muß endlich der versöhnenden Vereinigung weichen, der romanische Geist lehnt sich willig an den germanischen an, um den gemeinsamen Feind, das die Kraft der Nationen lähmende Papstthum, zu Boden zu werfen. — Die Darstellung dieser gewaltigen Gedanken verlangt eine poetische Kraft, die der jugendliche Dichter nicht besitzen konnte; ein Vorwurf wie dieser, wäre vielleicht jetzt erst eine Aufgabe für ihn, jetzt, wo er seine Kraft abzuwägen gelernt hat und die Wege kennen wird, die seine eigengeartete Begabung zu gehen und die sie zu vermeiden hat.

Auch die „Söhne der Sibyllen und der Nornen“ dienen demnach der großen patriotischen Idee, dem Gedanken der Verherrlichung germanischen Geistes und germanischer Thatkraft.

In diese Kategorie der patriotischen Dichtungen gehören die beiden genannten Dramen „Väter und Söhne“ und „Der Menonit“. Es ist ein merkwürdiger Parallelismus, der sich zwischen ihnen und den oben behandelten Trauerspielen aus dem Mittelalter bemerkbar macht. Wie die „Karolinger“, leiden auch „Väter und Söhne“ an dem Mangel einer großen, alles Interesse auf sich ziehenden Persönlichkeit. Man weiß kaum, wem man seine Aufmerksamkeit zuerst zuwenden soll. Da ist der Lieutenant Ferdinand, der hochherzig sein Leben, ja seine Ehre opfert, um dem Vaterlande zu dienen, und endlich die Grausamkeit seines Vaters, des Commandanten von Küstrin, wett zu machen sucht durch großmüthiges Verzeihen. Da ist Heinrich, der junge Sohn des früheren Dorfschullehrers Valentin Bergmann, dem sein Vater das Leben vergiftet hat, indem er Spionendienste bei den Franzosen geleistet und für den Söldenold seinem geliebten, nunmehr einzigen Sohne die Ausbildung auf der Hochschule ermöglicht. Diese vier Männer nehmen das Herz des Zuschauers zu gleichen Theilen in Anspruch und —

was nothwendiger Weise daraus folgt, — ein Jeder von ihnen in zu geringem Maße. Und das ist um so bedauerlicher, als die Handlung in diesem Drama mit besonderer Geschicklichkeit geführt wird, und als, wie schon wiederholt angedeutet, der Gegenstand uns voll und ganz zu beschäftigen vermöchte.

Der „Menonit“ theilt mit dem Harold die straffe Einheitlichkeit des Aufbaues und hat vor demselben die durchsichtige Klarheit der Motivirung voraus. Die Grundlage des Stückes zeugt für die große Erfindungsgabe des Dichters. Reinhold, diese junge Feuerseele, die, herausgerissen aus dem engen und engherzigen Kreis der Menonitengemeinde, in der Welt gelernt hat, welche Güter wir an Vaterland und Ehre besitzen, und nun zurückkehrt in die dumpfe Bestube, in welcher sein Pflegevater Waldemar die Andachten leitet und den Gemeindebetrachtungen vorsitzt — Reinhold muß in Conflict kommen mit den Anschauungen, die hier herrschen; diese junge Feuerseele mitten hinein zu versetzen in die vernücherte Gesellschaft ausgedörrter Feiglinge, war sowohl in poetischer wie dramatischer Beziehung ein glücklicher Gedanke. Und was ist es, was die schlummernden Empfindungen in der Seele Reinholds weckt? Die Schmach des Vaterlandes, die Beschimpfung Mariens, der Tochter Waldemars, die dem Gemeinde-Mitgliede Matthias verlobt ist und Reinhold liebt, die Botschaft Schills, des kühnen Reitersmannes, der die Schranken der Disciplin zerbricht, um ein Retter des geknechteten Deutschland zu werden. — Wohl wahr, in diesem Reinhold ist Vieles noch unausgeglichen, jugendlich unreif; zu seinen Gunsten, offenbar um den Gegensatz schärfer hervortreten zu lassen, thut der Dichter der sittenreinen, ruhigen Gemeinde der Menoniten Unrecht. Aber wir lassen das in diesem Falle gern gelten; denn angesichts der Gefahr des Vaterlandes und der That Schills müssen auch die sonst vielleicht sittlich berechtigten Grundsätze der Menoniten ihre Berechtigung verlieren.

Nur der Vollständigkeit halber gedenken wir des modernen Schauspiels „Opfer um Opfer“. Wildenbruch hat sich in diesem Werk auf ein Gebiet begeben, das seiner dramatischen Befähigung gänzlich fern liegt. Er bedarf durchaus großer Ideen, er bedarf des pathetischen Schwunges, den nur das von dem alltäglichen Leben der Zeit losgelöste Drama haben kann.

Wildenbruch ist bis heute vornehmlich als dramatischer Dichter gewürdigt worden, wie uns bedünkt, nicht ganz mit Recht, denn die wenigen Novellen, die er veröffentlicht hat, sind Zeugnisse eines kräftigen, vielversprechenden Erzählertalentes. Die Novelle steht in inniger Verwandtschaft mit dem Drama. Das nahe Verhältniß dieser Dichtungsarten beruht vornehmlich darauf, daß beide ihr Interesse auf eine Hauptperson oder ein hervorragendes psychologisches Moment concentriren. Was im Drama den Höhepunkt der Handlung ausmacht, genügt für den Stoff einer Novelle, und es wird in erster Linie darauf ankommen, mit welcher Kraft der Culminationspunkt herausgearbeitet und wie die Handlung psychologisch motivirt und ihr Träger charakterisirt ist.

Allen größeren novellistischen Arbeiten Wildenbruchs — „Francesca von Rimini“, „Vor den Schranken“, „Brunhild“, „Der Meister von Tanagra“ — ist die energische Führung der Handlung und die mächtige Wirkung des Höhepunktes gemeinsam. Fast alle leiden an ungenügender psychologischer Motivirung oder, um es genauer auszudrücken, sie sind nicht fein und tief genug motivirt. Wo dem Dramatiker eine Andeutung genügen mag, heischt die Novelle die breitere Ausführung. Der Mangel der sinnlichen Wahrnehmung, wie sie die Bühne gewährt, fordert Ersatz in der eingehenden Begründung jedes einzelnen Vorgangs. Dieses nothwendige Erforderniß der Novelle vermissen wir hie und da bei Wildenbruch, wir werden aber reichlich dafür entschädigt durch eine bedeutsame Handlung, getragen von bedeutenden und sympathischen Menschen.

Das letztere Attribut würden wir auf die beiden jungen Leute anwenden, welche im Mittelpunkt der Erzählung „Vor den Schranken“ und „Brunhild“ stehen. Freilich ist zwischen dem Sonderling von Referendar („Vor den Schranken“) und dem nervösen, unreifen Studiosus der Medicin („Brunhild“) ein gewaltiger Unterschied, und die Motive, welche sie Beide zu verhängnißvoller That treiben, irren so weit von einander ab, daß man das eine als menschlich berechtigt und edel, das andere als unnatürlich und daher unglaublich bezeichnen könnte. Zwischen den beiden Jünglingen herrscht eine gewisse Familienähnlichkeit. Beide sind passive Naturen, die angeregt und gestoßen sein wollen, wo es sich um eine entscheidende That handelt, beide in ihrem Denken und Fühlen edel, beide menschenfurcht und zurückgezogen. Wildenbruch scheint für diese Klasse schwacher Menschen Vorliebe zu haben. Allerdings eignen sich Charaktere, wie der Referendar Heidenstein und der blonde Holsfeiner vorzüglich zu Helden einer Novelle, nur dürfen sie nicht gar zu farblos gezeichnet werden. Wir verbinden nun doch einmal, und wohl mit Recht, einen edlen Charakter nicht gern mit äußerster Unbeholfenheit und abgeschmackter Menschenfurcht.

Einem dritten Sohne dieser Familie begegnen wir in „Francesca von Rimini“. Mit der einzigen Einschränkung, die wir oben allgemein gemacht haben, daß nämlich die psychologische Begründung nicht tief genug geht und nicht fein genug ausgearbeitet ist, erblicken wir in „Francesca“ ein novellistisches Kunstwerk von hoher Bedeutung.

Ein Mädchen, das einen liebenden Jüngling zurückstößt und einen alten Mann heirathet, weil er Reichthümer oder Stellung besitzt, die dann die Seele in ihrem Herzen wahrnimmt und ein Opfer des einen falschen Schrittes in ihrem Leben wird, ist die Heldin unzähliger erzählender Dichtungen.

Wildenbruch hat diesem alten Gedanken durch eine geringe Umgestaltung eine Form gegeben, die, wie sie durch Neuheit frappirt, so auch durch den reichen Inhalt antregt und erfrischt. Hier ist das Mädchen nicht das willenlose Opfer speculirender Eltern, auch nicht das thörichte Geschöpf, das den äußeren Flitter über innere Befriedigung stellt — Francesca ist eine stolze, in sich

abgeschlossene, klar denkende Jungfrau, welche das Schönthun und die Liebeleien jugendlich-kindlicher Mädchen verachtet. Sie will in ihrem Manne den überragenden Geist, den kräftigen fertigen Menschen verehren, der ihr, der Hochbegabten, mehr bieten kann, als das an kleinen Freuden so reiche Einerlei häuslichen Glückes. Das ist es, was ihr den grauhaarigen, aber stattlichen, viel gereizten General werth macht. Ohne die Bedeutung ihrer Handlungsweise zu ahnen, läßt sie die stummen Liebeswerbungen des Lieutenant Paul Gardenhofen unbeachtet und reicht dem Manne, der ihr Vater sein könnte, die Hand. Allmählich, nur ganz allmählich kommt ihr zum Bewußtsein, daß zwischen diesem Manne, der über Alles so klug und verständig spricht, weil er erfahren ist, den nichts mehr erregt und in Erstaunen setzt, weil er Alles gesehen und gehört, daß zwischen diesem Manne und ihr, der jugendlich Begehrenden eine Kluft liegt, die kein geistiger Vorzug überbrücken kann. Dieses Bewußtsein wird immer mehr genährt durch die Klatschsucht Mißgünstiger und durch die Leerheit der gesellschaftlichen Verhältnisse. Gerade in einem Moment fürchterlichster Verzweiflung fällt ihr die Bildermappe Gardenhofens in die Hände, die bisher noch Niemand gesehen hat. Der General hatte von ihrem Inhalt durch einen Zufall Kenntniß erhalten. Er läßt sie zu sich bringen; da ist kein Blatt, das nicht das treue Bild seiner Gattin zeigte. Er zweifelt nicht daran, daß sie dem Maler Modell gegeben, und wirft ihr in der Erregung ihren tadelnswerthen Schritt vor. Von diesem Augenblick an gehört ihm Francescas Herz nicht mehr. Von brennender Neugier getrieben, schleicht sie in der Nacht in sein Arbeitszimmer. Sie findet die Mappe und wendet Blatt um Blatt. Sie und immer sie! Mit ihrem Bilde hat die Phantasie des Künstlers ein todtbringendes Spiel getrieben. Immer glühender erfaßt sie der Gedanke der Zusammengehörigkeit mit Jenem, und als sie gerade das letzte Blatt betrachtet, welches sie und ihn in der Gestalt des Paolo und der Francesca zeigt, die sich in höchstem Lustgefühl umschlungen halten, als sie ihrer Sinne kaum mächtig zum Fenster hinunterblickt — bemerkt sie die brave Wirthin Pauls. Er wird sterben, meldet diese, er hat sich mit dem Adjutanten, der seine Mappe entwendet hatte, geschlagen und ist schwer verwundet. Schnell wirft sie einen Mantel um und eilt in Gardenhofens Wohnung. Er versichert ihr, daß er an dem Unglück unschuldig sei, und stirbt. Sie stürzt über ihn mit der Bethuerung ihrer Liebe. Der Morgen findet sie bleich neben ihm, ihre Häupter auf ein Kissen gebettet.

Ein gewaltiges Stück Leben, das in dem engen Rahmen der Novelle zusammengebrängt ist. Alles groß, erstaunlich und doch so natürlich. Jede Francesca ist ein so abgerundeter Charakter, ihre Handlungen und Empfindungen fließen so folgerichtig aus ihren natürlichen Anlagen, daß man nirgends etwas Unerwartetes findet, und bei alledem ist die Wirkung der Situationen von tragischer Gewalt, das Schicksal der Francesca mächtig erschütternd.

Den drei Novellen aus dem modernen Gesellschaftsleben war „eine

Künstlergeschichte aus Alt-Hellas“, „Der Meister von Tanagra“, vorausgegangen. Wildenbruch hat sich in dieser Erzählung eine eigenthümliche Aufgabe gestellt. Die Phantasie des Dichters soll die Entstehung jener kleinen Thonkunstwerke erklären, welche die Wissenschaft in unserer Zeit an's Licht gefördert hat, und die einen so bedeutenden Einfluß auf die Umgestaltung unseres Geschmacks geübt haben. Eine reizend erfundene Fabel schildert uns die Erfindung der ersten Tanagrafigur als die augenblickliche Eingebung eines liebeerfüllten, glückverklärten Herzens. Der junge Künstler Myrtolaos mit seinem ruhig dahinfließenden, wenn auch erst nach ernstem Ringen gewonnenen, Familienglied wird seinem großen Lehrer Praxiteles gegenübergestellt, der seine Begeisterung aus der Verbindung mit Phryne schöpft, einer Verbindung, die allen sittlichen Traditionen zuwiderläuft und die nur dem gottbegnadeten Künstler verziehen wird.

Des Dichters jüngste Veröffentlichung auf novellistischem Gebiet, „Kinderthränen“, enthält die köstliche Gabe „Der Letzte“, eine in ihrer Einfachheit an's Herz greifende, tief rührende Erzählung.

Wildenbruchs Balladen („Dichtungen und Balladen“) — um auch diese Seite seiner Thätigkeit nicht ganz zu übergehen — entnehmen ihren Stoff fast ausnahmslos, wie seine Dramen, der germanischen Vorzeit und der jüngeren Geschichte Deutschlands und Preußens. —

Ernst von Wildenbruch besitzt in hervorragendem Grade die Gabe, im Drama gewaltige Scenen, in der Novelle hinreißende Situationen zu schaffen. Es bedarf nur der Klärung und Vertiefung, um sein ursprüngliches, kräftiges Talent zu vollkommener Reife zu bringen.

Was uns aber seine dichterische Persönlichkeit, auch bei vollkommen freiem Blick für die Schwächen seines Talents und den Mangel an künstlerischer Abrundung, so anziehend macht, ist der Adel der Gesinnung und das Pathos einer gefestigten männlichen Ueberzeugung. Die Größe und der Ruhm des Vaterlandes und die Keinerhaltung des deutschen Geistes sind die Leitsterne seines künstlerischen Schaffens.

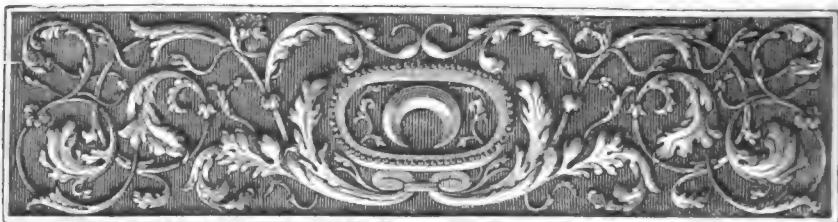
Nur reines Lieb entströme unserm Munde
ruft er Deutschland's Jugend zu,

Drum sei verbannt aus unserm jungen Bunde,
Wer zur Gemeinheit rühren will die Leier! —

Der Dichter tritt jetzt in das fünfte Jahrzehnt seines Lebens — er ist am 3. Februar 1845 geboren — ein Alter, in welchem bei regelmäßiger Entwicklung der Mann zu höchster Kraftentfaltung gelangt, und welches gerade für den dramatischen Dichter das productivste zu sein pflegt.

Wir hoffen zuversichtlich, daß auch Wildenbruchs Begabung ihren Höhepunkt noch nicht überschritten hat.





Die Geschichte des Negerfürsten Miofo Koango.

Aus dem amerikanischen Roman „Die Grandissimes“ von Georg W. Cable.*)

Von

Rudolph Lindau.

— Berlin. —

Miofo Koango war in seiner afrikanischen Heimat unter einem anderen Namen ein gefürchteter Häuptling gewesen. Zu seinem Unglück hatte ihn damals wilder Thätendurst beseelt, und er war, um sich zu zerstreuen, auf Eroberungskriege ausgezogen, von denen der letzte damit geendet hatte, daß er in die Hände eines siegreichen Gegners gefallen war. — Dieser besaß augenscheinlich keine Vorurtheile in Bezug auf die Abkunft der in Kriegsgefangenschaft Gerathenen, denn er hatte Miofo Koango, nachdem er ihn seiner königlichen Waffen und Schmucksachen entledigt, an die Küste abgeführt, wo der schwarze Fürst in seiner nackten Herrlichkeit als ein begehrenswerther Handelsartikel für den Preis eines hübschen Handspiegels in den Besitz des Capitäns des Schooners „Egalité“ übergegangen war.

Ueber die Reise der „Egalité“ von Afrika nach Neu-Orleans ist nicht viel Gutes zu berichten. — Die lebendige Waare, welche das Fahrzeug an Bord hatte, verdarb theilweise: das Wetter war nämlich schlecht, und das kleine Schiff etwas zu voll beladen; der Capitän entdeckte aber noch

*) Georg W. Cable, von dessen eigenartigem und hervorragendem Talente die Geschichte des Negerfürsten Miofo Koango, die ein Bruchstück des großen Romans „The Grandissimes“ bildet, berebtes Zeugniß ablegt, ist in Deutschland noch wenig bekannt. — In den Quellen, die uns vorliegen, finden wir nichts über seine Lebensgeschichte. Aus seinen Schriften geht jedoch hervor, daß er in den amerikanischen Südstaaten geboren ist, oder wenigstens lange Jahre dort verlebt haben muß; und die Aufgabe, die er sich gestellt zu haben scheint und die er mit großem Geschick löst, ist, Louisiana zu zeigen, in der Art etwa, wie Bret Harte Californien und dessen Bewohner beschrieben hat.

rechtzeitig, daß auf „der anderen Seite“ der Schiffsplanten unendlich viel freier Raum sei, und dort wurden im Laufe der Ueberfahrt alle diejenigen Neger gebettet, von denen vorauszusehen war, daß sie schwerlich frisch genug bleiben würden, um in Amerika noch schnellen und guten Absatz zu finden.

Miofo Koango jedoch überstand die verschiedenen Unannehmlichkeiten der langen Seereise, und als endlich die Luken der „Egalité“ geöffnet wurden, und der süße Wohlgeruch des Landes in die dumpfen Schiffsräume drang, und bald darauf der Anker in den schlammigen Boden des Mississippi sich festbiß, und das wild dahinrauschende Wasser des Stromes die Schiffswände sanft und lieblich ertönen machte, so daß es nach der grausigen Meeresfahrt wie ein Gruß des Willkommens erklang, den die Erde den armen Reisenden entgegenrief — da drängte sich Miofo nach Luft und Licht und streckte sein abgemagertes Haupt auf langem sehnigem Halse weit hinaus aus der engen Oeffnung und blickte aufmerksam und still auf die Landschaft, die sich vor seinen großen, müden Augen ausbreitete.

Es war ein freundliches, friedliches Bild, das sich seinen Blicken darbot: kleine saubere Festungswerke, ein grüner Exercierplatz, gelbe Kasernen, ein stattliches Hospital, das Zollhaus, das Gefängniß, die Kathedrale, Häuser und zierliche Willen, deren weiße und gelbe Wände in der Sonne blühten — und dahinter die großen dunkeln Kaffee- und Indigoplantagen.

Miofo hatte nicht lange auf einen neuen Herrn zu warten. Die königliche Gestalt des Negerfürsten, der sechs Fuß und vier Zoll maß und wie eine Palme aufgeschossen war, zog den bewundernden Kennerblick Agricola Fusiliers auf sich, eines nahen Verwandten der Granbissimes, deren Güter er mit großer Umsicht verwaltete. Dieser legte sofort Beschlag auf das ganze „Assortiment frischer Jungen“, in dem Miofo feilgeboten wurde, in der Absicht, die schwarze Waare später stückweise und wo möglich mit gutem Nutzen wieder loszuschlagen; da es ihm aber in seiner Bewunderung für den Häuptling — ein Mensch kann ja auch einen Neger bewundern: als Neger natürlich — leid that, daß dieses Prachtexemplar von einem Schwarzen in den Besitz eines beliebigen, unkundigen Provinzials übergehen sollte, so überredete er den Inspector der Besitzungen seines Nachbarn Don José Martinez, Miofo für die „Renaissance“, eine der Plantagen seines Herrn, käuflich zu erwerben.

Auf der genannten Besitzung des Don erwartete den Neger zunächst eine Reihe angenehmer Ueberraschungen. — Man begrüßte ihn freundlich, gab ihm einen neuen Anzug, lud ihn ein, auf einem mit Ochsen bespannten Seiterwagen Platz zu nehmen, führte ihn nach einer reinlichen, hübschen Hütte, weit schöner als sein königlicher Palast in Afrika gewesen war, und gab ihm zu verstehen, daß er dies Alles fortan als sein Eigen betrachten dürfe. Gleichzeitig setzte man ihm gut zubereitete Nahrung vor. — Miofo hatte sich auf den Tod vorbereitet, der in Afrika sein sicheres Loos als besiegter Fürst gewesen, wenn er dort in Gefangenschaft geblieben wäre;

aber hier pflegte man ihn, als er, bald nachdem er seinen Hunger gestillt hatte, krank danieder fiel, gab ihm stärkende Medicin ein und machte ihn zu seinem größten Erstaunen wieder genesen. — Der Negerfürst war nachdentlicher Natur, und die Behandlung, die ihm zu Theil wurde, ließ ihn erkennen, daß er aufgehört hatte, für einen König zu gelten.

Wie er hieße? — Er gab eine unverständliche Antwort in der Sprache der Faloffen. Als man weiter in ihn drang, ließ er sich herab, seinen Namen in gutes Congoisch zu übersetzen: „Miofo Roango, der abgehackene Arm!“ — Wollte er damit sagen, daß er der starke Arm seines Volkes gewesen, und daß dieses nun ohne ihn hilflos geworden war? — Möglich! — Aber sein neuer Herr, der einen hohen Preis für ihn bezahlt hatte und keineswegs geneigt war, ihn als ein nutzloses, abgetrenntes Glied der menschlichen Gesellschaft zu betrachten, gab sich keine Mühe, den eigenthümlichen Namen zu deuten.

Einstweilen hatte der neue Sklave sich noch mit allerhand wunderbaren Erscheinungen vertraut zu machen. — Der Luxus, den er im Verlauf einer kurzen Woche um sich entfalten sah, setzte ihn in Erstaunen: alle Schwarzen, die er erblickte, mit Ausnahme der Kinder, waren bekleidet; einfache Mädchen aus Congo trugen Anzüge aus Rattun und Wolle, von denen ein jeder in dem Lande, von dem er kam, einen Elephanten Zahn werth gewesen wäre. — Und sodann die sichere Ruhe des Lagers! Löwen ließen sich niemals blicken, und auch Schlangen erschienen nur in seltenen Zwischenräumen. Dazu kam schließlich noch, daß man ihm regelmäßige und reichliche Mahlzeiten vorsetzte. Letzterer Umstand erregte in ihm ein Gefühl dunkeln Unbehagens. Was bedeutete diese sorgfältige Ernährung, die ihn täglich stärker und „appetitlicher“ machte? Er war darüber in einiger Sorge, aber trotz der Unruhe wurde er zusehens stärker und schwerer; und bald schritt er wieder stolz und königlich einher, im Vollbesitz jener unbändigen Kraft, die ihn in Afrika furchtbar gemacht hatte.

Eines Tages, als er ganz wieder der Alte geworden war, lud man ihn ein, in's Freie zu treten und einem schwarzen Aufseher zu folgen, der ihn nach einem Felde führte, wo Männer und Frauen mit Spaten und Hacken beschäftigt waren. — Miofo Roango beobachtete das sonderbare Schauspiel. Er erinnerte sich, daß er in alten Zeiten, in Afrika, einige seiner Unterthanen hie und da in ähnlicher Weise beschäftigt gesehen hatte. — Jetzt übergab ihm der Aufseher einen Spaten. — Miofo betrachtete das hübsche Instrument mit ruhiger Aufmerksamkeit, bis er durch freundliche Zeichen seines Begleiters aufgefordert wurde, sich an dem Zeitvertreib der Andern zu betheiligen.

„Was?“

Seine Lippen blieben stumm, aber die Frage sprach aus seiner zurückweichenden Gestalt und aus dem furchtbaren Blick seiner weitauferissenen

Augen. — Es war ihm, als schüge ein Blitz aus schwarzem Himmel und lasse ihn plötzlich erkennen, wozu er verurtheilt sei: — zur Arbeit!

Der schwere Spaten, den Miofo noch einige Secunden zuvor aufmerksam und harmlos betrachtet hatte, sauste durch die Luft, und der unglückliche Aufseher lag mit zerspaltenem Schädel am Boden; gleich darauf ergriff der Fürst den ersten besten Schwarzen, der ihm unter die Hände fiel, hob den wehrlos Zappelnden in die Höhe, biß ihn wüthend in's Bein und warf ihn mit einer unverkennbaren Geberde des Ekels, wie ein Stück, das ihm nicht mundete, wieder von sich; ein zweiter Neger flog, von ihm gepackt und wieder fortgeschleudert, in die weiten Aeste eines Weidenbaumes, und ein schwarzes Mädchen über seinen Kopf und über den Weidenbaum in den kleinen Teich, den der Weidenbaum beschattete. — Nach diesen Heldenthaten aber, die ihn nur wenige Secunden beschäftigt hatten, und denen voraussichtlich noch andere, ähnliche folgen sollten, machte er plötzlich einen wilden Satz und fiel sodann auf das Gesicht zu Boden, von der sicheren Kugel des Oberaufsehers in den Kopf getroffen. — Der Neger Schädel war hart, und das Blei, das mit ihm in unsanfte Berührung gekommen, war keine Spitzkugel. Sie umkreiste das halbe Haupt Miofos und setzte sodann, der ihr gegebenen Richtung folgend, den geraden Weg fort, der sie aus dem Kopfe des Schwarzen, dessen Haut allein sie zu zerreißen vermocht hatte, wieder in's Freie führen mußte.

Sämmtliche Personen, die bei diesem kurzem Drama mitgewirkt hatten, — mit Ausnahme des Pistolenschützen — waren Neger gewesen. — Das schwarze Mädchen hatte man noch lebend aus dem Teiche gefischt, und auf das Bein des gebissenen Sclaven ein ordentliches Pflaster gelegt. Der schwarze Aufseher, dem Miofo den Schädel gespalten hatte, blieb natürlich todt — aber daran war nun nichts mehr zu ändern; und der Herr Inspector war der Ansicht, daß es sich nicht der Mühe verlohnte, einer so unerheblichen Geschichte wegen, großes Aufsehen zu machen. — Er mußte zwar seinem jungen Herrn, dem Don José, Bericht erstatten, aber er verstand es, denselben so abzufassen, daß die ganze Schuld auf Demjenigen haften blieb, dem im Leben nun doch nichts und Niemand mehr schaden konnte — auf dem erschlagenen, schwarzen Aufseher nämlich.

Don José hatte die Meldung entgegengenommen, ohne eine Miene zu verziehen, aber als er eben den Mund öffnen wollte, um zu sprechen, fiel ihm der Inspector in's Wort.

„Peitschen kann man ihn nicht!“

„Caramba!“ meinte Don José. — „Warum nicht?“

„Es wäre vielleicht am besten, der gnädige Herr überzeugten sich selbst davon.“

Die Sache war unbequem; aber auch ein Plantagenbesitzer hat Pflichten zu erfüllen, und Don José entschloß sich, nach der Hütte zu reiten, in die man Miofo geschleppt hatte.

„Nun bringt ihn heraus!“

Sie führten ihn vor seinen Herrn, Hände und Füße gefesselt, ein schweres eisernes Joch auf dem Nacken. — Der spanische Kreole hatte oftmals in der Arena wilde Stiere gesehen, mit langen, spitzen Hörnern und wüthend blickenden Augen; aber was er nun erblickte, erschien ihm noch wilder und wüthender.

„Das ist kein Congo=Neger?“ sagte er.

„Nein, er ist ein Salosse,“ erwiderte der ermutigte Inspector. „Man erkennt ihn schon an seiner scharfen, geraden Nase. — Und, gnädiger Herr, er ist ein ‚Candio‘, ein Fürst. — Wenn ich ihn peitschen lasse, so stirbt er!“

Der furchtbare Neger und der furchtlose Spanier standen sich eine Weile stumm gegenüber und musterten sich; und Jeder erkannte in dem Andern einen Ebenbürtigen an Muth; und die Weiden, der Kreole und der Schwarze, fühlten sich zu einander hingezogen.

„Schaffe einen Dolmetscher herbei,“ sagte Don José; und leiser setzte er hinzu: „und bringe die Geschichte irgendwie in Ordnung.“

Aber da war nun eine doppelte Schwierigkeit: wo Jemand finden, der im Stande gewesen wäre, etwas aus dem Salossischen in's Französische oder Spanische zu übertragen, und der gleichzeitig einen gewissen diplomatischen Tact besitzen mußte, um so zu übersetzen, daß eine Art von Uebereinkommen mit jenem afrikanischen Buffalo herbeigeführt werden konnte.

Der Inspector stand noch nachsinnend da, als das junge Mädchen, das Mioko in den Teich geworfen hatte und das sich deshalb für das Schicksal des neuen Genossen besonders interessirte, vorüberging. —

„Clementine, komm hierher!“

„Nein; ich salossisch nicht verstehen — wirklich kein Wort verstehen — Herrn Agricola Fusilier rufen — der Alles verstehen!“

Agricola Fusilier! Das war kaum die geeignete Persönlichkeit, um Frieden zwischen einem Neger und einem Weißen zu stiften; aber schließlich blieb dem Aufseher keine Wahl als sich an ihn zu wenden; und er ritt nach der Grandiffimeschen Besitzung hinüber, auf der Agricola wohnte.

„Ich, Agricola Fusilier, Dolmetscher eines Negers! . . . Herr! . . .“

„Ich dachte mir nur, Sie würden vielleicht Jemand kennen, der . . .“ murmelte der eingeschüchterte Inspector.

Agricola beruhigte sich wieder: „Nun ja,“ sagte er in gleichgiltigem Tone mit einem abwesenden Blick auf die weite Landschaft, „wenn ich Ihnen nicht eine geeignete Person nennen könnte, so würden Sie eine solche in der That schwerlich finden . . . Nehmen Sie Palmyra.“

Palmyra war die Lieblingsdienerin seiner Nichte, des Fräulein Eugenie Grandissime, der Braut Don José's, eine Quadroone, vollendet schön in ihrer üppigen Art: groß, schlank, mit Augen wie Feuer, heißen, rothen Lippen, nußweißen Zähnen, rabenschwarzem Haar und der matten, reinen, wunderbaren Hautfarbe, welche die Mischung von weißem und schwarzem Blut

in der dritten und vierten Generation erzeugt. — Palmmyra hegte eine heimliche Liebe für Honoré Grandissime, den abwesenden Bruder ihrer Herrin, eine Liebe, die gänzlich hoffnungslos war, aber sie zu einer seltenen Ausnahme unter ihren heißblütigen Schwestern machte, da sie das Mädchen stolz und tugendhaft erhielt. — Agricola Jüsilier verfolgte Palmmyra mit zähem, stillem Haß: er haßte ihre bestrickende Schönheit, ihren unbeugsamen Stolz, ihre feine Klugheit, die Vieles durchschaute, was Agricola lieber geheim gehalten hätte; er haßte sie wegen ihres Einflusses auf ihre Herrin, wegen ihrer Liebe zu Honoré, dem Chef des Grandissimeschen Hauses, und er haßte sie, weil er wußte, daß Ekel und Abscheu sie von ihm fernhielten.

Als Agricola den Namen seiner Feindin genannt hatte, schlug der Inspector freudig die Hände zusammen. „Das ist ein guter Gedanke“, sagte er.

„Natürlich,“ ergänzte Agricola, „Palmmyra ist die geeignete Person. Sie versteht beinahe ebensoviele Negerdialecte, wie ich europäische Sprachen spreche.“

Palmmyra war wie gesagt ein kluges Mädchen. — „Da mein Fräulein Don José heirathen wird,“ sagte sie sich, „so ist es schon der Mühe werth, sich bei ihm einen Stein in's Brett zu setzen. Ich werde die Sache nach seinen Wünschen in Ordnung bringen.“

Sie kleidete sich an, wie Mischlinge allein es wagen dürfen, wobei ihr das Fräulein lachend und freudig behülflich war, und erschien bald in wahrhaft strahlender, lauterer Schönheit: in buntfarbigen, leichten Gewanden, ein blutrothes Tuch um den feinen Nacken, und mit Perlen und Federn in den kohlschwarzen Haaren. Siegesgewiß näherte sie sich dem dunklen Riesen. Sie wollte sich ihn erobern, er sollte ihr Slave werden. — Sie erreichte es ohne Mühe und vollständig. — Das milde Feuer in Miosos Augen erlosch, sobald er das schöne Weib geschaut hatte, der Blick wurde sanft und unterwürfig; und als sie sich mit weicher Stimme, in den geliebten Lauten seiner Muttersprache zu ihm wandte, da war der unbändige Wille des Widerstandes plötzlich in ihm gebrochen. — Gezähmt ließ er sich in seinen schweren Ketten nieder und lauschte entzückt Palmmyras süßer Stimme; aber als sie langsam, vorsichtig zu dem eigentlichen Zweck ihrer Sendung kam, blickte er sie von unten herauf, finster und ängstlich zugleich an, und als sie es endlich wagte, das Wort „Arbeit“ auszusprechen, da schnellte er trotz der Ketten, die auf ihm lasteten, in die Höhe, wie ein dem Bogen entsandter Pfeil, und stand kerzengerade vor ihr, sechs Fuß vier Zoll, eine Bildsäule aus schwarzem Marmor — ein Bild lobernder Entrüstung!

Und auch Palmmyra erhob sich, stolz auf das stolze schwarze Blut des Negers, das auch in ihren Adern rollte. — Sie begab sich schnurstracks zu Don José und zum Inspector, um Bericht zu erstatten. — „Mioso Koango ergiebt sich ruhig in sein Schicksal und erwartet den Tod. Er ist ein Krieger und weiß, daß er Kriegsgefangener ist; aber nach afri-

kanischem Geseze darf man von dem Königssohne nicht erwarten, daß er arbeite.“

„Der gnädige Herr werden sich erinnern“, fiel der Inspector ein, „daß ich mir bereits erlaubt hatte, dies anzudeuten. — Ein Zebra läßt sich nicht vor den Pflug spannen.“

Don José lauschte, ohne eine Miene zu verziehen. — Der Inspector, dem um das Schicksal des mächtigen Schwarzen bangte, den er sonderbarer Weise in sein Herz geschlossen hatte, beinahe als wäre jener ein Mensch, ein Weißer gewesen, ließ sich darauf eines Weiteren vernehmen. — Er erinnerte sich, schon einmal unter seinen Schwarzen einen Königssohn gehabt zu haben, der ebenfalls nicht zu bewegen gewesen war, Handarbeiten zu verrichten; aber aus dem er — der Inspector — mit der Zeit einen vorzüglichen Aufseher gemacht hatte. Würde es sich nicht der Mühe verlohnen, den neuen Sklaven in ähnlicher Weise zu verwenden? — Don José gab sein Einverständnis durch ein stummes Nicken zu erkennen und entfernte sich; — aber groß war sein Erstaunen, und die Geduld drohte ihn zu verlassen, als der Inspector ihm einige Tage darauf verlegen mittheilte, Seine schwarze Hoheit verzichte auf die ihm zugedachte Ehre.

Palmyra wurde von Neuem gerufen. Wiederum sprach sie sanft und eifrig auf den Neger ein, aus dessen Munde stets dieselbe kurze Antwort kam: — „Er will nicht,“ sagte die Quadroone entmuthigt.

„Halt!“ rief der Inspector, dem plötzlich ein unruhiger, ängstlicher Zug in Palmyras Antlitz aufgefallen war. — „Ich wette, der Schwarze hat etwas Anderes gesagt. Wollen der gnädige Herr gestatten, daß ich ihn zu Agricola führe?“

„Nein, nein!“ schrie Palmyra entsezt auf. „Nicht zu Agricola! Ich will Alles gestehen! — Ja, er willigt ein, Aufseher zu werden; aber nur unter einer Bedingung — und oh! gnädiger Herr! um Gotteswillen besteht nicht darauf! — ich soll sein Weib werden!“

Der Inspector warf einen fragenden Blick auf Don José. Die Festigkeit des Schwarzen hatte des Spaniers Herz gewonnen.

„Darüber mag Herr Fusilier entscheiden“, sagte er ruhig.

„Ich gehöre Agricola Fusilier nicht! Er hat kein Recht über mich!“ jammerte Palmyra. „Honoré Grandissime allein ist mein Herr!“

„Schweig, Frauenzimmer!“

Sie verstummte.

Agricola gab seine Zustimmung mit boshafter Bereitwilligkeit, und dem schwarzen Fürsten wurden die schweren Fesseln abgenommen, nachdem man ihm zu verstehen gegeben hatte, daß, wenn er sich ordentlich benähme, er die schöne Palmyra als sein Weib heimführen solle, und zwar an demselben Tage, an dem Don José Fräulein Grandissime heirathen werde, d. h. in etwa sechs Monaten. — Mioko Koango erhob keinen Widerspruch gegen diese Vorschläge, trieb sich noch eine Zeit lang als ein vollständig unnützes Möbel auf der Plantage umher, lernte aber schnell das indische Rauber-

welsch, mittels dessen sich die anderen Sklaven mit ihren weißen Herren und theilweise auch unter einander verständigten, und nach Verlauf von sechs Monaten war er ein wahrhaft ausgezeichnete Aufseher, der seine Schwarzen wie kein anderer zur Arbeit anzuhalten verstand. — Trotzdem er sich jedoch so schnell civilisirt hatte, lebten im weiten Umkreise doch nur drei Personen, die sich nicht vor ihm gefürchtet hätten.

Die erste dieser Drei war Palmyra. — Sobald sie erschien, wurde er sanft und demüthig. Es war ein großes Schauspiel, zu sehen, wie der gezähmte Löwe sich ihr näherte, und wie das schöne Weib furchtlos mit ihm spielte. — „Ein königliches Schauspiel!“ sagte der Inspector.

Dieser jedoch gehörte keineswegs zu denen, die mit Mioko ohne Furcht umgingen, und würde ebensowenig daran gedacht haben, einen Kampf mit einem Haufen wilder Indianer aufzunehmen, als dem Schwarzen Widerstand zu leisten, wenn dieser sich in regelmäßigen und nicht allzu entfernten Zeitzwischenräumen bei ihm meldete, nicht etwa, um sich eine Erlaubniß von ihm zu erbitten, sondern einfach, um ihm zu sagen: „Ich werde jetzt zu Agricola Fusilier hinüberlaufen, um meine Braut zu sehen.“ — Bei solchen Gelegenheiten sah der Inspector oftmals der großen, rasch verschwindenden, schwarzen Gestalt nach und schüttelte bedenklich das Haupt und murmelte etwas vor sich hin, was ungefähr bedeuten sollte: „Ich würde nicht die Courage haben, den Durschen zu täuschen.“ — Palmyra, ein richtiges Weib, hatte den Muth, und es fiel ihr gar nicht ein, darüber nachzudenken, daß sie ein gefährliches Spiel treibe.

Es war eine verwickelte und doch alltägliche Herzensgeschichte: — Die Quadroone bewunderte den mächtigen Schwarzen über alle Maßen; seine Todesverachtung, sein unbändiger Muth, seine königliche Gestalt und seine königliche Gleichgültigkeit für seine Umgebung erfüllten sie mit einem eigenthümlichen Rassestolz. — Mioko erschien ihr wie die Verkörperung furchtbarer Negerkraft, die den an ihrem Herzen nagenden, brennenden Durst nach Freiheit hätte stillen können. Sie verehrte ihn glühend, leidenschaftlich; — aber ihr Herz konnte sie ihm nicht schenken, einfach, weil sie so thöricht gewesen war, es willenlos und hoffnungslos einem Andern zu geben, einem Weißen, ihrem Herrn und Meister, dem abwesenden Honoré Grandissime. — Trotzdem schien sie jetzt in ihr Schicksal ergeben, und nach dem ersten ängstlichen Ausbruch ihrer Gefühle, als sie Don José beschworen hatte, sie dem Schwarzen nicht zu überliefern, war kein Wort des Widerspruches oder der Klage mehr über ihre Lippen gekommen. — Sie spielte Komödie; aber sie wußte genau, was sie that: sie wußte, daß Agricola in dem vorliegenden Falle einflußreicher und stärker war als sie, und daß sie ihren Willen, Mioko schließlich doch nicht zu heirathen, nur durchsetzen könnte, wenn es ihr gelang, ihren Feind zu überlisten, ihn womöglich glauben zu machen, sie erwarte ihr Glück von einer Vereinigung mit dem Negerfürsten. — Gelang ihr dies, so durfte sie noch hoffen, daß Agricola in seinem Haß gegen sie die Verlobung wieder rückgängig machen

würde. — Sodann blieb ihr auch noch ihre Herrin, das gnädige Fräulein. Sie konnte unbedingt auf deren Beistand rechnen, so daß, wenn es zum Schlimmsten kam, das „Fräulein“ da war, um im letzten Augenblick bei Don José für sie einzutreten. — Und half weder die eigene List, noch die mächtige Fürsprache der Herrin, — nun, so war ein kleiner Dolch zur Hand, der sie nie verließ und der sie sicherlich freimachen würde.

Die zweite Person, die sich vor Mioko nicht fürchtete, war „das Fräulein“. Sie hatte den Bräutigam ihrer getreuen Dienerin kennen lernen wollen und diese beauftragt, ihr den Riesen vorzustellen. Palmyra hatte gehorcht. Als Mioko das zarte, weiße, schöne Gesicht des Fräuleins erblickte, stand er eine Secunde wie erstarrt, dann warf er sich nieder, das Gesicht zur Erde, die Arme weit von sich gestreckt, die Finger ausgespreizt, und in dieser demüthigen, anbetenden Stellung verharrte er, bis Fräulein Eugenie sich entfernt hatte. Darauf erhob er sich langsam und blickte scheu und ehrerbietig um sich. Als Palmyra Aufklärung über sein Benehmen haben wollte, antwortete er: „Mioko darf die Augen nicht vor einem Geiste erheben.“

Seitdem traf er noch öfter mit Fräulein Grandissime zusammen, und jedesmal wiederholte sich derselbe Auftritt: er blickte die schöne Erscheinung einen Augenblick sprachlos an und warf sich sodann vor ihr in den Staub.

Die dritte Person, die dem Neger furchtlos gegenüberstand, war der Spanier Don José, einer jener eigenthümlichen und seltenen Männer, die Furcht vor Mensch oder Thier nicht kennen. — Das Verhältniß zwischen dem Schwarzen und seinem Herrn war ein eigenthümliches. Don José hatte Mioko zu seinem Leibjäger ernannt, und die Beiden trieben sich oft tagelang auf dem Mississippi oder in den Sumpfwildnissen umher, wo ein unvorsichtiges Wort des Einen leicht seinen Tod durch die schlagfertige Hand des Andern hätte verursachen können. Aber solche Worte wurden nicht ausgesprochen, und die Beiden lebten wie gute Jagdgenossen neben einander: Don José, ohne seine eigene Herablassung zu bemerken, Mioko, ohne seinem Herrn für die ihm erwiesene Freundlichkeit den geringsten Dank zu wissen. — Hätte Don José sich nicht gewissermaßen mit Mioko befreundet und ihm ein Leben geschaffen, das dessen Geschmacks zusagte, so würde der Neger nun und nimmermehr sein Loos als Unfreier lange ertragen, sondern auf jede Gefahr hin längst das Weite und die Freiheit gesucht haben. So aber verging die Zeit schnell und ruhig, und ehe man es sich versah, waren sechs Monate dahin, und der Tag war da, an dem die Doppelhochzeit zwischen Don José und dem Fräulein und zwischen Mioko und Palmyra gefeiert werden sollte.

Die Gäste hatten sich von weit und breit eingefunden; Don José und seine zarte Braut warteten; Palmyra strahlte in prächtigen Gewändern und mächtiger Schönheit, und nur der schwarze Bräutigam fehlte noch. — Wo war er?

Agriola richtete diese Frage an Palmyra und zwar mit einem Blick

und in einem Tone, die deutlich besagten, daß er, Agricola Fusilier, sich jeden schlechten Scherz, der darauf angelegt wäre, die Hochzeit zwischen dem Neger und der Quadroone zu vereiteln, ernstlich verbitte.

Palmyra gab keine Antwort; aber ein Aufseher trat für sie ein.

„Oh, Herr Fusilier, Miofo ist hier, ganz in der Nähe . . . aber er will sich nicht anziehen. Er hat sich bemalt wie ein Zebra, mit Ringen und Streifen . . .“

„Sag' ihm, ich, Agricola Fusilier, befehle ihm, sich sofort anzukleiden.“

„Fünffmal habe ich ihm das gesagt, gnädiger Herr! Aber wissen Sie, was er antwortet? — Er sagt — verzeihen Sie — Sie seien ein erbärmlicher Weißer, und dann — ich wage es kaum zu wiederholen — speit er auf den Erdboden, und fährt fort sich zu bemalen.“

Es ist schwer zu sagen, was Agricola unter diesen Umständen gethan haben würde, um die Unverschämtheit des Schwarzen zu züchtigen, wenn nicht das Fräulein hinzugetreten, und, nachdem sie gehört hatte, worum es sich handle, zu Miofo gegangen wäre. — Sobald er ihrer ansichtig wurde, warf er sich zu Boden, so daß seine weitausgespreizten Finger die Spitzen ihrer Schuhe berührten.

„Bitte, Miofo, zieh Dir Kleider an!“ sagte sie sanft.

Er wartete nur, bis sie gegangen war, und ließ sich dann widerstandslos ein lächerliches, halb europäisches Costüm, eine Art roth und blauer Uniform anziehen, die man für ihn bereitgehalten hatte. Bald darauf erschien er in diesem Anzuge in dem Saal auf der Rückseite des Hauses, wo seine eigene Hochzeit gefeiert werden sollte, nachdem die Vermählung zwischen Don José und dem Fräulein vorn in den Staatsgemächern stattgefunden hatte.

Der gewaltige Schwarze, dem keiner der Anwesenden auch nur bis zur Schulter ragte, war durch sein Gewand so sehr wie möglich verunziert; aber in seiner Haltung, dem zurückgeworfenen, runden Kopfe, den sprühenden Augen, dem gemessenen Gang war eine angeborene Würde, die ein Wächeln über ihn unmöglich machte. — Ein Murmeln der Bewunderung vielmehr lief durch den ganzen Saal und drang auch zu Palmyra, deren Blut dabei schneller kreiste. — Aber sie hatte ihren Plan gemacht und schreckte vor der Ausföhrung desselben nicht zurück. Der Priester mochte sie dem Negerfürsten antrauen. Sie war doch fest entschlossen, nicht die Seine zu werden!

Er hob sein stolzes Haupt noch höher und blickte spähend um sich.

„Er sucht seine Braut,“ sagten die Neger, die ihn umgaben. — Und nun hatte er sie erblickt.

„Ho—o—o—o!“

Es zog wie heller Trompetenschall durch den Saal. — Die Brautgäste des weißen Paares eilten herbei, um zu sehen, was es gäbe. Miofo hatte Palmyras Hand mit seiner Linken ergriffen und legte die Rechte wie segnend auf ihr Haupt. Dann erhob er seine Stimme, und mit dem nackten Fuße den Tact schlagend, sang er langsam und feierlich ein sonderbares

Lied, das keiner der weißen Gäste verstand. Aber die fremde Weise, aus der Traurigkeit und Sehnen wie tief verhaltenes Schluchzen hervorklang, gefiel ihnen und sie riefen „Bravo, bravissimo!“ Gleich darauf mußten sie sich jedoch entfernen, um ihre Pflichten am andern Ende des Hauses zu erfüllen; denn der Priester, den man zur Einsegnung der Brautpaare erwartet hatte, war nunmehr eingetroffen und bereitete sich schnell darauf vor, seines heiligen Amtes zu walten. — Eine kurze Weile herrschte große Bewegung in der Masse der Gäste. Dann wurde Alles still, und man hörte nur das Murmeln des Priesters und sah einige Frauen weinend sich abwenden. — Und dann war es geschehen: im Namen der heiligen katholischen Kirche und Seiner Majestät des Königs von Spanien war Mademoiselle Eugène Grandissime dem Señor Don José für das Leben angetraut! — Draußen aber zog ein Unwetter herauf, und dunkel und unheimlich war die Nacht.

Der neuverheirathete Spanier, Agricola und die übrigen Gäste hatten soeben auch dem Nachspiele zu dem eigentlichen Feste beigewohnt, d. h. sie hatten lächelnd mitangesehen, wie der Priester seinen Segen über Palmyra und Miofo ausgesprochen hatte, als der Sturm mit furchtbarer Gewalt losbrach. — Miofo hatte Palmyras Hand ergriffen und versuchte sanft sie fortzuziehen.

„Miofo Roango!“

Es war die Stimme von Palmyras Herrin, die so rief. — Die weiße Braut war bis zum letzten Augenblick im Unklaren darüber geblieben, was ihre getreue Jose, die Quadroone, eigentlich beabsichtigte; aber ein flehender Blick, den diese ihr soeben zugeworfen, hatte sie belehrt, daß jetzt auf ihr Eintreten gerechnet werde.

Miofo stand plötzlich still, als sei er an dem Platze festgenagelt worden.

„Miofo Roango muß warten, bis ich ihm seine Frau übergebe.“

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und sank langsam auf den Boden nieder.

„Miofo Roango vernimmt die Stimme des Geistes,“ sagte er düster. — „Die Stimme ist süß, aber die Worte, die sie ausspricht, sind bitter. — Miofo antwortet dem Geiste: Er wird warten. — Aber sollten die Weißen ihn zu betrügen versuchen, dann . . .“ Er erhob sich langsam, und die Augen geschlossen, reckte er die zusammengeballten Fäuste hoch über sein Haupt empor — „dann wird Miofo Roango den großen Geist Wudu heraufbeschwören, um ihn zu rächen!“

Ein wüthendes Geheul des Sturmes schien dem Schwarzen Beifall zuzurufen. — Die langen leinenen Vorhänge, welche an den Thüren angebracht waren, begannen wild zu flattern, und plötzlich zischte und brauste es aus der dunkeln Nacht herein in den hellerleuchteten Saal, als käme eine Hezen-Schaar auf dem Sturme dahergerritten. Dann öffnete sich der ganze Himmel in hellen, blendenden Blitzen, und furchtbarer Donner, der das Haus in seinen Fugen erbeben machte, folgte mit betäubender Gewalt. — Die Gäste

standen wie erstarrt, mit weißen Lippen. Endlich wie eine Erlösung kam klatschender, dicker Regen. Wenige Minuten vergingen, und dann schien es, als bilde das Haus eine Insel inmitten eines unübersehbaren Sees.

Die Festlichkeiten waren jedoch nur auf kurze Zeit unterbrochen worden. Die weißen Gäste hatten eine reichliche Mahlzeit in den Bruntgemächern des Hauses eingenommen; jetzt kam nun die Reihe an die in den unteren Sälen versammelten Schwarzen. Sie ließen sich an wohlbesetzten Tafeln nieder, der Bräutigam auf dem Ehrenplatze, wo er zum erstenmal in seinem Leben Wein kostete. — Er hatte ein Glas langsam hinuntergeschlürft und forderte bald ein zweites, und dann schneller und immer schneller ein drittes und viertes und zehntes. — Palmyra wurde unruhig und rückte die vollen Flaschen aus seiner Nähe. Eine kurze Weile schien Miofo dies nicht zu bemerken, dann streckte er stumm den Arm aus, in dem er das leere Glas hielt, damit es von irgend Jemand gefüllt werde; und als dies nicht sofort geschah, schlug er, um sich verständlich zu machen, mit der Faust auf die Tischplatte, daß diese zersprang. — Die schwarzen Gäste, als ahnten sie Schlimmes, sahen sich bestürzt an, und viele standen auf und verließen den Saal, während die Andern sich in die entferntesten Winkel desselben vertriehen.

Miofo saß eine Weile allein, grimmig vor sich hinlächelnd; dann erhob er sich bedächtig und begab sich in den großen Saal, wo die Weißen tanzten. Der Cotillon wurde unterbrochen, als der schwarze Königssohn in der Thür des Saales erschien. Aller Augen waren auf ihn gerichtet, und die Unterhaltung gerieth in vollständiges Stocken. Der Friedensstörer aber ging unbekümmert auf seinen Herrn zu, und ihm die schwere Hand auf die Schulter legend, sagte er mit tiefer, lauter Stimme:

„Mehr Wein!“

Der Spanier stieß einen Fluch aus und erhob seine Hand — und im selben Augenblicke lag er von einem Faustschlage des Schwarzen zu Boden gestreckt.

Die Gäste standen eine Secunde bewegungslos und stumm und sahen nur, wie der Sklave sich über seinen zu Boden geschlagenen Herrn beugte und mit rollenden Augen und wilden Bewegungen in seiner Muttersprache rauhe Laute ausstieß, die Niemand zu übersetzen brauchte, um Allen zu sagen, der Afrikaner fluche seinem Herrn.

„Wir sind verheert!“ kreischte ein halbes Duzend der anwesenden Frauen

„Schützt Eure Weiber und Töchter!“ rief einer der Spanier.

„Schießt den schwarzen Hund nieder!“ ein Anderer.

Miofo that einen mächtigen Satz nach der Thüre des Ballsaales. — Wie eine Herde Schafe, in die ein Wolf gefahren ist, stoben die Gäste nach rechts und links auseinander. — Welles Schreien und Kreischen erscholl von allen Seiten: aber der Schwarze war bereits im Freien, auf der Flucht

nach den Sümpfen, und Agricola Fuzilier steckte mit einer stummen Gebärde ohnmächtigen Bornes das Schwert wieder ein, das er gezogen, aber nicht Zeit gefunden hatte, zu gebrauchen.

Während man sich im Hause nun damit beschäftigte, den blutenden Don José zu verbinden — Mioko hatte ihn nach guter Fechterart in's Gesicht geschlagen — und während Madame Grandissime ein Zimmer zu-rechtmachen ließ, in dem der Verwundete die Nacht zubringen sollte, da er außer Stande war, die Braut, wie zuerst beabsichtigt worden, nach seinem eigenen Hause zu führen, schritt Palmyra in fieberhafter Aufregung in ihrer Kammer auf und nieder. Sie empfand tiefen Kummer, wenn sie an das Loos dachte, das Mioko sich bereitet hatte; gleichzeitig fühlte sie sich erleichtert, seiner Gewalt entzogen zu sein. Der flüchtige Sklave aber erklärte thatsächlich seine Unabhängigkeit, indem er sich auf einer Insel von etwa sechszig Fuß Durchmesser, die er auf seinen Jagdzügen entdeckt haben mochte, und die inmitten des Sumpfes gelegen war, eigenmächtig niederließ. Er hatte dort keinen Herrn zu fürchten und fühlte sich wieder König.

Schrecken und Wildniß umgaben ihn hier von allen Seiten. — Sumpf soweit das Auge reicht; endlose Säulengänge von Cyressen, von deren Nestern lange, mit dickem, grauem Moos bewachsene Auswüchse bewegungslos herabhängen; breite Flächen stillen, pechschwarzen Wassers, das auf unergründlichem Morast ruht, und aus dem knorrig Baumwurzeln hervorragen und hie und da smaragdgrün glitzerndes, fettiges Gras emporwuchert; weiße Wasserlilien, bläuliche Iris und andere schillernde Blumen ohne Zahl und ohne Namen. — Große und kleine Schlangen mit flachen schuppigen Köpfen, blitzenden Augen und spitzer giftiger Zunge winden sich durch das dumpfige laue Labyrinth. Der gräuliche Mocasín schlängelt sich durch die dicke Fluth, hier baut der Alligator sein Nest; hier schleichen hundertjährige Schildkröten träge einher. Eulen, Fledermäuse, Ratten, Skorpione, Eidechsen, ekelhafte Spinnen mit dicken Bäuchen, langleibiges Gewürm mit hundert Füßen und scharfen Zangen leben und kämpfen um ihr Leben in dem abscheulichen Pfuhl und bergen sich dort im Gesträuch und hinter den großen Blättern eines wilden Weines mit blutrother, tödtlicher Frucht. Summende Moskitos, ungeheuerliche Käfer, Libellen und riesige Drachensiegen, die wie Edelsteine schimmern, schwirren durch die Luft. Ueberall Leben: giftiges, schleichendes, heimtückisches, böses Leben! Doch herrscht schwüle Ruhe, die nur in seltenen Zwischenräumen unterbrochen wird durch das Fallen eines abgestorbenen Astes oder ein tiefes Schluchzen und Krächzen: das Schreien unheimlichen, unsichtbaren Gethiers.

Die Meute von Bluthunden, die hinter dem flüchtigen Neger losgelassen war, fand heulend die Stelle, wo er ein Boot vom Landungsplatz losgerissen hatte. Dann aber verschwand jede Spur von ihm. — Man suchte keinen Menschen dort, wo Mioko hauste. — Er saß auf seiner Insel in sicherer

Gut, ein freier Mann. — Er erinnerte sich, daß er in früheren, besseren Tagen, als er noch Herr zahlreicher Unterthanen war, manch' elenden Sklaven in ähnliche Widniß getrieben hatte, und philosophische Gedanken über die Schlechtigkeit und Härte der Menschen waren es keineswegs, die sein Herz füllten. — Er dachte einfach und ruhig darüber nach, wie er sich auf der von ihm gefundenen Zufluchtsstätte das Leben so erträglich wie möglich einrichten könnte.

Herbst und Winter gingen dahin und Miofo lebte noch immer in den Sümpfen. — Wie? — Darüber fehlte jeder Bericht!

Don José bemühte sich, glücklich zu sein. Seine Wunden waren schnell geheilt worden, und er hatte seine junge Frau zu sich hinübergenommen nach seinem eigenen Hause, das unter ihrer Herrschaft bald aufhörte, wie eine Jägerhütte auszusehen und den Anstrich eines friedlichen Hauses annahm. — Die Gewehre und Büchsen, Pistolen, Ruder, Sättel und Netze, die früher die Vorhalle und auch einen Theil der Säle angefüllt hatten, verschwanden gleichzeitig mit den zahlreichen Hunden, die dort umherzuliegen pflegten, und füllten sich anstatt dessen mit duftenden Blumen und mit buntgefiederten Vögeln, die ihr Zwitschern und Gurren und Singen gar lustig erschallen ließen.

Aber die „Kleine Taube“ des Flüchtigen, die schöne Palmyra, gehörte nicht zu dem lauten Völkchen. — Sie ging niedergeschlagen und in sich gekehrt einher, und wenn sie des Nachts in ihrer Kammer allein war, weinte und jammerte sie ob der von ihr begangenen, nie wieder gut zu machenden Thorheit, die sie zum angetrauten Weibe eines flüchtigen Sklaven gemacht hatte. — Denn in ihrer unvernünftigen Leidenschaft, oder, wie Agricola gesagt haben würde, in ihrem grenzenlosen Hochmuth wagte sie es noch immer, den abwesenden Honoré zu lieben, obgleich sie nun von Gottes und Rechts wegen einem Schwarzen angehörte, einem Sklaven, der nicht einmal zu ihren Füßen sitzen konnte, um von ihr zu lernen, womit sie sein Herz gefüllt haben wollte. — Sie hatte von Sant Domingo gehört, von dem Aufstande der Schwarzen, ihren Blutsverwandten; und wenn sie daran dachte, daß ihr Feind Agricola so nahe, und der Gegenstand ihrer Liebe, Honoré Grandissime, so fern, und sie die Frau eines Häuptlings, dann klopfte ihr das Herz zum Zerspringen, und sie hatte furchtbare Visionen von Mord und Brand und Blutvergießen! Sie würde dem Negerfürsten, ihrem Sklaven, Empörung gepredigt haben! — Aber auch das war nun unmöglich. Für sie war Alles verloren! Wie ihre Liebe, so war auch ihre Rache hoffnungslos; und die Verzweiflung darüber blickte mit unheimlichem Glanze aus ihren tiefen, dunklen Augen.

„Die Liebe um ihren ‚Candio‘ verzehrt sie,“ meinten die Neger.

„Einfältige Creaturen,“ sagte der Inspector, der sich etwas auf seine Menschenkenntniß einbildete: „Sie haßt den Agricola; das ist alles.“

Die Neger und der Inspector hatten beide mehr oder weniger Recht

— Sie dachte an den Afrikaner, und Mitleiden für sein elendes Loos füllte ihr Herz; und sie war durchglüht von Haß gegen Agricola, in dem sie den Urheber all' ihres Elends erblickte.

Don José war, wie wir bereits gesagt haben, bemüht, glücklich zu sein. Aber ein Wurm nagte an seinen Herzen. Der Spanier, der nichts Lebendes fürchtete, war abergläubisch. Er wußte, daß Mioko's Fluch auf ihm und seinen Besizungen lastete, und das kummerte ihn mehr als irgend Jemand ahnte. — Und siehe da, eines Tages überfielen die Raupen seine Indigo-plantagen, und zwischen Sonnenuntergang und Sonnenaufgang ward dort jedes grüne Blatt von ihnen vertilgt. Bald darauf erkrankten seine Neger. Bözartige Fieber rafften viele von ihnen dahin; die Ueberlebenden schliefen wie Schatten einher, und mit stillem Ingrimm hörte Don José ihre einsältige Klage: „Wir sind behext! Wudus Fluch ist über uns!“

Ein Freund rieth dem Spanier, einen Priester kommen zu lassen, der die Macht des Bösen durch heilige Sprüche brechen würde.

Don José wollte davon nichts hören. „Wenn meine Hunde den Flüchtligen nicht greifen können, so möge er meinethwegen leben und thun, was er will und kann.“

Der Inspector versuchte es darauf noch einmal mit den Hunden und zog aus mit der blutgierigen Meute, um Mioko zu fangen; aber als er am Abend wieder heimkehrte, da lag der beste Hund des Rudels vor ihm auf dem Sattel: todt, einen abgebrochenen Speer in der Seite. — Das Wurfgeschloß war von roher Arbeit, doch hatte es sein Ziel nicht verfehlt und sicher getödtet.

Darauf versuchten es die Schwarzen auf ihre Art, den Bann zu heben, und stellten einen wahren Hexensabbath an; aber als Don José ihr Heulen und Plarren vernahm, ward er zornig und ließ ihnen gebieten, sich still zu verhalten.

In den ersten Tagen des Februar kam der Frühling und mit ihm Hoffnung und Muth. Don José ermannte sich wieder. — „Die Mißernte des letzten Jahres war ein allgemeines Unglück,“ sagte er. „Meinen Nachbarn ist es nicht besser ergangen als mir.“

Der Inspector jedoch schüttelte den Kopf. In seinem Geiste war der schwarze Flüchtling allein an dem Niedergang der Besizung schuld. Bald darauf neigte auch Don José von Neuem jener Ansicht zu. — Er hatte seine Felder wieder bestellen lassen, aber keine Ernte lohnte seine Mühe.

„Er versteht nichts vom Ackerbau,“ meinten seine Nachbarn unter sich. „und sein Inspector ist nicht klüger als er. Uebrigens ist es ja auch wohl möglich, daß er verhext ist.“

Don José wurde krank. Ein schleichendes Fieber streckte ihn auf das Lager. — Eines Tages, als er dort zum Tode ermattet mit geschlossenen Augen dalag, und seine junge Frau in trostloser Traurigkeit neben ihm

saß, öffnete sich plötzlich die Thür des Krankenzimmers, und herein trat halbnacht, entseßlich abgemagert, aber noch immer furchtbar, der Negerfürst, Mioko Koango. — Sein erster Blick fiel auf die weiße Frau, den „Geist“. Ein heftiges Zittern überfiel ihn, aber er überwand es und streckte sich nicht in den Staub wie in früheren Tagen. Er grub die Nägel in das harte Fleisch seiner Hände und näherte sich dem Kranken.

„Mioko Koango will seine Frau haben!“

Der Spanier öffnete die Augen und starrte sprachlos auf den Sklaven.

„Mioko Koango will seine Frau haben!“ wiederholte dieser.

„Pakt ihn!“ wüthete der Kranke, vergeblich versuchend, sich zu erheben.

Es waren zahlreiche Diener in der Nähe; doch wagte keiner, sich an dem Fürsten zu vergreifen. — Der Kranke richtete seinen Blick mit ohnmächtigem Flehen auf seine Frau; doch diese schien wie betäubt, und bedeckte ihr bleiches Gesicht mit beiden Händen.

Darauf erhob Mioko Koango seine großen, schwarzen Hände und sprach langsam und feierlich: „Verflucht sei Dein Haus und Alle, die es bewohnen, mit Ausnahme der Weiber!“

Don José fiel entkräftet auf seine Kissen zurück.

Der Afrikaner zeigte durch das offene Fenster: „Und verflucht seien jene Felder! Sie sollen den Pflug nicht mehr kennen, und das Vieh, das auf ihnen weidet, nicht mehr ernähren!“

Die schwarzen Diener flohen entsezt; und in demselben Augenblick erschien Palmyra.

„Sprich mit ihm!“ stöhnte der Spanier.

Sie trat entschlossen auf den Neger zu. Er ergriff ihren Arm mit einer raubthierartigen, leichten, schnellen Bewegung.

„Mioko Koango fordert noch einmal seine Frau!“ sagte er zum dritten Male.

„Ich gebe sie Dir nicht!“ brachte Don José mit wüthendem Aechzen hervor.

Der Afrikaner schien noch größer zu werden. Ein tiefer Athemzug füllte seine Brust, und es war, als werde er durch eine unsichtbare Macht vom Boden emporgehoben. — „So möge hier Alles verrotten und verderben, und Fäulniß die Luft füllen, und wildes Unkraut aus dem Boden schießen und den Schlangen und dem Ungeziefer des Waldes zum Obdach dienen!“

Mit einer letzten Kraftanstrengung richtete Don José sich auf dem Ellenbogen empor, und, unfähig einen Laut hervorzubringen, drohte er Mioko mit der geballten Faust; dann sank er ohnmächtig zurück. — Als er wieder zur Besinnung kam, beugten Palmyra und die Señora sich über ihn und am Fuße des Bettes stand der Inspector. — Mioko Koango war verschwunden!

Der Fluch des Wubu trug seine Früchte. — Die ganze Plantage

glich einem ungeheuren Krankenlager. Die Ackergeräthschaften verrosteten in den Scheunen; die Heerden wanderten unstät umher auf den verdorrten Feldern und stoben auseinander oder starben Hungers. Das Land aber bedeckte sich mit Disteln und Dornen und Unkraut aller Art.

„Weshalb in des Heiligen Franziskus Namen,“ fragte der Priester den Inspector, „machte die Señora nicht von ihrer Gewalt über das schwarze Ungethüm Gebrauch, als es am Krankenbette ihres Mannes stand und seine niederträchtigen Vermüthungen ausstieß?“

„Weshalb?“ erwiderte der Inspector leise und gedehnt. „Unter uns gesagt, ich glaube, die Señora ist der Ansicht, daß Misofo Roango gar nicht so im Unrecht war.“

„Ist es möglich? — Und Palmyra? Warum half die nicht zum Guten?“

„Palmyra?“ Der Inspector lächelte höhnisch und ingrimmig. „Wissen Sie, Herr Pfarrer, manchmal denke ich mir, der Flüchtling ist gestorben und sein böser Geist ist in den weiblichen Mischling gefahren. — Ich glaube, wenn sie die Kraft des Fluches noch verstärken könnte, sie thäte es. Sie ist ein gefährliches, heimtückisches Wesen geworden, und selbst Agricola Fusilier hat jetzt Furcht vor ihr.“

„Ah,“ sagte der Priester mit einem breiten Lächeln, „in dem Falle würde körperliche Züchtigung unendlich viel Gutes thun! Wenn man diese dunklen Heiden nicht zu Grunde gehen lassen will, so darf man die Ruthe nicht sparen. — Sie könnte sogar aus dem schwarzen Fürsten noch einen guten Christen machen.“

Aber der schwarze Fürst hielt sich außerhalb des Bereiches der heidenbelehrenden Ruthe.

Eines Tages erschien Agricola Fusilier zu unerwarteter Stunde bei Don José. „Ich bringe gute Nachrichten,“ sagte er mit einem verständnißvollen Lächeln.

Die Augen des Kranken begannen zu leuchten und er richtete einen fragenden Blick auf den Sprecher. „Wir haben ihn noch nicht,“ fuhr dieser fort, „aber wir sind auf seiner Spur.“

Don José athmete tief und befriedigt auf. Dann sagte er mit einem freundlichen Lächeln: „Auch ich habe gute Botschaft zu verkünden: meine geliebte Frau hat mir einen Sohn geschenkt.“

*

*

*

Es war Sabbath Abend, und die Neger feierten ein fröhliches Fest. — Auf einem freien Plage in der Nähe der Stadtmauer hatten sich vier Musikanten niedergelassen. Der Eine schlug auf einen Tamtam, zwei Andere entlockten hölzernen Hörnern ohrenzerreißende Töne, und ein Vierter machte unglaublichen Lärm mit einem Paar großer, knöcherner Castagnetten. Für die Schwarzen war dies herrliche Musik, und sie führten bei dem R'ange

derselben einen Tanz auf, der an grösster Ausgelassenheit nichts zu wünschen übrig ließ. Solche Verrenkungen, solche Leidenschaft, solches Springen und Schreien, Jauchzen, Augenverdrehen und Zähnefletschen kann man nur bei Schwarzen sehen! Von Zeit zu Zeit sank einer der Tänzer erschöpft nieder; aber er wurde schnell aus dem Kreise entfernt, und frische Kräfte traten für ihn ein.

Die Belustigung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als plötzlich mit einem wilden Satz ein neuer Tänzer in dem Kreise auftauchte: der Schwärzeste der Schwarzen, ein Athlet, halbnackt, mit bunten Federn in den Haaren, Gloden und Schellen an den Handgelenken, einen Schmuck aus Alligatorzähnen, der auf seiner harten, dunklen Brust klapperte und glänzte; und als Halsband eine Schlange: eine lebendige, sich unruhig hin- und herwindende Schlange.

Er schob ein halbes Duzend der Tänzer bei Seite, denn er gebrauchte Ellenbogenraum, und bald darauf flog er auf und nieder, Arme und Beine von sich werfend in einer Weise, die den wilden Tanz kurz vorher wie ein zahmes Vergnügen erscheinen ließ. — Und dabei schrie und jauchzte er, immer lauter, immer lauter; und mit jedem Augenblicke wurden seine Bewegungen ausgelassener und seine Sprünge höher — bis die entzückte Menge in ein Alles übertönendes Freudengeheul ausbrach.

Armer, sinnlos betrunkenen Mioko Koango, den man mit Brantwein in die Falle gelockt hat, wie die Maus mit Speck! — Der Schaum stand ihm vor dem Munde, die blutrünstigen Augen traten ihm aus dem Kopfe, seine leuchtende Brust hob und senkte sich wie die Flanken eines abgejagten Thieres. — Da sauste Etwas durch die Luft! Ein rauher, schnell erstickter Aufschrei. — Mioko Koango lag zu Boden gestreckt, einen würgenden Lasso um den Nacken.

„Dem flüchtigen Sklaven,“ so lautet der aus dem Französischen in's Spanische übergegangene alte „Schwarze Codex“ — „der einen Monat oder länger außer Dienst bleibt, werden die Ohren dicht am Kopfe abgeschnitten, und die Wilien Frankreichs auf die linke Schulter gebrannt. — Entflieht er ein zweitesmal, so durchschneidet man ihm die Sehnen der Kniekehlen und brandmarkt seine rechte Schulter; nach einem dritten Fluchtversuch soll er, wenn ergriffen, des Todes sterben.“

Mioko Koango war nur zweimal davongelaufen; aber Agricola, der der Ansicht war, der Hochmuth gewisser Neger müsse gebrochen werden, wies auf den Artikel 27 desselben alten Gesetzbuches hin, in dem es heißt: „Der Sklave, der seinen Herrn geschlagen und ihm eine sichtbare Verletzung beigebracht hat, der soll des Todes sterben!“ — „Ein sehr weises Gesetz,“ fügte er hinzu.

Der Don zeigte sich so gnädig, wie es von einem Spanier nur erwartet werden kann. Er schonte des Lebens des Gefangenen, er verzieh

huldbreich, daß Mioso es gewagt hatte, sich an seiner Person zu vergreifen, aber die Sünden, deren der Schwarze sich an der Gesellschaft schuldig gemacht, indem er versucht hatte, frei zu sein, die mußten ohne Schwäche gesühnt werden.

Inmitten der alten Stadt, in einem Theile derselben, der jetzt in Trümmern liegt, stand die „Calaboza“, das Gefängniß mit seinen feuchten Gewölben, dunkeln Zellen, eisernen Käfigen und langen, schweren, kurzstielligen Peitschen. — Dort wurde Mioso Roango zu Boden geworfen, gefesselt, das Gesicht zur Erde gekehrt; und dort wurde er gepeitscht und nach dem Buchstaben des Gesetzes verstümmelt. — Aber kein Ton der Klage kam über die zusammengepreßten Rippen des gefolterten Africaners, und die Ruhe der schlafenden Stadt ward höchstens gestört durch das Klatschen der Peitsche auf den blutrießenden, nackten Körper des schwarzen Fürsten.

Mit Sonnenaufgang führte man ihn zur Plantage. Die Morgenluft war voll des Wohlgeruchs süßduftender Kräuter und Blumen. — Die langgehörnten Ochsen, die den Seiterwagen zogen, auf dem der Gemarterte ausgestreckt lag, und der nackte Negerknabe, der das Gespann führte, machten vor Mioso Roango's alter Hütte Halt.

„Ihr müßt ihn draußen lassen,“ sagte der Inspector, der dem Wagen gefolgt war. „Er hat zu lange im Freien gelebt. Da drinnen würde er ersticken. Macht ihm vor der Thür ein Lager zurecht.“

Und nun erschien Palmyra leise weinend und sank nieder neben der hilflosen Gestalt des Gefangenen, den seine schwarzen Brüder sanft und zärtlich auf ein weiches Bett trockenen Grases niedergelegt hatten: die Knie lehnen durchschnitten, ein Tuch auf dem schmählich zersehten Rücken, und eine blutige Oeffnung an jeder Seite des verstümmelten Hauptes. — Seine Augen waren trocken, aber grenzenlose Verzweiflung sprach aus denselben. Von Zeit zu Zeit richtete er sie langsam auf Palmyra. — Er brauchte nicht mehr zu sorgen, daß man sie von ihm entfernt halte; — sie wich nicht von seiner Seite.

Um ihn herum schnatterten die Kreolen. Er beachtete es nicht; als jedoch eine unvorsichtige Zunge den Namen Agricola Fusilier aussprach, da flogen seine Augen mit solcher Gewalt auf Palmyra, daß diese glaubte, er werde sprechen. Aber seine Worte waren nur in seinen Blicken. — Palmyra verstand sie; und laut athmend, die weißen Zähne zusammengepreßt und die blutrothen Rippen halb geöffnet, antwortete sie mit einem kurzen, harten Nicken des Kopfes und einem noch wilderen Blick als dem des Schwarzen. — Darauf beugte Mioso das Haupt und spie zu Boden.

Ein Bote kam herbeigeeilt von Don Josés Krankenbett: der Herr befehle dem Mioso Roango, sofort seinen Fluch aufzuheben. — Des Africaners einzige Antwort war ein bitteres Lächeln.

Der Inspector, mit einer weniger spanischen Diplomatie als die seines

Herrn, versuchte Ueberredung, und sprach lange und freundlich auf Miofo ein. Der gefangene Fürst würdigte ihn nicht einmal eines Blickes. — Darauf ward Palmyra gebeten, für den sterbenden Don, den Gatten ihrer geliebten Herrin, einzutreten. Zögernd machte sie einen schwachen Versuch. Miofo riß die Augen so weit auf, daß die langen Wimpern die finster herabgezogenen Brauen berührten, und blickte Palmyra fest und stumm an; dann hob er drohend die geballte, zitternde Faust, und Palmyra sank zusammen, als habe er sie zu Boden geschlagen.

Um Mitternacht war viel Lausen und Flüstern und unterdrücktes Schluchzen und Weinen in dem herrschaftlichen Hause. Der Tod, der schon lange am Lager des Spaniers lauerte, hatte seine Hand auf ihn gelegt, um ihn vor den Richterstuhl zu führen, vor welchem Herren und Sklaven zu erscheinen haben.

„Miofo Koango,“ so sprach Palmyra am nächsten Abend, leise jedes Wort in die verstümmelten Ohren des Regers hineinhauchend, „Don Josè ist todt! Man hat ihn soeben begraben. Als er schon im Sterben lag, oh Miofo Koango, Du mein geliebter Herr, da hat er noch, Du mögest ihm verzeihen.“

Der Afrikaner hatte keinen Laut von sich gegeben, seitdem man die Peitsche auf ihn gelegt hatte, und auch jetzt noch blieb er stumm. Aber seine großen Augen, in die sich alle Kraft, die ihm noch geblieben war, gestürzt zu haben schien, leuchteten einen Augenblick auf in alter Wildheit. — Dann erlosch das flackernde Licht schnell wieder.

„Ist Deine Herrin stark und muthig genug, um hierher zu kommen,“ flüsterte der Inspector Palmyren zu, „und will sie ihr Kind retten, dann sage ihr, sie solle eilen und es herbringen, damit Miofo es noch von seinem Fluche befreie. — Aber schnell! schnell!“

Die junge Wittve kam ohne Säumen mit ihrem Knaben in den Armen. Sie ließ sich auf den Knien neben Miofo Koangos Lager nieder und legte das Kind auf des Regers gebogenen Arm.

Der schwarze Fürst senkte seine Blicke auf das kleine, weiße Wesen, das lächelnd zu ihm emporschaute und schmeichelnd seine weichen Händchen auf das Gesicht des Unglücklichen legte. — Und da, zum ersten Male, traten Thränen in die Augen des Schwarzen und rollten langsam über seine Wangen auf die Hände des Kindes. — Zärtlich und sanft legte er über das Haupt des Kleinen seine Hand, die er langsam hin und her bewegte, wobei seine Lippen leise, unverständliche Worte murmelten. Dann ließ er die Hand wieder sinken und schloß die Augen. Der Fluch auf dem Hause Don Josès war gehoben!

„Palmyra,“ sagte der Inspector, seine Augen trocknend, „Du mußt den Priester rufen.“

Der Priester kam, derselbe, der vor zwei Jahren Miofos und Palmyras Hochzeit eingeseget hatte. — Auf verschiedene Fragen, die

er an Mioko richtete, gab dieser nur Bescheid durch langsames Blicken seiner schnell erlöschenden Augen; bis endlich der Priester fragte:

„Weißt Du auch, wohin Du gehst?“

„Ja!“ antworteten die Augen noch einmal aufleuchtend.

„Wohin?“

Der Sterbende antwortete nicht. Er schien in tiefes Nachdenken versunken, und sein Blick wie in Unendlichkeit verloren.

„Weißt Du, wohin Du gehst?“ wiederholte der Priester.

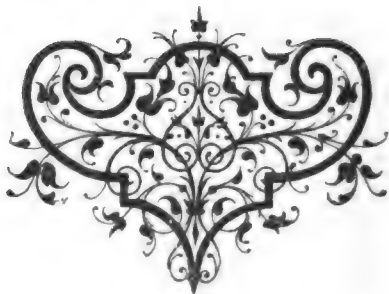
Dieselbe stumme Antwort.

„Wohin?“

Der Inspector, die Wittve mit dem Kinde auf dem Arme, Palmyra, der Priester, alle beugten sich über Mioko, um seine letzten Worte aufzufangen.

„Wohin?“

„N . . . n . . . nach . . .“ Die Stimme versagte dem verschwindenden Helden.
— „N . . . n . . . nach . . .“ — Er hob beide Hände in die Höhe; seine emporgeschlagenen Augen hatten einen Punkt im Aether gefunden, auf dem sie mit einem Ausdruck von Verzückung hasteten. Ein stilles friedliches Lächeln lagerte sich über sein Antlitz, und alles Elendes bar, flüsterte er: „Nach Afrika!“ und sank todt zurück.





Illustrierte Bibliographie.



Raffael und Michelangelo von Anton Springer. Mit Illustrationen. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig. E. W. Seemann.

Es scheint uns selbstverständlich, dem Kunsthistoriker Springer gegenüber jede Erörterung über die Frage nach dem Werth und der Wichtigkeit seiner Methode der Forschung auf kunsthistorischem Gebiete auszuschließen. Springers Autorität auf diesem Gebiete ist längst befestigt. Der Verfasser sagt in der Vorrede zur zweiten Auflage: „Von einzelnen Stimmen wurde die Frage aufgeworfen, ob das Zusammenfassen des Lebens und der Thätigkeit Michelangelos und Raffaels innerlich begründet sei und nicht auf äußeren zufälligen Umständen beruhe. Schiller schrieb einmal an Süvern: „Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühmen suchen.“ „Italien im 16ten Jahrhundert war Beides, darum besah es Raffael und Michelangelo. Wie das Glück der Renaissance nicht von ihrem Unglück zu trennen ist, so lassen sich auch die beiden Meister nicht scheiden. Sie gehören zusammen und erst wenn man sie gemeinsam betrachtet, erkennt man vollkommen ihre Stellung und Bedeutung in der Geschichte des italienischen Volkes.“ In dieser vom Verfasser selbst ausgesprochenen Intention haben wir sein Werk hinzunehmen. Wir wollen uns darum in Folgendem nur berichterstattend verhalten mit dem Wunsche, daß dies genügen möge, den Laien zur Lectüre des Buches anzuregen. Beim Eintritt in das Werk begrüßen wir die Medaillonportraits der beiden Künstlerfürsten, Michelangelos und

Raffaels in sinniger Zusammenstellung. Die mächtige Physiognomie des Florentiners mit der von Schmerz und Leidenschaft durchfurchten Stirn contrastirt scharf gegen den Idealkopf des edlen Götterliebings Raffael, wie das Wesen der beiden Männer,



Bildniß Julius II. von Raffael. Galerie der Uffizien.
Aus: Anton Springer, Raffael und Michelangelo. E. A. Seemann, Leipzig.

die vereint das goldene Zeitalter der Renaissance in Italien auf die oberste Sonnenhöhe gehoben haben.

Das Buch beginnt damit, daß Springer in großen Umrissen ein Bild des Jahrhunderts, und der Kunstperiode, in welche die Geburt Michelangelos und

Raffaels fällt, zeichnet. „Perugino, Fra Bartolommeo, Sodoma vereint lassen Raffaels Wesen errathen, Signorelli erinnert in Einzelheiten an Michelangelo. Michelangelo, am 6. März in Caprese geboren, trat 1488 als Lehrling in die Werkstatt Domenikos. Noch einflußreicher auf seine künstlerische Entwicklung war der häufige Aufenthalt im



Pietà. Marmorgruppe. Rom, St. Peter.
Aus: Anton Springer: Raffael und Michelangelo. F. A. Seemann. Leipzig.

Casino der Medici, in welchem der Anblick der besten Sculpturen und Kunstwerke Sinn und Auge des lernbegierigen Knaben begeisterte. Unter der Leitung Bertoldos, welchem die Oberaufsicht der Sammlungen anvertraut war, übte er wohl zuerst sein Talent. Sein Gönner Lorenzo Medici starb 1492 und die rohen Sitten des Nachfolgers Piero Medici schreckten den jugendlichen Künstler derart, daß er aus dem Palaste, in welchem er

gleich einem Hausgenossen verkehrte, nach Rom entfloß. — Doch ein Werk von hoher Bedeutung hatte der 20jährige Jüngling in Florenz zurückgelassen, es war der „Centaurenkampf“, Marmorrelief — ein Werk von gleich vollendeter Durchführung der einzelnen Gestalten als der großartig gedachten Composition, wobei der Einfluß der Antike unverkennbar ist. — Auf dem Wege nach Rom finden wir seine künstlerischen Spuren in Bologna, am Grabmal des heil. Dominicus meißelte er einige noch fehlende Figuren, darunter die Marmorstatuette eines Engels auf dem Cartophage als Candelaberträger.

In Rom hatte er anfangs manche Enttäuschung und Kränkung zu überwinden, bald aber wurde ihm durch den französischen Gesandten am päpstlichen Hofe Jean de Billiers ein würdiger Auftrag: er sollte für eine Kapelle in der Peterskirche eine Pietà schaffen. Und wie hat er diese große Aufgabe in der kurzen Zeit nur eines Jahres gelöst! Nach Abschluß all der gewaltigen Schöpfungen M.'s zählt diese Pietà zu seinen hervorragendsten plastischen Werken — Die Madonna hält den todtten Christus im Schooße. „Sie senkt ihr Antlitz herab und hält die Linke etwas ausgestreckt und die Hand wie unwillkürlich geöffnet, als wollte sie fragen, ob wohl ein so großer Verlust ertragen werden könne?“ Wie ist der herbe Mutterschmerz durch diese einfache Geberde ausgesprochen! Welch edle Hokeit selbst im todtten Christus! Befremdend wirkt nur die Jugend der Mutter. Michelangelo hat sie in seinem Alter auf theologische Gründe zurückgeführt, Springer aber findet darin den unbewußten Einfluß der Antike auf den jungen Künstler, der „die Wahrheit der Empfindung durch die schöne Form zu verklären strebte!“ — Der Pietà folgten noch „ein Bacchus“ und ein Cupido — 1501 kehrte M. nach Florenz zurück, wo er die Colossalstatue des „David“ schuf, von der bereits sein ältester Biograph Vasari „den Wundermann preist, der einen Todten, den zerhauenen Blud, wieder zum Leben erweckte und versichert, daß M.'s David alle antiken und modernen Statuen, die griechischen und römischen weit hinter sich lasse“. Von den Arbeiten M.'s aus dem Florentiner Aufenhalte bespricht Springer noch die „Madonna zu Brügge“ die „Madonna zu Manchester“ und die „Heilige Familie“.

Im Jahre 1500 war auch Leonardo da Vinci nach Florenz zurückgekehrt, doch entwidete sich aus der gleichzeitigen Anwesenheit zweier so ausgezeichnete Künstler kein Freundschaftsverhältniß. Dazu waren die Naturen beider Männer zu verschieden. Aber der Einfluß des 23 Jahre älteren Leonardo trat unwillkürlich bei den nachfolgenden Arbeiten M.'s zu Tage. Das ersieht man sofort aus den (unter Fig. 15) dem Buche beigegebenen Studienköpfen in Röthelzeichnungen. Der erste Abschnitt des Buches schließt mit einer eingehenden Schilderung eines Cartons, den M. für ein im Fürstenpalast zu Florenz anzubringendes Gemälde entwarf, welches jedoch niemals zur Ausführung gelangte. Es stellt eine Episode aus der Schlacht der Pisaner bei Cosenco dar und ist unter dem Namen „Die badenden Soldaten“ (Fig. 16 ist nur eine Pseudo-Copie des Cartons) berühmt. Nackte Gestalten in großer Anzahl entsteigen hastig dem Bade, in welchem sie Kühlung gesucht. Plötzlich ertönt der Ruf: „Zu den Waffen“, man sieht im Hintergrunde den aus dem Walde hervordringenden Feind. Die seltsamsten Stellungen und Verkürzungen der Körper zeigen M.'s meisterhafte Kenntniß der Anatomie. Die Zeitgenossen bewiesen ihre Bewunderung vor dem ausgezeichneten Kunstwerk in eigenthümlicher Weise: aus Enthusiasmus zerstörten sie den Carton, um einzelne Stücke als Kunstreliquien zu besitzen! Aus einem solchen Fragment hat Rubens einzelne Figuren davon in seiner „Tafel Christi“ für das Jesuitenkloster in Mantua benutzt. Marcanton stach eine Gruppe aus dem Gesamtbilde. „Alle im Kreise des Plastikers erworbene Meisterschaft hielt Michelangelo hier zur Verfügung, um das höchste Maß der Kühnheit und Freiheit der Bewegungen, die vollendete Kraft und Fülle des Lebens zu erreichen.“ Auf die Zeitgenossen übte der Carton die höchste Wirkung, er wurde zur Schule für das jüngere Geschlecht. Bildhauer und Maler zeichneten nach dem Carton und unter den

Malern war auch — Raffael der Urbinate! in dessen Leben und Schaffen uns der folgende Abschnitt einführt. Springer läßt schon durch die Geburt jeden Künstler in seiner Eigenart prädestinirt sein. Michelangelos Geburtsstätte Florenz war 1490 der Schauplatz geistiger und kriegerischer Bewegtheit und wilder Parteileidenschaften. Raffael, aus Umbrien stammend, in welchem unter Herzog Federigo eine heitere und glänzende humanistische Bildung herrschte, war am 28. März 1483 geboren. Raffaels Vater, selbst Maler, konnte wohl nur durch Vererbung, nicht aber durch Unterricht auf die künstlerische Entwicklung seines Sohnes Einfluß haben, da dieser beim Tode seines Vaters erst 11 Jahr alt war. Ueber den Lehrer, welcher Raffaels früheste Versuche leitete, stehen uns nur Vermuthungen zu Gebote; diese lenken auf Timoteo Viti. Fest steht nur, daß er mit 17 Jahren zu Perugia kam, und dieser überlieferte 1502 nach Florenz. Raffael trat bald zu dem 50jährigen Meister, welcher in hohem Ansehen stand und die ihm gewordenen Aufträge kaum bewältigen konnte, in ein freundschaftliches Verhältniß; wir finden auf einem und demselben Blatte die Arbeiten des Meisters und des Schülers!

Besonders fällt die Aehnlichkeit der Compositionen beider in einem für die Kirche in città di Castello bestellten Gemälde Raffaels: „Die Vermählung Marias“ (lo sposalizio) auf. Doch bei schärferer Betrachtung zeigt der jugendliche, erst 19jährige Schüler geradezu vollkommen und vollendet, was der ältere Künstler mit beschränkten Kräften angestrebt hatte. Springer giebt zu besserem Vergleich (in Fig. 22) die Zeichnung Peruginos. — Im Jahre 1505 malte er: Die Verehrung der heiligen Dreieinigkeit, ferner eine thronende Madonna und die Kreuztragung. Er ist nun ganz in Florenz eingebürgert und malt mit Vorliebe Madonnen und heilige Familien, so daß seine Florentiner Thätigkeit mit dem Titel: „Raffaels Madonnenmalerei“ bezeichnet werden kann. Nur einen geringen Theil dieser Bilder hat Raffael in Farbe ausgeführt, der größere Theil blieb Entwurf.

Zu dieser Zeit machte sich eine Richtung für allegorische Bilder geltend. Jemand ein gelehrter Humanist lieferte einen Stoff mit doctrinärem Beigeschmack und die Kupferstechkunst oder Malerei verkörperte den Gedanken. Nach solchem Vorgange entstand wohl auch „Der Traum des Ritters“. Die beigelegte Illustration (f. S. 147) erklärt sich selbst: Die am Haupte des Schlafenden stehende Frau mit Schwert und Buch verkörpert die Tapferkeit und Weisheit; zu seinen Füßen reicht in anmuthiger Erscheinung die holde Liebe ihm den Myrthenzweig.

Die rastlose Thätigkeit Raffaels erhielt immer neue Nahrung durch die verschiedensten Aufträge. Jetzt entstand das Portrait Julius II., des Kirchenfürsten, welcher immer neue Pläne, die zur Verherrlichung der Papstmacht dienen konnten, mit eiserner Energie verfolgte. Aus dem Kopfe und der Haltung des in älteren Jahren gemalten Mächtigen spricht reiche Lebenserfahrung, Weisheit und Milde und der festgeschlossene Mund giebt Zeugniß für seine unerschütterliche Festigkeit. — Doch der leidenschaftliche Wille des Papstes wäre erfolglos geblieben, wenn ihm nicht ein gütiges Geschick die größten Männer zur Verfügung gestellt hätte.

Zur Erhöhung und Verherrlichung der Kunst waren aber die drei vornehmsten Künstler aller Jahrhunderte in Rom anwesend. Das Zusammenleben so ausgezeichnete Kräfte mit diesem Machthaber erzeugte jene Höhe der Kunstblüthe, welche man mit dem Titel der „klassischen Kunstzeit“ zu bezeichnen pflegt. „Bramantes Petersbau, Michelangelos Decke in der Sixtina und Raffaels Fresken in den Stenzen des Vaticanus sind unsterbliche Denkmäler aus der Zeit Julius II.“

Im Jahre 1508 begann Michelangelo die ewig denkwürdigen Fresken in der Sixtina. Das Meisterwerk dieses Deckengemäldes ist weder vor noch nachher in der Großartigkeit seiner Composition, sowie der Erhabenheit seiner Einzelgestalten von irgend welchem Künstler erreicht worden. Handzeichnungen sind von den Fresken vielfach gemacht worden, aber wenig verbreitet gewesen, bis die Photographie in den

Dienst der Kunst trat, welche nun die Kenntniß des Meisterwerks verallgemeinerte. Der Anblick desselben in der Sixtina ermüdet durch die unbequeme Haltung des Beschauers.

Gleichzeitig begann Raffael seine Ausmalung der Stenzen und schuf in dem Zeitraum von 3 Jahren einen Bilderkreis, zu welchem nächst der Sixtinischen Kapelle noch heut alle Kunstsinigen als Hauptziel alles Sehenswürdigen nach Rom pilgern. „Das Glaubensbekenntniß eines ganzen großen Jahrhunderts ist in Raffaels Gemälden niedergelegt, die Ideale des Humanismus dieses herrlichen historischen Traumes in ihnen verkörpert.“ Wir stehen staunend vor den Schöpfungen eines 25jährigen Mannes, der mit so viel Weisheit und Gehsamkeit einen gewaltigen Gedankstoff in so edle künstlerische Formen zu bringen verstand.

Die Stenzen sind 3 gewölbte Zimmer mäßigen Umfangs im Vatican und gehören zu den Wohnräumen des Papstes, sind aber wegen ihres reichen Kunstschmucks vom Werttagsgebrauch ausgeschlossen. Sie werden nach den in ihnen enthaltenen Hauptgemälden benannt: Die Stanza della segnatura, Stanza d'Eliodoro und Stanza Leo!

Springer bringt in einer Reihe von Holzschnitten theils die Studien, theils die vollendeten Zeichnungen dieser denkwürdigen Malereien zur Anschauung und es würde uns weit über den vergönnten Raum hinausführen, wollten wir hier mehr als den Hinweis auf die mustergiltige klare Anschaulichkeit dieser Darstellung geben. Wir erfahren noch, daß in diesen Zeitraum (1508—13) die Tafelbilder Raffaels: „Madonna di Foligno“, Madonna mit dem Fisch“ „Madonna della Sedia“ und „Die heilige Cäcilie“ fallen. Mit dem Tode des verständnißvollen Kunstgönners Julius II. schließt der erste Theil des Buches.

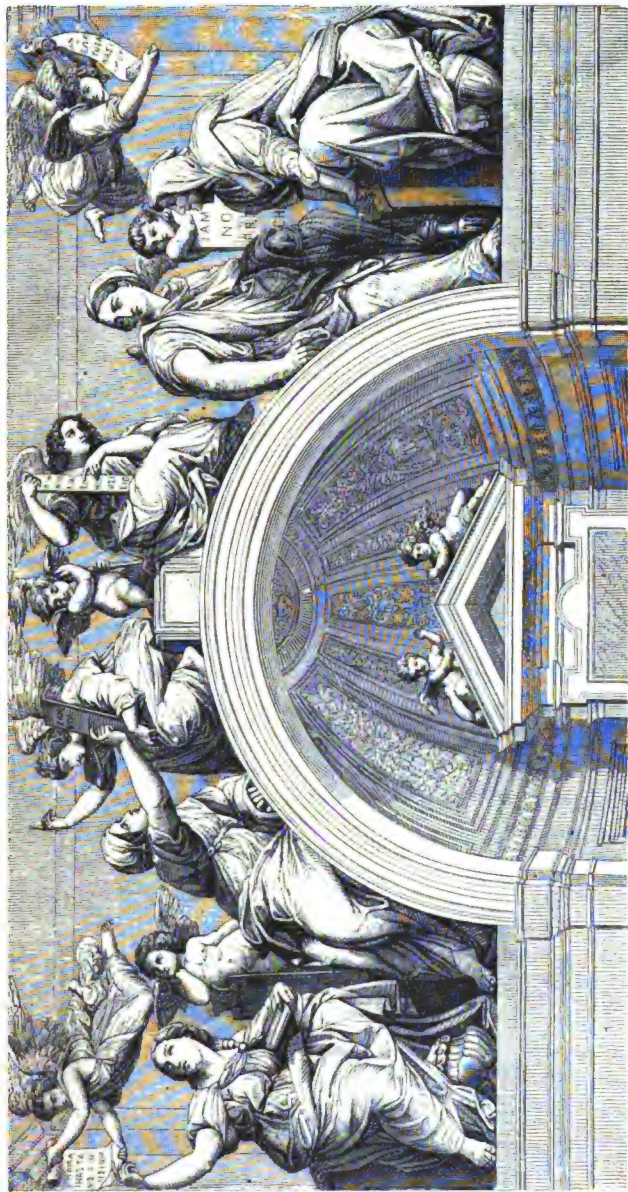
Papst Leo X. bestieg 1513 den päpstlichen Thron. Weniger selbstlos als sein Vorgänger trachtete er nach Verherrlichung seiner Person. Er ließ Raffael in die dritte Stanze Ereigniße aus dem Leben Leo III. und IV. als Wandschmuck verewigen und zugleich sein Portrait von ihm anfertigen. Ferner beauftragte er Raffael: Cartons zu Teppichen zu zeichnen — und diese Cartons offenbaren Raffaels vollendete Schöpferkraft. — Leos Vorliebe für die decorative Kunst gab Raffael auch Veranlassung zu den Fresken in den Loggien seines Vaticanus. „Was der Antike an reizenden ornamentalen Motiven abgelauscht werden konnte und was die eigene Kunst an Schilderungen darbot, welche das Auge des Beschauers erfreuen, seinen Sinn zum Genuße locken und seine Phantasie in holde Träume wiegen, Alles ist hier vereinigt und mit vollendeten Mitteln verkörpert worden.“

Die Loggien umfassen 13 Arkaden, jede mit flacher Kuppel überwölbt. Raffael hat dafür 52 Darstellungen, die Bibel Raffaels genannt, geschaffen. Den landschaftlichen Schilderungen ist dabei ein weiter Raum gewährt, die biblischen Darstellungen als „köstliche Idyllen“ vor Augen geführt. Die Schüler Raffaels bemalten die Zierathen der Wände und Pfeiler mit Ornamenten, deren Ursprung in ausgegrabenen Stuccoreliefs (Grottesken nach der neu entdeckten Grotte bei Aufdeckung der Thermen des Titus genannt) zu suchen ist. Die Loggien haben einen völligen Umschwung in der Decorationsmalerei hervorgerufen. —

Neben den Loggien im Vatican liegt das Badezimmer des Cardinal Bibbiena, dies wurde nach dessen Anweisungen mit erotischen Bildern ausgemalt. Diesen Ausschmückungen stehen nach Inhalt und Zeit die früher offenen Hallen in der Farnesina nahe. Ein seltenes Blatt giebt Springer von dem „Psychesaal“ der Farnesina, der im Allgemeinen wenig bekannt ist. Diese Fresken verherrlichen die Nacht Amors in einer Auswahl Scenen nach den Märgen des Apulejus.

Ungünstiger als für Raffael gestaltete sich für Michelangelo die Thronfolge Leos.

Schon Bramante mußte bei dem Petersbau den Umschwung der Anschauung, welchen der Tod Julius' hervorgebracht, erfahren. Leo wünschte die in größten Verhältnissen angelegte Kirche vereinfacht, um dieselbe womöglich bei Lebzeiten vollendet



Die Sibyllen. Frescogemälde in Sta Maria della Pace in Rom.
Aus: Anton Springer, Raffael und Michelangelo. G. W. Seemann, Leipzig.

zu setzen. — Papst Leo lag auch nichts an dem von Michelangelo seit 1505 in Angriff genommenen, ihm von Julius II. aufgetragenen Denkmal für denselben, für welches M. mit den Erben einen vollgültigen Contract geschlossen hatte. Leo war eifersüchtig auf die Verherrlichung seines Vorgängers und führte Krieg mit dessen Erben Herzog Rovereo. Doch der Ehrgeiz, ein Beschützer der Kunst zu heißen, veranlaßte ihn, auch seiner Familie ein Kunstdenkmal zu setzen. Michelangelo mußte von der Arbeit des Juliusdenkmals absehen, das er, wie Condivi sagt — nur thranenden Auges im Stich ließ — und dem Wunsche Leos willfahren, um fern von Rom für die Kirche St. Lorenzo in Florenz eine Prachtfacade aufzurichten. Springer giebt die Skizze des Juliusdenkmals, wie es zur Zeit Michelangelo im Thonmodell gearbeitet hatte. „An dem ganzen Werke,“ so endigt Condivi seine Beschreibung, „gab es über 40 Statuen ohne die Historien im Relief aus Bronze gearbeitet.“ Von diesen Statuen hat sich nur eine „einzige“, der weltberühmte Moses, erhalten.“

Raffaels Leben am päpstlichen Hofe gestaltete sich glänzend. Die vornehmsten Römer drängten sich herbei, von ihm portraittirt zu werden, und überhäuften ihn mit Aufträgen. Es wäre unnatürlich gewesen, wenn der Anblick des machtvollen Kunstwerks, des Deckengemäldes Michelangelos, auf Raffael ohne Eindruck geblieben wäre — doch machte sich dieser Einfluß nicht in Nachahmung geltend, er verlieh seiner harmonischen Anmuth nur noch den Ausdruck machtvoller Kraft. Dies zeigt sich deutlich bei dem von Agostini Angi für die Kirche Maria della pace bestellten „vier Sibyllen“. Der Stoff der Composition, die Zusammenstellung der Sibyllen mit den Genien, auch die gesteigerte Begeisterung bei den einzelnen Hauptfiguren sind unverkennbar auf den Einfluß des großen Florentiners zurückzuführen. — Für Ghigi malte Raffael auch die viel bewunderte „Galatea“ in der Villa Farnese. In demselben Zeitabschnitt schuf er noch die Entwürfe zu den Vaticanischen Teppichen 1514—16, welche Cartons dann in Flandern gewebt wurden. Die Teppiche fügen sich nicht allein durch ihren „Inhalt den ältern Fresken organisch ein, sie schmiegen sich auch räumlich dem übrigen Kapellenschmuck vollkommen an“. Nächst den Bildern in den Stangen sind diese Entwürfe das Großartigste, was Raffael in Rom geschaffen hat, sie enthüllen voll und ganz die Vollreife seiner künstlerischen Natur! —

In diese Zeit — etwa 1515 — fällt die für die Klosterkirche von S. Sisto gemalte „Sixtinische Madonna“, das Bild, welches, so weit die civilisirte Erde reicht, gekannt und verehrt wird. Keine Studie dazu ist der Nachwelt überliefert worden und wie eine Inspiration scheint es über Raffael gekommen, daß er das Wunderwerk auf die Leinwand warf. Unnahbar und feierlich schwebt die Madonna aus der Tiefe des Himmelsraumes. Der ganze Himmel ist erfüllt von kleinen Engelsköpfen, die sich zwischen den Wolken verlieren und den Eindruck des Traumhaften verstärken. Papst Sixtus und die heilige Barbara knien auf Wolkenschichten zur Seite der Madonna. Die beiden Engelknaben, Ideale naiver Schalkhaftigkeit, blicken mit munterer Neugier so recht nach Kinderart zu Christus empor. Sie lösen gleichzeitig die Spannung, in welche das Pathos der Hauptgestalten den Beschauer versetzt.“ — Das Bild blieb bis 1753 in dem Kloster S. Sisto, erst 1754 erwarb es August III. für die Dresdener Gallerie.

Raffael vertauschte nun eine Zeit lang den Pinsel mit dem Grabstichel. Sein Umgang mit Marcanton ließ ihn die Technik des Kupferstechens mit staunenswerther Geschicklichkeit erlernen. Es ist Thatfache, daß das Zeichnen und Stechen nach antiken Kunstwerken durch Raffael die wirksamste Förderung und Verbreitung in Italien erfuhr. Die Ausübung dieser Technik brachte ihn mit Dürer in Verbindung ja sogar in Freundschaft. — Aber auch antiquarische Studien trieb er in seinen letzten Lebensjahren mit Eifer. Calcagnini schreibt darüber an Jacob Ziegler: „Ein wunderbares Werk vollführt gegenwärtig Raffael. Er stellt das alte Rom in seiner ursprünglichen Gestalt und Größe nahezu wieder her, indem er Flügel abtragen, bis zu den tiefsten

Fundamenten graben läßt und die Denkmäler nach den Beschreibungen der alten Autoren restaurirt.“ Selbst der Sculptur wandte Raffael seine Thätigkeit zu und Springer giebt eine Illustration von dem „todten Knaben auf dem Delphin“, zu welchem er das Thonmodell geliefert hat.

Das größte Werk seiner unbegrenzten Arbeitskraft und der ihm innewohnenden allumfassenden künstlerischen Gaben war die Fortführung und Leitung des St. Petersdoms nach Bramantes Tode. Es scheint geradezu unbegreiflich, daß er in seinem kurzen Leben noch Zeit zum Studium der Architektur fand, und es läßt sich —



Der Traum des Ritters. Federzeichnung. Nationalgalerie in London.
Aus: Anton Springer, Raffael und Michelangelo. E. A. Seemann, Leipzig.

nach Springer — dies auch nur durch den nahen Umgang mit Baccio d'Agnolo in Florenz erklären.

Die Ehre der Bauleitung des St. Peter wurde ihm vom Papst 1515 übertragen. Die nahezu unbegrenzte Thätigkeit übte auf Raffaels Gemüthsstimmung und Körperkraft eine gleich ungünstige Wirkung aus. Trotzdem schuf er noch „Die heilige Familie“, genannt die Perle, und führte noch andere dringende Aufträge wie „Die Transfiguration“ aus.

Da aber, auf dem Gipfel seines Schaffens und der Erdengröße, sandten ihm die Götter den tödtenden Pfeil, holten sie gleichsam den Uebermenschlichen empor zum

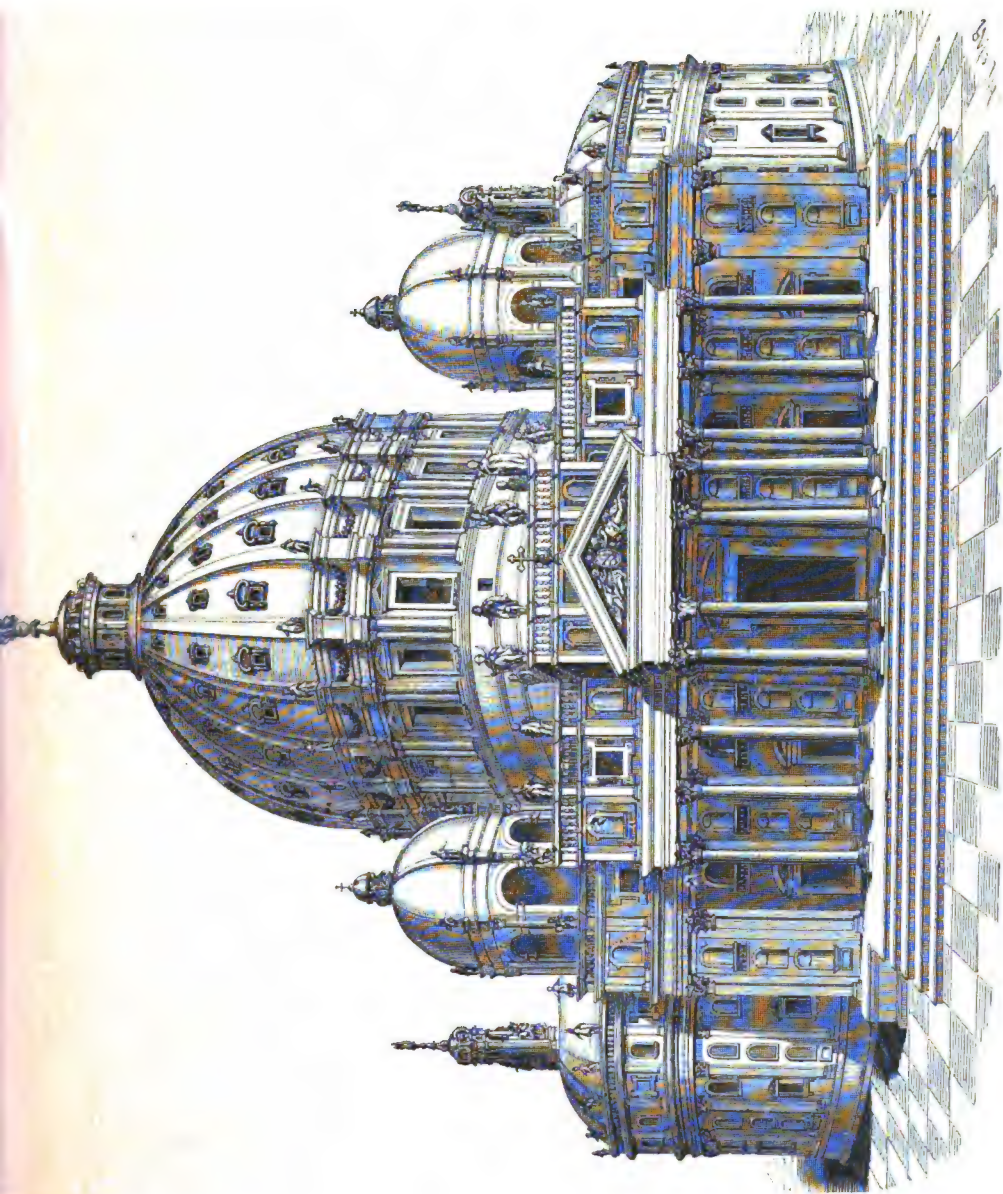
Olymp. Raffaels Schaffensdrang hatte seine Körperkraft untergraben. Eine kurze Erkrankung und — das glühende Künstlerfeuer war erloschen. 37 Jahre alt ward er 1520 am Charfreitag der Erde entrückt.

Der neue Abschnitt, welcher sich nun wieder Michelangelo zuwendet, beginnt mit der traurigen Geschichte der Fassade von San Lorenzo, wegen welcher Arbeit er bekanntlich Rom meiden mußte. Wir finden Michelangelo bald in Florenz, bald in Carrara beschäftigt, zu der vom Papst bestellten Arbeit Vorbereitungen zu treffen. Das Modell zu dieser Prachtfassade führte er in Holz mit Wachsfiguren aus und es erwies sich noch eminenten und herrlicher in den Verhältnissen und der Composition als das Julius = Denkmal. Der Papst ging auf alle von Michelangelo gestellten Bedingungen ein. Trotzdem gelangte das Werk nicht zur Ausführung. Widerwärtigkeiten und Bermürfnisse mit den Steinmeßern von Carrara, ja alle erdenklichen Schwierigkeiten, schließlich sogar Entzweiung mit dem mächtigen Cardinal Giulio de Medici ließen den gequälten Künstler dem Papste den Vorschlag machen, „der Papst nehme einfach die von mir gebrochenen Steine und ich behalte das Geld, das ich noch übrig habe — 500 Ducaten“. Der Papst ging auf diesen Vorschlag — wohl gegen Erwarten Michelangelos — ein und die Welt ward um ein monumentales Kunstwerk ärmer.

Nach Raffaels Tode trat an den gekränkten Künstler wiederholt die Anforderung heran, sich an den von R. hinterlassenen Arbeiten, besonders der Ausmalung des Constantinzimmers zu betheiligen. Michelangelo wollte sich jedoch nicht dazu entschließen.

Und die Kränkungen sollten noch nicht enden, ja immer größer, immer zahlreicher wurden die Hindernisse, die der Künstler zu überwinden hatte! Der Plan zu einem großen Familiendenkmal der Mediceer ging von Lorenzo d. J. aus und Michelangelo entwarf dazu eine Skizze für die Grabkapelle und das Denkmal. Der Cardinal billigte den Entwurf. Im guten Glauben an den ernststen Willen des Cardinals ging M. sofort mit dem ihm eigenen leidenschaftlichen Eifer an die Arbeit, aber abermals erfuhr er schwere Täuschung und das Werk gerieth durch Kriegsnoth und die stets schlechten Finanzverhältnisse der Medici in's Stoden. Erst als der Cardinal 1523 den Stuhl Petri bestieg, ging Michelangelo mit frischer Zuversicht an die Arbeit. Letztere wurde aber dauernd durch immer neue, zum Theil außerhalb des Bereiches des Künstlers liegende Aufträge gestört: erst sollte er einen Bau für die mediceische Büchersammlung sogleich entwerfen und ausführen, dann wieder ein Ciborium für S. Lorenzo bauen. Einen noch extravaganteren Auftrag lehnte M. mit derbem Spott (Seite 215) ab. Hingegen entsprach er dem neuen Ansuchen: eine Erweiterung des ursprünglichen Planes durch Hinzufügung neuer Denkmale für Leo X. und Clemens VII. zu machen, durch neue Skizzen. Aus irgend welchen Gründen nahm man Abstand auch von dieser Erweiterung und im Jahre 1526 arbeitete Michelangelo das Monument nur für die beiden „Capitani“ Giuliano und Lorenzo d. J. Medici. —

Die politische Umwälzung in Florenz zwang Michelangelo 1527 bereits wieder die Arbeit zu unterbrechen und 1529 übertrug ihm die Signoria von Florenz die oberste Aufsicht über die Festungswerke, denn Michelangelo stand in höchstem Ansehen bei seinen Mitbürgern, welche seine Vaterlandsliebe, seine Uneigennützigkeit und seinen hohen künstlerischen Werth wohl zu schätzen wußten. Die Fortificationsarbeiten nahmen ihn sehr in Anspruch, umso mehr als ihm auch außerhalb der Stadt Besichtigungsarbeiten zufließen. Auch die Vertheidigung von Arezzo sollte er anordnen, ehe er aber dahin gelangte, wurde die Stadt dem Feinde übergeben. Florenz gerieth darüber in Verzweiflung und Schrecken und viele Edle flohen. Unter ihnen — Michelangelo. Ueber Michelangelo und andere erlauchte Flüchtlinge wird die Aet ausgesprochen, falls sie nicht sofort zurückkehren. Freunde vermitteln die Rückkehr und Milderung angebrohter Strafen. 1530 aber mußte sich Florenz dem Kaiser unterwerfen, dieser



übergab es dem Papste und den Medici. — Der Papst erwieß ihm erneut alle Gunst und setzte ihm seinen früheren Monatslohn von 50 Scudi wieder aus.

Nun machten die Erben des Julius-Denkmal's ihre gerechten Ansprüche wieder geltend und Michelangelo entschloß sich, seine Zeit abwechselnd der Arbeit am Juliusdenkmal und an den Medicergräbern zu widmen. Springer widmet diesem letztgenannten Meisterwerke eine auf tiefer Forschung beruhende ausführliche Besprechung, unterstützt von sechs vortrefflichen Holzschnitten (Fig. 33 bis 38). „In den Statuen der medicaischen Gräber sprach Michelangelo als Künstler sein letztes Wort. Von seiner Thätigkeit werden noch spätere Jahre zeugen, sein Vermächtniß aber an die folgenden Geschlechter bildeten in Wahrheit die Schöpfungen in der alten Sakristei von San Lorenzo. Sie erfüllten Jahrhunderte lang die Phantasie der Bildhauer und galten als das Werk des Meisters, in welchem sich sein Wesen und seine Richtung, der „Stil Michelangelos“, am glänzendsten verkörperte.“

1534 übersiedelte Michelangelo nach Rom, um endlich das Julius-Denkmal zu beenden. Gleichzeitig war Paul III. zum Papst erwählt worden. Dieser suchte M. mit großem Eifer auf, um ihn zu bewegen, die Sixtinische Kapelle fertig auszumalen und ihn seines Vertrages gegen die Erben des Julius-Denkmal's zu entbinden: „Wo ist der Vertrag? Ich will ihn zerreißen,“ antwortete er dem auf seine Verpflichtung hinweisenden Künstler. „Dreißig Jahre sind es, daß ich den Wunsch habe, Dich zu beschäftigen, und nun da ich Papst bin, soll ich mir denselben nicht gönnen?“

So entstand nach 8 jähriger Arbeit das Riesenwerk: „Das jüngste Gericht“, welches Michelangelo mehr noch als die Denkbilder Bewunderung und Verehrung eintrug. Nur der päpstliche Ceremonienmeister fand an den nackten Figuren Anstoß, er verglich die Kapelle mit einer „Kneipe“. Zur Strafe für den Tadel versetzte Michelangelo sein Portrait unter die Gestalten, welche in der Hölle braten.

Papst Pius V. befahl später Daniello da Volterra die anstößigen Gestalten zu übermalen, was ihm den Spottnamen Brachettone — Hosenmacher — eintrug. Michelangelo malte auf Wunsch des Papstes für die Capelle Paulina „Die Bekehrung Pauli“, „Kreuzigung Petri“. Dies war das letzte malerische Werk des 75jährigen Künstlers. Nunmehr sollte nichts ihn abhalten „die Tragödien seines Lebens: Das Julius-Denkmal“ zu vollenden. „Aber niemals hat ein so großartig, fast über-schwenglich mächtig angelegter Plan eine so kümmerliche Verkörperung erfahren, wie das Julius-Denkmal.“

Gleich Raffael beschloß auch Michelangelo seine künstlerische Laufbahn als Architekt. Die Bibliothek von San Lorenzo in Florenz ist das letzte Bauwerk, an welchem Michelangelo seine Kunst übte. Auch dieses ließ er unvollendet zurück. 1546 übernahm er die Weiterleitung des Palastbaues der Farnese, welche Antonio da San Gallo geführt hatte.

Durch dessen 1546 erfolgten Tod war auch dem Bau von San Peter der Ober-leiter geraubt worden. Bereits im folgenden Jahre empfing Michelangelo vom Papst die Bestallung als Dombaumeister auf Lebenszeit. Diese Begünstigung zog ihm viel Sorge, Feindschaft und Angriffe zu. Doch erfüllt von der Größe der Aufgabe entwarf er mit Zugrundelegung des Planes von Bramante ein neues Modell zu St. Peter (f. S. 149): „Auf das Colossale steuerte Michelangelo bei der Zeichnung der Fassade. Der Front springt ein vier säuliger Giebelbau vor. Von der Fassade an strebt Alles nach oben und der Mitte zu. Auf das Emporsteigen der mittleren Theile weist der Giebel über der vier säuligen Vorhalle hin; als Begleiter der Hauptkuppel dienen vier Trabanten die kleineren Kuppeln, das Auge vorbereitend für die Höhe der ersten,“ welche den ganzen Prachtbau als wahre Krone beherrsicht und die ruhmvollste Schöpfung Michelangelos auch auf dem Felde der Architektur bleibt!

So blieb Michelangelo bis in sein höchstes Alter thätig.

Springer widmet noch den „Dichtungen und der Liebe“ Michelangelos einen Abschnitt, deren Heldin die Dichterin Vittoria Colonna war.

„So wie bei Michelangelo als Plastiker die Phantasie das Gefäß der äußeren Form zu sprengen droht und sich oft mit halbfertigen Andeutungen des Gewollten begnügen muß, so hindert das Ueberströmen der Gedanken und die Gewalt der Empfindung, welche die Berührung mit der Außenwelt scheut, oft die Harmonie und den Wohlklang.“ — Aber „von vollendeter Schönheit erscheinen die Sonette auf Dante“.

Mit Vittorias Tode 1547 war nicht allein das innigste Seelenband, das er im Leben geknüpft hatte, zerrissen, sondern auch die letzte, kräftige Anregung zu künstlerischem Schaffen begraben worden. Er klagte:

„Mein Herz erfreut nicht Meißeln mehr und Malen,
Daß es sich nur zur Gottesliebe wende,
Die ausgespannt am Kreuz die Hand uns reicht.“ —

Er überlebte die Freundin um 17 Jahre. Michelangelo starb am 18. Februar 1564.

* * *

Dies in kurzen Zügen der reiche Inhalt des Springerschen Buches, das uns durch die Fülle der Gedanken und die Schönheit der Form in gleicher Weise Genuß bereitet hat. Hier ward der Forscher zum gestaltenden Künstler, der es vollbracht hat, die glänzende Periode des italienischen Kunstlebens, die Renaissance, vor unserem Seelenauge mit wunderbarer Klarheit wieder aufleben zu lassen.

J. A.



Geographische Literatur.

1. **N. von Prschewalski, Reisen in Tibet und am oberen Lauf des Gelben Flusses in den Jahren 1879 und 1880.** Uebersetzt von Stein-Nordheim. Mit zahlreichen Illustrationen und einer Karte in Farbendruck. Jena, Hermann Costenoble.

Der russische Oberst Prschewalski definirt den Inhalt und Charakter seines Buches als eine wissenschaftliche Recognoscirung von Centralasien. Die von ihm besuchten Länder, der Verlauf der Expedition und die Haupterlebnisse werden in gedrängter Form und in möglichst objectiver Darstellung beschrieben. Der deutsche Herausgeber hat nur einige unbedeutende Wiederholungen von Nebensachen fortgelassen, und um dem deutschen Sprachgenius gerechter zu werden, unter anderem die der russischen Sprache eigenthümliche Anhäufung von Adjectiven vermieden; die Uebersetzung ist demnach im Ganzen geschickt und liest sich fast überall wie ein Original. Die beigegebenen Illustrationen lassen in ihrer Ausföhrung wohl Manches zu wünschen übrig, tragen jedoch zum Verständniß des Inhalts wesentlich bei. Die in Farbendruck ausgeführte Karte enthält nicht nur die Routen der drei Reisen Prschewalskis (1873—80), sondern auch die Reiserouten des Grafen Szchenyi (1879—80), Dr. Albert Negele (1879), Potanins und Rasailows (1876—77) und Sosnowskis (1875).

Die ganze Darstellung Prschewalskis macht einen überaus wohlthuenden Eindruck: sie bleibt überall frei von Künsteleien und nimmt doch zuweilen einen höheren Schwung an. „Es waren wunderbare Geföhle,“ sagt der Reisende (S. 8), „mit denen ich abermals in eine Welt trat, die in ihrer Wildheit und Eigenart in scharfem Contrast mit Europa steht. Doch wie lange wird es noch währen — bis daß die Cultur siegend vordringt und die Nomaden der Civilisation erliegen? Allein die asiatische Wüstenwelt wird länger als die amerikanische Wildniß der vordringenden Cultur widerstehen, und erst der fernen Zukunft wird es vorbehalten sein, in den wilden Nomadenvölkern die Repräsentanten vergangener Zeiten zu sehen.“ Wie besetzt ist der Forscher von seiner Lebensaufgabe! „Wohl ergreift mich hohe Freude, wenn ich nach einer mühevollen Reise die Heimat wiedersehe. Allein je mehr daß alltägliche Leben wieder seine Rechte verlangt, desto lebhafter erwacht in meiner Seele der Drang, die Sehnsucht nach den fernen Wüsten Asiens, die Demjenigen, der sie einmal gesehen, unvergänglich bleiben. Ja, in jenen Wüsten herrscht unbeschränkte Freiheit — der Reisende steht mit den Waffen der Wissenschaft und der Civilisation wilden Räuberhorden gegenüber. Täglichen Gefahren muß er dem Nutzen der Wissenschaften zu Liebe kühnlich tropen. Allein alle diese Mühen, diese Leiden, wie bald sind sie vergessen, während hell und kräftig sich in der Seele die Erinnerung an Augenblicke des Erfolges und des wahren Glückes erhebt. Tag und Nacht werden die Bilder jenes vergangenen Glückes den Reisenden umschweben und ihn mitten im Genuß der civilisirten Ruhe hinlocken zu jenem Leben der Arbeit und der Freiheit.“ Auch nur eine kurze Uebersicht von dem reichen Inhalt des Buches zu geben, ist hier des beschränkten Raumes wegen unmöglich. Wir heben daher nur einige Abschnitte hervor: S. 23 die interessante Schilderung des von dem Zoologen J. S. Poliatow beschriebenen und nach dem Reisenden benannten wilden Pferdes (Equus Przewalskii). S. 26 die Entdeckung des wilden Kamels (Camelus bactrianus ferus) und S. 269 einer neuen Argali-Art (Ovis Darvini); S. 46 der glänzende Empfang, den die Expedition durch den Gouverneur von Chami erhielt und der in einem Diner von 60 Gängen gipfelte; S. 52 die eingehende und einen Russen ganz besonders interessirende Auseinandersetzung über das chinesische Meer, dessen Charakteristik in folgende Worte zusammengefaßt wird: „Der chinesische Soldat geht

nur aus Furcht und in der Hoffnung, fliehen zu können, in den Kanupf;" S. 56 die Beschreibung eines Sturmes in der Wüste. In Nordtibet gerieth Prschewalski durch den Angriff der wilden Tsegrai in die äußerste Lebensgefahr (S. 136). Ueberaus bedauerndwerth ist es, daß dem Reisenden nicht gestattet war, seinen Weg bis nach Lassa, der Hauptstadt Tibets, auszudehnen; allerlei Aberglaube und die Furcht, Sitten und Religion der Tibetaner könne unter der Anwesenheit der Fremden leiden, bestimmten die Regierung des Dalai-Lama, die Fortsetzung der Reise zu verbieten. Der Führer der Expedition mußte wohl oder übel umkehren. Das Resultat aller drei Reisen wird auf S. 279 zusammengefaßt; darnach sind 22 409 km aufgenommen, 48 Punkte der Breite nach astronomisch bestimmt, 212 Punkte ihrer Höhe nach gemessen worden; drei Mal täglich wurden meteorologische Beobachtungen angestellt u. s. w. An Säugethieren wurde eine Sammlung von 90 Gattungen, an Vögeln von 400 Gattungen, an Pflanzen von 1500 Gattungen u. s. w. mitgebracht.

Wir können das Buch unsern Lesern — Fachmännern und Laien — auf das Wärmste empfehlen.

2. W. Werner. Das Kaiserreich Ostindien und die angrenzenden Gebirgsländer.

Nach den Reisen der Brüder Schlagintweit und anderer neuerer Forscher dargestellt. Dem Andenken an Hermann von Schlagintweit-Sakünlinski gewidmet. Mit 12 Landschaften in Tondruck und zahlreichen in den Text gedruckten Holzschnitten. Jena, Hermann Costenoble.

Werners Arbeit über Ostindien bildet einen sehr dankenswerthen Beitrag zur geographischen Literatur; sie faßt den reichen Inhalt des vierbändigen Werkes von Hermann von Schlagintweit: „Die Reisen in Indien und Hochasien“ (1854—58) in übersichtlicher und anregender Weise kurz zusammen und macht ihn dadurch einem größeren Publikum zugänglich. Außer dem Quellenwerke werden auch die von neueren Forschern gewonnenen Beobachtungen theils zur Bestätigung, theils zur Ergänzung und Vergleichung herangezogen, und die in den Zeitschriften „Unsere Zeit“ und „Deutsche Rundschau“ bereits abgedruckten „Reiseberichte aus dem westlichen Himalaya von Ulsalvi“ und die „Indischen Reisebriefe von Ernst Hädel“ in einem Schlußcapitel hinzugefügt. Endlich folgt noch eine Zeit- und Routenübersicht, welche von der unermüdblichen Ausdauer der drei Brüder Hermann, Adolf und Robert von Schlagintweit in der Ausführung des Reiseplans ein genügendes Zeugniß zu geben bestimmt ist.

Die Einleitung zu Werners Werke gewährt auf 28 Seiten ein anschauliches, wenn auch nur in allgemeinen Umrissen gehaltenes Bild von der Geschichte und Geographie Indiens und entrollt alsdann in einem gedrängten Abriß ein Bild von der ununterbrochenen wissenschaftlichen Thätigkeit der Brüder Schlagintweit. Die außerordentlichen Verdienste dieser Gelehrten sind bekannt genug. Sie widmeten sich den Naturwissenschaften mit solcher Hingabe, daß sie schon während ihrer Universitätszeit eine wissenschaftliche Erforschung der Alpen unternahmen (1840—48) und 1850 ein reichhaltiges Werk über die physischen Erscheinungen dieses Hochgebirges veröffentlichten: sie erregten dadurch die lebhafteste Theilnahme Alexander von Humboldts, und als im Jahre 1854 ein zweites Prachtwerk über die Alpen erschienen war, erhielt Adolf und bald auch seine Brüder von der Ostindischen Compagnie den ehrenvollen Ruf zur Erforschung Indiens. Die Entschleierung des Himalaya und der angrenzenden Gebiete von Tibet und Turkestan ist vorzugsweise ihr Verdienst. Leider wurde Adolf — erst 28jährig — auf seiner Reise nach Kaschgar ermordet (1857); die zurückgekehrten Brüder erhielten von der geographischen Gesellschaft in Paris die große goldene Medaille, von König Max von Bayern den erblichen Adel und vom russischen Kaiser, welcher aus militärischen Gründen über den Nachweis der

Passirbarkeit des Kuenlun höchst erfreut war, den ehrenben Beinamen Sakünküski. Im Jahre 1882 starb auch Hermann, ohne das große in englischer Sprache erschienene Werk: „Results of a scientific mission to India“, welches auf 10 Bände berechnet war und den gesamten wissenschaftlichen Gewinn der Reisen ausführlich darlegen sollte, auch nur annähernd fertig gestellt zu haben. Bei dem langsamen Erscheinen dieses Riesenwerkes war die Theilnahme des Publikums bereits nach der Herausgabe des vierten Bandes erkaltet. Dagegen veröffentlichte Hermann nebenher eine übersichtliche Darstellung der ganzen Reise in vier Bänden, welche zwischen 1869 und 1880 erschien und die wichtigsten Nachrichten über die einzelnen Länder enthielt. Ein gediegener Auszug dieses Werkes ist die vorliegende Arbeit Werners.

3. **Alex. G. Sweet und J. Armos Rug.** **Humoristische Reise durch Texas von Galveston bis zum Rio Grande.** Aus dem Englischen von Reinhold Teuscher. Mit 167 Illustrationen im Text und 10 Holzschnitt-Tafeln. Jena, Hermann Costenoble.

Ein eigenthümliches Werk! ein höchst ernstes Thema in humoristischer Weise behandelt. Dieser Humor besteht aber eigentlich in einer bitteren Satyre gegen die verschrobenen Bewohner und Einrichtungen des Staates von Texas, dieses größten Staates der nordamerikanischen Union. Er hat ein Areal von 13 000 Quadratmeilen, umfaßt also einen Ländercomplex, der die österreichisch-ungarische Monarchie an Größe übertrifft; er zieht sich von den Gestaden des mexikanischen Golfs bis weit auf die Prärien hinauf. Viehzucht und Ackerbau bilden die Grundlage des Wohlstandes. Die bunt zusammengewürfelte Bevölkerung wird uns bis in die kleinsten Einzelheiten hinein vorgeführt; wir sehen das Leben und Treiben des „desperaten“ Völkchens deutlich vor uns. Am besten kommen die deutschen Colonisten bei den Reisenden fort (S. 307): „Wenn wir eine Farm antrafen mit guten Zäunen, Thoren, die nicht am Boden hinschleiften, ungewöhnlichen Ackerwerkzeugen unter einem Dach, einem Brunnen im Hofe, Obstbäumen und Gemüsebeeten hinter dem Hause, Heuhaufen für Winterfutter und Fensterläden, welche jedenfalls durch Localkünstler in strahlenden Farben bemalt waren — einstimmiger Ausspruch: „Deutsche“. Es hat den Anschein, als suchten die Verfasser namentlich Deutsche zur Einwanderung in Texas zu bewegen, ohne ihnen die großen Gefahren, welche die Verhältnisse in Texas mit sich bringen, zu verschweigen. „Texas braucht Einwanderer“, heißt es am Schluß, „und zwar Leute, die produciren, welche den inneren Werth des Landes durch Cultur und Verbesserungen erhöhen, welche früh aufstehen und sechs Tage in der Woche arbeiten, welche es nicht für zu mühsam achten, eine Kuh zu melken, um Milch zu ihrem Kaffee zu haben, welche sich nicht begnügen, den Boden bloß aufzutragen, nur um zu leben, sondern tief pflügen, wie es der reiche Boden von Texas verlangt. Diese Männer müssen Capital genug mitbringen, um Land zu kaufen, es einzuzäunen und in Cultur zu nehmen, und die sich nicht mit einer Diät von „Maizbrot und Fry“ begnügen.“

H. J.



Bibliographische Notizen.

Richard Wagner. Erinnerungen von August Lesimple. Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.

Der bekannte Kölner Buchhändler Lesimple, einer der nächsten Freunde des Dichtercomponisten, bietet dem Publikum in dem genannten Büchlein Erinnerungen aus einem dreißigjährigen innigen Freundschaftsverkehr. Ueber Wagners künstlerische Bestrebungen, über seine Eigenart, sein Verhältniß zu seinen Vorgängern und seine Bedeutung für Gegenwart und Zukunft ist unendlich viel geschrieben worden. Wagner, der Mensch, ist weit weniger bekannt, als er es verdient: Lesimple schildert ihn. In schlichter Erzählung, in Worten, welche von Freundschaft und Verehrung dictirt sind, bietet er uns ein Bild des großen Menschen. Das Büchlein verdient nicht bloß in den Kreisen der Wagnerverehrer die größte Verbreitung, auch der den musikalischen Bestrebungen Wagners ferner Stehende wird Erhebung und Belehrung daraus schöpfen. av.

Der Vegetarismus und die Dichter. Von Edmund Dorer. Dresden. Zahn und Jaensch.

Dorer stellt sich die Aufgabe, zu beweisen, daß hervorragende Denker und Dichter aller Zeiten gegen den Carnivorismus aufgetreten sind und die naturgemäße Lebensweise, d. h. die Ernährung nur durch Pflanzen, als der menschlichen Natur zuträglichster, empfohlen haben. Wir

glauben, daß Dorer in vielen Fällen in die Dichterworte manches hineininterpretirt, was aus denselben nicht hervorgeht, wenn man sie ohne jede Voreingenommenheit liest. Dieser Vorwurf beeinträchtigt jedoch den großen Werth des kleinen Büchleins durchaus nicht. Es ist immerhin erstaunlich, zu sehen, wie viele und wie gewichtige Stimmen im Alterthum, Mittelalter und Neuzeit sich gegen die Ernährung des Menschen durch das Fleisch seiner Mitcreaturen ausgesprochen haben, und wie einstimmig alle zu der Ansicht gelangen, daß der Mensch nicht eher gegen Seinesgleichen barmherzig sein werde, bis er es auch gegen das Thier geworden ist. Stimmen wir auch dem Verfasser nicht bei in der Absicht, die er mit der Zusammenstellung dieser Dichterworte gehabt hat, so danken wir ihm doch für die in ihrer Art ausgezeichnete Belehrung. fd.

Reallexikon der deutschen Alterthümer.

Ein Hand- und Nachschlagebuch der Culturgeschichte des deutschen Volkes, bearbeitet von Dr. E. Gözinger. Zweite vollständig umgearbeitete, vermehrte und illustrierte Auflage. Leipzig. Woldemar Urban. Heft I.

Das Gözinger'sche Werk erschien vor etwa zwei Jahren zum ersten Male. Die vorliegende zweite Auflage beweist, wie sehr es dem Interesse des Publikums entgegenkam. Das Reallexikon ist ein Nachschlagebuch, das sich über die ganze deutsche Culturge-

schichte ausbreitet und in der allerbequemsten Form die gewünschte Belehrung erteilt. Zudem ruht es auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage und ist in der neuen Auflage noch durch kleine, aber sauber ausgeführte Illustrationen ergänzt. Das erste Heft, welches mit dem Artikel „Abenteuer“ beginnt und mit „Beowulf“ schließt, bringt 26 Abbildungen. Wir erwähnen nur die Orgelgeschütze und Steinbüchsen aus einer Münchener Silberhandschrift des XIV. Jahrhunderts und die Veranschaulichung einer mittelalterlichen „Belagerung“ nach einem Holzschnitt aus Stumpfs „Eidgenössische Chronik von 1548“. fd.

Die deutsche Bühne in ihren Beziehungen zur Kunst und Moral. Brag. Selbstverlag.

Unter diesem Titel läßt Karl Ekraup, eine junger Schauspieler, den ein tragisches Geschick zur Zeit — hoffentlich nicht für immer — von der Bühne fern hält, in zweiter Auflage eine Abhandlung erscheinen, welche der Autor „zur Berufswahl allen deutschen Jungfrauen“ widmet. Er hat dabei natürlich nur im Sinn, auf diejenigen zu wirken, welche sich, durch die glänzende Außenseite des Berufs angezogen, dem Theater zuwenden wollen; sie werden in seinem Buche zunächst wenig Ermuthigung für ihr Vorhaben, dann aber auch wichtige Fingerzeige finden, wie sie den großen Gefahren begegnen, denen Mädchen an der Bühne ausgesetzt sind. Den Verkehr der Künstler beiderlei Geschlechts schildert Herr Ekraup recht realistisch, doch tragen seine Ausführungen so vollkommen das Gepräge der Wahrheit, daß man an die Mäßigkeit der Zustände glauben muß. — Hätte das Buch nur den Zweck, als Rathgeber für junge Damen zu dienen, so würde es an sich der lobenswerthen Tendenz wegen wohl hervorzuheben sein, doch würde es des allgemeinen Interesses ermangeln. Dies ist jedoch nicht der Fall: Herr Ekraup läßt nach einem Ueberblick über die Verhältnisse, die an allen Theatern gleichartig existiren und

über solche, welche bestimmten Kategorien von Bühnen eigen sind, den Leser die Kunde machen über alle größeren deutschen und österreichischen Theater und führt aus seiner reichen Erfahrung eine Menge von Details an, welche durch Schilderung von Personen und Dingen sehr unterhalten. Hat es schon einen eigenen Reiz, einen Blick hinter die Coullissen zu werfen, so wächst das Interesse, wenn uns ein Führer von Fach begleitet, und deshalb sei das Buch des Herrn Ekraup auf's Beste empfohlen. ss.

Jos. Langs Bilder zur Geschichte.

Ein Cyclus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen in Lichtdrucken nach den Original-Reliefs. Mit erklärendem Texte. Wien. Eduard Hölzel. Lieferung 1 u. 2.

Die Bedeutung, welche die verschiedenartigen Künste in den verschiedensten Zweigen der Wissenschaft errungen haben, äußert sich auch auf dem Gebiete der Pädagogik. Der culturhistorische und kunstgeschichtliche Unterricht besteht heute nicht mehr in einer trodenen und langweiligen Beschreibung der gerade behandelten Gegenstände, sondern zumeist in der Vorführung gelungener Abbildungen. Langs Wandbilder zur Geschichte haben sich in vielen höheren Lehranstalten als ein so brauchbares Hilfsmittel erwiesen, daß die Verlagsbuchhandlung sich entschlossen hat, eine kleine Ausgabe der Bilder in Lichtdruck mit kurzem erklärenden Texte zu veranstalten. „Das Ganze wird einen Cyclus der hervorragendsten Bauwerke aller Culturepochen“ bieten. Ausgeschlossen sind also — und wir können das nur billigen — alle erfundenen Darstellungen von Schlachten, Festen u. dgl. Das Alterthum wird durch 31, das Mittelalter und die neuere Zeit durch 30 Bilder vertreten sein. Die beiden bis jetzt vorliegenden Lieferungen führen uns durch Aegypten, Indien, Assyrien, Persien. Der knappe Text enthält alles Wissenswerthe über Entstehung, Geschichte und künstlerischen Werth der veranschaulichten Baudentmale und die

Lichtbrude aus der Officin von Fr. Brudmann gehören zu dem Besten, was wir in dieser Reproductionsmanier gesehen haben. Es wäre zu wünschen, daß die Namen der Künstler, nach deren Vorbildern die Lichtbrude gemacht sind, an irgend einer Stelle des Buches angeführt würden. Vielleicht folgen darauf bezügliche Angaben am Schlusse der letzten Lieferung.

sl.

Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Herd erzählt von Felix Dahn und Therese Dahn, geborene Freiin von Droste-Hülshoff. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Textbildern, Kupfersteinen und Schlußstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Kreuznach. H. Voigtländer.

Seit die Brüder Grimm die alten Götter und Helden unseres Volkes in ihrer alten Herrlichkeit aus dem Trümmerschutt der Vorzeit wiederhergestellt haben, ist das Interesse für dieselben ein immer wachsendes. Aber es ist nicht leicht, sich mit der germanischen Mythologie bekannt zu machen. Wem nicht durch die Kenntniß der alten Sprache die ersten Quellen offen stehen, der wird sich damit begnügen müssen, eine schöne Zusammenfassung alles Wissenswerthen über den Gegenstand zu lesen. Eine solche Zusammenfassung in klarer Anordnung und schöner Darstellung bietet uns nun das Ehepaar Dahn in einem Lieferungswerk unter obigem Titel. Jo-

hannes Gehrts, der, wie bekannt, sich hauptsächlich der Darstellung germanischen Lebens gewidmet hat, fügt dem Worte Dahn eine fortlaufende Reihe von Bildern hinzu. Wir empfehlen das Buch Jedem, besonders der Jugend, die sich mit der Vorzeit des Germanenthums bekannt zu machen wünscht.

rl.

Heinrich Heine. Erinnerungen aus den letzten 20 Jahren seines Lebens (1835 bis 1855). Von Madame E. Jaubert. Autorisirte Uebersetzung von Luise Welter. Paris und Leipzig. P. Le Soudier.

Die Speculation mit dem Namen Heine nimmt noch immer kein Ende. Mittheilungen über den großen Dichter oder den räthselhaften Menschen können doch nur dann einen gewissen Werth beanspruchen, wenn sie entweder Neues bieten oder das Bekannte von einer neuen Seite beleuchten. Das vorliegende Büchlein bietet weder das Eine noch das Andere. Es ist gänzlich überflüssig. Das Einzige, was daraus noch interessieren könnte, aber auch wirklich das Einzige, ist ein Billet Heines an Madame Jaubert (Seite 11), das durch seinen launigen Styl ausgezeichnet ist. Wollte uns die Verfasserin und Uebersetzerin dieses mittheilen, so genügte ja eine Veröffentlichung in einer der zahlreichen Zeitschriften, die dergleichen Schnitzel unserer Dichter zum Nutzen der Forschung zu sammeln pflegen.

fd.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Aba, B.**, Skizzen aus Amerika. Wien, Carl Gerolds Sohn.
- Akademische Blätter.** Organ für wissenschaftliche Behandlung der neueren deutschen Nationalliteratur, hgb. von Dr. Otto Sievers. I. Jahrg. Heft 7. Braunschweig. C. A. Schwetschke und Sohn.
- Adamy, Dr. Rudolf**, Architektur des Alterthums. I. Band. Hannover, Helwingsche Verlagsbuchhandlung. Th. Mierzinsky.
- Antona-Traversi, Camillo**, Ugo Foscolo nella famiglia. Con lettere e documenti inediti, 43 fac-simili di autografi e un appendice di cose inedite o rare a cura di Domenico Bianchini. Milano, Ulrico Hoepli.
- Baumbach, Rudolf**, der Pathe des Todes. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Becker, August**, Liederhort aus Jungfridel der Spielmann. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Bibliothek für Ost und West.** Bd. 8. Friedmann, Alfred, Neue Lebensmärchen. — Bd. 9. Marriot, Emil, Der geistliche Tod. — Bd. 10. Ranzoni, Emerich, Vor fünfzig Jahren. — Bd. 11. Schreiber, Clara, Eine Wienerin in Paris. — Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.
- Brenning, Emil**, Geschichte der deutschen Literatur. Lehr. Moritz Schauenburg. Fünfte Lieferung.
- Cölln, von, Eduard, König Konrad der Junge**, Epische Dichtung in zwölf Gesängen. Leipzig, H. Haessel.
- Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek.** Erster Jahrgang. I. Bd. Ohnet, Georges, Der Hüttenbesitzer. 1. Bd. Stuttgart, Engelhorn.
- Frey, Carl**, Sammlung ausgewählter Biographien Vasaris. Zum Gebrauche bei Vorlesungen. I. Vita di Donato scultore Fiorentino scritta da Giorgio Vasari. Berlin, Wilhelm Herz.
- Graaberg, Hans**, Nix für unguet! Schnaderhüpfeln. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Haffner, Carl**, Bekannte und unbekannte Grüssen. Skizzen und Novelletten aus der Kunst- und Theaterwelt. Wien, Hugo Engel.
- Hammerich**, Die Kunst gemeinfasslicher Darstellung. Leipzig, Johannes Lehmann.
- Helne, Enrico**, II Canzoniere. Traduzione di Bernardino Zendrini. Milano, Napoli, Pisa, Ulrico Hoepli. Vol. I. II.
- Horatius**, Des Qu. H. Flaccus lyrische Gedichte, in neuer Weise übertragen und geordnet von Prof. Dr. N. Fritsch. Trier, Verlag der Fr. Lintzschens Buchhandlung.
- Kaczko, Julian**, Florentiner Plaudereien. Deutsch von Wilhelm Lauser. Berlin, Wien, Leipzig, Hugo Engel.
- Köhler, Heinrich**, Novellen - Mappe. Salon-Novellen. Dresden, F. W. Steffens.

- Lützw, Carl von**, Die Kunstschatze Italiens in geographisch - historischer Uebersicht. Stuttgart, J. Engelhorn.
- Mahlowsky, Joseph W.**, Das Gefühlsleben. In seinen wesentlichsten Erscheinungen und Bezügen dargestellt. Zweite durchgesehene und verbesserte Auflage. Leipzig, Veit & Comp.
- Du Prel, Dr. Carl**, Die Philosophie der Mystik. Leipzig, Ernst Günthers Verlag.
- Revue Internationale**, sous la direction de Gubernatis, de M. Angelo. Première Année. Tome troisième — Livraison IV. V. Florence.
- Redivivus**, Die Heimkehr. Festspiel zum 350-jährigen Jubiläum der Schützengilde in Jena 1881.
- Zur Geschichte der deutschen Schützengilden, insbesondere der Jenaischen Schützengilde. Festschrift zum 350-jährigen Jubiläum der Schützengilde von Jena, 9-19. August 1884.
- Rivista, La nuova internazionale.** Compilato da G. V. Giusti. Prof. G. Rigutini. Doctor G. A. Scartazzini. Anno quarto. No. 12. Firenze.
- Rüttenauer, Benno**, Siebenschön. Ein April-Mai - Märchen in Reimen. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Saller, Ludwig**, Bilder aus dem Bayerischen Hochgebirge. München, Cäsar Fritsch.
- Sohrammen, Johannes**, Zöllernfrauen. Charakterbilder aus der Sage und der Geschichte des preussischen Herrscherhauses. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.
- Schwalb, Moritz**, Dr. theol., Kritik der revidirten Lutherbibel. Berlin, Walter & Apolant.
- Seldel, Heinrich**, Idyllen und Scherze. Neue Gedichte. Dritte Sammlung. Leipzig, A. G. Liebeskind.
- Skrap, Carl**, Die deutsche Bühne in ihren Beziehungen zur Kunst und Moral. Prag 1884.
- Teimann, Conrad**, Im Hochland. Novellen. Fünfte Folge. Dresden, F. W. Steffens.
- Wildberg, Bodo**, Die Maid von Mirogh. Sita. Zwei Dichtungen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Buchhandlung.
- Wolf-Kassel, Ludwig**, Ruth. Biblisches Schauspiel in einem Act. Berlin, G. R. Kruse.
- Rachegeister oder Dämon unserer Zeit. Originaldrama in 3 Acten. Berlin, G. R. Kruse.
- Ywannow, J. G.**, Der Sänger von Ringgenberg. Eine Geschichte vom Brienzersee. Bern. Nydegger & Baumgart Nachfolger.

Abgeschlossen 11. September 1884.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterliegt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884 ^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . .	58 ²⁰ R.
Mühlbrunn .	44 ⁵⁰ R.
Schlossbrunn .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	48 ³⁰ R.
Neubrunn .	49 ³⁰ R.
Markbrunn .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28 ⁰⁰ R.
Felsenquelle .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PRUSSEN.



KÄUFLICH BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.



Band 51. — Heft 92.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

November 1884.

Dreslau-Berlin
S. Schottlaender.

November 1884.

Inhalt:

	Seite
Ernst von Wildenbruch in Berlin.	
Die heilige Frau (Schluß)	159
Jacob von Falke in Wien.	
Der englische Garten.	183
Eduard Graf von Canezan in Wien.	
Die neuesten Criminalfälle in Wien. III. Stellmacher und Kammerer (Schluß)	196
Paul Heyse in München.	
Das Jagdott	214
Max von Pettenkofer in München.	
Die Cholera (Schluß)	232
M. v. H. in Konstantinopel.	
Ein Landschaftsbild aus Klein-Asien	271
* *	
Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen	279
Bibliographie	289
<small>Zur Geschichte des Hauses Hohenzollern (Gärtner: Aus Kaiser Wilhelms Jugend; Zeit; Schrammen: Zollernfrauen). — Kunstübende Frauen (Weitzel).</small>	
Bibliographische Notizen	297

Hierzu ein Portrait von Jacob von Falke. Radirung von
Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Heften mit je einer Kunstbeilage.

— Preis pro Quartal (3 Hefte) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu dieser Hefte

von:

Amsler u. Buthardt in Berlin. (Raphael's Madonna di San Sisto.)
Porträts, Gebrüder, in Berlin. (Sterne, Werden u. Vergehen.)
Richter u. Cie., F. Ad., in Rudolfsbad. (Steinbrücken.)
Weidmann'sche Buchhandlung in Berlin. (Herders sämtliche Werke.)



J. Falke

Verlag von J. F. Falke in Breslau



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXI. Band. — November 1884. — 92. Heft.

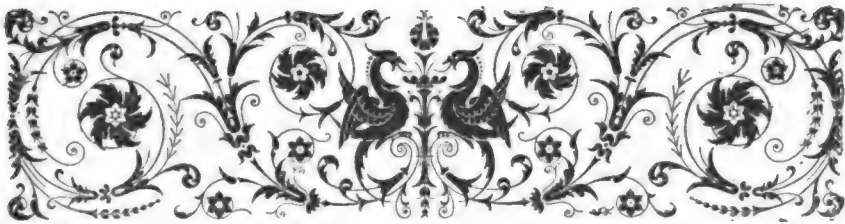
(Mit einem Portrait in Radirung: Jacob von Falke.)



1884.

Breslau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Die heilige Frau.

Von

Ernst von Wildenbruch.

— Berlin. —

(Schluß.)



ierzehn Tage später fand das Einweihungsfest bei Großbergers statt; das chätel wurde in Scene gesetzt und es geschah in großartiger Weise.

Die weit geöffnete Pforte des Hauses schlang ganze Ströme von Gästen ein; nicht Berlin allein stellte sich zu dem Abende ein, bis in die Provinzen, zum Theil nach entlegenen Orten waren Einladungen hinausgeflattert und fast jede derselben brachte einen Gast als Rückfracht heim. Es gab so manchen Gutsbesitzer und Industriellen da draußen, der allen Grund hatte zu zeigen, wie hoch er die Ehre einer solchen Einladung zu schätzen wisse.

In den prunkvollen Räumen stutheten die Menschenströme auf und nieder, mit einer gewissen Regelmäßigkeit, indem sie sich zunächst dem in der Mitte gelegenen Saale zuwandten, um von dort nach rechts und links auseinander zu sprizen. In jenem Saale stand, mit der Miene des Polykrates, der auf das beherrschte Samos niederschaute, Herr Großberger und empfing seine Gäste.

Ihm zur Rechten stand seine Frau, eine gleichfalls ziemlich behäbige Dame, die unter den prachtvollen Diamanten, mit denen sie geschmückt war, etwas selbstzufrieden auf die huldigenden Menschen herabblickte, zu seiner Linken eine junge Dame, seine Tochter, Fräulein Clara Großberger.

Als Kurt von Steigendorf seinen Ueberzieher in der Garderobe abgegeben und seine Nummermarke in Empfang genommen hatte, fühlte er sich unter den Arm gefaßt; es war der Justizrath, der ihn begrüßte.

„Kommen Sie mit,“ sagte er, „ich stelle Sie sogleich den Damen des Hauses vor.“

Dieser Mühe aber ward er überhoben, denn sobald Großberger den jungen Mann auf der Schwelle erscheinen sah, ging er ihm mit ausgestreckten Händen entgegen:

„Charmé, Sie bei mir zu sehen,“ sagte er, „charmé.“

„Liebe Eugenie,“ wandte er sich an seine Frau, „erlaube, daß ich Dir vorstelle: Herr von Steigendorf — habe Dir erzählt —“ fügte er mit einem vielversprechenden Blicke hinzu. — Die Herrin des Hauses war etwas herablassend, aber gnädig — „sie hätte durch ihren Mann und den Justizrath viel Gutes von ihm gehört“.

„Liebe Clara,“ wandte Großberger sich nach links, „erlaube, daß ich Dir vorstelle: Herr von Steigendorf.“ Fräulein Großberger war gerade im Gespräch mit Anderen begriffen, sie wandte sich daher kurz um und streifte Kurt Steigendorf mit einem flüchtigen, aber durchdringenden Blick; während sie leicht das Haupt zum Gruße neigte, kam es ihm vor, als ob ein Lächeln, schnell wie ein Gedanke, über ihr Gesicht dahinglitt.

„Ich bitte Sie, nachher meine Tochter zu Tische zu führen,“ sagte Herr Großberger mit erhobener Stimme, „wir werden das Souper in den Gärten der Semiramis nehmen.“

Fräulein Clara, die ihre unterbrochene Unterhaltung bereits wieder aufgenommen hatte, wandte sich bei diesen Worten ihres Vaters noch einmal um; diesmal lächelte sie wirklich.

„Damit Sie verstehen, was Papa meint,“ sagte sie, „so müssen Sie wissen, daß unser Gewächshaus in gleicher Höhe mit diesem Stockwerk liegt; Papa meint, es sei ein schwebender Garten, und deshalb nennt er das Treibhaus den Garten der Semiramis.“

Sie wandte sich ab; andere Gäste traten heran, begrüßten und wurden begrüßt, und von ihrem Strom erfasst, ließ sich Kurt Steigendorf durch die strahlenden Gemächer, die sich links und rechts in langer Flucht öffneten, dahintreiben. Der massive Reichtum, der ihm hier entgegentrat, erdrückte ihn fast.

Das Licht der großen krystallinen Kronleuchter spiegelte sich in den parquettirten Fußböden und überfluthete die Schaaren anmuthiger Frauen, die sich auf den Rund-Sophas, unmittelbar unter den Kronleuchtern, zusammenbrängten; ungeheure Vasen von Marmor und Malachit standen auf Tischen von vergolbeter Bronze in den Fensternischen, die Wände waren mit Bildern moderner Meister bedeckt.

Alles war vorhanden, nur eine Kleinigkeit fehlte: die Behaglichkeit. In diesen Zimmern konnte man rauschende Feste feiern, aber nicht wohnen; diese Bilder und Kunstwerke waren nicht Stück für Stück mit dem Auge des Liebhabers und Kenners ausgesucht und erstanden, man merkte, daß

sie „im Ramisch“ zusammengekauft waren. Jrgend ein Kunsthändler hatte den Auftrag bekommen, eine „Gallerie“ zu liefern — und da war die Gallerie.

Und so wie mit der Bilder-Sammlung, war es mit der Bibliothek beschaffen, welche am Ende der einen Zimmer-Reihe in einem mit prachtvoller dunkelbrauner Holztäfelung versehenen Raume aufgestellt war. Dichter aller Zeiten und Länder prangten in der gemeinsamen Farbe roth-leuchtender Einbände mit Golddruck, und das Gewand der ältesten von ihnen war unberührt wie das der jüngsten; in braunen endlosen Reihen standen, wie Batterien schweren Kalibers, die Werke der Geschichte und Volkswirtschaftslehre; die Naturwissenschaft trug ein dunkelgrünes Kleid. Außer dem Buchhändler, welcher den Bücherschatz besorgt hatte, schien bei der Aufstellung desselben auch ein Maler mitgewirkt und für die richtige Farben-Abtönung der Einbände Sorge getragen zu haben.

Um der Decoration nach oben einen passenden Abschluß zu geben, standen auf den Bücherschränken Büsten von Homer, Goethe, Schiller, Lessing, Shakespeare, Molière und Anderen, die sich mit verdutzten Augen anschauten, als wenn sie fragen wollten: „Wie kommen wir eigentlich hier herein?“

Ein Rauschen und Brausen, von unzähligen redenden Menschenstimmen und wandelnden Menschenfüßen erzeugt, schwirrte und wogte durch die geschmückten Räume; die Gäste, die sich zum größten Theile heute zum ersten und voraussichtlich auch zum letzten Male sahen, gingen an einander vorüber, als ob sie sich in einem Gasthause oder sonstigen öffentlichen Locale befänden.

Dann kam ein Drängen nach einem gemeinsamen Ziele in die Masse: in dem großen Saale hatten die Damen auf Stuhlreihen Platz genommen, eine einzelne Stimme ertönte in der laufenden Versammlung; ein Improvisator ließ sich hören. Nachdem er geendet und mehrere Applaus-Salven geerntet hatte, fing das Schieben, Wandeln und Plaudern der Massen von Neuem an, bis abermals in dem großen Saale ein neues Bild die Aufmerksamkeit fesselte: ein Zwergen-Paar stellte sich auf einem in die Mitte des Saales gerückten Tisch vor. Was man sonst nur für Geld im Circus zu sehen bekam, bei Großberger gab es das umsonst.

Nachdem auch die Zwerge ihre Schuldigkeit gethan hatten, verschwand der Wirth für einen Augenblick aus dem Saale, um gleich darauf mit leuchtendem Antlitz zurückzukehren.

„Meine Herrschaften,“ rief er laut und in einer Aufregung, die ihm längere Sätze verbot: „Die Siamesen!“

Ein allgemeines „Ah“ rauschte durch den Saal, und gleich darauf wadelten die zusammengewachsenen Ost-Asiatischen Brüder herein. Herr Großberger sah sich um, — „ob er Feste zu geben verstand?“ Er hatte jetzt in seiner Haltung etwas von Napoleon.

Kurt Steigendorn hatte sich von der Masse in den Saal schieben lassen, und der Zufall hatte ihn so geführt, daß er nicht weit von Fräulein Großberger stand. Er konnte ihr Gesicht mit mehr Ruße betrachten als vorherhin. Es war nicht häßlich, beinahe hübsch, aber um wirklich hübsch genannt zu werden, fehlte es ihm an Liebenswürdigkeit; ein Ausdruck von Kälte lag auf ihren Zügen, der sich beinahe bis zum Mißmuthe steigerte. Sie hatte die Zwerge kaum eines Blickes gewürdigt und schenkte den Siamesen ebenso wenig Aufmerksamkeit; indem sie ihren Vater ansah und dessen Aufgeregtheit bemerkte, ging ein unmerkliches, spöttisches Lächeln über ihr Gesicht. Großberger trat jetzt auf sie zu.

„Du weißt, daß ich die Orgényi engagirt hatte, die Orgényi hat abgesehen,“ äußerte er mit lauter Stimme, „hat in letzter Stunde in der Oper singen müssen.“

„Dann können wir ja zum Abendessen gehen,“ entschied Clara Großberger, indem sie sich rasch erhob. Der Ausfall der einen Programmnummer schien ihr ebenso wenig Kummer zu bereiten, als die vorhergehenden ihr Theilnahme abgerungen hatten.

„Zum Souper, meine Herrschaften, wenn ich bitten darf!“ rief der Herr des Hauses; die Flügelthüren gingen auf, und es entstand ein Brausen und Rauschen, indem jeder Herr seine Dame suchte.

Als Clara sich nach ihrem Herrn umwandte, stand Kurt Steigendorn bereits neben ihr. Sie nickte, wie wenn sie sagen wollte: „Bravo; er ist bei der Hand, wenn man ihn braucht,“ ihr Gesicht aber behielt seinen gleichgültigen Ausdruck, sie ergriff seinen Arm und ließ sich von ihm führen, indem sie ihm durch leichte Drucke die Richtung andeutete, die er einzuschlagen hatte.

„Man glaubt zu führen und man wird geleitet,“ sagte er, als er ihre leuchtenden Bewegungen spürte.

„Frei nach Goethe,“ erwiderte sie, „Sie sind wohl überhaupt ein großer Verehrer Goethes?“

„Weshalb? Bloß weil ich ein Wort von ihm citire, das jeder Mensch kennt?“

Sie blickte ihn von der Seite mit den scharfen, klugen Augen an.

„Oder sollten Sie andere Ziele als Goethe suchen, wenn Sie in den Faust gehen?“ fragte sie.

Er zuckte unwillkürlich zusammen.

Unterdessen waren sie an ihren Plätzen angelangt und ließen sich neben einander nieder. Er konnte noch nicht wieder zu Worte kommen.

„Bitte, schenken Sie sich ein,“ sagte sie völlig ruhig, indem sie den Hals einer Champagnerflasche, die im Kühl-Eimer auf dem Tische stand, nach ihm hindrehte. Er füllte schweigend ihrer Beider Gläser, währenddem zog sie die Handschuhe von den schlanken, weißen Händen und blickte

mustern über die Tafel. Dann hob sie das Glas an die Lippen und schaute ihm über das Glas hin in's Gesicht.

„War es hübsch neulich im Faust?“ fragte sie leise.

„Also — Sie — Sie waren im Theater?“ pläzte er verlegen heraus.

„Es scheint fast so,“ erwiderte sie mit ihrem spöttischen Lächeln.

„Uebrigens scheinen Sie das Stück zu kennen.“

„Weshalb?“

„Weil Ihre Augen viel weniger auf der Bühne waren,“ fuhr sie mit unzerstörbarem Gleichmuth fort, „als anderswo.“

„Jedenfalls aber darf man Ihnen zu Ihren Augen gratuliren,“ fuhr er auf, „sie scheinen Ihnen ausgezeichnete Dienste zu leisten!“

Die Art, wie sie ihn ausforschte, empörte ihn, er war heftig geworden und sah sie mit blitzenden Augen an. Sie ertrug seinen zürnenden Blick und ihr Gesicht nahm zum ersten Male einen lebendigeren Ausdruck an als bisher; er sah hübsch aus in seinem Zorn, er gefiel ihr; die reiche Tochter des reichen Großberger hörte Tag aus Tag ein nur Complimente und Schmeicheleien, es war ein prickelnder Reiz, einmal von einem Manne etwas rauer angefaßt zu werden.

„Ich mache Ihnen ja keine Vorwürfe,“ sagte sie leichtthin, „was können Sie dafür, daß der Zufall Ihnen eine so hübsche Nachbarin an die Seite gesetzt hatte?“

Er erröthete bis unter die Stirnhaare und blickte stumm auf seinen Teller nieder; auf die Art entging es ihm, wie sie ihn von der Seite betrachtete.

Noch nie hatte er sich einer Frau gegenüber so verwirrt gefühlt; es war ihm aber auch noch keine so keck erschienen. Daneben überlegte er, daß sie ihn also schon vor dem heutigen Abende gekannt hatte? Er war ihr nie vorgestellt worden, sie hatte sich ihn mithin zeigen lassen? Sie hatte ihn im Theater mit den Augen verfolgt, aufmerksam verfolgt? Aus ihren Worten und Fragen klang etwas heraus, das man, wenn man wollte — Eifersucht hätte nennen können? Er fuhr vor seinen eigenen Gedanken zurück und traf sie mit einem zürnend staunenden, fragenden Blick. Als Clara Großberger den Blick auf ihrem Antlitz brennen fühlte, verließ sie ihre gleichgültige Kälte, eine flammende Gluth loberte ihr vom Halse zu den Schläfen hinauf und ihrerseits neigte sie das Haupt.

Ein wilder sinnlicher Gedanke sprang plötzlich wie ein heißer Quell in ihrem Innersten auf, wie köstlich es sein mußte, einmal einem Manne gegenüber zu stehen, vor dem man sich fürchten könnte! Kurt Steigendorf sah jetzt gerade so aus, als ob er der Rechte dazu sein könnte.

„Sie müssen heut alle Leiden eines Einweihungsfestes überstehen,“ sagte sie nach längerem Schweigen über den Rand ihres Fächers hin zu ihm, „nachher wird auch noch getanzt — tanzen Sie?“

„O ja,“ erwiderte er, und es fiel ihm ein, daß er verpflichtet sei, sie zum Tanz zu engagiren; seine Aufforderung wurde mit einer leisen Reigung des Hauptes angenommen.

Das Abendessen ging zu Ende, obgleich es den Anschein gehabt hatte, als könnte das Gebirge von Luxus und Genuß, welches dies Abendessen darstellte, gar nicht in menschlichen Mägen, und wären ihrer Legion gewesen, untergebracht werden.

Aus dem Garten drunten drang das Geräusch von gerückten Stühlen und Tischen herauf; in den Gärten der Semiramis erhob man sich gleichfalls, und in dem Augenblick schmetterten auch bereits die Trompeten der Musikapelle die einleitenden Tacte der Polonaise. An die Polonaise schloß sich ein Galopp, und als Kurt Steigendorf Clara Großberger zu diesem in die Arme nahm, und sie sich an seine Brust schmiegte, durchrieselte es sie wie vorher. Wie breit diese Brust war, wie stark der Arm, mit dem er sie umfing, wie hochgewachsen er sie überragte! Wer in diesem Augenblick ihr Gesicht beobachtet hätte, der würde gesehen haben, wie ihre Augen sich dämmernd schlossen und ihre Lippen sich leise lechzend öffneten.

Kurt Steigendorf war ein ausgezeichnete Tänzer, er trug die leichte Gestalt des Mädchens wie im Fluge durch den Umkreis des geräumigen Saales; sie schmiegte sich fester an ihn, er führte sie zum zweiten Male dahin; als er mit ihr zu dem Ausgangspunkte zurückkam, hörte er, wie sie schwer, beinahe seufzend athmete, und er fühlte, wie ihr Körper in seinem Arme heiß zu werden begann. Sie mochte wohl genug haben, aber nun schoß auch ihm etwas Glühendes in das Blut; er dachte an vorher, an die Pein, die er durch sie erlitten, an ihre Fragen, über die er sich geärgert hatte, sie war in seiner Gewalt — zum dritten Male riß er sie wirbelnd dahin, und obgleich sie jetzt vor Ermattung stöhnte und offenbar erschöpft war, mußte sie ihm noch ein viertes Mal rings um den Saal herum folgen.

„Hören Sie auf — hören Sie auf,“ sagte sie ächzend; er ließ sie frei und führte sie zu einem Sitz.

Dort sank sie nieder, das glühende Gesicht hinter dem Fächer bergend, athemlos, ermattet. Er stand neben ihr, auf sie niederblickend, sie aber senkte das Haupt, um seinen Anblick zu vermeiden. Sie befand sich in einem unbeschreibbaren Zustande, sie war außer sich; sie hatte ein Gefühl, als hätte sie einen Kampf mit ihm bestanden und sei unterlegen, und in das Gefühl der Demüthigung über ihre Niederlage mischte sich die Erinnerung an die Wonne, mit der sie sich in seiner Gewalt empfunden hatte. Als er sah, daß sie der Unterhaltung mit ihm auswich, wandte er sich ab. In dem Augenblick richtete sie das Haupt auf und folgte ihm mit den Augen „Ob er eine Andere zum Tanze engagiren würde?“ Er hatte indeß, so schien es, keine Lust dazu; er betrachtete den wogenden Schwarm, dann verschwand er im Nebenzimmer. Sie hatte ihn betrachtet, als er so stand; keine

Spur von Ermattung oder auch nur Erhizung war an ihm wahrzunehmen gewesen.

Spät nach Mitternacht endete der Tanz und die Gäste begannen den Rückzug. Schnell wie sie sich gefüllt hatten, leerten sich die Räume, und als Kurt Steigendorf sich von den Gastgebern verabschieden wollte, ergriff Herr Großberger seinen Arm.

„Würde mich freuen,“ sagte er leise, damit die Uebrigen es nicht hören sollten, „wenn Sie noch zu einer Cigarre bleiben wollten; man spricht gern noch ein vernünftiges Wort nach so etwas.“

Kurt trat zur Seite und bald darauf kam Herr Großberger zu ihm heran.

„So,“ sagt er, tief aufathmend. „nun kommen Sie, junger Freund.“ Er legte cordial den Arm in den seinigen und geleitete ihn nach einem Raume, wo, von duftigem Cigarrenrauche umwölkt, einige ältere Herren, vertraute Freunde des Hauses, saßen und es sich bei echtem Biere wohl sein ließen. Unter ihnen befand sich der Justizrath.

„Herr von Steigendorf,“ sagte Großberger, vorstellend, und wenn Kurt es nicht vorher schon bemerkt hätte, so mußte er jetzt an dem Ausdruck der Gesichter, die sich auf ihn richteten, wahrnehmen, daß er zu den Bevorzugten des Hauses gehörte.

Großberger ließ sich in einem Schaukelstuhle von amerikanischem Holze mitten im Zimmer nieder, zündete sich eine Cigarre an und knöpfte die Weste auf. Man unterhielt sich bei seinem Eintritte über Politik und Handels-Conjuncturen, und nachdem er eine Weile schmauchend zugehört, griff er in das Gespräch ein. Es dauerte nicht lange, so beherrschte er dasselbe; die bisherigen Sprecher verstummten, man überließ ihm das Feld. Er sprach in fließender Rede, er sprach ausgezeichnet. Kurt Steigendorf hörte ihm staunend zu; war das derselbe Mann, der ihm während des bisherigen Abends heut einen so unbedeutenden, beinaß abgeschmackten Eindruck gemacht hatte? Er hörte politische Verhältnisse mit einer Klarheit auseinandersehen, daß ihm zu Muthe wurde, als rollte sich die Karte Europas zum ersten Male vor ihm auf, und in diese Karte zeichneten Großbergers Eisenbahn-Combinationen Verbindungswege von wahrhaft genialer Kühnheit hinein.

Während er mitten im besten Sprechen war, rauschte ein Frauenkleid auf der Schwelle, Fräulein Clara trat herein; die Mutter schien sich zur Ruhe begeben zu haben. Weder Herr Großberger noch einer der sonstigen Anwesenden nahm von dem jungen Mädchen Notiz; man war daran gewöhnt, daß sie sich als schweigende Zuhörerin in dem Kreise der Männer einfand. Aus einer der Schachteln, die auf den Tischen rings umher verstreut standen, nahm sie eine Cigarette und zündete dieselbe über der Lampe an; während sie das that, gingen ihre Augen suchend im Kreise umher — dort, in der Ecke hinten saß er, den sie suchte

Die nackten Schultern mit einem weißen Burnus umhüllt, nahm sie am geöffneten Fenster Platz, den Arm auf das Fensterbrett gestützt, das Haupt in der aufgestützten Hand ruhend. Sie saß ziemlich weit von den Männern entfernt, hinter dem Rücken derselben, nur Einem konnte sie von ihrem Platze aus gerade in's Gesicht sehen, und an dessen Gesicht haften ihre Augen.

Kurt Steigendorf bemerkte anfänglich nichts davon, denn er hing mit Augen und Ohren an dem redenden Manne dort in der Mitte des Zimmers, der ihm mit jedem Worte merkwürdiger und bedeutender erschien.

Es giebt kaum etwas, was in einem jungen begabten Manne alle geistigen Kräfte schneller und energischer weckt, als wenn ihm von berufener Seite ein Bild der großen Welt-Verhältnisse entwickelt wird, in denen er seine Fähigkeiten gebrauchen soll. Das Gefühl des Zwecks geht in ihm auf und läßt ihn jede geistige Übung, die er bisher vereinzelt und wie als Selbstzweck hat betreiben müssen, als ein Werkzeug zur allgemeinen Cultur-Arbeit der Welt empfinden.

Als Kurt Steigendorf, ganz benommen von diesem Bewußtsein, athmend den Kopf erhob, sah er die dunklen Augen des Mädchens, die sich von drüben her in seine Augen tauchten.

Er fühlte sich wie genannt.

Sein Instinct sagte ihm, daß diese Augen schon lange, ohne daß er es bemerkt, auf ihm geruht hatten, und der Ausdruck derselben war merkwürdig, anders als bisher. So wie der Vater, hatte sich plötzlich, wie es schien, auch die Tochter verwandelt. Während des bisherigen Abends waren ihre Augen ihm klein und schmal geschlißt erschienen, jetzt waren sie groß und rund, vorher waren sie kalt, spöttisch und klug und nichts weiter als klug gewesen — jetzt war etwas Geheimnißvolles in ihnen, etwas, das in weicheeren Augen schmachtende Sehnsucht gewesen wäre, und das in diesen Augen verlangendes Begehren ward.

Er konnte den Blick nicht von ihr wenden; ihre Augen wichen um keine Linie von ihrer bisherigen Richtung, im Gegentheil, sie tranken, wie der gierige Wirbel in dunkler Fluth, seinen Blick in sich ein.

Und so entstand zwischen den Beiden über die Köpfe der dazwischen Sitzenden hinweg eine stumme lautlose Unterhaltung. Es war ihm, als hörte er sie fragen: „Erfennst Du nun, wer eigentlich, wie eigentlich mein Vater ist? Daß er kein Narr ist, wie Du gedacht hast, sondern ein kluger, ein bedeutender Mann? Ahnst Du nun endlich, daß die Tochter eines solchen Mannes etwas anderes ist als Du gedacht hast? Daß sie mehr zu gewähren im Stande ist, als Du gedacht hast, und mehr als das kleine, alberne, blonde Geschöpf, an das Du Deine Blicke und Deine Seele neulich im Theater verschwendetest?“

„Aber warum zieht Dein Vater mich zu sich heran? Was will er? Was willst Du von mir?“ so fragten seine Augen zurück. Da sah er die

feinen Nasenflügel drüben sich weiten, die weißen Zähne hervortreten und in die schmale Unterlippe greifen, die ganze schlanke Gestalt des Mädchens schien sich in eine lodernde Flamme der Sinnlichkeit zu verwandeln, die nach ihm hinüberzüngelte, und „Dich selbst will ich haben“ sagten die leidenschaftlichen Augen, „Deine stolze, blonde ablige Männlichkeit! und dafür sollst Du Alles erhalten, was des Mannes Seele mit Glück und Rausch erfüllen kann: Reichthum ohne Maß und Grenze, Ansehen, Macht und Herrschaft in der Welt — denn über alle diese Schätze verfügt mein Vater und mit dem Allen wird er Dich, freigebig wie ein König, überschütten, weil er weiß, daß ich Dich liebe, ich sein einziges, angebetetes Kind!“

Kurt Steigendorf senkte das Haupt und wischte sich über die Stirn, es war ihm, als käme er aus einem wachen Traume zurück. Man erhob sich zum Abschiede, und in demselben Augenblick rauschte die Portiäre zum Nebenzimmer und Clara Großberger war verschwunden.

An der Seite des Justizraths ging Kurt durch die im Morgengrauen aufdämmernden Straßen.

„Ein geschiedtes Haus, ein enorm geschiedtes Haus dieser Großberger,“ sagte der Justizrath. „Wie gefällt Ihnen die Tochter?“

Kurt murmelte eine unverständliche Antwort.

„Sie machen doch jetzt bald Ihr Examen?“ fuhr der Justizrath fort.

„Ja“, erwiderte der Gefragte kurz und bestimmt.

Der Justizrath blieb vor seiner Hausthür stehen.

„Das ist recht,“ sagte er, „halten Sie sich daran.“ Er beugte sich zu Kurts Ohren und kniff ihn in den Arm. „Wenn Großberger Sie in Entreprise nimmt, und mir scheint, er hat nicht übel Lust dazu, dann ist Ihr Glück gemacht. Verschlafen Sie sich das. Adieu.“ Und lachend verschwand er im Hause.

Mit einem Gefühle dumpfer Trunkenheit in Kopf und Herzen wanderte Kurt Steigendorf seiner in der West-Vorstadt gelegenen Wohnung zu. Als er über den Wilhelmsplatz kam und die ersten Strahlen des neuen Tages aufleuchteten, blieb er stehen und reckte die Arme aus — es war ihm, als ginge die Welt zum ersten Male vor ihm auf, und als müßte er sie an sich reißen mit all' ihrer Fülle und Unendlichkeit. —

„Es ist zwar eigentlich eine Thorheit, sich zu unterbrechen, wenn man mitten in der besten Arbeit ist“, sagte Kurt Steigendorf, als er mehrere Tage später Nachmittags die Bücher zur Seite schob, über denen er seit dem frühen Morgen gegessen hatte, „aber ich hab's ihr nun einmal versprochen.“ Er sah nach der Uhr; dreiviertel auf Neun, nun, dann durfte freilich nicht gezögert werden, wenn er Hildegard heut noch sehen wollte.

Er war nicht gerade in rosigter Stimmung, als er langsam seines Weges dahin schlenderte, Examen-Arbeiten und Liebe — zwei schwer vereinbare Gewalten in des Mannes Leben. Dazu kam, daß es heiß war,

und aus der lustigen Vorstadt mußte er in die schwülen Straßen der inneren Stadt hinein.

„Daß sie auch gerade in der unglückseligen Kronenstraße wohnen muß, und daß man zwei so steile, unbequeme Treppen erklettern muß, um zu ihr zu gelangen“ — er wunderte sich, daß er das früher nie empfunden hatte.

Es war zwischen ihnen verabredet worden, daß, wenn er sie aufsuchte, er nicht an der Thür anklopfen, sondern an der Wand daneben mit der Hand anschlagen sollte. Des Mädchens feines Ohr vernahm sein Pochen, von innen an die Wand klopfend gab sie ihm Antwort, und dann öffnete sie die Thür.

Sie hatte sich die unschuldige Spielerei so ausgedacht, er war darauf eingegangen und hatte sich jedesmal gefreut, wenn er den hastig-fröhlichen Schlag ihrer feinen Fingerringel an der Wand vernahm und wenn er nachher sah, wie sie, über das ganze Gesicht lachend, sich an ihrer Erfindung erfreute. Als er heute vor ihrer Thür stand, überlegte er, daß es doch eigentlich eine rechte Thorheit sei, die Wand statt der Thür zu benutzen, und er pochte an letzterer an.

Die Thür blieb geschlossen — natürlich, denn das war ja doch nicht er, der so anklopfte? und wem Anders hätte die Pforte sich öffnen sollen?

Er wurde ungeduldig und schlug mit der Faust zweimal neben der Thür an die Wand. In demselben Augenblick ertönte der Gegenschlag von innen, man konnte bemerken, wie sie im Zimmer drinnen auf der Lauer gestanden hatte. Die Pforte ging auf, und in dem Rahmen der inneren Thür stand Hildegard, halb freudig, halb ängstlich, die Augen forschend auf ihn gerichtet.

„Ja — bist denn Du es wirklich gewesen?“ fragte sie, als er eingetreten war und sie hinter ihm geschlossen hatte, „warum hast denn heut so anders angeklopft?“

„Ich — ich hatte nicht daran gedacht,“ erwiderte er gleichgiltig, „und außerdem, es ist doch eigentlich ein bißchen unsinnig.“

„Nicht unsinnig ist's,“ sagte sie ernsthaft, „es ist doch, damit ich weiß, ob Du es bist und Niemand Anderes.“

„Nun ja, ja,“ sagte er, indem er den Hut auf den Tisch warf, „aber wenn man den Kopf voll ernsthafter Gedanken hat —“

Sie hing sich mit beiden Armen um seinen Hals und schaute ihm zärtlich in das Gesicht. „Geh' her,“ sagte sie, „ich seh's Dir am Gesicht an, Du hast Sorgen? gelt?“ Er versuchte sich von ihr loszumachen, sie näherte ihr Gesicht dem seinigen. „Und so gar keine Gedanken hast mehr für mich,“ fragte sie leise mahnend, „daß Du mir nicht einen Kuß mehr geben kannst?“

„Ja so“ — sagte er zerstreut; er legte den Arm um sie und küßte sie. Hildegard ließ die Hände von seinem Nacken sinken und trat einen halben Schritt zur Seite; mit einer stummen, sorgenvollen Frage blickte sie ihn von der Seite an.

Frauenlippen haben ein gutes Gedächtniß für Küsse.

„Wo ist denn das Schnipperle heut geblieben?“ forschte sie, während er sich in das Sopha setzte.

„Er war hinausgelaufen, während ich arbeitete,“ gab er zur Antwort, „ich hatte keine Zeit, ihn nachher zu suchen.“ — Es war das erste Mal, daß Schnipp ihn nicht begleitete.

„Wie schade,“ sagte sie, „ich hatt' ihm grad' heute einen ganzen Topf mit Milch besorgt.“

Sie war zum Fenster, fernab vom Sopha getreten; es wurde so eigenthümlich still im Zimmer, und als er aufblickte, sah er sie, hinausblickend, stehen, und zwei schwere, stumme Thränen rollten über ihre Wangen.

Ein tiefes Leid griff ihm plötzlich in's Herz, er sprang auf sie zu und schloß sie in seine Arme. „Hildegard,“ sagte er und der Ton seiner Stimme klang wieder wie am ersten Tage ihres Zusammentreffens, „mein süßer, lieber Engel, weine nicht! weine nicht!“ Aber nun sank sie in seine Arme und schluchzte bitterlich.

„Warum bist denn heut' so gegen mich? so — so ganz anders?“

„Weine nicht,“ sagte er noch einmal, „das nächste Mal bring' ich Dir den Schnipp mit und — und weil Du ihn gar so gern hast, will ich ihn Dir schenken.“

Sie lächelte unter Thränen und schaute ihn mit den freundlichen Augen an.

„Du bist doch wirklich ein guter, ein zu guter Mann,“ sagte sie „aber das verlang' ich und will ich ja gar nicht. Nur sagen sollst mir, was Du heute hast?“

„Nun sieh,“ erwiderte er, „ich habe jetzt viel zu denken und zu arbeiten, ich habe ein großes, schweres Examen zu machen.“

„Ein Examen?“ fragte sie.

„Ja, hast Du schon einmal davon gehört, was das bedeutet, wenn Jemand das Assessor-Examen macht?“

Sie schlug die Hände zusammen.

„Ein Assessor?“ fragte sie staunend, „das bist Du? Du bist ein Assessor?“

„Noch nicht,“ gab er lachend zur Antwort, „aber ich will einer werden.“

„O Du mein —“ fuhr sie fort, „dann bist Du ja wohl eigentlich ein ganz vornehmer Herr? Dann wirst Du wohl am Ende noch gar einmal ein Excellenz-Herr?“

Er hielt sie lächelnd im Arm.

„Wo Du hindenkst,“ sagte er. Sie schaute zu ihm auf.

„Und das also liegt Dir im Kopf,“ sagte sie, „das Examen; o Du armes Schächer! Du, Du lieber, lieber Mann!“

Ein tiefer Seufzer der Beruhigung hob ihre Brust; ihr Gesicht war wie verklärt. In dem Augenblicke hörte man ein leises Kraken an der Thür draußen, und mit einem Jauchzen flog sie hin, um zu öffnen.

„Das Hundel!“ rief sie, „das liebe gute Hundel!“ Und sie hob Schnipp, der seinem Herrn auf dem wohlbekannten Wege nachgelaufen war, frohlockend in den Armen empor. Im Nu war er des Maulkorbes entledigt und dann vernahm man, wie er sich mit schlappenden Zunge die Milch schmecken ließ, von der sie heute einen großen Topf für ihn besorgt hatte.

Alle Wolken waren von ihrer Stirn verschwunden, sie war wieder ein fröhliches, harmloses Kind. Jetzt trat sie zu Kurt, der auf dem Sopha saß und mit jenem Ausdruck schallhafter Verschämtheit, der dem holden Antlitz einen so reizenden Zauber verlieh, beugte sie sich über die Lehne des Sophas zu ihm.

„Wirst nicht lachen, wenn ich Dir etwas sage?“ fragte sie.

„Was ist's denn wieder einmal?“ meinte er.

Sie neigte sich tiefer zu ihm.

„Weißt, ich versteh' mich so ein bißchen darauf, in der Zukunft zu lesen; ich werd' Dir sagen, wie's mit Deinem Examen ausgehen wird.“ Und bevor er noch etwas erwidern konnte, hatte sie aus ihrem Koffer ein Spiel alter Karten hervorgenommen, die sie vor ihm auf den Tisch legte.

„Aber Hildegard,“ wandte er ein; sie stürzte jedoch auf ihn zu und verschloß ihm mit Küßsen den Mund.

„Laß mich machen,“ flüsterte sie, „ich bitt' schön, laß mich machen; Ihr klugen Berliner wollt an so etwas nicht glauben, ich weiß schon, aber ich hab's da unten bei uns zu Hause gelernt, und ich sag' Dir, sie trügen nicht, die Karten trügen nicht.“

Sie zündete die Lampe an, mischte die Karten und hieß ihn abheben. Er that es mit spöttischem Lächeln und doch mit jenem heimlichen Unbehagen, dem sich kein Mensch entziehen kann, wenn er hört, daß ihm sein Schicksal verkündet werden soll.

Dann begann sie die Karten reihenweis aufzulegen. Sie that es langsam und mit gespanntester Aufmerksamkeit, anfänglich stumm, dann unterbrach sie sich durch unwillkürliche Ausrufe. „Uijeh!“ sagte sie, „uijeh!“ Und nachdem sie die zweite Reihe bis an's Ende gelegt hatte, warf sie die Karten auf den Tisch, schlug die Hände zusammen und sah ihn mit staunenden, leuchtenden Augen an.

„Weißt, wie's wird?“ rief sie, „großartig wird's! Ein großes Vorhaben steht vor Dir, und großartig geht's aus! Großartig!“

„Wahrhaftig?“ sagte er, und trotz seiner scheinbaren Gleichgültigkeit war es ihm sehr viel lieber, als wenn er das Gegentheil zu hören bekommen hätte.

Mit jauchzendem Ungeſtüm warf ſie ſich über ihn, umarmte und küßte ihn. „Wie mich das freut,“ ſtammelte ſie, „ſiehſt, wie mich das freut! Wie ich Dir das gönne von Herzensgrund!“

Ihre ſelbſtloſe Freude an ſeinem Glück war ſo hinreißenb ſchön, daß er das lebenswürdige Geſchöpf voll Inbrunſt an ſein Herz drückte.

Sein Glückſtern befand ſich augenſcheinlich noch immer im Steigen, denn auch die nächſtfolgende Reihe ſchien ihr ausnehmend zu gefallen; beinahe jede Karte erhielt ihren ermunternden Zuruf:

„So iſt's recht — das gefällt mir, das wird ja immer beſſer — aber das muß ich ſagen —“ und als ſie bis an's Ende der Reihe gekommen war, blickte ſie wieder mit ſtaunenden Augen über den Tiſch zu ihm hinüber. „Wer biſt denn Du eigentlich?“ fragte ſie, „das wird ja ganz arg mit Dir! Lauter Glück und Glanz und Reichthum — o du mein — und Geld bekommſt Du — Geld —“ Kurt Steigendorf antwortete nicht, und um ſeine Befangenheit zu verbergen, lächelte er.

Sie nahm die Karten wieder auf, um ſie bis an das Ende zu legen; er ſah ihr zu; ihre Wangen brannten, ihre Augen funkelten vor Erregung. Plötzlich bemerkte er, wie ihre Hände langſamer, beinahe zögernd zu arbeiten begannen, ſie athmete ſchwer, aus den geſenkten Augen blickte ſie verſtohlen zu ihm hinüber und als ſein Blick ihr begegnete, huſchten ihre Augen zurück. Es war keine Karte übrig.

„Nun?“ fragte er, als er ſie ſtumm am Tiſche ſtehen ſah.

Mit einem haſtigen Griffe raffte ſie das ganze Spiel zuſammen.

„Laß,“ ſagte ſie, „ich will's noch einmal —“

Diesmal flogen die Karten ohne Unterbrechung, in ſtürmiſcher Haſt auf den Tiſch. Mit aufgeſtühten Ellenbogen neigte ſie ſich darüber, ſo daß ihre Loden die Karten berührten, dann fuhr ſie zurück.

„Wahrhaftig,“ ſprach ſie tonlos vor ſich hin, „ganz und gar wie das erſte Mal — es iſt alſo richtig.“

„Was iſt denn?“ fragte er. Es wurde ihm faſt unheimlich zu Muth, als er ihren Blick ſchwer und fragend, als wollte er ſein Innerſtes durchforſchen, auf ſich gerichtet fühlte. Ihr Geſicht war blaß geworden; ſie wiegte das Haupt.

„Daher alſo käme es? daher?“

Um den Tiſch herum trat ſie langſam auf ihn zu, ſetzte ſich neben ihn auf das Sopha, und indem ſie ihn mit den Armen umſchlang, verbarg ſie das Haupt an ſeiner Bruſt.

„Weißt, was ich in den Karten geleſen habe?“ fragte ſie; „eine Frau liegt Dir nah, ganz nah; all' ihr Sinnen und Denken iſt nur bei Dir?“ Er verſuchte die Sache in's Luſtige zu ziehen.

„Die Frau, den' ich, kenne ich —“ und er ſchlang den Arm um ſie, „ſißeſt Du nicht nah genug bei mir?“

Sie hob das Gesicht und schaute ihn mit tiefem Ernste an.

„Spotte nicht,“ sagte sie, „ich bin es nicht, ich bin ein armes Mädchen und die da, die Andere, ist unmenschlich reich; von ihr kommt ja all' das viele Geld.“

Ein Schauer rieselte ihm durch Mark und Bein.

„Das kommt davon,“ sagte er unwirsch, „wenn man sich den Kopf mit thörichtem Zeuge füllt! Laß doch die einfältigen Karten, wirf sie fort!“

Nur um so leidenschaftlicher aber drängte sie sich an ihn.

„Schmähe sie nicht,“ rief sie wild erregt, „sie lügen und trügen nicht. Du weißt es ja am besten selbst, daß sie die Wahrheit sprechen, denn Du — hast ja schon daran gedacht — daß Du sie heirathen willst?“

Mit einem Ruck sprang er von seinem Sitze auf; etwas Eiskaltes legte sich auf seine Brust. Wer hatte die Geheimnisse seines Innern vor dieses Mädchens Blicken aufgethan? Wohnte in den elenden Blättern dort auf dem Tische wirklich ein geheimnißvoller Zaubersput? Oder war es nur der Instinct des weiblichen Herzens, der durch Eifersucht bis zur Hellsichtigkeit gesteigerte Instinct, der ihr prophetisch die Augen öffnete? Konnte er vor sie hintreten und mit einem einfachen „Nein“ ihre düsteren Orakel über den Haufen werfen? Er konnte es nicht, und wenn seine Lippen bei dem „Nein“ nicht gestrauchelt wären, so hätte sein Gewissen sich erhoben und ihm zugerufen: „Du lügst.“ Jetzt gab es kein Sichselbstbelügen mehr, jetzt wußte er, warum ihm heute der Weg zu ihr so lästig geworden war, warum er Alles vergessen hatte, was ihr Freude machte, bis auf das Küssen, an das sie ihn heut zum ersten Male hatte erinnern müssen.

Es war ihm zu Muth, als hätte er diese letzten Tage ein verschleiertes Bild in seiner Brust getragen, vor dessen Anblick er sich gescheut hatte. Des Mädchens Worte hatten hineingegriffen in sein Inneres, hatten den Schleier fortgerissen, und da war es nun, und ließ sich nicht wieder verbergen und nicht mehr hinausdrängen, und er kannte dies Gesicht, es war des reichen Mannes reiche Tochter, und plötzlich fiel es ihm ein, daß er in all' den Tagen nichts Anderes neben seinen Büchern gedacht hatte, als daß er Clara Großberger heirathen wollte.

Ein lastendes Gefühl von Schuld umzwängte ihm die Kehle; er konnte kein Wort hervorbringen. Schweigend trat er auf Hildegard zu, die mit verhülltem Gesicht auf dem Sopha saß, und wollte sie in die Arme schließen. Sein Schweigen aber war für sie die schrecklichste Sprache, es bedeutete, daß er sich nicht vertheidigen konnte, daß es Wahrheit war, was sie geahnt hatte, und sie riß sich wie verzweifelt aus seinen Armen.

„Ich hab's gewußt,“ sprach sie schluchzend, „ich hab's gewußt, als Du heut zu mir kamst, nach so langer, langer Zeit zum ersten Male, als Du so fremd aussehst, und so kalt zu mir warst, so kalt! so kalt!“

Sie war auf das Sopha gesunken, das Gesicht in die Kissen gedrückt,

die Hände wühlten in den blonden Locken; und wie er sie dahingestreckt liegen sah, war es ihm, als hörte er den brausenden Dampf-Athemzug der wilden, erbarmungslosen Welt, die auf klirrendem Wagen dahergefahren kam, und über die Glieder des armen schwachen Geschöpfes dahinging. In süßem Kinder-Traum befangen, hatte sie des Weges nicht geachtet, und war auf das Schienengeleise gerathen, wo sie zermalmt werden mußte. Und wer war es, der den Traum in diesem unschuldigen Köpfchen geweckt und genährt hatte? Er — er — er! Wie ein Verbrecher stand er vor ihr.

Er sank vor dem Sopha in die Kniee.

„Gildegard,“ rief er flehend, „Gildegard!“

„Du willst mich verlassen,“ gab sie dumpf schluchzend zur Antwort, „ich weiß es, ich fühl' es, Du willst mich verlassen.“

„Nein,“ sagte er, „nein! Ich bin ja bei Dir, ich bleibe ja bei Dir!“

Er hatte eine von ihren Händen ergriffen, er drückte sie an den Mund, die Thränen stürzten ihm aus den Augen und überströmten die kleine Hand. Da erhob sie das Haupt, wandte sich zu ihm und mit einem tiefen, stöhnenden Schrei fiel sie ihm um den Hals. Ihre Hände glitten über sein Haupt und streichelten leise sein Haar, dann bog sie ihm das Gesicht zurück.

„Wie er gut ist,“ sagte sie, „wie er doch gut ist,“ und sie küßte ihn sanft auf beide Augen. Er setzte sich an ihre Seite, sie schmiegte sich dicht an ihn und ruhte von Thränen, Kummer und Aufregung an seiner Seite aus.

„Siehst,“ sagte sie, „nun ich weiß, daß Du so ein vornehmer großer Herr bist, weiß ich ja, daß Du mich nimmer heirathen kannst — und ich will Dir ja auch keine Vorschriften machen, das wär' ja unbescheiden von mir — und das Beste wird schon sein, wenn ich bald von hier gehe und Dich frei mache von mir —“

„Sprich nicht so,“ unterbrach er sie, „Du zerreißt mir das Herz — wo wolltest Du denn hingeh'n?“

Sie wiegte sinnend das blonde Köpfchen. „Wohin? Je nun — ich meine — nach meiner Heimat zurück. — Aber was ich Dir noch sagen wollte,“ fuhr sie nach einer Pause fort, „siehst, ob Du's nun glauben magst oder nicht, aber wahr ist's einmal doch, was in den Karten steht — eh' Du die heirath'st, die Andre, überleg's Dir noch einmal; denn Geld und Reichthum bringt sie Dir, das ist schon wahr, aber glücklich, weißt, glücklich wirst Du mit ihr nicht.“

Sie hatte die Hände gefaltet in die seinigen gelegt, sie blickte vor sich hin, als schaute sie in weite ferne Zukunft hinaus, und in den Zügen ihres Gesichts war ein stummes, wühlendes Ringen — der Gram hatte seine Hand darauf gelegt.

Es ward ihm unerträglich, diesen schweigenden Jammer länger anzusehen.

„Laß jezt die Andere,“ sagte er, „laß jezt die Sorgen und Gedanken

und denke daran, daß wir bei einander sind. Morgen früh, wenn gut Wetter ist, werde ich Dich abholen kommen; du liebst die schönen großen Gärten, Du hast es mir gesagt, als wir zusammen in Potsdam drüben waren, morgen will ich Dir einen zeigen, den Du noch nicht kennst, den Schloßgarten in Charlottenburg; hast Du Lust?"

Sie nickte leise und ein Lächeln lehrte in das vergränte Gesichtchen zurück.

"Ich muß dann freilich wieder aus dem Geschäft fortbleiben," sagte sie, "und sie haben mir gesagt, weil's in letzter Zeit schon öfters geschehen sei, es dürfte nicht mehr oft vorkommen. — Aber — was hat's denn noch zu bedeuten? Ich geh' ja fort."

Er war aufgestanden, sie hing mit scheidendem Kusse an seinen Lippen.

"Und den Schnipp," sagte er, "den nehmen wir auch mit? Nicht wahr?"

Sie nickte wieder stumm und blickte auf den Hund nieder.

"Kenn' mich doch noch einmal so wie damals," flüsterte er, "Du weißt? den Herrn von Schnipp!"

Sie sah ihm in's Gesicht.

"Du lieber — guter —" fing sie an, aber als sie weiter sprechen wollte, zitterten ihr die Lippen, Thränen liefen über ihr Gesicht und sie wandte sich hastig ab. —

Die tiefe, friebvolle Ruhe des köstlichen Sommermorgens, der in duftenden Wogen die breiten Laubgänge des schönen Schloßgartens zu Charlottenburg durchströmte, übte ihre heilende Macht auf die beiden Menschen aus, die gestern Abend so bitter gelitten hatten und die jetzt Arm in Arm, wie Genesende den Garten auf- und niedergingen. Außerlich war Alles zwischen ihnen wie sonst, aber wenn man ihr Gespräch belauscht und gehört hätte, wie sie nur über gleichgiltige Dinge sich unterhielten, dann hätte man bemerkt, daß im Herzen eines jeden von ihnen eine Stelle war, in die der Andere nicht mehr hineinschauen sollte; und solche Flecke im Herzen sind gefährlich; sie wachsen.

"Komm," sagte Kurt nach geraumer Zeit, "nun will ich Dir etwas ganz besonders Schönes zeigen, was dieser Garten enthält," und er schlug mit ihr den Weg nach dem Mausoleum ein.

"Das ist eine Kapelle, nicht wahr?" fragte sie, als sie an seiner Seite in den feierlich dämmernden Raum eintrat.

"Du kannst es immerhin so nennen," erwiderte er, "es ist das Grabmal unserer Königin Luise; hast Du von der schon einmal etwas gehört?" Sie schüttelte das Haupt. "Nun siehst Du," erklärte er weiter, "sie wird bei uns zu Lande wie eine Heilige geliebt und verehrt, weil sie so gut war." Er hatte dem Aufseher gewinkt, daß er seiner nicht bedürfte, und jetzt stand er mit ihr vor dem Marmorbilde der ruhenden Königin. Plötzlich fühlte er, wie des Mädchens beide Hände seinen Arm ergriffen; er wandte sich zu

ihr und sah sie halbgeöffneten Mundes mit großen Augen auf das Bildwerk niederstarren. Es war der Ausdruck, den er an jenem Abende des Faust in ihren Zügen bemerkt hatte.

„O Du Heiland der Welt,“ sprach sie wie träumend vor sich hin, „wie sie schön ist! Wie sie schön ist!“ Er zeigte ihr die neben der Königin ruhende Gestalt des Königs, die Kandelaber, aber für sie war nichts von all' dem vorhanden. Sie hatte sich von ihm losgemacht und plötzlich sah er, wie sie am Fußende der Gestalt in die Kniee sank.

Er stürzte auf sie zu. „Was thust Du?“ rief er halblaut. Sie achtete nicht darauf, ihre Augen hasteten mit starrem Blick an den geschlossenen Augen des schönen marmornen Antlitzes. Von seinen Armen halb gewaltsam emporgezogen, richtete sie sich auf und im Aufstehen beugte sie sich, bevor er es verhindern konnte, auf die Füße der Königin nieder und drückte ihre Lippen darauf. Dann trat sie tief aufseufzend zurück und ihr Haupt sank auf seine Schulter.

„Glaubst Du, daß sie mir böse ist, weil ich sie berührt hab?“ fragte sie leise.

„Aber Kind —“ erwiderte er, und er versuchte sie hinwegzuführen.

„O bitte,“ sagte sie flehend, „nur einmal noch, nur ein einziges Mal noch!“ Und sie versank noch einmal in den Anblick des wunderbaren Werkes. Dann kamen andere Besucher, und nun ließ sie sich von ihm hinausgeleiten.

„Hör,“ sagte sie, als sie den Garten wieder betreten hatten, „ich will Dich etwas fragen: Hast Du Acht gegeben, als wir eintraten in die Kapelle, hatte sie die Augen schon geschlossen gehabt?“

„Wie meinst Du denn?“ fragte er.

Sie beugte sich dichter zu seinem Ohre:

„Weißt, wie's mir vorgekommen ist? Als hätt' sie die Augen erst zugemacht, als sie mich sah.“

Er blieb unwillkürlich stehen und blickte sie groß staunend an. „Hildegard,“ sagte er, „wie kannst Du auf solche Gedanken kommen?“

„Nun ja, sieh,“ fuhr sie fort, „sie ist doch eine heilige Frau — und wenn so Eine vor sie hintritt, wie ich nun Eine bin —“

„Sprich nicht weiter!“ fiel er hastig ein, „ich will es nicht haben!“ Tief erregt ging er neben ihr. „Ein todt's, marmornes Bild —“ hub er nach einer stummen Pause an — aber nun hing sie sich fester in seinen Arm:

„Das mußt Du nicht glauben,“ flüsterte sie, „die Heiligen sind nimmer todt, sie hören Alles, sehen Alles, wissen Alles! Und die da drinnen, das ist ja Eure heilige Frau? Nicht wahr?“

„Unsere — heilige Frau?“ fragte er ganz betroffen.

„Du hast es ja selbst gesagt, da wir hineingingen zu ihr? Und dann hast Du den Hut abgenommen, als wir drinnen standen.“

Er wußte gar nicht mehr, wie er ihrem sonderbaren Gedankengange begegnen sollte. „Ich habe freilich gesagt, daß wir sie wie eine Heilige verehren,“ nahm er wieder das Wort. Aber sie unterbrach ihn von Neuem:

„Siehst,“ sagte sie, „daß ich doch recht gehabt habe? Ihr Protestanten, Ihr sprecht ja immer nur, daß Ihr verehrt, dertweil wir Anderen beten; aber das kommt ja alles auf eins heraus; haben thut Ihr doch eine heilige Frau, und das habe ich mir bald gedacht, denn wie sollte ein Mensch denn auskommen ohne sie; aber siehst, daß sie so schön ist, Eure heilige Frau, das hätt' ich im Leben nicht gedacht, denn weißt, ich muß Dir's nur sagen, ich find' sie viel schöner als meine Mutter Gottes bei mir zu Haus und hab' sie viel lieber, viel lieber als die!“

Er war völlig verstummt; ihre Worte erinnerten ihn an jenen Augenblick, da sie, auf seinem Schooße sitzend, das Madonnenbild über ihrem Bett betrachtet hatte — aber wie anders war sie ihm damals erschienen als jetzt. Damals ein süß plauderndes, träumerisches Kind — jetzt ein tief erregtes, fieberhaft redendes Weib. Ein Grausen stieg in ihm auf, langsam aber unabweislich, bis an sein Herz und plötzlich war ihm, als ob eine Stelle in seinem Herzen, die vordem warm gewesen war, kalt würde wie ein abgestorbener Fleck.

Sie waren in die Stadt zurückgekehrt und durch die Straßen dahingehend blieben sie vor einem Bilderladen stehen. Da fühlte er, wie sie an seinem Arme zuckte und ausblickend wahrte er eine photographische Abbildung vom Denkmal der Königin Luise.

„Schenk' mir das!“ flüsterte sie, „o bitte, schenk' mir das!“

Es war das erste Mal, daß sie ihn bat, ihr etwas zu schenken und das, worauf ihre erste Bitte sich bezog, war nicht Geld, kaum Geldeswerth.

Einen Augenblick später war das Bild in ihren Händen und die Augen unablässig darauf gerichtet, ließ sie sich von Kurt Steigendorf nach Haus begleiten.

In ihrer Wohnung angelangt, stellte sie das Bild auf den Tisch, indem sie es an das Glas anlehnte, in welchem sich auch heute frische Rosen befanden, dann setzte sie sich auf das Sopha davor und die Hände faltend versank sie im Anschauen desselben. Er stand mitten im Zimmer und sah ihr schweigend zu.

„Gefällt das Bild Dich denn gar so sehr?“ fragte er endlich. Da erhob sie sich, trat auf ihn zu und legte beide Hände auf seine Schultern:

„Siehst,“ sagte sie, „wenn ich nun weit, weit fort sein werde, so weit, daß wir nimmer mehr zu einander kommen können, dann werd' ich das Bild anschauen und werde beten zu der heiligen Frau und werde denken, daß auch Du zu ihr betest und dann wird doch Eins noch auf der Welt sein, worin unsere Gedanken sich begegnen.“

Ihre Stimme hatte einen wunderbar tiefen feierlichen Klang und es

war ihm zu Muth, als müßte er in die Kniee sinken, als stünde das Heiligthum vor ihm, vor welchem des Mannes Seele sich schauernd beugt, das Heiligthum der hingebenden weiblichen Liebe.

„Willst Du denn wirklich fort?“ fragte er zögernd.

„Es ist ja wohl am besten so,“ gab sie tonlos zur Antwort, „meinst Du nicht auch?“

Sie hatte bei dieser letzten Frage das Haupt an seine Brust gelegt, als wollte sie erlauschen, was sein Herz darauf antworten würde. — Er schwieg.

Mhnte er nicht, was dieser Augenblick für ihre Leibes- und Seelen-Seligkeit bedeutete? Er schwieg.

Da ließ sie die Hände von seinen Schultern gleiten, senkte das Haupt und trat zur Seite.

„Ich werde morgen noch einmal wiederkommen und Dir eine andere schönere Abbildung Deiner heiligen Frau mitbringen,“ sagte er, „wird es Dir Freude machen?“

Schweigend, ohne ihn anzusehen, nickte sie „Ja“.

„Und dann,“ fuhr er fort, und die Kehle schnürte sich ihm zusammen, daß er es nur ganz leise hervorbrachte, „dann — wenn Du nun einmal reisen willst — wirst Du Reisegeld brauchen — nicht wahr — ich darf Dir welches mitbringen?“

Sie gab keinen Laut von sich, eine dunkle Röthe wogte in ihrem Gesichte auf, und auch ihm färbte sich das Antlitz mit Gluth. Er trat auf sie zu.

„Bist Du mir böse?“ fragte er; sie schüttelte schweigend das Haupt. Er schloß sie in die Arme — sie leistete keinen Widerstand — er küßte sie — sie ließ es geschehen — und als er ihre Hand ergriff, lag dieselbe wie ein weisses Blatt in seiner Hand.

Die Seele von namenlosem Jammer zerrissen, ging er davon.

„Und doch muß es so sein,“ sagte er zu sich selbst, „doch ist es das einzig Mögliche, daß sie fortgeht von hier, denn ein Ende muß die Sache nehmen!“ Und doch fühlte er gerade in diesem schrecklichen Augenblick, daß Ströme des Mitleids, mit denen man ein Herz begießt, in welchem die Liebe gestorben ist, nicht mehr im Stande sind, auch nur ein Blättchen der Wunderblume hervorzutreiben, die sich freiwillig erschließen muß, um Himmel und Erde mit ihrem Dufte zu erfüllen.

Am andern Tage brachte er ihr das in Elfenbeinmasse ausgeführte Bildwerk der Königin Luise. Als er das kleine und in seiner Kleinheit dennoch wunderbar liebliche Kunstwerk auf den Tisch ihres Zimmers stellte, schob er ein verschlossenes Couvert unter das Postament desselben.

Wieder wie gestern saß sie lange lange Zeit schweigend davor, dann legte sie sich auf das Sopha, streckte die Glieder und schloß die Augen.

Sie hatte die Arme über der Brust gekreuzt, die Füße über einander gelegt — er sah, daß sie die Gestalt der Königin in der Haltung ihres Leibes nachahmte.

Mit keinem Laut unterbrach er ihr seltsames Thun; endlich, nach langer stummer Pause beugte er sich zu ihr nieder.

„Was machst Du, liebes Kind?“ fragte er.

Sie that die Augen nicht auf.

„Wenn ich einmal gestorben sein werde,“ sagte sie, und die Lippen waren das Einzige, was an ihr sich regte, „dann wollt' ich, daß sie mich so in das Grab legten.“

Er drückte sein Gesicht auf ihre Brust.

„Sprich nicht so,“ sagte er schluchzend, „wenn Du mich nicht elend machen willst für Zeit und Ewigkeit.“

„Und doch wär' es weit am besten so,“ erwiderte sie.

„Hildegard,“ sagte er leise und inbrünstig, „thu' die Augen auf, ich bitte Dich.“

Sie that, wie er gebeten hatte, aber ihr Blick ging an ihm vorbei, hinauf in den leeren öden Raum.

Von einer tiefen plötzlichen Angst erfaßt, ergriff er ihre Hände.

„Versprich mir, daß Du mir schreiben willst,“ sagte er. Sie erwiderte nichts. Er warf sich vor dem Sopha auf die Kniee.

„Versprich mir, daß Du mir schreiben willst,“ sagte er noch einmal, „wenn Du jemals in Noth bist, wenn Du je eines Menschen bedarfst, und Keinen findest, der Dir hilft!“

Da wandte sie sich zu ihm, und in ihren Augen war ein Leuchten gleich dem der Sonne, die nach einem dusterfüllten Frühlingstage niedergeht.

„Ja,“ sprach sie, „Du guter Mann, Du theurer Mann, ich will Dir schreiben.“

„Schwör' es mir,“ rief er, „schwör' es mir, hier, bei Deiner und meiner heiligen Frau!“

Er rückte ihr das Bildwerk näher und sie legte die Hand darauf.

„Ich gelobe es Dir,“ sagte sie ernst und feierlich.

Auf dem Couvert, welches unter dem verschobenen Postamente des Bildwerks hervorblickte, schrieb er ihr seinen Namen und seine Adresse auf, dann erhob er sich.

Und das war die Stunde, in welcher Beide von einander gingen. —

Wenn es je einen Menschen gegeben hatte, für den sich die Qual der Arbeit in Lapsal verwandelte, so war es Kurt Steigenborn.

An dem Tage, als er zum letzten Male von Hildegards Wohnung heimkehrend sein Zimmer betrat, verschwand er für die Welt; wie in ein Bergwerk stieg er in seine Arbeit hinunter, und tief darin vergaben, bemerkte er kaum den Wandel der Jahreszeit, die vom Sommer zum Herbst und vom Herbst zum Winter weiterging.

Was für Andere die Hauptsache bei solcher Arbeit ist, Aneignung von Kenntnissen, erlangte er so gewissermaßen nebenbei, und was für ihn die Hauptsache war, erreichte er gleichfalls: Vergessen.

Anfänglich unablässig, dann in größeren und immer größeren Pausen gingen seine Gedanken zu ihr zurück, und endlich kam der Zeitpunkt, da ihr Bild in seiner Seele zu erblassen anfang.

Sie war ja nun längst in ihrer Heimat, weit, weit fort von Berlin, und das dumpfe, mechanische Gesetz der räumlichen Entfernung übte seine einschläfernde Macht auf sein Gemüth.

Im Anfange hatte er es vermieden, durch die Kronenstraße, bei ihrer einstigen Wohnung vorüberzugehen, jetzt, als es Winter geworden war, fühlte er kein Widerstreben mehr. Es war ein dämmernder Nachmittag, als ihn sein Weg dort entlang führte, und unwillkürlich hob er die Augen zu den einst so wohlbekannten Fenstern empor. „Wer wohl jetzt dort oben wohnen mag?“ fragte er sich in Gedanken; es hatte ihm geschienen, als stände Jemand hinter den Scheiben des Fensters. — Wenn er geahnt hätte, wer es war!

Hildegard war nicht aus Berlin gegangen.

Im ersten Augenblicke des bitterlichen Weh's hatte sie wirklich fort gewollt; dann hatte sie es gesagt, um ihn, für den sie sich nur noch als Last empfand, von sich zu befreien, und als die Thür zum letzten Mal sich hinter ihm schloß, hatte sie gewußt, daß sie nicht fort konnte.

War es nur das Gefühl, daß sie die Stadt nicht verlassen konnte, in der er wohnte? Vielleicht; aber es kam noch etwas hinzu, eine öde, todte Gleichgiltigkeit an Allem, eine dumpfe Unfähigkeit, sich zu etwas zu entschließen. „Wozu nach der Heimat reisen, wo Niemand ihrer wartete, wo man sie nur verlachen würde?“ Aus dumpfem Schläfe hatte sie sich am andern Morgen erhoben, und ohne sich anzukleiden, den ganzen Tag brütend in ihrem Zimmer gesessen. Am nächsten Tage kam ein Brief aus dem Fußmacher-Geschäft, in dem ihr mitgetheilt wurde, daß sie nicht wiederzukommen brauchte — gleichgiltig warf sie die Kündigung bei Seite — „wozu denn auch noch Geld verdienen?“ Und so bei Allem, Allem kam es immer wieder, das Schreckliche, leere: „Wozu denn noch? wozu?“

Als sie kein Geld mehr hatte und Hunger empfand, griff sie zum ersten Male nach dem Couvert, das er auf ihren Tisch gelegt hatte und als sie es öffnete, fand sie eine Summe darin, wie sie sie noch nie in Händen gehabt hatte. Da zog sie sich an, um Mittag essen zu gehen. Unterwegs begegnete ihr ein Mädchen, das sie von früher her kannte, eine ehemalige Collegin, der sie aus dem Wege gegangen war, weil sie wußte, daß sie lüderlich geworden war; heute redete sie dieselbe an.

„Willst mit mir essen gehn?“ fragte sie.

„Hast Du denn Geld?“ fragte die Andere.

„Muß doch wohl!“ gab sie trocken zur Antwort, und darauf ließ sie sich von ihrer Begleiterin in eine Restauration führen und aß mit ihr und trank mit ihr Champagner. So ging das fort, Wochen lang, bis in den Winter; an die eine Begleiterin hingen sich andere, die von ihrem Gelde mitaßen und tranken, und ob schon sie recht wohl merkte, wie sie hinter ihrem Rücken sich über sie lustig machten, kümmerte sie sich nicht darum — „wozu denn auch?“

Nur eins bewahrte sie, eine Gewohnheit: Jeden Nachmittag bei gutem Wetter und bösem ging sie die Straße entlang, an dem Hause vorbei, wo er wohnte; dann blickte sie zu seinen Fenstern empor, und immer sah sie das Licht seiner Lampe und immer, immer und immer saß er und arbeitete und niemals, niemals ahnte er, wer in Nacht und Dunkel unter ihm vorbeiging und mit sterbender Seele zu ihm hinaufschaute.

Als der Winter zu Ende ging, machte Kurt von Steigendorf sein Examen; dasselbe fiel glänzend aus. Und als er aus dem Examinationsgebäude heraustrat und Freunde und Collegen ihm gratulirend die Hand drückten, da war in seinem Herzen kein Raum für etwas Anderes, als für Glück und Stolz und strömende Lebensfreude.

Bei dem Justizrath, dem er Bericht über seinen Erfolg brachte, fand er Herrn Großberger, und lächelnd willigte er ein, als dieser ihn sofort in seinem Wagen nach Hause zum Essen mitnahm.

Daß Fräulein Clara so herzlichen Antheil an seinem Glücke nehmen würde, das hätte er kaum erwartet, und daß sie im Hauskleide so hübsch aussehen könnte, hätte er nicht gedacht — acht Tage darauf las Hildegard in der Zeitung, daß Herr Assessor Kurt von Steigendorf und Fräulein Clara Großberger sich verlobt hatten.

Seit dem Tage ging sie nicht mehr an seiner Wohnung vorbei.

Einige Zeit darauf, als die jungen Brautleute Arm in Arm die Leipziger Straße entlang schritten, sah Kurt eine weibliche Gestalt vor ihnen hergehen und um die Ecke der Mauerstraße biegen — „und wenn er nicht gewußt hätte, daß sie weit fort, in ihrer Heimat war, so hätte er doch wirklich glauben können —“ und Schnipp, der vor ihnen herlief, schien etwas ähnliches zu denken; er nahm die Fährte auf und bog im Galopp in die Mauerstraße ein — und jetzt sah Kurt, wie der Hund an dem Weibe emporsprang — „und das Gesicht — aber nein — das — das war doch nicht Hildegards Gesicht?“

Er wußte freilich nicht, was unterdessen ihr begegnet war und was dieses Gesicht so furchtbar verwandelt hatte, daß er die einst so holden Züge nicht wieder erkannte.

Die Polizei war in Folge ihres Verkehrs mit den Dirnen auf sie aufmerksam geworden; man wußte, daß sie keinen Erwerb durch Arbeit hatte, sie sollte sich über die Quellen ausweisen, aus denen ihre Einnahmen

flossen, und da sie nicht sagen wollte, wer es war, von dem sie das Geld empfangen hatte, so wurde sie wie eine Dirne behandelt und unter Aufsicht gestellt. Man schickte ihr eine gedruckte Verfügung in das Haus, in welcher ihr vorgeschrieben war, was sie zu thun und zu lassen hätte, und in diesem, im Tone mittelalterlicher Brutalität gehaltenen Schriftstück war eine Stelle, in der ihr verboten wurde, eine Wohnung zu nehmen, die in der Nähe einer Kirche belegen sei. — In der Nacht, welche dem Empfange dieser Verfügung folgte, hatte sie einen bösen schrecklichen Traum: Sie stand mit Kurt Steigendorf im Mausoleum draußen, vor dem Bilde der heiligen Frau.

Es war eine tiefe beängstigende Stille um sie her, und plötzlich öffnete die heilige Frau die Augen und sah sie mit einem furchtbaren, vernichtenden Blicke an. Da that sie einen lauten gräßlichen Schrei und fuhr auf und merkte, daß sie im Traume wirklich geschrien hatte. Sie sprang aus dem Bette, mit zitternden Gliedern und stürzte auf das Sopha, mit zerrauhem Haare und die Thränen, die sie ein langes halbes Jahr hindurch lautlos hinuntergewürgt hatte in ihr stummes Herz, brachen hervor in der Nacht, alle, alle, wie ein Meer des unermesslichen Jammers, in welchem Glaube, Hoffnung, Leben und ewige Seligkeit ertranken.

Einige Tage später fand eine Matinée bei Herrn Großberger statt; mehrere der ersten Musikkräfte Berlins hatten zugesagt. Kurt Steigendorf durfte selbstredend nicht fehlen. Als er sich ziemlich spät am Morgen erhoben hatte, denn er genoß die Ruhe nach den Anstrengungen des Examins, fand er auf seinem Tische einen Brief von unbekannter und unbeholfener Hand, in zerknittertem schlechtem Couvert — offenbar ein Bettelbrief. „Hat Zeit —“ sagte er und legte ihn bei Seite.

Er durchslog die Morgenzeitung — unter dem Localtheile stand eine längere Geschichte, er fing gleichgiltig an, sie zu lesen; es war eine sonderbare Geschichte:

„Am gestrigen Tage — hieß es — Beignete sich im Schloßgarten zu Charlottenburg ein eigenthümlicher Vorfall; im Mausoleum daselbst erschien ungefähr zur Mittagsstunde eine Unbekannte, welche das Bildwerk der Königin Luise zu sehen verlangte. Der Aufseher, dem ihr verstörtes Wesen auffiel, behielt sie im Auge und bemerkte, wie sich dieselbe plötzlich am Fußende der Statue niederwarf, die Füße derselben umklammerte und in lautes Weinen ausbrach. Als er hinzutrat, raffte sie sich auf und verließ eilend das Mausoleum, indem sie die Richtung nach der Spree einschlug.

Die Zeitung erbeute in des Lesenden Hand —

Mechanisch sah er nach der Uhr; es war höchste Zeit, zur Matinée aufzubrechen. Halb unwillkürlich raffte er Zeitung und Brief in seine Tasche und verließ das Haus. In der Droschke zog er das Blatt wieder hervor; unter Rubrik „Polizei-Bericht“ stand eine weitere Notiz:

„In der Spree bei Charlottenburg wurde gestern der Leichnam einer

unbekannten, etwa zwanzig Jahr alten weiblichen Person gefunden; offenbar liegt Selbstmord vor.“

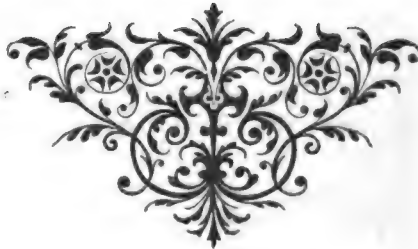
Kurt Steigendorf fuhr mit einer krampfhaften Bewegung nach dem Herzen — da fühlte er den Brief — er riß ihn auf und las:

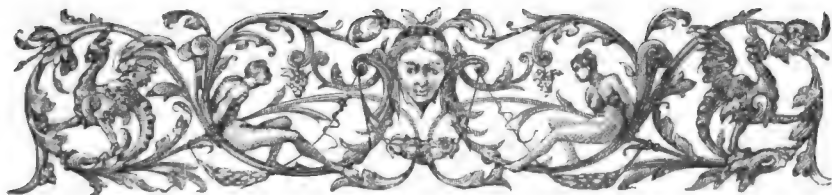
„Dein Weib kann ich nicht werden,
Dein Lieb nicht länger sein,
So will ich auf der Erden
Nun auch nicht länger sein;
Fahr' wohl, Du mein Herzliebster,
Den ich zu sehr geliebt,
Dich küßt, die Dir in Thränen
Den letzten Abschied giebt.

Hildegard.“

Große runde Flecke, wie von Thränen herrührend, bedeckten das Papier und löschten stellenweise die Tinte aus; in der Ecke unten stand noch etwas: „Grüße den Schnipp von H. H.“

Kurt Steigendorf sank in die Kissen des Wagens zurück — er riß das Fenster auf — „Halt!“ schrie er dem Kutscher zu, „halt!“ Und wenn er nicht gerufen hätte, würde ihm die Brust gesprungen sein; er stieg aus — es war gerade an der Ecke der Kronenstraße — er wollte zu Fuße gehen — wohin? — zur Matinee — zu Großberger — in die Welt — in den Reichtum — in die Wüste.





Der englische Garten.

Don

Jacob von Falke.

— Wien. —



II kleineren Dingen der Culturgeschichte, z. B. im Reich der Mode, ist es wohl öfter vorgekommen, daß der Geschmack wie plötzlich in sein Gegentheil umschlägt. Bedeutungsvoller aber, auffallender, merkwürdiger ist es kaum je geschehen, als da in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts der Gartenstil sich aus dem französischen in den englischen verwandelte, das will sagen, aus der Kunst zur Natur überging.

Denn diese zwei, Kunst und Natur, streiten sich um Besitz und Gestaltung des Gartens. Jene, die Kunst, hatte im französischen Garten, wie ihn Ludwig XIV. und der große Lenôtre geschaffen, die absolute Herrschaft erlangt. Die Natur hatte reine Kunstformen annehmen müssen; sie hatte die Freiheit ihres Wachses, die Unregelmäßigkeit ihrer Linien und Gestalten gegen die geraden Linien und die geraden Flächen, ihre organischen Gebilde gegen geometrische Figuren eingebüßt. Die Natur war Architektur geworden. Da auf einmal wird im Gegensatz gegen diese Kunst das Princip der freien, selbst der wilden Natur aufgestellt als dasjenige, welches den Garten zu gestalten habe; selbst in demjenigen, was die Hand des Menschen schafft, was in Wirklichkeit Kunstfache ist, selbst in Säulen und Bogen soll die Natur walten und gebieten. So sagt der Dichter Pope:

To build, to plant, whatever you intend,
To rear the column or the arch to bend
To swell the terras or to sink the grot,
In all let nature never be forgot.

Und dieses neue Princip — theoretisch wenigstens — wurde binnen wenigen Jahrzehnten durchgeführt und über Europa verbreitet, wie nur bisher der französische Gartenstil. Und das geschah, höchst bemerkenswerthester Weise, zu einer Zeit, da die Welt noch ganz in Unnatur zu liegen schien, da sie aus der Perrücke in den Zopf, aus der Barocke in das Rococo, aus dem Schwulst in Geziertheit, Laune, Bizarrie, Schwäche und Kleinlichkeit übergegangen war. Wer hätte den englischen Garten mit seinem Princip der Naturnachahmung in einer Zeit erwartet, da Keistock und Puderperücke, Schönheitspflästerchen und Schminke, Menuett und Schnürbrust noch ihrer Blüthe sich erfreuten?

Und doch war es so und mußte so kommen. Der englische Garten ist nur die erste und früheste Erscheinung auf der Rückkehr der Welt zur Natürlichkeit in der neuen, werdenden Epoche der Cultur. Daher trifft er noch mit den Charakterzügen der alten Epoche zusammen, und kann selbst diese — wider seinen Willen — nicht völlig abstoßen.

Die Welt war satt der hohlen und falschen Formen, welche Leben, Kunst und Literatur im Zeitalter Ludwigs XIV. angenommen hatten; sie hatte es satt, in Floskeln zu reden, auf Stelzen zu gehen, mit gesteiftem Rücken sich zu bewegen und die Dinge unter den Lodenwolken der Perrücke heraus zu betrachten. Sie war krank geworden, und wie der Kranke sich sehnt nach Genesung, so sehnte sie sich nach Natur und Natürlichkeit. Herz, Gemüth, Empfindung hatten nicht mehr mitsprechen dürfen unter der Herrschaft der Formeln und des Ceremoniells. Nun drängten sie wieder hervor und verlangten die Schranken verkünstelter Sitte, die erkältende, tödtende Eisdecke über sich zu sprengen.

Aber die Natur war schneller ersehnt und erwünscht, als in Wirklichkeit gefunden. Man redete und dichtete von der Natur, man malte und meißelte sie, aber was man darstellte, war eine erdichtete Natur, nicht die Natur so zu sagen in ihrer Natürlichkeit, nicht die echte Natur mit ihrem Maß, ihrer Anmuth und Freiheit. Der Maler malte sie mit falschen Lichtern und Farben, süß, rosig und blau, mit Formen, die er sich selber erfand; der Dichter schilderte sie sanft und lieblich als die Stätte der Unschuld und Unverdorbenheit; Hirten und Hirtinnen, oder richtiger gesagt Schäfer und Schäferinnen, denn das Schaf war ja das symbolische Thier dieser Unschuldswelt, bevölkerten sie, unechte Kinder dieser unechten Natur. Und wie das nur Schein, nur Spiel und Comödie war, so spielte man auch Natur. Man kleidete sich in das Gewand der Hirten, das heißt in das vermeintliche Gewand mit kurzen Röckchen, mit seidenen Strümpfen und Stiefelschuhen, mit Nieder und Schnürbrust, und behing sich und seinen Schäferstab mit bunten Bändern. Zu diesem Spiel brauchte man auch der natürlichen Scenerie, die der französische Garten freilich nicht gewährte.

Aber das war doch nur ein Motiv, nur eine Seite der Cultur-bewegung, der ein aufrichtiger Drang nach Abwerfung aller Fesseln des Geistes und des Lebens zur Seite ging. Was auf den Höhen der Gesellschaft noch ein Spiel war, wurde im Bürgerthum erst zur sentimentalischen Schwärmerei, und gebieh einstweilen nur im Reich des Denkens zur vollen Freiheit. Und auch das nicht ohne Irrwege, denn ein solcher war es doch, wenn Rousseau in seiner Leidenschaft für Natur und Natürlichkeit den Urzustand der Menschen predigt als den idealen Zustand im Gegensatz gegen die verdorbene Zeit.

Diese Richtung des Geistes, wie sie etwa seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts immer deutlicher und allgemeiner hervortrat, konnte über ihren Widerspruch mit Art und Wesen des französischen Gartens nicht lange im Unklaren sein. Der französische Gartenstil beruhte auf dem vollkommen richtigen Princip, daß der Garten ein Werk ist, welches die Kunst zu gestalten hat und nicht die Natur. Aber er verkannte, daß seine Kunstmittel organische Gebilde von eigenen Formen sind, denen sich doch nur bis zu einem gewissen Grade Zwang anthun läßt, die sich nicht nach Belieben gestalten lassen, als wären sie Ziegel- oder Haussteine. Freilich in den Schöpfungen Lendres und was in seiner Art entstand, ist die Wirkung so großartig und ohne Zweifel, auch so echt künstlerisch, daß man den Fehler, das Forcirt, in ihnen übersah. Nun aber, was bei Lendres geniale Schöpfung war, das wurde bei seinen Nachfolgern und Nachahmern Schablone, und nicht bloß das, es wurde auch Werth und Nachdruck, statt auf die Gesamtwirkung, nur auf die kleinlichen Nebendinge, auf die Spielereien der aus dem Grün geschnittenen Figuren, auf die Zeichnung der Teppichgärtnerei, auf die Wasserkünste und dergleichen mehr gelegt. Damit brachte sich der französische Garten um das, worin sein Wesen und sein Recht bestand. Die Kunst in ihm wurde zur Künstelei, das Grundprincip bis zur Caricatur übertrieben.

Um so schneller warf sich der Geschmack auf die andere Seite und ging sofort in das Extrem. Die Kunst sollte gar keine Stätte mehr im Garten haben, Alles nur Natur sein, Nachahmung der Natur bis zur Verwilderung. Selbst dasjenige, was doch Gebilde der Menschenhand sei und nur sein könne, sollte diese Hand verleugnen und verbergen.

Daß dieser Gedanke zuerst in England auftauchte, lag in der freieren Bewegung des Lebens und der Geister, welche dort der französischen Aufklärungs epoche vorausging. Poetische und philosophische Geister waren es auch, welche den Kampf gegen den französischen Gartenstil eröffneten, der, wie überall, so auch in England im Beginn des achtzehnten Jahrhunderts noch der einzig herrschende gewesen war. Addison als Philosoph, Pope als Dichter predigten den Naturstil. Beide legten sich sogar einen Garten nach ihrem neuen Geschmack an. Addison ließ alles durcheinander wachsen, Blumen der Cultur und Blumen des Feldes, Obstbäume und Bäume des

Walbes. Er wollte nicht wissen, wenn er promenirend seinen Schritt hierhin und dorthin lenkte, auf was für eine Gattung von Baum oder Strauch er stieß. Das alles solle sein wie der Zufall in der Wildniß.

Daraus freilich ließ sich kein System, kein Kunstwerk machen, denn schließlich mußte der Garten ja doch immer ein Werk der Kunst sein, welchen Antheil und welche Art von Antheil man ihr auch zuweisen mochte. Es mußte der Künstler darüber kommen und den Gedanken zum Princip und aus dem Princip einen Kunststil machen. Und dieser Künstler war William Kent, der als der Vater des englischen Gartenstils gilt.

William Kent (gestorben 1748) war Architekt, Landschaftsmaler und Gartenkünstler, vielseitig wie die großen Künstler der Renaissance, die Schöpfer des italienischen Gartens, nur daß er in keinem Fache zu ihrer Höhe heranreichte. Indem er das Princip, das die Männer der Literatur aufgestellt hatten, annahm, mußte er alle Eigenthümlichkeiten des französischen Gartens verwerfen, die geschnittenen Wände und Figuren, die graden Linien der Anordnung, die gemauerten Canäle und Bassins, die künstlichen Fontainen und regelrecht über Stufen fallenden Cascaden, das architektonische Gemäuer der Grotten, das künstlich gebaute „Gitter- und Nagelwerk“ der Lauben und Pavillons, die Terrassen und Balustraden. Die Natur kennt ja das alles nicht.

Er sah dafür die Natur mit dem Auge des Künstlers, des Malers an und fand in ihr Schönheiten, die den von Cultur verblendeten Augen bisher unbekannt gewesen waren. Er öffnete die Augen und machte sie sehend, sehend für die Schönheiten der englischen Landschaft, die zu intimer Art sind, um von der an Pomp, Schwulst und Pracht und herbe Effecte gewöhnten Epoche des großen Ludwig entdeckt zu werden. Was Kent als Künstler in der englischen Landschaft sah und gewissermaßen entdeckte, das war ein sanft geschwelltes, hügeliges Land in leicht sich krümmenden Linien, überdeckt mit dem frischesten, saftigsten Grün. Zwischen den Hügeln ziehen sich leise und eben strömende Flüsse, zwischen Rasen und Gebüsch schlängeln sich klare Bäche, beginnend mit Quellen, überhangen von dicht belaubten Bäumen. Wälder felten, aber Baumgruppen und Einzelbäume mit gerundeten Laubkronen zahlreich über das Land, über Fluren und Weiden verbreitet, fette Herden von Kindern und Schafen unter ihrem Schattendach gelagert oder auf den Tristen weidend. Mit dem frischen Grün contrastirt das dunkle Ziegelroth der Häuser in Städten und Ortschaften, mit der saftigen, stets sich erneuernden Vegetation das Altersgrau der Ruinen von Abteien und Schlössern, deren zerfallende Mauern dichter, dunkler Ephem überzieht. Nirgends Großartigkeit, nirgends Gewalt oder Wildheit, alles bescheiden, still, friedlich, idyllisch. Nur die Wolkenschatten, die vom regenreichen Himmel fast beständig über die Landschaft ziehen, wechselnd mit sonnigen Streifen, geben der Scenerie Leben und Bewegung. Von Farbe, neben dem von Alter verdunkelten Roth der Häuser, nur Grün und Blau, das lichte Grün des Rasens neben dem dunkleren der Ulmen, Eichen, Linden und

Buchen, in der Ferne erblaffend und bei der dunstigen Atmosphäre jedes Bild, jeder Gegenstand in immer tieferes Blau sich hüllend.

Das ist die Natur, die englische Natur, wie Kent sie sah und in ihren Schönheiten erkannte. Diese führte er in seinen Garten ein. Anstatt der geebneten Terrassen und der horizontalen Flächen erhält der Boden Anschwellungen, Erderhöhungen, die in sanften Linien ansteigen und abfallen. Ueber sie hin ziehen sich saftige Rasenflächen mit kurz gehaltenem Grase, dann Wiesen und Weiden, reichlich belebt von weidendem Vieh oder Wild, das den Wildern des Landschaftskünstlers die nothwendigste Staffage giebt, hier und da auf der weiten Fläche ein mächtiger Baum, der seinen dunklen Schatten in das lichte Grün wirft. Von rechts und links erscheinen Baumgruppen in vorspringender und zurückweichender Schlangenlinie, oft so weit gestreckt, daß sie sich im düstigen Blau der dunstigen Ferne verlieren. An den Grenzen und gegen Ende treten die Baumgruppen, Klumpen (clumps) genannt, dichter zusammen und bilden den waldartigen Part, nicht ohne Aussichten in das gleichgeartete Land hinaus frei zu lassen. Die einzelnen Gruppen, sowie nicht minder die gedrängten Massen sollen in ihren Horizontlinien bewegte Contouren bilden, bald hoch, bald niedrig, gerundet oder gespißt, wechselnd in Kugelformen der Laubbäume mit den Pyramidenformen des Nadelholzes, schlanke, säulenartige Pappeln aufschießend aus dem gleichförmigen Gewölbe der gerundeten Kronen. Dunkle Tannen, schwarzlaubige Erlen treten zum helleren Grün der Birken und Buchen und Ulmen, zum blinkenden Grau der Silberpappel. Zur knorrig verben, immer in der Linie gebrochenen, immer eckig und kantig abspringenden Eiche mit ihrer rauhen, zerrissenen Rinde und ihren durchwetterten Nestern gesellt sich der weiße, glatte, gerabe und kräftige Stamm der Buche oder die schlanke, hochaufgeschossene Tanne. So sucht der Künstler Abwechslung und Contrast in den einförmigen Charakter seiner landschaftlichen Natur zu bringen, Abwechslung in Farbe und Form und in Gruppierung und Verschiebung der Theile. Wenn der französische Garten alles möglichst zusammendrängt zu einem einzigen großen Effect, so vertheilte Kent seine Mittel, um Bild hinter Bild zu schieben und den Garten zu einer Reihe von größeren und kleineren Scenen zu gestalten.

Das reichliche Wasser, das die englische Landschaft bietet, kam ihm zu Hülfe. Freilich stürzte es nicht brausend vom Felsen herab, aber dessen bedurfte er auch nicht. Er ließ den Strom sanft zwischen waldigen Gruppen dahin fließen, er ließ den Quell blinkend aus dem Dunkel überhängender Bäume hervortreten und als Silberbach durch Gesträuch und blumige Wiesen sich schlängeln. Er grub Teiche und Seen aus mit Ufern, die hier flach sich senkten, dort zu Hügeln sich erhoben, hier in Halbinseln vorsprangen, dort in Buchten sich einzogen, hier mit Rasengrün erglänzten, dort von Bäumen dunkel überschattet waren. Im See erhob er Inseln, eben oder hügelig, mit schön geformten Baumgruppen, erreichbar durch zierliche Schiffelein oder durch Brücken von allerlei Gestalt.

Seen und Teiche, die Form der Inseln, der Lauf von Fluß und Bach, die Grenzen der Waldpartien, alles mußte unregelmäßig, in gewundener Linie gestaltet sein. Vor allem aber auch die Wege. Die gerade Linie, der gerade Weg waren absolut ausgeschlossen. Warum? Weil sie auch in der Natur sich nicht finden, weil die Natur sie nicht schafft. Man kann freilich sagen, die Natur schafft auch die krummen Wege nicht, sondern des Menschen Hand und Fuß. Aber es ist doch etwas Wahres daran. In der Regel winden und krümmen sich die Wege in der freien Landschaft, aber es geschieht doch nur, um Hindernissen auszuweichen, nur, weil die Unebenheiten des Bodens dazu zwingen. Die Wege winden sich um die Höhen oder folgen dem Lauf der Thäler. Insofern nun im englischen Garten diese Unebenheit des Bodens in leichten Höhen und Tiefen nachgeahmt wird, ist es recht, daß die Wege sich krümmen wie sie, nur ist eine ästhetische Nothwendigkeit, ein absolutes Gesetz, zumal wo der Boden horizontal eben ist, nicht vorhanden.

Aber es war noch ein anderes Ziel außer dem ästhetischen, ein praktisches Ziel, das der neue englische Garten mit der krummen Linie verfolgte. Wie der Garten sich aus einer Reihe von Bildern und Szenen zusammensetzt, so ist es mit den gewundenen Wegen möglich, nach einander und unmerklich zu all' den verschiedenen Bildern, schönen Punkten und Ausichten zu gelangen und den Wanderer nach dem Belieben und der Absicht des Künstlers bald über freie, sonnige Flächen, bald durch dichtes Gesträuch, bald durch das Hellbuntel der lichtereren Haine, bald durch tiefen Waldes Schatten zu führen. Aus diesem Grunde war der gewundene Weg im englischen Garten eine Nothwendigkeit. Die Nothwendigkeit wurde aber schon von Kent so sehr als eine absolute betrachtet, daß selbst die Wege, welche zum Wohngebäude, zu Schloß oder Villa führten, bis hin zum Portal sich krümmen mußten.

Nur der Architektur freilich mußte man ihre geraden Linien lassen, doch auch diese suchte man durch Bäume zu brechen, welche man davor oder daneben pflanzte, um mit ihren Laubmassen die Horizontalen und Senkrechten des Gebäudes zu überschneiden und zum Theil zu verdecken. Man glaubte auf diese Weise das Werk der Menschenhand mit der Natur in Einklang zu setzen, mit ihr in Eins zu verschmelzen.

Der Garten sollte ja nur ein Stück der Natur, ein Ausschnitt der Landschaft sein, in welchem sich die Bilder und Szenen, welche das Land zu bieten hatte, auf engen Raum zusammenbrängten. So im Zusammenhang mit der Umgebung, desselben Charakters, mußte der Garten seine Schranken fallen lassen und den Blick in das freie Land hinaus gestatten. Da aber der Engländer durchaus nicht geneigt ist, seinen Besitz dem Publikum zu öffnen, vielmehr vornehme Abschließung seinem Charakter entspricht, so ließ man zuvor die Mauern fallen, umschloß aber Garten oder Park, wenigstens überall dort, wo eine Aussicht vorhanden war, mit Graben und versenkter Mauer, einer wie unsichtbaren Begrenzung, die man, weil sie den unachtsamen Wanderer stutzig machte, Aha! nannte.

In Weiterführung dieses Princip's, der Einheit des Gartens mit seiner Umgebung, gelangte man dahin, die Umgebung, wo es nöthig war, nach dem Garten umzuformen und mit ihm in Einklang zu setzen, so daß schließlich durch diese „Verschönerung der Landschaft“ das ganze England wie zu einem weiten Garten oder Park verwandelt wurde, der Wälder, Ackerfelder, Wiesen und Weiden, Seen und Ortschaften in sich einschloß.

Aber das ging nicht so schnell, nicht auf einmal und nicht ohne Widerspruch, noch ohne mancherlei wechselnde Momente des Geschmacks.

Wenn auch der neue Garten Kents, wie er dem Geiste der neuen Culturepoche entsprach, sofort den Beifall der Zeitgenossen fand, so waren doch die alten, regelmäßigen Gärten nicht auch sogleich in den neuen Gartenstil umgeschaffen. Wo die zahllosen Alleen alter Bäume umgehauen und ausgerodet worden, da brauchte es Zeit, bis die jungen Anpflanzungen wieder emporgewachsen waren. Es regte sich auch wohl Widerwille und Widerspruch, daß England so seines schönsten und stolzeften, zum Theil uralten Baummuchses beraubt und so schattenlos gemacht werde. So viele auch bereits der Gärten von Kent und gleichgesinnten Genossen und Nachfolgern, wie Bridgewater und Brown, umgeschaffen oder neu angelegt wurden, so zeigt noch gegen das Jahr 1750 das illustrierte Prachtwerk *Britannia illustrata* die Gärten durchweg im alten Stil. Von da an wurde es rasch anders und der neue Stil wurde der herrschende.

Es geschah aber auch eine Aenderung mit dem englischen Garten in einem anderen Sinne. Man konnte sich nicht verhehlen, daß der neue Gartenstil als Nachahmung der bescheidenen landschaftlichen Schönheit Englands an Einförmigkeit litt. Im französischen Garten übermältigte der große Anblick; im englischen gab es wohl eine Reihe von Bildern, aber das eine unterschied sich nicht viel von dem anderen, und die meisten waren von kleiner und intimer Art. Das System der clumps, der zerstreuten Baumklumpen, unkünstlerisch behandelt, war rasch zu einem gewöhnlichen Mittel herabgesunken, das nur der Einförmigkeit und der Langeweile Vorschub leistete. Schon Kent hatte das gefühlt und hatte daher, seinen Anlagen mehr Abwechslung und Interesse zu geben, seine Zuflucht zu Nebendingen genommen, zu Ruinen, allerlei Brücken, Pavillons und sonstigen Gebäuden in Tempelform, was — dieses letztere wenigstens — seinem Princip eigentlich entgegen war. Er hatte auch nicht vermocht, die zweifelnden Gemüther damit zu befriedigen. Da kam eine neue Erscheinung bei diesem Uebelstande zu Hülfe.

Im Jahre 1757 erschien in London ein Buch des Architekten Chambers über die Sitten, Gebräuche, Wohnungen und Einrichtungen der Chinesen. In diesem rasch verbreiteten und berühmt gewordenen Buche gab es auch eine Darstellung des chinesischen Gartens, in dem man das gleiche Princip erkannte, welches dem neuen englischen Garten zu Grunde lag, die Nachahmung der Natur. Auch der chinesische Garten sollte ein Abriß, ein

Mikrokosmos des Landes sein. Er sollte auf kleinem, beschränktem Raume alles das vereinigen, was das weite, an Verschiedenartigkeit des Bodens so reiche China von landschaftlicher Scenerie besaß. Das Land hatte und hat keinen Mangel an Berg und Thal, an Wald und Wasser; es hat Hochgebirge und Ebenen, Felsen und Sümpfe, stürzende Gewässer und breite Ströme; es hat die Romantik der Wildniß, menschenleere Einöden und liebliche, wohlbebaute Fluren, die von Menschen wimmeln; es hat Seen und Teiche, wild abstürzende und zerrissene Küsten und sanft sich neigende Ufer; es verbindet die Vegetation des Südens mit der Pflanzenwelt des Nordens und des Hochgebirges.

Das alles verlangte der Chinese von seinem Garten. Sein Garten sollte alle diese verschiedenen Charakterzüge der Natur vereinigen, aber, wie denn der Geschmack des Chinesen sich überall dem Bizarren zuwendet, er sollte sie vereinen im Contraste, so daß dem Wanderer bei jeder neuen Wendung immer das entgegengesetzte Bild dessen erschiene, das er soeben gesehen hatte. So folgte der lieblichen Blumenwiese eine Scene mit drohend überhängenden Felsen, der Stätte vollkommenster Cultur, eine öde Wildniß mit verbrannten und verlassenem Hütten, niedergeworfenen verkohlten Baumstämmen, die Wohnstätte von Eulen, Geiern, Schakalen. Aus sonniger Halbe trat man in schroffe, finstere Felsenschluchten, von deren Hängen wilde Bäche herabstürzten, um sich rollend und grollend unter den Füßen zu verlieren. Die Seen und Teiche mit ihren wechselvollen vor- und zurücktretenden Ufern schmückten Inseln, bald felsig steil, bald flach und blumig, verbunden mit dem Festlande durch bizarre, oft hoch aufsteigende, mit den reichsten Farben und Zierraten behängte Brücken. Auf den Höhen sah man bunte Tempel mit ihren aufgebogenen, mit Glückchen behängten Dächern, in den Thälern liebliche Dörfer mit Strohdächern. Reich geschmückte Schiffelein glitten über die stillen Wasserflächen und landeten an Hafenplätzen mit Stiegen, Fahnenstangen und phantastischen, barocken Thiergehalten, die sphinxartig auf den Treppenwangen sich lagerten.

Dies Bild des chinesischen Gartens erscheint von dem englischen so verschieden wie möglich, weil eben die Natur eine andere ist. Das hinderte aber nicht die Nachahmung; man fand die Verwandtschaft im Princip und so entlehnte man jenem Garten, was man brauchen konnte, mit um so weniger Anstoß, als ja das Chinesenthum zur Mode des Rococo gehörte. Chineserien trugen die Damen auf ihren Kleidern, die Wände als Tapeten, die Tische als Tafelgeschirr. Der eine Pops stimmte zum anderen.

Freilich die Contraste, wie sie in China die Beschaffenheit des Landes dem Garten bot, waren in der zahmen, idyllischen Landschaft Englands nicht zu finden und schwer zu beschaffen. Romantisch schaurige Felspartien, wilde Einöden, hoch herabstürzende Gießbäche, darauf mußte man verzichten oder sich mit kleinlicher, an das Lächerliche streifender Nachahmung begnügen. Dafür hatte man mit der reichen Ausstattung der verschiedenen Gebäude

und dem wechselnden Interesse, das sie boten, um so leichteres Spiel. Es paßte zwar nicht recht zum eigentlichen erkornen Kunstprincip, denn was hatte eine Pagode oder ein chinesischer Pavillon im englischen Garten zu thun, aber man war über diesen Widerspruch mit sich selber bereits hinaus.

So wurde, was Kent und seine Zeitgenossen bescheiden angewendet hatten, nun zur wahren Leidenschaft. Alle Höhen und alle Tiefen wurden mit Biergebäuden versehen, zu denen alle Zeiten und alle Länder die Motive hergaben. Griechische und römische, von Säulen getragene Tempel, gothische Kapellen und Burgen, türkische Kioske, arabische Moscheen, indische Pagoden, chinesische Gartenhäuser, strohgedeckte Hütten, roh gezimmerte Einfiedeleien, sie boten allerdings Wechsel und Contrast, wenn man von einer Scene des Gartens zur anderen kam. Meist waren sie um ihrer selbst willen da, zur Zierde und zur Lust, sodann aber auch zum Nutzen, denn in die großen englischen Gärten wurde wie die Landschaft, so auch wohl die Landwirthschaft, die Felder und die Weiden, wie der Betrieb mit hineingezogen. Sie dienten als Gärtnerwohnung, als Eiskeller, als Aufbewahrungsräume für das Geräthe, als Meiereien, als Ställe für Schafe und Kühe, und was die Oekonomie sonst bedurfte.

Aber das nicht allein. Neben dem Nutzen und der Rücksicht auf die Schönheit verlangte noch vielmehr das Gemüth oder richtiger das Gefühl auch in dieser Beziehung sein Recht. Wir erinnern uns, wie oben dargestellt wurde, daß die Culturepoche Ludwigs XIV. die Gemüthsseite an den menschlichen Dingen zu Gunsten einer kalten Form unterdrückt hatte, und daß nun in dieser Periode das Gefühl wieder die Schranken der Etiquette durchbrochen und als Naturschwärmerei, als Sentimentalität oder Empfindsamkeit zur Erscheinung gekommen. Das Herz, der Fesseln ledig, schmelgte in Gefühlen und ergoß sich in Thränen beseligter Nührung, ohne für seine Gefühle noch eine andere Sprache als diese allgemeine Ausdrucksweise finden zu können.

Diese schwärmerische Stimmung nun, von welcher die Jhullendichter, die Romanschriftsteller, die Lyriker, die Reisebeschreibungen, die Philosophen selbst Zeugniß ablegen, fand auch im Garten eine Stätte, und hier um so mehr, als sie ja eins war mit der erwachten Sehnsucht nach der Natur. Nun wurden die Tempel, die bisher den antiken Göttern gewidmet und mit ihren Statuen versehen waren, der Freundschaft, der Liebe, der Tugend, der Einsamkeit, der Melancholie, dem Wiedersehen u. s. w. geweiht. Da der Kreis solcher abstracten Empfindungen aber bald erschöpft war, so ging man zu concreteren Gegenständen über, zu seinen Lieblingsdichtern, zu berühmten Persönlichkeiten, zu historischen Begebenheiten, zu Schlachten, kühnen Fahrten und Entdeckungen, denen allen man so ein Denkmal der Erinnerung setzte, obwohl sie mit der Stätte desselben weiter keinerlei Beziehung hatten, als sie in den Gefühlen des Gartenbesizers bestand. Und wie es denn nicht bei den abstracten Gefühlen geblieben war, so auch nicht bei der Tempelform. Man errichtete eben ein Monument und dieses nahm eine Gestalt

an, wie sie etwa in früheren Zeiten vorgekommen war und gerade dem herrschenden Geschmack entsprach. So bevölkerte sich der Garten mit Pyramiden und Obelisken, mit Hermen und Büsten, mit Nischen und ihren Statuen, mit abgebrochenen Säulen, an die der Genius mit gesenkter Fadel sich lehnte, vor allem mit der Todtenurne, über welche die Thränenweide ihre Zweige herabgoß. Der Garten wurde eine Stätte der Erinnerung, eine Stätte des Todes und der Melancholie.

Denn das war, ganz dem vorwiegenden Geiste der Zeit entsprechend, vor allem der Charakter, den der Garten zur Erscheinung bringen sollte, der Charakter der, wie man damals sagte, süßen Melancholie. Man wollte zwar — theoretisch, nach chinesischem Muster — heitere und finstere, idyllische und romantische, liebliche und schaurige Scenen mit einander abwechseln lassen, aber da die englische Landschaft doch in Wirklichkeit nur die eine Seite besaß, die idyllisch sanfte, so war es auch ganz vorzugsweise dieser still melancholische Charakter, den der englische Garten erkennen ließ.

Und dem entsprachen auch die Gedichte, oder vielmehr die Verse und Sprüche, mit denen man alsbald den Garten wie mit den Monumenten erfüllte. Es war eine zweite Krankheit des englischen Gartens. Da man nicht jedem Besucher zutrauen konnte, daß er ohne Weiteres die Sprache des Gärtners verstände und auch die Gefühle mitfühle, welche der Besitzer an dieser und jener Stelle hatte zum Ausdruck bringen wollen, so mußte ihm das zu mehrerer Deutlichkeit mit Hilfe von Dichtercitaten gesagt werden. Sie sagten ihm, wo er fröhlich, wo er traurig sein, wo er lachen, wo er weinen solle, wo er anzubeten, wo er sich in stille Empfindung zu versetzen habe. An Dichtermaterial fehlte es nicht. Der klassisch Gebildete citirte die Alten, vor allem Horaz und die Elegiker, der Schwärmer fand in den Natur- und Idylldichtern seiner Zeit, bei den Engländern, Franzosen, Deutschen, überall die Fülle passender, auch wohl unpassender Gedichte. Man setzte diese Citate als Inschrift auf die Denkmäler, schrieb sie auf die Bänke, heftete sie auf Tafeln an die Bäume oder schnitt sie in die Rinden ein. Der Wanderer konnte bald nirgendß mehr ihrer Aufdringlichkeit entgehen. Nirgendß war ihm mehr sein eigenes Gefühl, seine eigene Betrachtung gestattet.

Von all dem kann man nun gewiß nicht sagen, so sehr auch die Natur dabei theilhaftig war, daß es den englischen Garten im Einklang mit seinem erkorenen Kunstprincip, der Nachahmung der Natur, erhalten hätte. Aus diesem Gesichtspunkt waren Kunst und Literatur, wie sie im Garten Anwendung gefunden hatten, jedenfalls eine Verirrung. Man ging aber noch weiter in dieser Richtung, indem der wechselnde Zeitgeschmack zwar gerade nichts Neues brachte, aber doch der einen oder der anderen uns bereits bekannten Erscheinung eine bevorzugte, für eine Zeit lang fast ausschließende Bedeutung gab.

Eine solche Erscheinung war für jene Zeit, da noch die Natur-

sentimentalität in höchster Blüthe stand, da man noch wußte „auf der Spur der süßen, heiligen Natur“, die Einsiedelei, die vermeintliche Wohnstätte des Eremiten, der man auch wohl einen solchen Waldbruder oder Einsiedler mit grauem Bart und brauner Kutte lebend oder als stumme Puppe zum Bewohner gab. Ursprünglich eine aus Baumstämmen und Buschgeflecht roh gezimmerte, mit Lehm beworfene Hütte, die auf dem Strohdache ein Glockenthürmchen zu tragen hatte, wuchs die Eremitage nach und nach zu einem Wohnhaus im Walde oder am Waldestrande heran, selbst zu einem ländlichen Schlosse, in dem die hohe Herrschaft sich frei vom Zwang der Etiquette einem mehr ungebundenen Leben überließ. Rousseau, wie bekannt, bewohnte eine Zeitlang eine solche Einsiedelei am Walde von Montmorency, übrigens keine strohgedeckte Hütte, sondern ein behagliches Wohnhaus. Den Namen haben ja noch heute Schlösser und Schloßchen behalten, obwohl diese Naturschwärmerei und diese Bewohner längst geschwunden sind.

Aber dem Garten ist — leider — ein anderes noch immer geblieben, das sind die Gartenhäuser, Brücken, Bänke aus rauhen, rohen Baumstämmen und Prügeln zusammengefügt, mit denen man die Gärten überreichlich ausstattete, weil man glaubte, daß sie eben in ihrer ungefügten Rohheit mit der Natur am besten harmonirten. Aber nichts kann mit der Natur in Harmonie stehen, was an sich Unnatur ist. Die Natur schafft keine Häuser, Bänke, Brücken, Geländer, sondern des Menschen Hand für des Menschen Gebrauch, und darum müssen diese Dinge vor allem zweckmäßig sein und sodann schön nach ihrer Art. Jene ungefügten Gegenstände aber sind das Gegentheil, unbequem, häßlich, unsolide.

Dieser Schwärmerei folgte in den letzten Jahrzehnten des achtzehnten Jahrhunderts wie in Architektur und Gewerbe so auch in den Gebäuden des Gartens der antikisirende Geschmack, der, obwohl schon früher entstanden, vom ersten französischen Kaiserreich den Namen des Empirestils erhalten hat. Der Tempel gab es ja, wie wir gesehen haben, bereits genug im englischen Garten, nun aber mußten die Gebäude eben Tempel sein, einerlei ob sie dem Nutzen oder einer Idee dienten, ob sie Wohnungen, Ställe, Meierhöfe waren oder Denkmäler der Erinnerung und der Freundschaft. Und zwar nicht nur einfach, der Form nach, dorisch, ionisch, korinthisch, römisch, sondern mit blendend weißem Kalkanstrich, als ob sie glänzender Marmor wären, leuchteten sie aus dem Grün hervor. Zum Unglück waren auch sie leichter geschaffen als entfernt, da ein neuer Geschmack kam und an die Stelle des antiken Classicismus die Romantik in den Garten einführte. Hier und da wurden die klassischen Bauten verdrängt und beseitigt, anderswo blieben sie neben den Schöpfungen des neuen romantischen oder mittelalterlichen Geschmacks.

Dieser neue Geschmack kam auch nicht von ungefähr und wie zufällig. Das Motiv der ephembekleideten Ruinen hatte die englische Landschaft überall dem Gartenkünstler dargeboten und war auch bereits von Kent und seinen

Nachfolgern benützt worden. Auch hier und da hatte man es mit einer spitzbogigen Kapelle oder einer Burg versucht. Es war aber nur ein Motiv neben anderen gewesen. Da war es zuerst die schöne Literatur, welche, nach Neuem suchend, mit Novellen, Romanen, Balladen und Epen den Geist in das Mittelalter zurückführte. Der Literatur folgte die Kunst, und die Gothik wurde der Stil in der Architektur, allerdings auch nur episodisch und nicht einmal in dem Maße, wie es der antikisirende Stil des Empire gewesen. Von der Architektur drang dann der gothische Stil in den Garten ein und wurde hier um so willkommener aufgenommen, als in England einzelne Dichter und Schriftsteller auftraten, wie Knight und Uvedale Price, welche, immer festhaltend an dem Princip der Nachahmung der Natur, den pittoresken, d. h. den wildmalerischen, romantischen Charakter empfahlen anstatt des idyllisch malerischen. Ruinen von Kirchen und Kapellen, gebrochene Thürme, verfallene Schlösser, das galt für das specifisch Pittoreske, und man ging selbst so weit, Schlösser und Willen, in denen man wohnen wollte, als Ruinen zu bauen. Die vernünftigen Geister begnügten sich freilich mit dem gothischen Stil überhaupt, d. h. wie er damals aufgefaßt wurde, mit spitzbogigen Thoren und Fenstern und angelebtem oder angemaßtem Maßwerk im Innern. Und wie die alten Schlösser in England aus dem regelmäßigen Palladiostil nunmehr in den neugothischen umgebaut wurden, so geschah es auch mit den Lusthäusern und Nutzgebäuden. Kühe, Pferde, Schafe, die eben noch in einem säulenumgebenen, marmorn schimmernden Hause gewohnt hatten, fanden sich nun in einer gothischen Burg mit gebrochenen Bogen und Thürmen.

Diesen Entwickelungsang des englischen Gartens, der uns an das Ende des achtzehnten Jahrhunderts und schon darüber hinaus geführt, hatte das übrige Europa, wenigstens nordwärts der Alpen, regelmäßig mitgemacht, nur daß England immer tonangebend vorangegangen war. Von Spanien bis nach Moskau, von Scandinavien bis nach Italien hinunter waren die Gärten im englischen Stile neu- oder umgeschaffen worden. Die Bewegung hatte eine ganze Literatur hervorgerufen, Fachleute und Aesthetiker hatten für den englischen Garten geschrieben und Dichter wie Delille in seinen berühmten „Jardins“ die Grundsätze und Regeln der neuen Gartenkunst in Verse gebracht.

Am meisten Widerstand leisteten die alten italienischen Gärten, die zu sehr mit der Architektur der Paläste und der bergigen Beschaffenheit des Landes verwachsen waren, um sich einem Garten zu beugen, der sich aus der eigenartigen Natur der englischen Landschaft herausgebildet hatte. Um so begieriger wurde der neue Stil in Deutschland und Frankreich aufgenommen, und ganz besonders in dem letzteren Lande, trotzdem es ja seinen eigenen Gartenstil besaß und der Welt bis dahin aufgedrängt hatte. Es war auch kein Hinderniß, daß die Beschaffenheit des Bodens so vielfach der englischen Landschaft unähnlich war und daher einer englischen Anlage

Schwierigkeit bereitete. Alsdann trat die romantische Seite mehr in den Vordergrund, Felsengrotten, Cascaden, wilde Schluchten, Einöden und was sonst dahin gehört. Sonst aber machten die neuen französischen Gärten den ganzen Wandel und Wechsel des Geschmacks mit, den der englische Garten erlebt und erlitten hatte. Sie füllten sich gleicherweise mit Gebäuden jeglichen Stils, mit Monumenten und Einsiedeleien; sie huldigten der antiktisirenden Tempelpassion, der Romantik der Ruinen und Burgen.

Als es dahin gekommen, als diese Bewegung der Gartenkunst sich in ganz Europa vollzogen hatte, regte sich in England bereits die Reaction, nicht zwar eine Reaction im französischen Sinne, in der Richtung des architektonischen Gartens, sondern in Absicht der Reinigung von allen Irrthümern und Verlehrtheiten, in welche sich der englische Garten verkannt hatte. Repton war es, der erste und bedeutendste unter den englischen Gartenkünstlern gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts, der zum reinen Kunstprincip, wie es Kent theoretisch aufgestellt hatte, zurückging und von allen untergeschobenen sentimentalen Gedanken, von allen Eindringlingen des Modegeschmacks absah. Der Garten sollte eine künstlerische Gestaltung der Landschaft sein, ein Kunstwerk, dessen Kunstmittel seine natürlichen Gebilde in ihren natürlichen Formen wären, Rasen, Blumen, Gesträuche und Bäume nebst Gewässern oder was sonst die Beschaffenheit des Bodens zu künstlerischer Verwerthung darbot.

Indem diese Ansichten nicht bloß in England, sondern alsbald auch auf dem Continent durchdrangen, wurde aus dem englischen Garten der moderne landschaftliche Garten, welche neue Bezeichnung auch Repton bereits gebraucht. Der landschaftliche Garten hat im Grunde dasselbe Kunstprincip wie der englische Garten, nur in gereinigter und berichtigter Anwendung — gereinigt in sofern als er das Ungehörige abweist, berichtigt, weil er der verschiedenen Beschaffenheit der Länder Rechnung trägt. Der englische Garten des achtzehnten Jahrhunderts hat überall in allen Ländern den idyllisch-zahmen, den melancholisch-sanften Charakter der englischen Landschaft zur Voraussetzung, der moderne Stil aber nimmt die Landschaft, wie er sie vorfindet, und gestaltet den Garten nach ihrer Beschaffenheit zu einem Kunstwerk. So ist der landschaftliche Garten ein anderer in der Ebene, ein anderer in wasserreicher Gegend, ein anderer im Hügel- und Gebirgslande, ein anderer nach der Vegetation des Nordens und des Südens, Unterschiede, welche im achtzehnten Jahrhundert verkannt wurden.

Dieses Kunstprincip des Gartens ist offenbar richtig; seine Anhänger irren aber darin, daß sie es bisher für das alleinzig richtige hielten und überall in allen Lagen, mitten in der Stadt wie im freien Felde anwendeten. Sie büßen diesen Irrthum, heute wo der Geschmack sich neuerdings wendet und daran geht, den architektonischen Garten in seine verlorenen Rechte, soweit sie ihm zukommen, wieder einzusetzen.



Die neuesten Criminalfälle in Wien.

Don

Ed. Grafen von Tamezan.

— Wien. —

III.

Stellmacher und Kammerer.

(Schluß.)



Nachdem auf solche Weise alle in dem Geschäftslocale anwesenden Personen zum Verstummen gebracht waren, schritten die drei Thäter dazu, sich der in der Wechselstube vorfindlichen Werthe zu bemächtigen. Die Beute war keine ganz unbeträchtliche, sie betrug 3755 Fl. österr. Währ. in baarem Gelde und ungefähr 4000 Fl. in Werthpapieren verschiedener Art. Während der eine der Strolche diese Dinge aus der offenen Geschäftskasse und den Portefeuilles zusammenraffte, hatte ein anderer sich damit befaßt, die letzten Blätter aus dem Geschäftshauptbuche des Eisert herauszureißen und an dem Richte der Gasflamme zu verbrennen, doch gelang ihm dies nicht, denn in dem Augenblicke, wo er sich dazu anschickte, trat eine Person, welche bei Eisert die Geschäfte einer Bedienerin versah und sich kurz vor der That auf wenige Augenblicke aus dem Locale entfernt hatte, wieder auf dem Wege vom Hofe des Hauses in dasselbe ein und erblickte die drei fremden Männer. Sie stieß zwar einen Schrei aus und veranlaßte dadurch die Thäter zur Flucht auf die Straße hinaus, allein der Schrecken hatte sie nach ihrer Angabe derart gelähmt, daß sie unfähig war, ihnen zu folgen und irgendwie zu ihrer Anhaltung beizutragen. Im Gewühle der menschenerfüllten Straßen gelang es ihnen zu entkommen.

Die behörbliche Commission, die sogleich am Thortorte erschien, fand daselbst auch einen Stift oder Nagel ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, dessen Körper einem im Schuhmachergewerbe verwendeten sog. Leisten nagel entnommen, dessen Kopf aber in einer Art, wie man dies in keinerlei bekann-

werbe oder Handwerk zu gebrauchen pflegt, angelöthet und hergerichtet erschienen. Man nahm diesen Stift zwar in Verwahrung, ohne daß man aber in der Lage gewesen wäre, aus diesem an sich ganz unaufklärlichen Funde damals irgend welche Folgerungen zur Ermittlung der Thäter abzuleiten. Die Bedeutung desselben sollte sich erst in einem späteren Zeitpunkte ergeben.

Die schreckensvolle That, die ich im Vorstehenden zu schildern unternahm, hatte durch die außergewöhnliche Kühnheit der Verübung, durch die unerhörte Grausamkeit der Thäter und die erschütternde Wucht des Unglücks, das da in wenigen Augenblicken eine Frau ihres Gatten, eine Mutter ihrer Kinder beraubt hatte — die Gemüther der Bevölkerung unserer Stadt bis in das Tiefste ergriffen, jedes Herz erfaßt und erbeben gemacht! Wenige Tage vorher hatte eben noch die Entdeckung der Greuelthaten eines Hugo Schent und seiner Genossen die öffentliche Aufmerksamkeit so sehr beschäftigt, und nun überboten die Schrecknisse der neuesten Ereignisse weitaus Alles, was bisher erlebt und gehört worden. Alle Welt befaßte sich nur mit der Frage der Ausforschung der Urheber dieser so furchtbaren Unthat und je länger die Ungewißheit in diesem Punkte andauerte, desto größer war die allgemeine Beunruhigung. Für Jeden, der sich der Einzelheiten des Attentates auf Heilbrunner entsinnen wollte, von dem man schon durch die Verhaftung des Rumißsch wußte, daß es das Werk der anarchistischen Socialisten war, konnte es ziemlich zweifellos sein, daß auch der Ueberfall bei Eiserst des gleichen Ursprunges, vielleicht von denselben Thätern verübt, jedenfalls aber von denselben Köpfen geplant und geleitet sei, so sehr stand die Wahl des Ortes, der Tageszeit, der Vorgang bei der Verübung selbst und insbesondere der ungewöhnliche Einfall, die Blätter des Hauptbuches zu verbrennen, in voller Uebereinstimmung. Doch war mit dieser Gewißheit an sich auch noch wenig gewonnen. Wenige Tage nach der That bemächtigte sich die Behörde zweier übel beleumundeter und schon öfters bestraster Subjecte, Namens Josef Bongracz und Johann Dürschner, gegen welche verschiedene verdacht-erregende Umstände, insbesondere ihre Erwerbslosigkeit und einiger unaufklärlicher Besitz von Geldmitteln vorlagen, allein je weiter die Untersuchung gegen sie vorschritt, desto mehr zerbröckelten sich diese Verdachtsmomente bis zur völligen Haltlosigkeit. Insbesondere war es gewiß, daß man in diesen beiden Individuen es mit Emissären der anarchistischen Partei oder mit Werkzeugen derselben nicht zu thun hatte; es fehlte hierfür durchaus an jedem Zusammenhange. Allerdings ergaben sich bei der Nachforschung nach dem Leben und Treiben dieser zwei Personen gegen sie die Indicien anderweitig verübter Verbrechen und führte dies auch zur Verurtheilung des Bongracz zu mehrjähriger Kerkerstrafe, doch in die Angelegenheit Eiserst war damit noch kein Licht gefallen. Erst nach der Verhaftung Stellmachers am 25. Januar ergab sich der erste Anhaltspunkt, und von diesem aus erhellt sich nach und nach der ganze Sachverhalt in solch überzeugender Weise,

daß es des heute vorliegenden Geständnisses des Anton Kammerer kaum mehr bedurfte, um die Richtigkeit der Annahmen, auf denen die Verurtheilung des Stellmacher wegen des Raubmordes an Eifert beruhte, vollkommen außer Zweifel zu setzen.

Ich gehe daher zu jenen Ereignissen über, welche diese Verhaftung veranlaßten.

Am 25. Januar Morgens zwischen 7 und 8 Uhr begab sich der dem k. k. Polizeiamte Floridsdorf, demselben, bei welchem Concipist Glubel thätig gewesen war, zugewiesene Agent oder Amtsbdiener Ferdinand Blösch von seiner am sogenannten „Mühlschüttel“ gelegenen Wohnung zu seinem Amte. Blösch war ein sehr pfllichteifriger und unerschrockener Mann, der selbst nach der Ermordung Glubels die ihm zuge dachte Ver setzung auf einen andern Dienstposten abgelehnt hatte, und es mag daher wohl sein, daß er sich in früherer Zeit, als Anton Kammerer noch im Bezirke sein Unwesen trieb, durch genaue und intelligente Erfüllung seiner Dienstesobliegenheiten den Haß dieses Gesellen zugezogen hat; im Uebrigen aber konnte sein Einfluß und die Wirkung seiner Amtsthätigkeit doch nur eine seiner untergeordneten Stellung angemessene sein. Der Weg, welchen dieser Mann zurüdzulegen hatte, führte ihn durch eine hinter den Gärten gelegene, mit vielem Gestrüpp bewachsene Vertiefung, eine ehemalige Schottergrube, und hier war es, wo sich ihm plötzlich ein Mann näherte, der schon einige Zeit dort gelauert hatte, ihn bei seinem Namen rief und als Blösch sich umwendete, aus unmittelbarer Nähe einen Revolver schuß auf ihn abgab, welchem noch, auch als der Mann schon zu Boden gestürzt war, sechs weitere Schüsse folgten; einer derselben traf den Kopf des Opfers in absolut tödtlicher Weise, vier die Brust, zwei andere Körperteile. Zeit und Ort dieser That waren, wenn der Thäter gesonnen war, sich durch die Flucht der Ergreifung zu entziehen, nicht klug gewählt, denn zu der erwähnten Stunde war die, wenn auch spärliche Bevölkerung der Umgebung doch schon an ihrem Tagewerte oder auf den angrenzenden Wegen. Die That verlief auch wirklich nicht ohne Augenzeugen; ein Weib hatte den ganzen Vorgang beobachtet, auf ihr Geschrei eilten Leute aus verschiedenen Richtungen herbei, allein Angesichts derselben beugte sich der Thäter noch über den Körper seines Opfers und entnahm ihm ein Notizbuch, eine silberne Uhr und einen Revolver, dann erst begab er sich auf die Flucht. Hier folgten ihm nun eine große Anzahl von Arbeitern, welche sich auch nicht abhalten ließen, als er wiederholt einen Revolver in Anschlag brachte und zu schießen drohte; ja als er schon nahe daran war, ergriffen zu werden, gab er noch zwei Schüsse auf seine Verfolger ab, von denen einer dem Arbeiter Albert Meloun eine schwere Verletzung am Fuße zufügte. Dann aber stürzten sich all' die andern wackern Männer auf ihn und bändigten ihn. Während sie ihn aber zum Polizeiamte zu führen bemüht waren, machte er eine Bewegung mit dem Körper und den Oberarmen, durch welche aus irgend einer Tasche im

Innern seines Rockes eine Art Blechkassette herausgehoben und auf die Erde geworfen wurde. Sie hatte vier zur Zündung bestimmte Oeffnungen und war, wie sich später ergab, mit Dynamit und Bleitugeln gefüllt; eine Explosion konnte aber unter den gegebenen Umständen nicht eintreten, weil diesen Zündlöchern die dazu erforderlichen Zündstifte fehlten. Im Besiz dieses Menschen wurden zwei Revolver, ein Dolsch, eine dazu hergerichtete Feile und nebst einiger Munition auch eine Anzahl von elf Stiften gefunden, wie solche zur Armirung jener Cassette erforderlich gewesen wären. Sein an sich bartloses Gesicht war durch einen künstlich aufgeklebten Bart unkenntlich gemacht.

Sowohl den zuerst einschreitenden Polizeiorganen, als auch später vor dem Untersuchungsrichter verweigerte der Mann jede Auskunft oder Angabe seines Namens, seines Standes, seiner Herkunft oder Vergangenheit, doch war es nicht allzuschwer, aus seinem sehr ausgesprochenen Dialecte und der eigenthümlichen Art der Wortfügung zu schließen, daß er aus irgend einer Gegend Sachsens oder der angrenzenden Lande stammen müsse. Einige andere ziemlich auffällige Eigenheiten seines Gesichtes erleichterten, sobald vor allem einmal sein photographisches Portrait an die Polizeibehörden Deutschlands verschickt worden war, die Enthüllung des von ihm mit großer Beharrlichkeit festgehaltenen Geheimnisses. Hermann Stellmacher, am 25. Mai 1853 zu Grottkau in Preussisch-Schlesien geboren, von Gewerbe Schuhmacher, hatte durch ein Jahr bei dem Königl. sächsischen 2. Grenadier-Regiment Nr. 101 Kaiser Wilhelm als Unteroffizier gedient, hatte sich dann einige Zeit in Dresden aufgehalten, dann aber nach der Schweiz gewendet, wo er bis in die jüngste Zeit mit seiner Frau in Zürich gewohnt hatte. Dort theilte er sich lebhaft an der social-revolutionairen Agitation, besonders durch Verbreitung der Zeitschrift „Freiheit“. Doch spricht es weder für seine Ueberzeugungstreue, noch für den Heroismus seines Charakters — falls man geneigt wäre, ihm einen solchen idealen Zug zuzuschreiben, — daß er noch im Januar 1883 sich nach zwei Seiten hin bemühte, mit der österreichischen und mit der kaiserl. deutschen Regierung Beziehungen anzuknüpfen, welche darauf abzielten, denselben gegen Entgelt Mittheilungen über das geheime Getriebe der Partei und einzelner Personen zuzutragen. Die bezüglichen Briefe d. d. Zürich, 13. Januar 1883 an den österreichischen Gesandten Baron Ottenfels und d. d. 19. Januar an den deutschen Polizei-Inspector A. Kaltenbach in Mülhausen kamen bei der späteren Verhandlung Stellmachers zu seinem großen Leidwesen öffentlich zur Verlesung und all seine verlegenen und stotternden Versuche, die Sache so darzustellen, als habe er dadurch nur diesen Personen eine Falle stellen wollen, um im Interesse seiner Partei hinter angebliche Geheimnisse der Regierungen zu gelangen, scheiterten, abgesehen von der inneren Unvernunft eines solchen Gedankens, an dem ganz klaren und deutlichen Wortlaut dieser Briefe, die eine andere Auslegung gar nicht zulassen, als daß Stellmacher, wenn man sein Anerbieten hätte an-

nehmen wollen, gegen gute Bezahlung auch ganz geneigt gewesen wäre, den Verräther an der „Sache des Volks“ zu spielen. Ich erwähne dieses übrigens für die Thaten dieses Mannes nebensächlichen Zwischenfalles nur deshalb, damit man sich nicht etwa der irrigen Meinung hingebe, man habe es in seiner Person mit einem irregeleiteten, vielleicht durch mißverstandenen Enthusiasmus für eine an sich nicht verwerfliche Idee verführten Fanatiker zu thun, der im guten Glauben für diese Idee zum Märtyrer wurde. Nein, von alledem ist an Hermann Stellmacher nichts zu entdecken; nichts, was ihn über das Niveau eines aus ganz gemeinen und tief verworfenen Antrieben handelnden Verbrechers erheben und etwa an ihm persönlich irgend ein Interesse, sei es auch nur ein lebiglich psychologisches erwecken könnte. Seine natürlichen Geistesanlagen sind ziemlich beschränkte, seine Bildung eine mangelhaftere, als man dies sonst bei Personen, die in der socialistischen Bewegung durch Wort oder That irgend wie hervortraten, gewohnt ist und für die großen und schwierigen Fragen, denen der Socialismus seine Entstehung verdankt, mangelt ihm absolut jedes Verständniß; selbst seine äußere Erscheinung, für welche mancher Reporter aus dem Gerichtssaale ganz gruselige Worte fand, macht einen ganz prosaischen und alltäglichen Eindruck. Er ist stämmig und anscheinend kräftig gebaut, auf einem kurzen breiten Halse sitzt ein breitnochiger Kopf von rohen, ignoblen Umrissen, die Kieferknochen sind eckig und kurz, die Linien des Mundes schwunglos gerade, die Lippen schmal zusammengekniffen, und das Auge düster, also alle Kennzeichen eines graujamen und verhärteten Gemüthes, entschlossener Willenskraft finden sich in diesem Gesichte, weil man weiß, daß die Thaten dieses Mannes auf solche Eigenschaften hindeuten, allein ohne dieses Vortwissen würde man in dieser Physiognomie vielleicht etwas Absonderliches nicht eben entdecken. Sein Verhalten vor Gericht, das kann man zugeben, ist keineswegs ein unzumuthmäßiges für einen Menschen, der einer schweren Anklage zu begegnen hat, und würde, wenn es unter der großen Menge anderer Verbrecher Anklang und Nachahmung fände, die Criminalrechtspflege nicht unbeträchtlich erschweren, allein da das bloße stete Negiren und das consequente Ablehnen jeder Antwort auf jede verhängliche und folgenschwere Frage nichts als ein genügendes Maß von Starrsinn erheischt, welchen zu beugen die moderne Gesetzgebung dem Criminalrichter nicht gestattet, so ist damit allein auch noch kein Beweis besonderer geistiger Ueberlegenheit gegeben.

Ich habe bereits erwähnt, daß Stellmacher seine Betheiligung an dem Attentat bei Eisert am 10. Januar stets in Abrede stellt, ein Verhalten, welches im Grunde genommen, wenn er die Grundsätze seiner Partei ganz in sich aufgenommen hätte und sich voll dazu bekennen wollte, als inconsequent bezeichnet werden muß, da ja diese Partei jederzeit das, was die moderne Gesetzgebung der heutigen Staatsordnung als Raub und Mord kennzeichnet, als ein statthafteß Mittel zur Förderung der Parteizwecke erklärt hat. Kammerer verfuhr in dieser Beziehung logischer, er giebt diese That zu und

unternimmt es, sie aus den principiellen Anschauungen seiner Gesinnungs-
genossen zu rechtfertigen, indem er erklärt, sie befänden sich im Kriege mit der
heutigen Gesellschaft und in diesem seien alle Mittel erlaubt, die zur Zerstörung
derselben führen. Stellmacher erschien aber desungeachtet bei der am 9. und
10. Juni durchgeführten Verhandlung als auch dieser That angeklagt, wobei
gegen ihn geltend gemacht wurde, daß er erwiesener Maßen am 5. oder
6. Januar Zürich verlassen hatte, über seinen Aufenthalt von da an bis zum
12. jede Aufklärung ohne rechtfertigende Gründe verweigerte, daß ferner am
Thatorte bei Eifert der oben erwähnte Zündstift gefunden worden war, zu
welchem die ergänzenden elf andern von absolut gleicher Beschaffenheit bei
seiner Verhaftung in seinem Besitze vorlagen, sowie einige andere unter-
stützende Umstände. Durch die Angaben Kammerers, die seither
bekannt wurden, ist nun allerdings zweifellos festgestellt, daß beide
am 8. Januar, der eine von Ostrau, der andere aus der Schweiz, zum
Zwecke der Verübung der That an der Familie Eifert in Wien sich zu-
sammenfanden, daß hiebei noch ein dritter Genosse, den Kammerer wohl äußerlich
beschreibt, ohne ihn aber näher zu bezeichnen oder zu benennen, theilhaftig
war, daß jeder der drei Verbündeten eine mit vier Zündstiften zu montirende
Flechtcassette mit Dynamitladung bei sich trug, zu denen eben jene öfters er-
wähnten 12 eigenartig geformten Nügel bestimmt waren, und daß sie nun,
derart ausgerüstet, am 10. Januar das Local Eiferts betraten. Kammerer
gesteht, Eifert angegriffen und in der oben geschilderten Weise getödtet zu
haben, indeß Stellmacher die beiden Knaben und die Lehrerin Berger, auf
deren Anwesenheit sie nicht gefaßt gewesen, niedergestreckt habe. Die ge-
raubten Werthpapiere übersendete Kammerer, wie dies inzwischen schon hervor-
gekommen war, nach Pest an die Redaction eines dort erscheinenden radicalen
Arbeiterblattes, wo mehrere Personen, wie Salomon Blau, ein Buchhalter
Julius Fried, ein Hermann Prager, wegen der Veräußerung derselben in
behörbliche Untersuchung geriethen.

Was die Ermordung Blöchs anbelangt, so giebt Anton Kammerer zu,
daß der Gedanke dazu von ihm ausgegangen sei und er habe sich auch nach
Wien in der Absicht begeben, die That selbst auszuführen, allein er sei kurz
vorher erkrankt und so habe Stellmacher, dem er die hierzu erforderlichen
Anleitungen gegeben und insbesondere den Agenten Blöch erst gezeigt habe,
es übernommen, Blöch „aus dem Wege zu räumen“.

Stellmachers Benehmen bei der Verhandlung bot wenig interessante
Momente dar, er machte durchwegs den Eindruck eines recht flachen, an sich
bedeutungslosen Menschen, der sich des Zusammenhanges seiner That mit
den großen, zeitbewegenden Fragen der Gegenwart gar nicht bewußt ist,
gerade nur befähigt, eine brutale Gewaltthat mit der Geschicklichkeit eines
Schlächters zu begehen. Allerdings erklärte er sich zunächst als Atheist, wie
dies ja bei einem richtigen Socialisten, wenigstens in Deutschland, wo man
alles mit gewohnter Gründlichkeit ansaßt, unbedingt sein muß, doch wurde

ihm die Gelegenheit, die Nichtexistenz eines Gottes auch gleich zu beweisen, glücklicher Weise erspart. Dann brachte er aus schriftlichen Aufzeichnungen, die er in der Haftzelle vorbereitet hatte und auf die er offenbar große Stücke hielt, einige Sätze über das „nothwendige Eigenthum“ im Gegensatz zu einem „nicht nothwendigen Eigenthum“ vor, und meinte, die Socialisten kämpfen für das erstere und verwerfen das letztere — allein bald brach er diese confusen Erörterungen ab und ließ sich zur Sache selbst vernehmen, nicht ohne auch da jene Fragen, die ihm nicht behagen mochten, abzulehnen. Er stellte in Abrede, daß er sich der Uhr, des Revolvers und des Notizbuches des Blösch in diebischer Absicht, d. h. nach österreichischem Gesetze in der Absicht, sich durch Entziehung dieser Effecten zu bereichern, bemächtigt habe, und wollte dieses Vergehen damit erklären, daß er hieburch das Attentat an Blösch als die That eines auf gemeinen Raub ausgehenden Thäters erscheinen lassen und dadurch die behörblichen Nachforschungen von den Männern seiner Partei ablenken wollte. Man konnte ihm jedoch gerade da mit Recht entgegenhalten, daß ja seine Partei eben ein besonderes Interesse daran haben mußte, die Ermordung eines Polizeiorgans als einen Beweis ihrer Stärke und ihres Muthes gelten zu lassen und die herrschenden Klassen der Gesellschaft eben durch ein so furchtbares Symptom ihrer Lebenskraft zu terrorisiren, welcher Zweck durch die Annahme eines andern Motivs entspringenden Raubes doch vereitelt worden wäre. Er leugnete auch, daß er nach seiner Ergreifung die Dynamit-Cassette absichtlich, um seine Gegner zu vernichten, zu Boden geworfen habe, allein auch hier sprechen die Umstände dafür, daß er sich der Annahme zuneigte, es könne dieses Gefäß, auch wenn es nicht gehörig montirt sei, doch durch das Aufsprallen auf einen Stein zur Explosion gelangen, wie dies auch durch das Gutachten der herangezogenen Sachverständigen für möglich erklärt wurde.

Hermann Stellmacher wurde nach durchgeführter Verhandlung sowohl der Mitwirkung an der Ermordung der Mitglieder der Familie Eisert, als auch des Meuchelmordes an Ferdinand Blösch und der andern hiermit concurrirenden Handlungen an Frau Caroline Berger und dem Albert Meloun schuldig erkannt und nach dem Wortlaute des in Oesterreich geltenden Strafgesetzes, in welchem für den gegebenen Fall die Todesstrafe eine absolut gebotene ist, zum Tode durch den Strang verurtheilt, welche Strafe auch innerhalb der Mauern des Gefängnisses an ihm am 8. August 1884 vollzogen wurde.

Ich muß der Vollständigkeit halber auch noch jener Geschehnisse erwähnen, welche sich inzwischen während der Dauer des Untersuchungsverfahrens gegen Stellmacher noch mit seinem Genossen Kammerer zugetragen hatten.

Durch verschiedene Vorkommnisse war die Behörde in Wien unterrichtet, daß sich Kammerer im December und Januar in Wien aufgehalten habe; mehrere Arbeitsgenossen aus früherer Zeit und ein Kleiderhändler, der ihn

seit Langem kannte und bei dem er sich am Tage nach dem Attentate Eifert, am 11. Januar, um 20 fl. mit neuen Kleidern versehen hatte, sprachen mit ihm, ein Mann Namens Poppenwimmer war zugegen, wie er zwei Pakete, in Zeitungspapier eingewickelt, nach Pest absendete, allein nach dem Attentate an Blöck war er aus Wien verschwunden und alle Nachforschungen nach ihm blieben vergeblich. Erst gegen Ende Februar wurde wieder mitgetheilt, daß Kammerer in Wien sei, und man schritt am 28. Februar zu seiner Verhaftung; es gelang ihm aber, die Flucht auf der Straße zu ergreifen und während derselben noch drei Wachorgane, die ihn nebst einer großen Menge anderer Menschen verfolgten, durch Revolvergeschüsse mehr oder minder schwer zu verletzen.

Da er als Deserteur wegen aller gegen ihn vorliegenden Anklagen der Judicatur des k. k. Militärgerichtes untersteht, wurde er diesem zum weitem Verfahren übergeben.

Somit wäre die Schilderung aller jener erschütternden Ereignisse beendet, welche in dem Zeitraum von etwa zwei Monaten in rascher Aufeinanderfolge im Umkreise unserer Stadt sich zugetragen haben; dunkel und unaufgeklärt zunächst nach ihrem Ursprunge, ihren Motiven und ihren Zwecken und darum die Gemüther der Bevölkerung empörend und beängstigend; dann aber, seit man die Menschen und die Sache erkennen konnte, als sich über That und Thäter Licht und Klarheit verbreitete, wenig mehr als ein flüchtiges Interesse erregend, so gänzlich fremd und ferne stand das alles der Denkart und Anschauungsweise unseres Volkes gegenüber. Die Staatsverwaltung hat durch außerordentliche legislative Maßregeln, durch eine theilweise Suspension gewisser verfassungsmäßiger Rechte die äußere Ruhe wieder hergestellt und auch den erschrocken Gemüthern der ordnungsliebenden Staatsbewohner das Gefühl der Ruhe und Sicherheit zum Danke aller wiedergegeben. Allein es ist leicht einzusehen, daß, so geboten und zweckgemäß auch diese Vorkehrungen ohne Zweifel waren, dadurch doch nur ein Heilmittel für die excessiven Erscheinungen des Augenblicks gegeben sein konnte, die Frage aber nach dem Uebel selbst, dem diese Symptome ihren Ursprung verdanken, nicht gelöst wurde und auch nicht gelöst werden wollte.

Diese Frage nun ist eine solche, welche nicht nur das sorgenschwere Haupt eines jeden Staatsmannes, in Europa wenigstens, mit ihren vielfachen Räthseln und Zweifeln erfüllt, sondern auch die Brust eines jeden Menschen, dem an dem Wohle und Gedeihen der Menschheit, an Sitte und Cultur etwas gelegen ist, voll und andauernd bewegen muß. Sie ist, wie ich glaube, die Frage, mit der sich die nächste Generation im modernen Staate zu beschäftigen haben wird, und darum wird man es vielleicht gerechtfertigt oder doch verzeihlich finden, wenn ich die betrübende Erzählung der Gefahren und des Unglücks, die schon über uns hereingebrochen sind, nicht abschließe, ohne auch durch einige Betrachtungen zum Verständnisse

ihrer Entstehung und ihrer Bedeutung beizutragen. Für jene, die sich mit diesem schwierigsten Theile der heutigen Staatswissenschaft befassen, werde ich gewiß etwas Neues zu sagen mich nicht vermessen; vielleicht aber können mir noch immer einige der zahlreichen Leser dieser Blätter ihre Aufmerksamkeit schenken.

Rückblicke.

Man hört und liest recht häufig den Satz: Die sociale Frage sei so alt, wie das Menschengeschlecht. Es ist das eine oberflächliche Phrase, wie so viele sonst auch die Lust durchschwirren und gläubig nachgesagt werden. Man glaubt sich damit der Aufgabe enthoben, der Frage näher zu treten, indem man meint, daß, da sie doch seit jeher bestand und bis heute nicht gelöst ist, die Menschheit aber doch unentwegt ihren erhabenen Entwicklungsgang fortsetzte, so bedürfe es auch heute einer Lösung nicht und damit giebt man sich zufrieden. Doch liegt dem Satze ein Irrthum zu Grunde. Armuth und Elend, Ungleichheit der Stände und der Lebensbedingungen des Einzelnen haben seit jeher bestanden und bestehen noch heute in ganzen Welttheilen, ohne daß daraus eine sociale Frage entstand oder heute entspringt; die entsteht erst in dem Augenblicke, wo ein Fragender aufsteht und die Untersuchung aufstellt, ob dieser Zustand der Dinge auch wirklich ein unabweislich gebotener sei, ob es so sein müsse? Das Alterthum, das auf dem Princip der starren Staatsgewalt, und das europäische Mittelalter, das auf dem Princip religiöser Anschauung beruhte, sie kannten eine sociale Frage nicht und jene Staaten, die noch heute auf solcher Basis stehen, kennen eben so wenig die Bedrängnisse dieses Begriffes. Für uns aber, womit ich die modernen Staaten Europas bezeichnen möchte, ist die sociale Frage mit und durch die französische Revolution von 1789 geboren und im Verlaufe der spätern Jahrzehnte auf demselben Schauplatze groß gezogen worden.

Es ist zu einem Lehrsatze des modernen Liberalismus geworden, so sehr, daß man durch einen Widerspruch sich vielleicht dem Anathema aller freisinnig denkenden Menschen preisgiebt, die Epoche der großen Revolution von 1789 mit begeisterten Worten zu preisen, und gerade heute, wo man sich zu einer Säcularfeier der damaligen Ereignisse vorbereitet, begegnet man solchen Hymnen und Verherrlichungen in jedem Leitartikel. Ich bin weit entfernt, hieran etwa eine nörgelnde Kritik zu üben und anerkenne ohne Weiteres, daß man ganz berechtigt ist, jene Zeit als die glorreiche Epoche der Geburt der politischen Gleichberechtigung aller Staatsbürger, der Emancipation der Geister aus der düstern Knechtschaft früherer Jahrhunderte, als die Morgenröthe einer neuen Zeit zu begrüßen und zu besingen. Mein ohne irgend einer politischen Partei anzugehören und lediglich von dem Standpunkte, den ich in der gegenwärtigen acuten Frage des socialen

Problems festhalten muß, glaube ich zwei Thatfachen constatiren zu dürfen, die mir unleugbar scheinen. Zunächst die, daß dieses große historische Ereigniß seine Ziele und Wirkungen nicht auf die Erringung politischer Rechte und Freiheiten allein beschränken konnte, wollte es nicht sogleich seinen ur-eigensten Principien untreu werden, sondern daß es, indem es Glaubensfreiheit und Freiheit des Wortes und der Rede für Jedermann erstehen ließ, damit in der That alle bisherigen historischen Grundlagen des Staates und der Regierungsform in Frage stellte. Diese Grundlagen und Formen wurden auch zerstört und man ist übereingekommen, daß dies zu billigen sei. Ich rüttle daran nicht, muß aber hervorheben, daß nicht abzusehen ist, an welchem Punkte nun in diesem Kampfe zwischen dem geschichtlich Gewordenen und dem vom freien Gedanken Postulirten eine Schranke gezogen werden konnte und mit welchem Rechte man überhaupt eine solche zu ziehen unternehmen durfte? Meine zweite sehr fatale Thatfache, die man mir aber bei einiger Aufrichtigkeit auch zuzugeslehen nicht umhin kann, ist die, daß die Mittel, welche man zu jener Zeit zur Erringung der politischen Emancipation angewendet hat, aus dem Gesichtspunkte des damals geltenden Staats- und Privatrechtes durchaus illegale waren, die gewiß, wenn die Staatsobrigkeit die Macht dazu gehabt hätte, von irgend einem königlichen Procureur als Aufruhr, öffentliche Gewaltthätigkeit, Raub oder Erpressung durch Plünderung oder durch Zerstörung öffentlicher Gebäude zur Ahndung herangezogen worden wären. Ich will hierbei keineswegs die Hinrichtung der königlichen Familie und die Thaten der Schreckensmänner oder der Septembriseurs betont haben, die ja wohl noch Niemand offen zu billigen oder anzupreisen unternommen hat; allein auch all' die vorhergegangenen Geburtswunden der neuen Aera waren, wenn man sie mit dem Auge des Richters betrachtet, strafbare Acte, deren Sühne nur ausblieb, weil Niemand die Kraft besaß, diese Sühne herbeizuführen.

Wie kam es nun, daß man sich in der That mit den so sehr gepriesenen Errungenschaften politischer Natur nicht zufrieden gab und vor der Umgestaltung der äußeren Formen der Regierungsgewalt, so gründlich sie auch sein mochte, nicht bereitwillig Halt machte, sondern unaufhaltsam weiter-schritt und nun auch zu untersuchen und zu bezweifeln begann, ob denn die Rechtsformen und der Rechtszustand, in denen sich innerhalb des Staates die Gesellschaft befand und gesichert wähnte, über alle Kritik erhaben, vor jeder Umwandlung zum Bessern gefeit seien? Und von welcher Seite ging diese Prüfung aus? Welcher Gedankengang war hierbei der leitende?

Das Volk, das die Revolution gemacht hatte, war dadurch zur Erkenntniß seiner Kraft, seiner Macht gelangt, es hatte zerstört und vernichtet, was ihm mißfiel, ausgerichtet und anbefohlen, wonach sein Herz begehrte; es hatte dem Königthume ein Ende gemacht und auch die Absehung Gottes

decretirt, und alles dies wurde ihm als sein gutes Recht zuerkannt und als erhabene That gepriesen. Hiermit waren gewiß die beiden früheren Grundlagen des Staatsbestandes, die Rechtsbegriffe der alten Zeit und die religiöse Lebensauffassung des Mittelalters entschieden beseitigt und eine neue Zeit inaugurirt, in der es Jedem, der dazu Lust und Fähigkeit besaß, freistand, auch noch weiter zu gehen, wenn er irgend etwas Mißfälliges und der Reform Bedürftiges im öffentlichen Leben gefunden zu haben glaubte.

Es fehlte auch alsbald nicht an einzelnen vordenkenden Köpfen, die von diesem Rechte Gebrauch machten, vorerst allerdings nur in der Theorie. Sie machten die Wahrnehmung, daß die neuerlangten politischen Rechte an sich für die große Menge des Volkes werthlos seien, weil sich die Lage desselben durch deren Besitz um gar nichts verändert hatte; daß die „Freiheit“, die man stets im Munde führte und die man nur als das Recht, unter selbstgeschaffenen Gesetzen zu leben, definirte, zwar die „Souveränität des Volkes“ geschaffen habe, im übrigen aber doch nur einem Theile desselben zugefallen sei, daß endlich die „Gleichheit“ Aller, worunter man damals schon und bis zum heutigen Tage weislich bloß die Gleichberechtigung aller Staatsbürger vor dem Gesetze verstand, insoweit nur ein leeres Wort bleiben müsse, als nicht auch jedem Staatsbürger die reelle Möglichkeit geboten sei, sich und seine Existenz vor diesem Gesetze voll und ganz zur Geltung zu bringen. Vor Allem aber wendete man in Folge der vollständigen Emancipation der Geister, welche auf philosophischem Gebiete schon lange vorher durch Rousseau, Voltaire, Diderot und ihre Zeitgenossen vorbereitet und zu deren praktischer Bethätigung nun die Bahn freigegeben war, sein Auge von den Idealen der Vergangenheit ab und neuen Zielen zu. Bisher hatte das Menschengeschlecht in treuer Anlehnung an die Grundlehren des Christenthums und die daraus erspriessenden Anschauungen den Zusammenhang seines tiefsten Wesens und seines Daseinszweckes mit dem Gottesbegriffe gesucht; seit den Kreuzzügen hatten durch Jahrhunderte hindurch in so vielen blutigen Religionskriegen bis zum Frieden von Westfalen die religiösen Fragen am meisten die Kraft, den Opfermuth, ja das Leben der Völker in Anspruch genommen. Niemand dachte daran, das ersehnte Glück des einzelnen Menschen und das letzte Ziel, den Endzweck der Bestimmung des Menschengeschlechtes etwa nur innerhalb der zeitlichen Grenzen des irdischen Lebenslaufes zu erblicken oder zu suchen. Das Denken der größten Geister war dem ewig unerforschten und doch immer wieder in Angriff genommenen Probleme des Jenseits zugewendet; die Bedingungen des irdischen Daseins nahm man als ein unabänderlich Gebotenes hin, ohne ihre Berechtigung weiter zu prüfen. Dieser Resignation des Intellekts hatte schon die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts zum Theil ein Ende gemacht; die Freiheit, deren sich die Geister nach den Stürmen der großen Umwälzung der neunziger Jahre erfreuten, war mit solcher Be-

schränkung vollständig unvereinbar. Man begann das Geschick und den Daseinszweck des Menschengeschlechtes nun auch von dem Gesichtspunkte der lediglich irdischen oder materiellen Existenz in's Auge zu fassen; man begann von diesem Punkte aus das gesammte Staatswesen, das ganze bisher gültig gewesene Recht, die Beziehungen des Einzelnen zum Staatskörper und zur gesellschaftlichen Allgemeinheit einer Prüfung zu unterziehen und man ging hiebei mit einer Gründlichkeit und damals noch theoretischen Energie an's Werk, die jener der Reformatoren auf politischem Gebiete nichts nachgab. Sobald man aber auf diesem Wege, auf welchem sich den Dahinschreitenden eben nichts mehr als Hinderniß entgegen stellen konnte, zu der Auffassung gelangte, daß nur die höchste Entwicklung aller geistigen und körperlichen Fähigkeiten des Menschen innerhalb seines zeitlichen Daseins der letzte und zugleich schönste Endzweck der Schöpfung sei, daß in dem möglichst erreichbaren Ausmaße physischen und psychischen Wohlfseins das Geheimniß des menschlichen Glückes gelegen sei — mußte man auch zu der Forderung gelangen, daß der Staat oder vielmehr die Gesellschaft in demselben verpflichtet und dem entsprechend zu organisiren sei, jedem einzelnen Mitgliede der Gesellschaft auch die gleichen Vorbedingungen zur Erreichung jenes Zieles zu gewähren. Dazu konnte die überall gewährleistete und heute schon ganz selbstverständliche Gleichheit Aller vor dem Gesetze nicht genügen, denn diese beseitigte ja nur die früher bestandene Rechtsungleichheit, ließ aber die Ungleichheit der ökonomischen oder realen Prämissen des Einzelnen unberührt. Wollte man diese beheben, so stieß man zunächst an die Schranke, welche die allerdings Jahrtausende alten Rechtsbegriffe über Besitz und Eigenthum einem solchen Bestreben entgegenstellten, und so wendete sich der Föderkrieg der Streitenden vor Allem gegen diese beiden, bisher für unerschütterlich gehaltenen Bollwerke der bestehenden Gesellschaftsform; zuerst in der rohen und sinnwidrigen Form einer allgemeinen Vertheilung aller vorhandenen Werthe unter alle Staatseinwohner zu gleichen Theilen, wie sie Babeuf mit dem ganzen Ungeflüm eines professionsmäßigen Revolutionärs forderte; später, als man einsehen lernte, daß vom Tage einer solchen Vertheilung durch die Verschiedenheit der Verwendung und der Fruchtbarmachung eines solchen individuellen Besitzes doch wieder die Ungleichheit des Besitzes emporsteine und allmählig wachsen würde, in andern etwas verfeinerten, dafür aber desto einschneidenderen Formen, die ich später vielleicht noch mit einigen Worten zu berühren Anlaß haben werde.

Bei consequenter Entwicklung dieser Gedanken mußte man aber bald zu der Ueberzeugung gelangen, daß es, wenn auch das Maß des Besitzes des Einzelnen und sein Recht, darüber nach Ermessen zu verfügen, noch so sehr beschränkt, doch noch immer zwei Factoren geben würde, aus denen die so sehr verpönte Ungleichheit des Besitzes oder der Mittel zur Erreichung des erstrebten Lebenszieles immer wieder von Neuem entstehen mußte. Das Institut der Familie, auf welchem nach allen zu irgend einer Zeit geltenden Be-

griffen die Gesellschaft und der ganze Aufbau menschlicher Gemeinschaft wie auf einer ehernen und ewigen Basis beruht, bringt es mit sich, daß die Arbeit, die Fürsorge, der Fleiß der Väter den Kindern zu Gute kommt, ja daß das Wohl dieser zum edelsten Motive für jene wird. Wer aber, wie man heute zu sagen pflegt, in der Wahl seiner Eltern vorsichtig war, hat schon bei seiner Geburt alle seine Zeitgenossen, denen solches Glück in der Wahl versagt war, weitaus überflügelt, denn er besitzt schon in der Wiege, wonach jene erst ringen und streben müssen. Diese Betrachtung führt zur Abschaffung des Erbrechts und zwar, wenn man die Sache durchgreifend behandeln will, nicht etwa bloß zur Abschaffung des Erbrechts für die Seitenverwandten des sterbenden Besitzers, sondern auch für dessen directe und legitime Descendenz. Gewisse socialistische Theoretiker können sich die schmerzlichen Wirkungen dieser Folgerung aus ihren ersten Prämissen nicht verhehlen und suchen daran umsonst zu mäkeln, einzuschränken und zu verclausuliren, sie müssen schließlich, wenn sie Stand halten, auch diese Farbe bekennen.

Der zweite Factor, von dem ich sprach, liegt in der Ungleichheit der Erwerbsfähigkeit, welche durch die Ungleichheit der intellectuellen Entwicklung der natürlichen Anlagen des Einzelnen herbeigeführt wird. Denn wer mehr gelernt, sich mehr Wissen, mehr Fertigkeiten angeeignet hat, wird ohne Zweifel rascher, leichter und in höherem Maße erwerben, schneller zum Besitz gelangen, als der Bildungslose und Ununterrichtete, ja jener wird sich vielleicht gar zum Führer, zum Leiter, also zum Herrscher über diesen emporzuschwingen können. Das führt zu der weiteren Forderung, daß Bildung und Unterricht für alle aufwachsenden Bürger des Staates unbedingt gleich sein müssen. Ob es möglich sein würde, dieses gleiche geistige Niveau für alle im Schoße der neuen Gesellschaft Geborenen auch ohne Rücksicht auf die geistige Begabung des Einen, auf die vielleicht physisch gegebene Unfähigkeit des Anderen auch wirklich herzustellen und zu erhalten, will ich hier unberührt lassen; ich betone nur, daß man zu obigem Zwecke die Ob Sorge für die Erziehung und den Unterricht des Kindes nicht dem Ermessen, dem Willen und Können der Eltern überlassen darf, sondern daß auch hier die Gesellschaft oder der Staat allein regelnd und befehlend eingreifen und thätig sein muß. Ich stelle es hiebei dem Nachdenken des Lesers anheim, ob nach Abschaffung des Erbrechtes und der Erziehungsgewalt des Vaters, womit ihm die Möglichkeit entzogen ist, irgend einen Besitz, sei es ein materieller oder ein geistiger, auf seine Kinder zu übertragen, noch irgend eine der Grundbedingungen des heutigen Begriffs der Familie aufrecht bleibt?

Alle diese schwindelnden Theorien sind nicht etwa ein Product des Denkens oder der Arbeit jener Personen, welche uns heute als Vorkämpfer des Socialismus bekannt sind; sie sind ein Erbstück, das sie mit mehr oder minder Verständniß von jenen freilich viel ernstern und achtungswertheren

Geistern überkommen haben, die sich seit dem Beginn des 19. Jahrhunderts in Frankreich mit diesen Problemen beschäftigt, zum Theil wirklich ein ganzes langes Menschenleben hindurch in gutem Glauben und mit ehrlicher Begeisterung auf diesem Wege das Wohl und das Glück des Menschengeschlechtes gesucht haben. Wer kennt nicht die Namen eines Grafen St. Simon, eines Victor Considérant, eines Fourier, eines P. J. Proudhon endlich; wer erinnert sich nicht der Kämpfe des Abbé Delamennais mit der römischen Curie, der grotesken Träume und Ideale, in denen man der erstaunten Mittwelt das Bild der zukünftigen Gesellschaft, in Phalangen zu je 2000 Menschen auf je eine Quadratmeile mit einem Unarch an der Spitze gedrillt und eingetheilt vorführte, ein Bild, das zum Lächeln reizen mußte, wenn man nicht wußte, daß ganze Generationen von Menschen daran gezehrt und geglaubt haben — eine lange Kette schmerzlicher, aber doch nur abstracter Verirrungen! Der Wust der Vergessenheit bedeckt die dickleibigen Wände, in denen diese Männer und ihre Schüler die Frucht ihrer Bemühungen niedergelegt haben. Wie sehr sie sich alle noch von ihren heutigen Jüngern unterschieden, geht schon aus der Thatsache hervor, daß St. Simon und der hervorragendste seiner Anhänger, Bazard, noch immer die Religion als Grundlage der Staatsmacht bezeichneten und sich bemühten, eine neue theistische Lehre an die Stelle des „veralteten“ Christenthums zu setzen; daß Considérant und Pierre Leroux als Ausgangspunkt ihres Systems die Gottheit als thätiges und bewegendes Princip statuirten, daß endlich Lamennais trotz seines heftigen Widerstreites mit der päpstlichen Hierarchie doch niemals zugab, sich vom Boden der katholischen Kirche getrennt zu haben.

Es währte aber nicht lange, so verließen die Vorkämpfer dieser Richtung den Standpunkt ihrer Vorgänger. Schon Proudhon gelangte zu der Ueberzeugung, daß die Abschaffung des persönlichen Besizes und des Eigenthums, der Familie — wenigstens in ihrem bisherigen rechtlichen Begriffe — der Ehe, als einer Beschränkung des Rechtes der Geschlechter zu freier Vereinigung, des Erbrechtes, der Erziehung u. s. w. auch zu dem strengsten Verbote irgend einer selbstthätigen Entwicklung und Ausgestaltung des Individuums im Staate führen müsse, daß also die in solchem Sinne aufgefaßte Gleichheit in ihren letzten Consequenzen die Freiheit tödten und in einer bisher nie gesehenen Despotie begraben müsse. Und in der That ist es ganz einleuchtend, daß eine Gesellschaft, welche auf den eben erörterten Grundlagen in was immer für einer Staatsform aufgebaut wäre, alsbald unter dem furchtbaren Drucke einer Unmasse von draconischen Gesetzen erliegen müßte. Denn wenn man heute im modernen Staate es als eine berechnigte Forderung der bürgerlichen Freiheit — deren Beschränkung oft viel empfindlicher das tägliche Leben in allen seinen Einzelheiten bedrücken kann, als jene der politischen — betont, daß die Staatsverwaltung in die Sphäre des einzelnen Bürgers möglichst wenig eingreife, und wenn man gerade auf diesem Gebiete häufig über allzu ausgedehnte Bevormundung

lagen hört, so ist es zweifellos, daß eben der von den Socialisten auch der zahlsten Färbung geträumte Staat geradezu alles, jede Regung, jede Bewegung und jede Thätigkeit des Einzelnen strengstens regeln und bewachen, die genaue Beachtung seiner Vorschriften unerbittlich erzwingen, jede Ueberschreitung derselben mit großem Nachdruck wird bestrafen müssen, weil durch die geringste Abweichung des Einzelnen von den vorgeschriebenen Bahnen schon die ganze ökonomische und somit auch sociale Grundlage der Gemeinschaft bedroht und erschüttert würde. Man muß sich gegenwärtig halten, daß in jener vermeintlich so wünschenswerthen Zukunft der Staat oder die Gemeinschaft oder wie man immer das Allgemeine im Gegensatz zum Einzelnen benennen mag, Alles sein, Alles thun und Alles besorgen muß, nichts dem Belieben des Einzelnen überlassen darf. Er wird der Besitzer und Verwalter alles unbeweglichen Grund und Bodens und der damit verbundenen Wohnhäuser und sonstigen Gebäude sein, denn in Ansehung aller dieser Werthe ist es ja ganz ausgemacht und unbestritten, daß ein Privateigenthum, privater Besitz oder Betrieb nicht zulässig sei, weil er ja zur Verkürzung der davon ausgeschlossenen Mehrzahl führen würde; die Gemeinschaft wird aber auch den Betrieb aller wie immer gearteten Fabriks- und sonstiger industrieller Unternehmungen im Namen und auf Rechnung Aller übernehmen; die Vermittelung der erzeugten Werthe vom Orte der Erzeugung zu den Consumenten, was man heute Handel nennt, wird Sache der Gemeinschaft sein, denn der Socialist kann den Betrieb eines solchen Geschäfts, das wieder zu privatem Besitze und zur allmäligen Bereicherung des Einzelnen führen würde, diesen nicht gestatten, ja er verdammt den Begriff des Handelns als einen öffentlich concessionirten „Betrug“, als „unerlaubten Trödel mit angehäuften Werthen“ u. dgl.

Ich halte mit der weitem Verfolgung dieser Gedankenrichtung hier ein, weil ich nur die Andeutung geben wollte, daß unter den vom Socialismus gebotenen Voraussetzungen für das, was man bisher für „Freiheit“ im Staatsleben gehalten hat, unbedingt keinerlei Raum vorhanden sein wird. Ob auf diesem durchaus nur durch die größte Tyrannei aufrecht zu erhaltenen Wege das Ideal der allgemeinen socialen Gleichheit erreicht und festgebannt werden könne, überlasse ich der Beurtheilung jenes Lesers, der sich die Mühe nehmen will, die Consequenzen einer derartigen gesellschaftlichen Organisation auf alle die tausendfältigen Prozesse des modernen Lebens auszudenken. Proudhon hat aber, wie ich oben erwähnt habe, für sich diese Consequenzen gezogen und erkannt, daß das Gemeinwesen der socialistischen Zukunft, wie man es bis dahin begrifflich construirt hatte, nichts anderes als die unerträglichste Sklaverei eines jeden lebenden Wesens sein werde, daß jedes Mitglied der Gesellschaft sein ganzes Leben hindurch unter den Fesseln der tausendfachen Geseze und Verordnungen schmachten, fortwährend von den Argusaugen der gegen ihn aufgestellten Wächter, Verwalter und Controlorgane bewacht sein würde. Es wäre nun vielleicht begreiflich ge-

wesen, wenn er, zu dieser Erkenntniß gelangt, auf diesem bisher verfolgten Wege umgekehrt und seinen Anhängern verkündet hätte, daß das Fortschreiten, das Beharren auf den bisher verfolgten Prämissen die angeblich unfreie und geknechtete Menschheit nur aus dem Regen in die Traufe treiben könne. Allein solch gesunde Einsicht ist doch von einem rechten französischen Revolutionär nicht zu erwarten; er scheute vielmehr nicht davor zurück, auch noch den letzten Schritt oder Sprung in's Leere zu thun und erfand den Begriff „Anarchisme“. Anarchismus als Regierungsform, wohl verstanden, oder weil das doch zwei einander zu sehr widerstrebende Worte sind, so erklärt er sein Wort des nähern dahin, daß darunter die absolute Abwesenheit irgend einer herrschenden Gewalt oder Autorität, gänzliche Freiheit des Individuums ohne Unterwerfung unter den Willen oder das Gebot eines Anderen, absolute Gleichheit und Gleichstellung Aller und somit völlige Aufhebung jeder Staatsform und einheitloses Nebeneinanderstehen der Persönlichkeiten — zu verstehen sei.

Einen weiteren Schritt hat die Theorie der socialen Reform in dieser Richtung seither nicht gemacht und konnte ihn auch füglich nicht machen, da sie ja alle ihr mögliche Arbeit vollbracht hatte. Das bisher als positiv Geltende war hinweggeräumt und das Negative, das sie an dessen Stelle gesetzt, vermochte sie nicht zu gestalten und in irgend wie erkennbare Formen zu gießen, da es sich seinem Wesen nach jedem Erfassen und Festhalten entzieht. Man schritt daher in Frankreich, oder, um es genauer zu sagen, in seiner Hauptstadt allmählich dazu, die socialen Probleme auf praktischem Wege nach dem Sinne der Partei zu lösen. Schon die verschiedenen kleineren Aufstände in der Zeit von 1830 bis 1848, welche in der Person Louis Blancs ihren Geschichtsschreiber gefunden haben, hatten einen entschieden socialistischen Anstrich; noch mehr war dies in den Junikämpfen des Jahres 1848 der Fall. Die damalige Regierung des Landes war gezwungen, das „Recht auf Arbeit“ als verfassungsmäßig garantirtes Princip aufzunehmen und „Nationalwerkstätten“ zu errichten, die allerdings nur sehr unnütze Arbeit thaten. Endlich erblickten wir in dem Aufstand der „Commune“ von Paris im Jahre 1871 die jüngste Emanation der Principien, deren historische Entwicklung ich im Vorstehenden zu beleuchten versucht habe. Ich unternehme es nicht, den Nachweis zu erbringen, daß alle Vorgänge dieser Zeit, alle ohne Ausnahme aus den Grundsätzen der socialistischen Partei in ihrer vorgeschrittensten Anwendung erlossen sind und Jeder, der die schöne Stadt nach dem Jahre 1871 besucht, der die verlosten Ueberreste des einstigen Königspalastes geschaut hat, wird sich lebhaft erinnern, welcher Art diese Vorgänge waren. Es genügt, wenn ich sage, daß die heutigen Socialisten der extremen Richtung nur den einzigen Vorwurf gegen die Männer der „Commune“ erheben, sie hätten durch ihre allzugroße Mäßigung, durch falsch angewendete Gemüthlichkeit den Fall der Commune verschuldet.

Hieraus kann man schon ungefähr entnehmen, was von den Lehren und Grundsätzen eines St. Simon, eines Fourier, eines Proudhon bis in die Köpfe der heutigen Socialisten übergegangen ist und sich darin festgesetzt hat. Alle die tönenden negativen Schlagworte fanden begeisterten Anklang und Anhang bei denen, die einer Wahl und Kritik nicht fähig sind. Atheismus vor Allem und Abschaffung jeder Religion als der ersten Schranke für den „freien“ Menschen, Abschaffung des Besitzes, des Eigenthums. An dessen Stelle tritt die Gemeinbarkeit des Besitzes, für die man, um den übel beleumdeten „Communismus“ zu vermeiden, das ganz synonyme Wort „Collectivismus“ erfunden hat. Ferner Abschaffung der Ehe, der Erziehung innerhalb der Familie, dafür Herstellung des gleichen allgemeinen Unterrichts für alle Kinder ohne Unterschied des Geschlechts: Abschaffung des Erbrechtes, die sich ja übrigens aus jener des persönlichen Eigenthums nothwendiger Weise ergibt, Abschaffung des Handels und auch des Geldes, an dessen Stelle der „freie Austausch der gleichwerthigen Producte“ tritt, wie ihn die Negerstämme Innerafrikas noch heute üben. Als Mittel zur Erreichung dieses Zieles aber kann nur eins erscheinen: der Appell an die Gewalt, die Revolution in jeder Form und Gestalt, also alles, was zur Zerstörung und Vernichtung der heutigen Ordnung der Dinge führt. Für dieses Stadium der Lehre hat Bakunin einen „Katechismus“ geschaffen, dessen oberster Grundsatz in dem Rufe ausgedrückt ist: „Durch Terrorismus zur Freiheit.“ Alles Andere ist nur Blut, Zerstörung und Tod, aus dem das neue Leben, das Glück des Menschengeschlechtes erblühen wird.

Ich habe im Eingang dieser Betrachtungen gesagt, daß der Weg, auf welchem man zum Verständnisse der Thaten eines Stellmacher, eines Kammerer gelangt, ein ernster und dunkler ist. Ich darf hier zufügen, daß er ein trauriger ist, daß das Herz desjenigen, der ihn beschreitet, von schmerzlicher Betrübnis erfüllt, ja wäre der Glaube an die erhabene Aufgabe der Menschheit nicht so fest und unerschütterlich in unserer Seele eingegraben, von zaghafter Verzweiflung an der Zukunft durchschauert werden könnte! Jahrtausende lange Geistesarbeit, all' das erhabene Ringen nach der Erkenntnis des Wahren und Guten, das reiche Erbtheil unserer Väter sollte uns schließlich nur in die erneuerte Nacht der Barbarei und der Vernichtung des Menschenthums stürzen können? Nein! Jene, deren Händen die Leitung der Geschichte der menschlichen Gesellschaft anvertraut ist, mögen die schwere Sorge übernehmen, sie vor dem Untergange zu bewahren, vor zerstörenden Kräften zu schützen. Wir selbst, die wir mitten in der Strömung stehen, des Steuers unkundig und machtlos den Wellen preisgegeben, wir können die Betrübnis aus unserem Herzen nur bannen, wenn wir uns fest

und unverzagt an unsere alte Erde klammern, der ewig unversieglischen Natur die unwandelbare Stetigkeit ihrer Gesetze ablauschen, zugleich aber unser Angesicht über den kleinen Wohnsitz der Menschheit hinaus zu den glänzenden Gestirnen des Himmels erheben, damit sie uns lehren, daß vor ihrem zeitlosen Kreislaufe unser eigenes Dasein nur eine flüchtige Spanne, wir selbst nur Pygmäen sind.

Den Mitmenschen gegenüber jedoch gedenken wir des dritten Schlagwortes der französischen Revolution, das in all' dem blutigen Ringen nach Freiheit und Gleichheit unbeachtet zur Seite stand, gar oft sein Haupt weinend verhüllen mußte, des Wortes, das die mystische Lehre des Buddha uns ebenso eindringlich predigt, wie seither der ernste Plato und des Christus lichtumflossene Gestalt es gethan haben: Fraternité! Die möge jeder von uns im Herzen tragen und mit milder und versöhnender Hand werththätig üben, so weit seine Kraft reicht.





Das Jagott.
Trauerspiel in einem Akt.
Von
Paul Henke.
— München. —

Personen: Lucrezia, eine junge Wittwe.
Zulietta, ihre Dienerin.
Lionello.

Ort: Venedig. Zeit: Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Nur im Erdgeschoß eines venezianischen Hauses. Vor dem gedöfneten Portal im Hintergrunde liegt der Canal vorbei, der links in den Canal grande mündet. Die Häuser gegenüber sind dunkel, nur in einer Laterne vor einem Madonnaenbilde an der Mauer des einen brennt ein Licht. Mondschein fällt breit über die Schwelle herein bis in die Mitte der Bühne. Links (vom Zuschauer) führt eine Steintreppe in das obere Stockwerk, rechts öffnet sich eine Thür in ein erleuchtetes Zimmer. Vorn zur Rechten und Linken steinerne Bänke an den Wänden, ein paar niedrige Sessel stehen daneben. Von der Decke herab hängt eine alterthümliche Lampe, die ein schwaches Licht verbreitet.

Erste Scene.

Lucrezia und Zulietta (kommen die Treppe herab, Erstere reich gekleidet, eine feine goldene Kette um den halbenhöftigten Hals, Zulietta mit einem schwarzen Schleier um Kopf und Schultern).

Zulietta. Ihr solltet schlafen gehen, Frau. Se. Gnaden kommt heut doch nicht mehr.

Lucrezia. Er kommt; er kommt gewiß. Es ist noch nicht so spät.

Zulietta. Es geht auf Mitternacht. So spät kam er noch nie.

Lucrezia. Ein Bräutigam — am Tag vor der Hochzeit — Du bist nicht klug, Zulietta! (tritt an die Schwelle, blickt nach links hinaus.)

Zulietta. Ich bin vielleicht klüger, Frau, weil ich nicht verliebt bin. Denkt nur: wenn ein Staatsgeschäft ihn aufhielte, wenn Sitzung im großen Rath wäre und sie ließen ihn nicht fort — und da Niemand wissen darf, daß er sich morgen mit Euch vermählen will —

Lucrezia. Todtenstill die Lagune — keine Gondel mehr weit und breit — O wenn er nicht käme, wenn es in der letzten Stunde noch ihn gereute —!

Zulietta. Was Ihr auch denkt, Frau! Nein, morgen kommt er so gewiß, wie der Campanile auf der Piazzetta steht.

Lucrezia. Männer! Männer!

Zulietta. Aber der Mann, Euer Morosini, verliebt wie ein Tauber!

Lucrezia (tritt vom Portal zurück, geht unruhig auf und ab). Ja er! Aber seine Vettern, sein Oheim — um dessentwillen wir unsere Verbindung noch heimlich halten müssen — wenn sie ihm zugeredet, ihm eine schöne ablige Braut vorgeschlagen hätten — eine Herzogstochter, an deren Seite er eine stolzere Figur machen könnte, als neben der Wittve des bürgerlichen Goldschmieds —

Zulietta. Die Herzogstochter möchte ich sehen, die Euch überglänzen könnte, schön wie Ihr seid, all die Juwelen ungerchnet, die Ihr umzuhängen habt an einem Festtag.

Lucrezia. Gutes Ding! Weil Du Nichts von der großen Welt gesehen hast, meinst Du, mein bißchen Pracht verblende einen Morosini. Wenn es meine dunklen Augen und hellen Haare nicht vermocht hätten — O aber ich bin die Jüngste nicht mehr. Siebzehn war ich, als mein Girolamo — Gott hab' ihn selig — mich freite. Dann fünf Ehejahre und ein langes Wittwenjahr — kannst Du rechnen, Zulietta? Und sie werden ihm ein süße, lachende Jugend ausgesucht haben — und wer erfährt's, wenn er seiner bürgerlichen Flamme untreu wird? Ich hätte nie in diese Heimlichkeit willigen sollen! (Säßt sich auf einer der Bänke nieder.)

Zulietta. Ich müßte lachen, Frau, wenn es nicht gegen den Respekt wäre. Ihr eine Nebenbuhlerin fürchten, so reich, so schön, so klug, wie keine Zweite die Merceria auf und nieder, und durch ganz Venetien berühmt, als die goldhaarige Donna Lucrezia, vor der die großen Maler Tiziano und der Veroneser auf den Knien liegen würden, wenn sie noch lebten? Geht, geht! Ihr glaubt selbst nicht, was Ihr sagt! (Tritt an die Schwelle.)

Lucrezia. Siehst Du noch Nichts?

Zulietta. Dort kommt eine Gondel — nein, sie fährt auf dem Canalazzo vorbei.

Lucrezia. Am Abend vor der Hochzeit, wo ich nur eine Sorge hatte: er möchte zu früh kommen, ehe wir den Koch und den Marco zu Bett geschickt, und dann würde es Mühe kosten, ihn endlich zum Gehen zu bewegen. — Zulietta!

Zulietta. Ihr befehlt?

Lucrezia (äugern). Meinst Du wirklich, Zulietta, daß er nur aus Liebe, nicht etwa —

Zulietta. Um Eures Geldes willen? der Morosini! Eine der vornehmsten Familien der Republik — mit drei Palästen — mit dem Herrn Dogen verschwägert —

Lucrezia. Es ist wahr, er machte mir schon den Hof, da mein Girolamo noch lebte. Wie oft kam er in unseren Laden und blieb stunden-

lang und sagte, er sehe so gern echte Diamanten, und sah dabei immer nur in meine Augen. Und dann — seine Briefe — seine Gedichte — und berebter als Alles: seine Blicke. Ich hatte Mühe mein Herz zu wahren, daß es an diesen Feuerblicken nicht aufflachte, wie ein Stüd Zündel an einer Kerze. Und wie ich dann Wittwe geworden war, sein ehrerbietig dringendes Werben, seine Schwüre, seine Bethuerungen, nur den Tod des achtzigjährigen Oheims, des Familienhauptes, müsse er abwarten, der ihn sonst enterben würde — (steht auf). An das Wort des Evangeliums würd' ich nicht mehr glauben, wenn er mich betrügen könnte!

Zulietta. Ihr habt Recht, Frau, es ist unmöglich. Und darum — ich an Eurer Stelle ginge jetzt schlafen, und wenn er morgen zur Hochzeit käme, schmollte ich ein wenig mit ihm, doch nicht zu streng, und dann — nun wie's an einem Hochzeitstage zugeht, wißt Ihr ja schon. Ich, wenn mich ein so großer Herr ein bißchen warten ließe —

(Eine Uhr schlägt.)

Lucrezia. Hörst Du? Mitternacht!

Zulietta. Nicht doch, es schlug Elf.

Lucrezia. Zwölf, sag' ich Dir. Der zwölfte Schlag traf mein Herz wie mit glühendem Hammer. Geh zu Bett, Mädchen!

Zulietta. Und Ihr, Frau?

Lucrezia. Ich — ich will hier warten, auf ihn oder auf meinen Tod. Denn wenn er wirklich ausbleibt —

Zulietta. Bedenkt, Frau, der Tod könnte Euch beim Wort nehmen, erbißt wie Ihr seid, und die kühle Fieberlust, die aus der Lagune aufsteigt —

Lucrezia. Sorge nicht um mich. Geh zu Bett. Ich — ich bin nicht so jung mehr, um einen Verrath an der Liebe zu verschlafen. O und er war mein Abgott! (Legt die Hand über die Augen. Man hört ein Jagott draußen auf dem Canal zur Linken die Melodie des Liebes Fenestra vascia o padrona crudele anstimmen.)

Zulietta. Da ist richtig wieder der Musikant, der seit vierzehn Tagen Nacht für Nacht Euch eine Serenade bringt.

Lucrezia. Der lästige Mensch! Morosini lacht über ihn, daß er mit dem Jagott die Ohren zu bezaubern glaubt.

Zulietta. Mehr als die Ohren, Frau. Auf Euer Herz hat er's abgesehen.

Lucrezia. Du träumst. Ein alter Blinder —

Zulietta. Habt Ihr ihn Euch angesehen, Frau? Ich hab'. Er ist jung und gewiß nicht blind. Denn er sitzt allein in seiner schmalen Warte und findet immer ganz richtig Euer Haus. Und sicher ist es ihm nicht um ein Almosen; wie käme er sonst wieder, da er Nichts erhält? (Das Jagott verstummt.)

Lucrezia. Du bist eine Närrin. Du glaubst, alle Welt hätte nur Augen für mich, das ärmste, ungeliebteste, unglücklichste Weib auf der Welt. Geh!

Setze mir einen Stuhl dort nah an die Schwelle, da will ich auf mein Schicksal warten, bis der grausame Morgen mir's anzeigt.

Zulietta. Wenn Ihr so wollt, Signora Padrona! (Trägt einen Stuhl nach dem Portal an die rechte Seite.) Nun ich denke, Ihr werdet nicht lange warten. Der Herr Bräutigam kommt gewiß, er hat mir heute nur Zeit lassen wollen zu Bett zu gehen, um Euch ganz allein zu treffen. Am Ende — da morgen Hochzeit ist — Gute Nacht Frau! (Rührt ihr die Hand, geht die Treppe hinauf.)

Zweite Scene.

Lucrezia (Allein, geht langsam nach dem Portal). O die lange Nacht! O mein einsames Herz! (Blickt hinaus.) Scirocco! Es weht so schwer und schwül über die mondhelle Lagune, es ist, als athmete das Wasser ängstlich wie eine Menschenbrust unter einem qualvollen Traum. (Sinkt auf den Stuhl.) Damals wehte die Tramontane, als er den ersten verstohlenen Besuch hier wagte, und ich, die ihn doch erwartete — ich stellte mich übermüdet und erzürnt — und wie er aus der Gondel sprang und mir zu Füßen fiel und ich seine Hände faßte und fühlte, wie sie zitterten vor Sehnsucht und Glück, und dann hob ich ihn auf und sagte: Ihr laßt Euch zu sehr herab, Herr Morosini, Ihr beschämt mich geringes Weib! — Und dann wie er mich umfing, daß ich des Sturmes mich kaum erwehren konnte — O, ein Glück, daß ich meine Besinnung behielt, ihn immer in seine Schranken zurückwies, die Zulietta immer in der Nähe hatte — sonst, wie säß' ich in dieser Nacht, noch tausendmal elender — und was dann noch kommen würde —

(Das Spiel draußen beginnt wieder. Sie steht auf, kommt wieder nach vorn.)

Warum hab' ich mein Herz an ihn gehängt? Warum ist er mir Alles geworden, daß ich nun, wenn ich ihn verlöre, Nichts mehr hätte! Zu Anfang freilich, da war's, weil er der vornehme Herr war, der Morosini. Jetzt — und wenn er ein Barkenführer von Chioggia wäre und hätte nur diese Gestalt, diese Augen, diese herrische, tolle, süße Rede —

Unerträglich, das Quinqueliren draußen! Wie ein Buffone, der meine Qualen verspottet. (Tritt an die Schwelle.) He! Herr Musicus da draußen! Auf ein Wort! (Die Musik hört auf.) Ich werde wahnsinnig, wenn die Stunden so hingehen bis zum Morgen.

Dritte Scene.

Lucrezia. Lionello (fährt in einer kleinen Gondel von links am Portal vor).

Lionello (hält die Gondel an). Madonna —

Lucrezia (erschreckt). Ach, Ihr seid's! (Ihn betrachtend für sich.) Er ist wirklich noch jung.

Lionello (schächtern). Ihr rieft mich, Donna Lucrezia?

Lucrezia. Rief ich Euch? In der That — ich hätte eine Bitte an Euch. Lionello (will aus der Gondel steigen). Ihr an mich? O Alles, Alles —!

Lucrezia. Nein, nicht so! Bleibt nur draußen. Meine Bitte ist kurz: daß Ihr Eure Nachtmusiken vor anderen Häusern machen möchtet.

Lionello (bestürzt). O das —? Mein Spiel ist Euch verhaßt gewesen?

Lucrezia (für sich). Er hat so traurige Augen. (Laut.) Verhaßt? Nein, aber es hat mich im Schlafen gestört — oder auch im Wachen. Ihr seid recht geschickt auf Eurem Instrument, nur hat es einen so rauhen, dumpfen Ton.

Lionello. O Madonna —

Lucrezia. Indessen — Ihr habt es gut gemeint — (für sich) Er scheint doch ein armer Bursch zu sein — (Laut.) Ich möchte nicht undankbar erscheinen — Seht, hier sind drei Zechinen für Eure Mühe, und nun gute Nacht!

Lionello. O Donna Lucrezia, ich habe nur Euer Ohr beleidigt — Ihr beleidigt mein Herz. Gehabt Euch wohl! (Greift nach dem Ruder, das er in die Gondel geworfen hatte.)

Lucrezia. Der Arme! Wer konnte wissen, daß er so stolz — (Laut.) Haltet noch einen Augenblick! Verzeiht, daß ich Euch weh gethan. Ich kannte Euch nicht. Ich nahm Euch für einen herumstreifenden Musikanten, die mit ihrer Kunst sich ihren Unterhalt schaffen. Wenn Ihr etwas Besseres seid —

Lionello (düster). Ich bin nichts Besseres, Madonna.

Lucrezia. Nun, dann —

Lionello. Aber vor Eurem Hause habe ich nicht um Lohn gespielt. Nur weil ich nicht schlafen kann, eh ich das Fenster gesehn, hinter dem Eure Kerze schimmert — und dann, weil mir jedes Wort zu Euch versagt ist, habe ich in diesen armen Tönen meine gepresste Seele — doch verzeiht, ich rede wie ein Irresinniger.

Lucrezia (lächelnd). Euer Irrsinn ist vielleicht die schlaueste Vernunft. Ihr scheint ein wenig in mich verliebt zu sein, mein junger Nachtschwärmer, und wißt, daß der Schlüssel zum Herzen der meisten Frauen die Schmeichelei ist. Nun bin ich zu ehrlich, um mich zu stellen, als zürnte ich Euch um Eure melodische Huldigung, doch eine zu brave und gutmüthige Frau, um Euch nicht zu warnen, daß Ihr Euch nicht die leiseste Hoffnung machen dürft.

Lionello. Hoffnung! Großer Gott, mir schwindelt das Herz schon bei dem bloßen Wort, das mir immer fremd war. Nie hab' ich Euch gegenüber —

Lucrezia (abweisend). Also habt Dank für Eure Serenade und laßt die heutige die letzte gewesen sein. (Wendet sich ab, dann nach kurzer Pause zurück) Ihr seid noch immer hier? Glaubt Ihr nicht an meinen Ernst?

Lionello. Verzeiht Madonna! Euer Wort treibt mich fort, aber Eure Stimme bannt mich fest. Sie ist ganz so sanft und süß, wie der Sinn Eurer Rede rauh und bitter ist. Aber ich darf Eure Ruhe nicht länger stören. Was liegt Euch an der meinigen? Lebt glücklich und vergeßt, daß es Unglückliche giebt! (Will forttrudeln.)

Lucrezia (für sich). Eine sonderbare Sprache. Fast dauert er mich. (Laut, ohne sich nach ihm umzuwenden) Herr Musicus —

Lionello. Madonna —

Lucrezia. Haltet das Ruder noch einen Augenblick an.

Lionello. Ihr wollt meine Qualen verlängern? Habt Dank dafür!

Lucrezia. Ihr sprecht wie ein Thor. Ich bin müßig und unlustig und kann nicht schlafen. Der Mond scheint so zudringlich hell. Wenn Ihr mir noch fünf Minuten etwas vorplaudern wolltet —

Lionello. So würdet Ihr den Schlaf finden? O Donna Lucrezia, Ihr seid grausam, und ich ein so armer Narr, daß es mir Seligkeit dünkt, von Euch gefollert zu werden. (Er springt aus der Sonnet auf die Schwelle des Portals.)

Lucrezia (zurücktretend). Nein, nein! Ihr müßt diese überschwänglichen Reden lassen und dort — hört Ihr? — ganz bescheiden und gehorsam auf der Schwelle bleiben, sonst — gute Nacht!

Lionello (neben dem Sessel stehend, betrachtet sie hingerissen). Wenn Ihr wüßtet, wie schön Ihr seid, Madonna!

Lucrezia (vorn auf der Bank sitzend). Ich weiß es vielleicht, man hat mir's oft genug gesagt, aber es macht mich nicht glücklich. Wenn Ihr mich unterhalten wollt, sprecht mir von Euch, Euer Betragen — Euer Anstand — Ihr seid nicht, was Ihr scheint. Wie heißt Ihr? Wie kamt Ihr dazu —

Lionello. das Jagott zu blasen und doch das Almosen zu verschmähen, das eine mitleidige Hand mir zuwirft? O Frau Lucrezia, meine Geschichte ist kurz, und doch wenig kurzweilig. Ich bin jetzt in der That was ich scheine. Einst freilich —

Lucrezia (lachelnd). Ihr sprecht, als hättet Ihr graue Haare.

Lionello. Es ist drei Jahr her, daß mein Vater starb. Er war ein trefflicher Mann, reich und angesehen, ein gesuchter Anwalt. Der Kummer um den unverschuldeten Verlust seines Vermögens riß ihn in's Grab. Ihr werdet den Namen Turone gehört haben.

Lucrezia. Wer hätte ihn nicht gehört? Und Ihr — Ihr wäret —

Lionello. Lionello Turone, der einzige, vermöthete Sohn eines allzugütigen Vaters, der es leider duldete, daß der Sohn nichts lernte, als Gold mit vollen Händen austreuen, den Degen führen, einer schönen Frau schöne Dinge sagen und auf der Piazzetta in der Maske schlendern, als wäre das Leben ein ewiger Carneval. Dann freilich, als ich aus diesem Wahn erwachte —

Lucrezia. Ich beklage Euch Herr Lionello —

Lionello. Ich war nicht beklagenswerth, so lange ich mich auf mein gutes Glück und meine muntere Jugend verließ. Unterstützungen von kalt-herzigen Verwandten anzunehmen, war ich zu stolz. Dann besann ich mich, daß ich außer jenen freien Künsten, die alle brotlos waren, noch eine andere gelernt hatte. Ein alter Musicus aus dem Teatro Fenice hatte bei uns gewohnt, da ich noch ein Knabe war. Nur so aus kindlicher Neugier hatte ich mich auf seinem Instrument versucht — Aber Ihr hört nicht, Madonna. Ich sag' es Euch voraus, die Geschichte ist sehr alltäglich!

Lucrezia (Reht auf). Weiter, weiter! Ich höre Euch gewiß mit Theilnahme zu. (Für sich.) Nun kommt er nicht mehr! (Seht wieder nach der Thür, kommt dann zurück.)

Lionello (der nach und nach in den Vordergrund gekommen ist). Leider spielte mein alter Lehrmeister nur das Fagott. Ich dachte nicht, als ich über die drolligen Töne lachte, daß es mir einst das Leben fristen würde. Es hat mir endlich sogar zu dem Platz im Orchester verholfen, den der Tod meines guten Gior Michele leer gemacht.

Lucrezia (zerstreut vor sich hinblickend). Im Orchester der Fenice?

Lionello (leidenschaftlich betrachtend). Ja, Frau Lucrezia, und eben da — da geschah das Unglück,

Lucrezia. Das Unglück?

Lionello. Daß meine Augen Euch erblickten, wie Ihr in allem Glanz Eurer Schönheit in der hellen Loge saßt. Ihr trugt ein Kleid von granatfarbenem Sammet, und den schwarzen Schleier, der Eure goldenen Haare überschattete, hielten zwei Nadeln fest, die von Saphiren funkelten. In der Hand aber hieltet Ihr einen kleinen Fächer von weißer Seide — den ich beneidete, o so sehr — denn Ihr hattet die Gewohnheit, wenn die Musik Euch hinriß, ihn an die Wange zu drücken, wie wenn er sie kühlen sollte. Ich aber —

Lucrezia (lachelnd). Ihr habt Augen, wie ein Fächer des großen Rath's, Herr Lionello. Ei, ei, Ihr hättet mehr auf Euer Notenblatt schauen sollen, als in die Logen, wo junge Frauen saßen.

Lionello. Wär' ich doch so weise gewesen! Ich hätte meine Stelle nicht verloren.

Lucrezia (seht sich wieder). Verloren? Wie das?

Lionello. Meine Augen gewöhnten sich so eigensinnig daran, über das Pult hinweg nach Euch zu blicken, daß ich immer zerstreuter und nachlässiger wurde. Als ich zum dritten Mal einen Einsatz verfehlte und das ganze Publikum zum Lachen brachte, schalt mich der Kapellmeister einen trunkenen Wicht und kündigte mir den Dienst. Trunkenheit war freilich die Ursache meines Verfehens. Doch aus keiner Schenke hatte ich sie mir geholt.

Lucrezia (ihn geschmeichelt und mit Theilnahme betrachtend, während er in bescheidener Haltung vor ihr steht). Geht, geht! Ihr seid ein Kind, aber ein gefährliches Kind. Ihr erzählt mir eine galante Fabel. So wäre ich Schuld an Euren traurigen Umständen?

Lionello. O Madonna, ich fand bald Ersatz in einer kleinen wandernden Kapelle, die in den Häusern der Nobili Concerte giebt, auch zu Gastmählern und zum Tanz aufspielt. Wenn der Mensch vom Brod allein lebte, hätte ich Grund, zufrieden zu sein. Aber daß ich Eure Augen nicht mehr wie zwei Sterne auf mich herabscheinen sah, unerreichbar und doch die einzigen lichten Punkte in der trüben Nacht meines Daseins —

Lucrezia (steht auf). Nun, seit einem Jahre hab' ich kein Theater mehr besucht. Uebrigens — Ihr seid ein artiger junger Mann, Herr Lionello, und Alles, was Ihr mir gesagt, hat mir Achtung vor Euch und Theilnahme an Eurem Schicksal eingestößt. Darum will ich — aus freundschaftlicher Sorge für Euer Wohl — Euch gestehen: ich bin nicht mehr frei. Im Stillen habe ich mich einem edlen Manne verlobt. Schon in Kurzem werde ich seine Gattin sein.

Lionello (in heftiger Bekürzung). Jesu Maria! Istes wahr? Ihr — Ihr hättet —

Lucrezia (mit dem Fächer spielend). Ihr erstaunt. Schein' ich Euch zu alt, um noch Anspruch darauf zu haben, glücklich zu sein und glücklich zu machen? Tröstet Euch! Auch Ihr seid jung und seid liebenswürdig. Ihr werdet diese Phantasie für eine alte Frau bald vergessen haben. —
(da Lionello eine Bewegung macht) Wo wollt Ihr hin?

Lionello (abwehrend). Laßt, laßt mich! O dieser Gedanke, er ist mein Tod!

Lucrezia (ihn sanft zurückhaltend). Kind, das Ihr seid! So dürft Ihr mir nicht fort. Kinder muß man bewachen. Zwar bin ich zu vernünftig, um mir einzubilden, Ihr würdet diese Nacht nicht überleben. Aber Ihr könntet doch irgend einen tollen Streich — nein, setzt Euch dort auf die Bank. Ich lasse Euch nicht fort, eh Ihr ruhiger geworden seid; mir ist zu Muth, wie wenn Ihr mein jüngerer Bruder wärt, für den ich verantwortlich sein müßte. Dort in jenem Zimmer steht eine kleine Erfrischung bereit (bitter) — für einen Gast, der sie heute verschmäh't hat. Ihr sollt dabon kosten, ehe wir uns gute Nacht sagen, für immer. (Geht in die Thüre rechts.)

Vierte Scene.

Lionello (allein, auf der Bank sitzend). Für immer! O sie hat Recht! ich muß mich retten vor ihr, fort von hier, aus der Stadt, am liebsten aus der Welt. Wie soll ich den Gedanken ertragen, sie in den Armen eines Anderen zu wissen — den sie liebt, — anders als den grauköpfigen Gatten, dem ihre Eltern sie hingegeben —! O und ihre Stimme, ihre lieblichen Geberden, ihr Lächeln — Gott, Gott! Warum hast du mich

die Pforte des Paradieses offen sehen lassen, um mich dann — eine ewige Sehnsucht nach der verlorenen Seligkeit im Busen — in's Elend hinauszustoßen! (Bedeckt das Gesicht mit den Händen, lehnt sich an die Wand zurück.)

fünfte Scene.

Bionello. Lucrezia (tritt wieder ein, einen kleinen Tisch tragend, auf dem eine Krystallflasche voll Wein, ein Glas, eine Schale mit Früchten, ein silberner Korb mit Backwerk stehen. Sie stellt es vor Bionello hin, der verwirrt ansieht).

Lucrezia (heiter). Ihr habt geschlafen?

Bionello. O Frau Lucrezia, Ihr spottet mein und meines schweren Schicksals!

Lucrezia. Kommt, kommt! Euer Schicksal ist nicht so schwer, sollt' ich meinen. Ein etwas phantastischer junger Mann, dem von einer hübschen und sittsamen Frau eine kleine Collation aufgetischt wird. Da nehmt von den süßen Feigen und kostet den feurigen Wein. (Schenkt ihm ein.)

Bionello (sie anstarrend). Mich dürstet nur nach Eurem Anblick.

Lucrezia. An mir werdet Ihr Euch bald satt gesehen haben. Seid doch vernünftig. Begreift, daß Ihr mir helfen müßt, mein Versehen wieder gut zu machen. Ich nahm Euch für einen Musikanten, der um Geld spielte. Nun möchte ich Euch erst entlassen, wenn Ihr mein Gast gewesen. (Sie nippt an dem Glase und reicht es ihm.) Euer Wohl, Sior Bionello.

Bionello (ergreift das Glas leidenschaftlich, trinkt an der Stelle, wo ihr Mund es berührt hat). Dieses Glas — schenkt es mir, Frau Lucrezia — und dann — lebt wohl!

Lucrezia. Behaltet es immerhin. Ich hoffe und weiß, daß Eure Liebe zu mir so gebrechlich sein wird, wie dies kleine Gefäß. Und nun versucht diese Kuchen, die ich selbst gebacken.

Bionello. Ein Hentlersmahl wollt Ihr mir aufstischen. Ihr seid sehr gütig, Madonna. Doch brächte ich keinen Bissen über die Lippen. Auch habe ich im Hause der Griechin, wo wir heute spielten —

Lucrezia (setzt sich neben ihn). Der Griechin?

Bionello. Kennt Ihr sie? Eine Corfiotin ist sie — man heißt sie die Maddalena, ihren wahren Namen weiß Niemand.

Lucrezia. Die Maddalena? Sie kam einmal in den Laden, da mein Mann noch lebte. Sie ist sehr schön. Und selbst dort habt Ihr Eure thörichte Schwärmerei für mich unbedeutendes Geschöpf nicht vergessen?

Bionello. Meint Ihr, eine flackernde Kerze könne einen Stern auslöschen? O Ihr —! (Betrachtet sie schwermüthig.)

Lucrezia. Geht, geht, laßt solche Reden den Poeten! Erzählt mir lieber wie es dort zuing. Wir ehrbaren Frauen, obwohl wir diese Geschöpfe verabscheuen, wir wüßten doch gern, wie sie's anfangen, das ihnen alle Männer in's Garn laufen.

Lionello. Ich kann Euch nicht viel sagen, Madonna, ich saß hinter meinem Pult und zählte meine Tacte wie ein Schüler. Nur als sie in einem leichten Florkleide hereinkam, stieß mein Nebenmann mich an und flüsterte: Cospetto! Ein Weib wie eine Sirene!

Lucrezia. Und sie war auch so schön wie frech?

Lionello. Sie wollte vor ihren Gästen einen Tanz aufführen, der in ihrer Heimath getanzet wird, — hatte unserm Kapellmeister gestern die Melodie vorgesungen, und der die Stimmen danach gesetzt —

Lucrezia. Sie tanzte ganz allein?

Lionello. Sie schwebte auf ganz kleinen Füßen, die nackt in goldenen Sandalen steckten, und ihre langen lichtbraunen Haare umflogen, mit Perlen durchflochten, ihre weißen Schultern.

Lucrezia. Die Sirene hat es Euch doch auch angethan.

Lionello. Bei meinem Leben! Mit all ihren Reizen mißfiel sie mir. Ihre dreisten großen Augen, die funkelnd wie die eines Raubthiers in die Runde gingen, so schmachkend der Mund zu lächeln suchte, ihr Neigen und Beugen wie eine Meereswelle, die ein Opfer verschlingen will —

Lucrezia. Den Männern aber gefiel sie? Und wie viele waren bei ihr zu Gast?

Lionello. Sechs oder sieben von den vornehmsten jungen Geden der Stadt, und Alle hingen an ihr mit Blicken wie auf dem Bilde des Tintoretto die Kranken in der Wüste die eherne Schlange anstarren, und wie's zu Ende war, zerklatschten sie sich schier die Hände und schrieen Brava! wie Beseffene, am lautesten und eifrigsten der Morosini.

Lucrezia (von der Bank aufspringend). Morosini?

Lionello (Recht bestürzt aus). Was ist Euch, Madonna?

Lucrezia. Morosini sagt Ihr? Antonio Morosini?

Lionello. Den Vornamen weiß ich nicht. Aber der Morosini, den alle Venezianer darunter verstehen, wenn der Name genannt wird. Ein großer, blasser, hochmüthig blickender Mann mit kurzem schwarzen Haar und einem leichten röthlichen Bart. — Aber um's Himmels willen — Ihr seid erblaßt — Ihr kennt diesen Morosini — er hat wohl gar —

Lucrezia (sich mühsam fassend). O Nichts, Nichts! Ich versichere Euch — ich erzähle Euch nachher — Nur weiter, weiter! Er klatschte Beifall, sagtet Ihr?

Lionello. Er that erst gleichgültig, spielte mit seinem Bart und nickte ihr nur so herablassend zu, wenn sie an ihm vorbeiwirbelte und ihr wehen-der Schleier ihn streifte. Aber er verschlang doch ihre Gestalt mit den Augen, und zuletzt küßte er die Fingerspitzen seiner linken Hand und spreizte sie dann gegen sie und erhob sich.

Lucrezia. Daß that er? (dampf) Der Verräther!

Bionello. Niemand fand es auffallend. Es heißt, er sei ihr begünstigter Liebhaber, der letzte wenigstens. Habt Ihr nie davon reden hören?

Lucrezia (muß sich sehen, versucht zu lächeln). Ich — wie sollte ich — Ihr versteht, daß ich eine Bürgerfrau bin, eine einsame Wittve. (Für sich) O mein Herz!

Bionello (tritt zu ihr, treuherzig). Euch ist nicht wohl, Madonna. Die Nacht wird kühl — Ihr solltet die Ruhe suchen.

Lucrezia. Laßt! Es geht vorbei. (Sieht ihn an.) Wie Ihr gut seid. Ihr verlaßt mich ungern, und doch, da Ihr glaubt, es sei besser für mich — (streckt ihm rasch ihre Hand hin) — da habt Ihr meine Hand, ich danke Euch, Ihr liebt mich wahrhaft — Ihr würdet niemals dergleichen thun —

Bionello (betroffen). Dergleichen?

Lucrezia (ihm die Hand wieder entziehend). Wie er — wie der Morosini that. Ihr mögt nur wissen: er hat einer Dame — die ich gut kenne — von Liebe gesprochen, und das arme einfältige Ding hat ihm geglaubt und nun verbringt er seine Nächte bei der Griechin!

Bionello. O ich sah's, er wollte gehen, als der Tanz zu Ende war. Die Andern neckten ihn: es erwarte ihn wohl noch ein Liebchen. Und wenn dem so wäre? sagte er und lächelte. — Oder gar eine Braut? — Und wenn dem so wäre? — Da trat die Maddalena dicht vor ihn hin, blickte ihn mit ihren Schlangenaugen an und rief: Du gehörst mir und sollst keine anderen Götzen haben neben mir! Und damit zwang sie ihn auf den Stuhl zurück und setzte sich auf seinen Schoß, ihn mit beiden Armen fest an die Stuhllehne drückend.

Lucrezia (athemlos). Und er — und er?

Bionello. Er lachte, da die Andern mit Neidblicken um das schöne Paar herumstanden und Einer rief: ob seine Braut so schön sei, wie die Maddalena?

Lucrezia. Und er?

Bionello. Er zuckte die Achseln und schwieg.

Lucrezia (bumps vor sich hin). Er zuckte die Achseln — und schwieg.

Bionello. Dann ist's ein reiches Schätzchen, rief ein Anderer, dessen er sich schämt, weil's keine von den Jüngsten ist und vielleicht eine schiefe Schulter hat und ein Räschen wie eine Nachteule. Nun, Jeder nach seinem Geschmack. Den Juden am Rialto, denen er seine Wechsel ausgestellt hat, wird die Braut schon gefallen.

Lucrezia (auffahrend). Was sagt Ihr? Er steckt in Schulden?

Bionello. Wie sollte er nicht! Bei dem Leben, das er führt, dem großen Spiel, das er spielt! O Donna Lucrezia, was er oft an einem Abend verliert, könnte einem armen Teufel für ein ganzes Jahr — (Es schlägt ein Uhr).

Lucrezia (zusammenschauernd). Ein Abgrund! Nur einen Schritt weiter, und ich — (sieht sich um). Ihr seid noch da? Ihr müßt fort, hört Ihr? und nie komme über Eure Lippen —

Bionello (die Hand auf dem Herzen). Vergesst Ihr, daß ich Euer eigen bin?

Lucrezia (schmerzlich, mit der Hand über die Stirn fahrend). O mein Kopf — ich fürchte, er geht aus den Fugen! Aber ich erinnere mich — Ihr meint es gut mit mir. Habt Dank! Und jetzt — jetzt geht, sonst — Ihr seid ein Mann, und ich wäre im Stande, Euch bloß darum zu hassen.
(Wendet sich ab, versinkt in sich.)

Bionello (einfach und innig). Ich habe Euch die seligste Stunde meines Lebens zu danken. Nun zerreißt Ihr mir das Herz mit Euren bittren Worten. Aber wenn Ihr je einen Freund bedürft —

Lucrezia (schüttelt den Kopf, sieht ihn an). Wir kennen uns nicht mehr von heute an. Heute seid Ihr mein Freund, morgen würdet Ihr mich verrathen. Weht, und gute Nacht und — und ewiges Vergessen! (Sie drängt ihn nach dem Portal.)

Bionello. Ewiges Gedenken! (Tritt auf die Schwelle.)

Lucrezia (nach links hinausblidend). Heiliger Gott!

Bionello. Was erschreckt Euch?

Lucrezia. Zurück von der Pforte, zurück!

Bionello. Ihr seht Gespenster!

Lucrezia. Die Thüre zu, helfst, eilt Euch! (Schließt hastig den einen Thorflügel, er den anderen.) Den Riegel vor! O himmlische Mächte, er wagt es noch!
(Steht an die geschlossene Thür gelehnt, horcht hinaus, die Stirn gesurzt, heftig athmend.) Die Gondel nähert sich — ich höre seine Stimme, wie er zu dem Gondelier spricht —

Bionello. Aber erklärt mir —

Lucrezia. Still! Keinen Laut! (Sieh hoch aufrichtend, die Hand auf's Herz gepreht.) Er soll es büßen!

(Kurze Pause. Sie stehen regungslos einander gegenüber, man hört das Rauschen des Ruberschlages, der sich dem Portal nähert.)

(Drei Schläge an der Thür mit dem eisernen Klopfer. Pause. Dann:)

Eine Männerstimme (draußen). Lucrezia! Machtauf! Schlast Ihr, Lucrezia?
(Bionello macht eine Geberde, als ob er reden wolle. Lucrezia legt ihm die Hand auf den Mund.)

Die Stimme. Ihr seid noch auf, Lucrezia. Die Lampe brennt, ich sehe den Schimmer Eures Haares — warum schweigt Ihr? Warum öffnet Ihr nicht?

(Pause.)

Lucrezia (auf den Sessel sinkend, der hinter ihr steht). Seine Stimme — aber nein nein! Er soll büßen — er soll büßen!

Bionello (ihr zuraunend). Wer? Wer wagt es?

Die Stimme. Zum dritten Male frag' ich Euch: wollt Ihr öffnen? Oder soll ich die Nachbarschaft aus dem Schlaf schrecken, indem ich die Pforte spreng? Antwortet!

Lucrezia (für sich, wie von einem plötzlichen Gedanken erfasst). Ha! So — so soll es sein, so will ich ihm zeigen, mit wem er zu spielen gewagt hat! (Leut, mit ruhigem Tone) Du bist so still geworden, Lionello, mein geliebter Freund. Warum sind Deine holden Worte verstummt? Bist Du es schon müde, Deiner Lucrezia zu schwören, daß Du sie liebst? Sie kann nicht oft genug hören, was sie felig macht.

(Pausa.)

Die Stimme. Beim Blute Christi, wollt Ihr mich narren?

Lucrezia (in gleichem Tone fortfahrend, dann wärmer und leidenschaftlicher). Ja, Liebster, ich glaube Dir. Du hast so liebe Kinderaugen, so ohne Faltsch wie Dein Herz, und dieses Herz ist mein. Du würdest eher Deine ewige Seligkeit opfern, als eine Andere lieben. Und Du bist edel, Lionello, und kein niedriger Gedanke ist in Dir. Wenn ich eine Bettlerin wäre, würde Deine Treue darum nicht wanken. Ist's nicht so, mein Geliebter?

(Lionello ist vor ihr niedergesunken, hat ihre Hände ergriffen, die er stürmisch an seine Lippen zieht.)

Die Stimme. Höll' und Tod!

Lucrezia (heftig fortsprechend). Darum sollst Du auch den Lohn empfangen, der treuer Liebe gebührt. Du kamst hoffnungslos, Du wagtest kaum in weiter Ferne ein Glück zu träumen. Nun denn: morgen schon soll sich's erfüllen, morgen schon will ich die Deine werden!

(Man hört draußen ein Gelächter aufschlagen.)

Lucrezia (ihm die Rothen streichelnd). Ja, mein süßer Freund, morgen schon soll der Segen der Kirche uns für immer verbinden. (Mit erhobener Stimme) Ich bekenne Dir, daß ich an eine andere Ehe dachte, verblendet wie ich war und eh ich Dich gekannt. Gott hat mich bei Zeiten noch gewarnt, es wäre mein Verderben gewesen. Der, dem ich mich schenken wollte, ist falsch wie die Meereswelle, und so hochgeboren er ist, voll niedriger Lüste und schnöder Habgier. Mein Reichthum reizte ihn, nicht mein armer Reiz und mein liebendes Herz. Hinfort wird man in Venedig sagen: Falsch wie ein Morosini!

Die Stimme (draußen, mit großem Nachdruck). Hört mein letztes Wort, Donna Lucrezia. Ich weiß, Ihr seid allein, und spielt dieses Possenspiel, mich für mein Säumen zu strafen. Doch wenn Ihr nicht auf der Stelle öffnet und für diesen kecken Scherz um Verzeihung bittet —

Lucrezia (leise und heftig). Sprecht ein Wort — sogleich — ich will es, was auch daraus entstehe!

Lionello. O Frau Lucrezia, wenn ich verstummte, war es das Uebermaß des Glückes, das mir die Lippen schloß. Ist es wahr, Ihr wollt mir angehören, morgen schon? Nun denn, so wahr ich Euch mit Seel und Leib zu eigen war, seitdem ich Euch zum ersten Male sah — mein Leben soll hinfort Eurem Glücke geweiht sein, Ihr sollt nie eines Schüßers entbehren, nie einen Rächer vermissen, wenn irgend

wer, und trüg' er den stolzesten Namen der Republik, es wagte Euch zu kränken.

Lucrezia (zu ihm herabgeneigt). Dank, Dank, mein Geliebter! Ich glaube Dir, und jetzt zum Zeichen, daß auch Du mir glauben darfst, — küsse ich Dich auf die Lippen — so — und so — und so — und verlobe Dir meine ewige Treue, und der helle Tag soll morgen den Bund besiegeln, den die Mitternacht geschlossen hat.

Die Stimme (draußen). Hahaha! Gute Nacht, keusche Lucrezia! Viel Glück zur Hochzeit! Hahaha!

(Ruberthlag. Die Gondel entfernt sich vom Portal.)

Lucrezia (hinausstrebend). Fort! — es ist geschehen! (Steht auf, wankt, von der Aufregung überwältigt. Er ist aufgesprungen und stützt sie mit seinem Arm.)

Lionello. Geliebte — Angebetete —

Lucrezia (ihn sanft zurückdrängend und sich wieder fassend). Nein, laßt —! Mir ist ganz wohl, o so wohl, wie lange nicht. Meint Ihr, daß er Alles verstanden hat, jedes Wort — auch daß ich Euch dreimal —

Lionello. Drei Dolchstiche in sein falsches, tückisches Herz, das nun in Wuth sich verzehren wird.

Lucrezia. Meint Ihr? Ha, das wäre mir lieb, das würde mir viel vergüten! (Geht aufgeregt hin und her.) Mir ist so leicht wie einem Vogel, so froh und stolz — die Verachtete, das geringe Bürgerweib — sie hat es ihm in's Gesicht geworfen, dem hohen Herrn, wie sie von ihm denkt, daß sie sich zu gut dünkt für seine gnädige Laune. O hätt' ich nur seine Miene dabei sehen können — aber ich denke sie mir! Er wird rasen — er wird schäumen — und ich, ich werde ruhig schlafen und von der Süßigkeit der Rache träumen!

Lionello (plötzlich umblickend). Und der arme Musikant, der Euch zum Helfershelfer gut genug war, mag sein schweres, schlafloses Herz nach Hause tragen, und wohl ihm, wenn er morgen beim Erwachen sich erinnert, daß er von dem Kusse des schönsten Mundes nicht bloß geträumt hat. (Wendet sich nach der Thür.)

Lucrezia (Reht plötzlich still, sieht ihn mit einem innigen Blick an). Hält mein Freund mich für so selbstisch, daß ich Alles von ihm annehme und Nichts dafür gebe?

Lionello (freudig zusammenfahrend). Was sagt Ihr?

Lucrezia (ihm beide Hände bietend). Ich will im Ernste halten, was vorhin ich im Spiele gelobt. Der Priester in San Moisè ist für morgen bestellt. Ich will ihn nicht vergebens warten lassen, weil ein übermüthiger Freier sich heut verspätet hat. Ein Anderer ist dafür gekommen, von dem ich genug weiß, um ihm mein Glück und Leben anzuvertrauen. Ist es nicht so, Lionello?

Lionello (zweifelnd). Ihr glaubt es heute vielleicht — um Eure Rache zu vollenden. Morgen aber, wenn Ihr mit klaren Sinnen bedenkt, wer Ihr seid und wer ich — ein namenloser Mensch —

Lucrezia (ihn ansehend). Der mir namenlos gefällt, bis auf seine Brust, die er mir nun wohl opfern wird. O Lionello, ich weiß, Du bist die treueste Seele unter dem Monde. Und damit Du morgen früh auch an meine Treue noch glaubst — (sie nimmt die Kette von ihrem Hals und hängt sie ihm um) mit dieser Kette binde und halte ich Dich für immer — und nun — da ich Dich vorhin nur im Spiele geküßt — nun küsse mich noch einmal recht ernstlich wie ein edler Bräutigam seine liebe Braut (sie fällt ihm um den Hals, küßt ihn, reißt sich dann rasch wieder los) — und damit gute Nacht!

Lionello. Himmlische! ich taumle, wie wenn ich voll süßen Weines wäre. O Du — Du — (will sie wieder an sich ziehen).

Lucrezia (tritt zurück). Es ist genug. Und jetzt — (sie öffnet die Thür) die Luft ist rein, selbst der Mond ist hinunter, die Lagune schläft. Du mußt eilends hinweg — (drängt ihn nach der Thür) — und morgen um Mittag, recht daß Alle es sehen und ganz Venedig davon spricht — (lächelnd) wenn es Dir nicht bis dahin leid geworden. —

Lionello (in die Gondel springend). Süße, einzig Geliebte — Du kannst noch scherzen!

Lucrezia. Still! Was war das? (horcht hinaus.) Nein, es ist Alles still. Mein Herz klopft nur so laut. Der Himmel nehme Dich in seinen Schutz, liebster der Menschen! Gute Nacht und frohes Erwachen!

Lionello. Zu einem Glück, das ohne Ende ist! Noch einen letzten Kuß!

Lucrezia. Morgen, morgen! Adio! (Sie schließt die Thür wieder. horcht wie die Gondel sich entfernt, kommt dann langsam in den Vordergrund.)

Sechste Scene.

Lucrezia. Dann Zulietta.

Lucrezia (in sich versunken). Morosini — das Kreuz über ihn! Ich hätt' es denken sollen, ich bin hart gestraft — (vor sich hin niedend). Er aber, er wird es lange nicht verwinden, denn bei alle dem, er hat mich doch geliebt. Daß ich ihm das thun konnte — O, die Heiligen haben mich beschirmt — er hätte mich elend gemacht, schon bald, und jetzt (mit zärtlicher Empfindung) Lionello! Ein goldenes Herz! Und doch — ich hätte mich nicht so schnell, so unauflöslich an ihn binden, ihm erst nur Hoffnung machen sollen. Wenn er morgen kommt und im Tageslicht Alles, was mir heute so möglich, so schön, so nothwendig schien, wenn mich's fremd und ungewiß ansieht — er ist so jung — so unbesonnen — wie soll er mich schützen gegen die Leidenschaft eines so mächtigen, so rücksichtslosen Menschen! — Wenn ich ihm vorschläge, mir noch eine Bedenkzeit — Aber nein, er wird nicht wollen — und hat er nicht Recht? Hab' ich ihn nicht zu meinen Ritter und Rächer bestellt und wollte nun den Lohn weigern, den er doch fordern darf? Und doch, mir ahnt, daß Gefahren drohn — so oder so. Auf alle Fälle müssen wir fliehen — fort von hier

— ich muß grüne Wiesen sehen, und Bäume und sanfte Hügel, und am Arm meines Lionello — (Zulietta schleicht die Treppe herab.) Du noch auf, Zulietta? Hatt' ich Dir nicht befohlen —

Zulietta. Ich war auch zu Bett gegangen, Frau, gewiß und wahrhaftig. Aber erst schien der Mond so hell, und dann, wie mir endlich die Augen zufielen, da weckte mich der Lärm am Haus, das Klopfen, und dann die Stimme —

Lucrezia (streng). Du hast gehört?

Zulietta. O nur ein Summen und Dröhnen, verstanden hab' ich kein Wort. Aber er war's doch, Frau, nicht wahr? und doch blieb die Thüre zu?

Lucrezia (mit Nachdruck). Sie wird ihm nie wieder aufgethan werden. Auch wird er sich hüten, je wieder daran zu pochen.

Zulietta. Heilige Madonna! Ihr habt euch überworfen? Und morgen — Eure Hochzeit —

Lucrezia. Ich werde morgen Hochzeit halten, Zulietta, aber mit einem besseren Bräutigam.

Zulietta. Was sagt Ihr, Frau? Nicht mit dem Morosini?

Lucrezia. Still! Wer diesen Namen vor mir noch ausspricht, verläßt mein Haus. — Trage das Tischchen hinein. Und dann — laß uns schlafen gehen. (Zulietta thut wie ihr befohlen. Lucrezia sinkt auf die Bank.) Es ist mir nun doch lieb, daß Du noch auf bist. Ich selbst — meine Hände sind wie gelähmt — ich würde mich nicht allein entkleiden können (Zulietta kommt wieder aus dem Zimmer, in welchem sie das Licht ausgelöscht hat.) O Zulietta, es war eine schreckliche Stunde — und dann wieder süß, über alle Begriffe süß! Rache und Liebe aus Einem Becher zu trinken — einen Verräther züchtigen und einen Mund küssen, der meinen Namen wie den einer Heiligen aussprach —

Zulietta (karrt sie an). Euer Geist schwärmt, Ihr habt Gesichte gesehen —

Lucrezia (steht auf). Morgen erfährst Du Alles. Jetzt — bin ich sterbensmüde. Deinen Arm, Kind! Ich komme sonst die Stufen nicht hinauf. (Indem sie, auf Zulietta gelehnt, sich der Treppe nähert, hört man ganz in der Ferne sehr schwach und klagend das Jagott.)

Lucrezia (bleibt stehen). Horch! Was war das?

Zulietta. Kann er noch nicht Ruhe halten, Euer lästiger Anbeter?

Lucrezia. O Zulietta, wenn Du wüßtest — Er ist der beste, aufopferndste Freund —

Zulietta. Wer? Doch nicht der Musicus!

Lucrezia. Still! — Da klingt es wieder — O mein Gott! Sage, klingt's nicht wie ein Stöhnen — ein Hülfseruf? — Es kommt näher —

Zulietta. Ihr seht und hört heute nichts als Spuk, Siora Padrona. Ihr seid überwacht — Ihr müßt Euch sogleich —

Lucrezia (sich von ihr losmachend, eilt nach der Thür, hragt hinaus). Nein, nein, er war's — er ist's — Jetzt erst überfällt mich's: wenn ihm etwas zustieße, wenn der stolze, gewaltthätige Mann ihm aufgelauert hätte, um an ihm zu rächen, was ich ihm angethan —

Zulietta (für sich). Die arme Frau — sie hat den Verstand verloren.

Lucrezia (während das Jagott deutlicher heranklingt, immer abgebrochen und ohne Melodie). Näher — es kommt immer näher — Was treibt ihn zurück? O und diese Töne — sie dringen mir bis in's Mark! Zulietta, wenn es wahr wäre — o Gott! Da ist er schon am Hause —

Zulietta (zu ihr hineilend). Kommt zu Euch, Frau. Ihr seid krank — ich will den Marco wecken, daß er den Doctor holt —

Lucrezia. Nein, nein, Niemand darf wissen. — (Zu die Kniee sinkend.) O mein Herz — es steht still. Deffne die Thür, Zulietta, sieh nach (da Zulietta den Riegel zurückschieben will) Um Gotteswillen, öffne nicht — es könnte das Entsetzlichste sein!

Zulietta (rasch). Nun wahrlich, Frau, wenn Ihr Lust habt, Gespenster zu sehen, ich mag lieber schlafen, und um Euch zu zeigen, daß Ihr Euch ganz ohne Noth das Herz abhängigst — da seht — (Sie reißt plötzlich das Thor auf.)

Siebente Scene.

Vorige. (Vor der Schwelle liegt die kleine Gondel, auf dem Polster darin) **Lionello** (das Haupt auf die linke Hand zurückgelehnt, in der Rechten das Jagott, auf dem er toeben noch schwache Töne geblasen hat).

Zulietta (hört einen Schrei aus, fährt zurück.)

Lucrezia (auffahrend und nach der Schwelle hin stürzend). Lionello! Du — Du —

Lionello (mit schwacher Stimme). Ich wollte Dir noch — eine letzte gute Nacht sagen, liebsteß Leben — es ist schön, daß Du noch zu mir kommst — aber Deine Augen grüßen mich so irre — nein, sei nicht traurig — nun, da ich Dich sehe — ist mir wohl! (Das Haupt sinkt ihm zurück.)

Lucrezia (auffahrend). Du stirbst, Lionello! — o barmherziger Gott, Du stirbst — und ich habe Dich getödtet!

Lionello (sich mühsam wieder aufrichtend). Du? Nein, Du hast mir Leben geschenkt — die einzige Stunde meines jungen Lebens — voll reiner Wonne. Sie war so groß — der Himmel und die Menschen — konnten sie mir nicht gönnen. Ihm aber — ihm kann ich nicht darum zürnen. Wie er Deine Kette an meinem Halse sah, fuhr ihm der Dold aus der Scheide — und traf gut! Ich — hätt' ich's nicht eben so gemacht, Jedem, der sich jetzt noch zwischen Dich und mich hätte stellen wollen? Komm — gieb mir — noch einmal Deine Hand — und Deinen Mund — (Sie beugt sich verzweifelt über ihn) O an diesen Lippen stirbt es sich süß!

Lucrezia (sich losreißend). Lebe, lebe, mein Geliebter! Es darf nicht sein,

du gehörst mir, ich reiße Dich dem Tod aus den Klauen! Zuletta, hilf! Wir wollen ihn aufheben, ihn hineinragen — Marco soll zum Doctor — (will in die Gondel steigen).

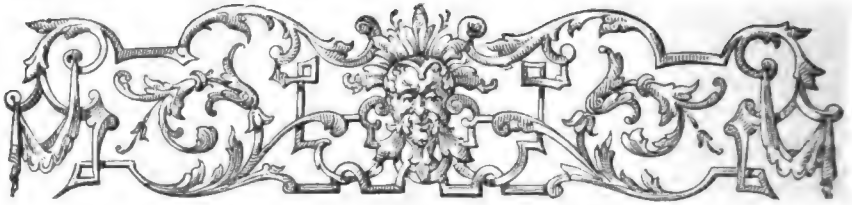
Lionello (erhebt sich, stützt sich auf ein Antl.). Es ist zu spät. Lebwohl, mein Weib! Ich segne Dich für das Glück, das Du mir hast gönnen wollen, als hätt' ich's schon jahrelang genossen. Ich segne Deine Augen — die mich voll Liebe angelacht — Deine liebliche Stimme, die mich Deinen Freund genannt — Deine süßen Lippen — die mir Balsam in's Blut geträuft. Und nun — gute Nacht. Ich will hinausstreiben in den großen Canal — und wenn sie morgen mich finden — werde ich ganz stille liegen, aber lächeln wie ein Bräutigam am Hochzeitmorgen. Lebwohl! (Er stützt mit letzter Kraft die Gondel von der Schwelle ab und verschwindet nach links.)

Lucrezia (ausschreiend). Lionello — ich will mit — mit Dir sterben!

Zuletta (hält sich gewaltsam fest). Frau — o theure Herrin! Was wollt Ihr thun! Ihr rettet ihn nicht mehr.

Lucrezia (wild aufschreiend). So bin ich auch verloren! So bin ich todt für diese Welt und alle Gedanken, die meinem Heiland nicht gehören, werden bis an's Ende bei diesem Todten sein! (Indem sie aus der Schwelle niederstinkt und Zuletta sich zu ihr hinabbeugt, fällt der Vorhang.)





Die Cholera.

Von

Max von Pettenkofer.

— München. —

(Schluß.)



Nachdem ich nun von örtlicher und zeitlicher Disposition für Cholera gesprochen habe, bin ich in der Lage, von örtlicher und zeitlicher Nichtdisposition, von der Immunität für Cholera zu reden.

Die cholera-immunen Orte, deren Zahl viel größer ist, als gewöhnlich angenommen wird, haben bisher wenig Beachtung von Seite der Epidemiologen gefunden, ebenso wenig wie die immunen Zeiten. Das Auge der Beobachter richtete sich nur auf Orte, wo die Cholera sich zeigte, und wurde auch da nur zu Cholerazeiten angestrengt. Was sollte man auch an die häßliche Krankheit denken, wann und wo sie nicht da war. Ein anständiger Arzt setzt sich nur in Bewegung, wenn er zu einem Kranken gerufen wird. Bei mir war es anders: ich bin zwar auch Mediciner, der sich in seiner Jugend die ärztlichen Sporen als Doctor der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe verdient hatte, aber ich bin nie in die ärztliche Praxis weder gegangen noch geritten, woraus mir Manche sogar einen Vorwurf machen und das Recht absprechen möchten, in medicinischen Fragen mitzureden; ich hatte nichts zu thun und daher Zeit, Allerlei zu treiben. Und so ging ich denn im Jahre 1868 nach dem größten und berühmtesten cholera-immunen Orte Südfrankreichs (Fauvel hatte die Güte gehabt, mir eine wirksame Empfehlung an Herrn Ingenieur Duuyt mitzugeben), nach Lyon, und ich glaube herausgebracht zu

*) Im ersten Theile dieses Aufsatzes (Heft 91) bitten wir zu berichtigen: S. 98 Z. 2 v. o. Nordostmonsuns statt Südostmonsuns. — S. 105, Z. 14 v. o. Abnahme statt Abwehr.

haben, warum es der Cholera in Lyon nie gefällt, so oft sie auch schon dahin gebracht wurde, wenn sie in Marseille und Paris herrschte. Einzelne Fälle zeigten sich ja stets, aber nie kam es zu einer Ortsepidemie, und diese Unempfänglichkeit der zweiten Stadt Frankreichs hat sich unter den auffallendsten Umständen bewährt. Im Jahre 1849 wollte z. B. Lyon sich von Paris unabhängig machen und hatte den Gehorsam gekündigt, die Stadt wurde von cholerainficirten Regimentern belagert, erobert und besetzt, die Cholera verlief unter den Truppen und ging nicht auf die aufgeregte und schwer geschädigte Stadtbevölkerung über. An Ort und Stelle überzeugte ich mich bald, daß die Immunität nicht von großer Reinlichkeit in den Arbeiterquartieren auf Croix rousse, auch nicht von Mangel an Proletariat und socialer Misere, ebenso wenig von Canalisation oder Wasserversorgung (letztere war vor 1858 sogar die denkbar schlechteste) herrühren konnte, sondern daß sie von Natur aus gegeben sein mußte. Die Lyoner haben sich über dieses gütige Geschenk der Natur natürlich auch schon oft ihre Gedanken gemacht, aber es wurde ihnen nur wahrscheinlich, daß die stete Luftbewegung, welche der Zusammenfluß zweier großen Ströme, der Rhone und Saone, hervorbringe, daran Ursache sei, obgleich die Mistralstürme, welche über Languedoc und Marseille fegen, die Cholera nie fortzublasen vermögen.

Die Lage der Stadt ist eine sehr verschiedene. Das Bett der beiden Flüsse ist compacter Granit, der am rechten Ufer der Rhone und an beiden Ufern der Saone steil emporsteigt, stellenweise von Lias, Molasse oder mächtigen Lehmschichten überlagert. Auf der Höhe liegen die Stadttheile Croix rousse, Fourvière, St. Juste, andere Theile liegen sehr tief, Perrache auf einer Erdzunge zwischen den beiden Strömen, Lyon Vaise auf dem rechten Saone-Ufer, Brotteaux und Guillotière auf dem Alluvialboden am linken Rohnufer. Die tief gelegenen Theile von Lyon sind häufigen und hochgradigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Und doch nie Cholera?

Wie wir aus den Untersuchungen über örtliche und zeitliche Disposition ersehen haben, kann die Immunität eines Ortes von zwei Ursachen herrühren, von der physikalischen Bodenbeschaffenheit, wie sie der immune Theil von Traunstein oder die immunen Häuser von Rienberg haben, oder von einem gewissen Feuchtigkeitsgrade, wie ihn z. B. die tiefgelegenen Theile von München während der Sommerepidemie 1873, oder Augsburg während des Sommers und Winters 1873, oder München im Jahre 1866 gehabt haben. Ein solcher Grad von Feuchtigkeith, wie er an choleraempfindlichen Orten zeitweise vorhanden ist, kann in einzelnen Orten auch constant vorkommen, und zu diesen Orten müßten die tiefgelegenen Theile von Lyon gehören. Und beides trifft auch wirklich in Lyon zu. In den hochgelegenen Theilen tritt der Granit an vielen Punkten zu Tage und schafft die hohe Lage an und für sich eine gute natürliche Drainage. Von diesen Theilen kann man sagen, daß sie stets immun bleiben werden. Die tief auf Rhone-

kies liegenden Theile Brotteaux und Guillotière und Perrotche setzen einen gewissen Wassergehalt des Bodens voraus, der immer vorhanden sein mußte, wenn die Cholera eingeschleppt wird.

Die Befeechtung dieses Lyoner Bodens erfolgt nun in abnormer Weise nicht bloß durch die atmosphärischen Niederschläge, sondern auch durch den Fluß Rhone. Die wasserdichte Unterlage seines Bettes ist dichter Granit. Ich selbst sah noch, wie man Granitsteine aus dem Flussbett entfernte, welche die Schifffahrt hinderten. Dieses Granitlager senkt sich vom linken Ufer an eine große Strecke landeinwärts, jedenfalls soweit als Lyon darauf steht, denn alle Brunnen, die man da gräbt, liegen tiefer als der Spiegel der Rhone, und steigen und fallen mit dem Flusse.

In Paris, in München und in Berlin ist durch Nivellement das Gegentheil von Lyon ermittelt, in Paris, München und Berlin liegt der Grundwasserspiegel höher als der Spiegel der Seine, Isar und Spree, was überhaupt die ganz vorherrschende Regel ist, so daß Grundwasserverhältnisse wie in Lyon zu den seltenen Ausnahmen gehören. In Lyon kann man sagen, daß ein Theil der Rhone unterirdisch verläuft, indem sie Wasser in den Boden hinein abgibt, während in Paris, München und Berlin die Flüsse Wasser vom Lande her constant empfangen. Wenn in diesen Städten das Wasser im Flusse steigt, ist nicht ein Eindringen desselben in den porösen Boden hinein anzunehmen, sondern vielmehr eine Rückstauung und Aufstauung des Grundwasserabflusses. — Der Rhonestein, in seinen größeren Theilen wesentlich aus Quarzgerieben bestehend, enthält auch viel feine Theile zwischen gelagert, welche Wasser in ihre Capillarräume in beträchtliche Höhe, wahrscheinlich bis zur Höhe der Verdunstungszone, zu saugen vermögen. Ich überzeugte mich an mehreren eben in Angriff genommenen Grundaufgrabungen, wie fest dieser Kies steht, und wie feucht er ist. — Dieser Theil von Lyon ist also nur zeitlich immun, und würde für Choleraepidemien empfänglich werden, wenn man ihm einen Theil seines Wassers nähme. Daß auch Lyon theilweise sterblich sein könnte, hat sich bereits einmal im Cholerajahre 1854 gezeigt. Als ich während meines Aufenthaltes dort die Cholera-vorkommnisse in Lyon näher ermittelte, fand ich, daß in diesem Jahre an 500 Choleratodesfälle vorkamen, während es sonst zu Cholerazeiten mit einigen Duzenden abgeht. Es ergab sich ferner, daß nahezu drei Viertel dieser Cholerafälle aus Guillotière stammten, und ich mußte sagen, daß im Jahre 1854 wenigstens ein Theil von Lyon eine Choleraepidemie gehabt habe. Die Lyoner hören das nicht gerne, denn sie machen mit ihrer in ganz Frankreich anerkannten Immunität zu Cholerazeiten sehr gute Geschäfte mit den reichen Choleraflüchtlingen aus Paris und Marseille, und sie sagen daher: Was sind 500 Fälle bei einer Bevölkerung von 400,000, da kann man doch von keiner Epidemie sprechen. Allerdings nicht von einer Epidemie von ganz Lyon, aber unausweichlich muß man eine Choleraepidemie eines Theiles von Lyon zugeben. Die hochgelegenen Theile von Lyon haben sich auch

im Jahre 1854 wie sonst verhalten. In den kommenden Cholerazeiten verhielt sich ganz Lyon wieder ruhig.

Was unterscheidet nun das Jahr 1854 in Lyon von anderen Jahren? Nichts, als daß es ein ganz abnorm trodenes Jahr gewesen ist. Ich überzeugte mich aus den Beobachtungen der meteorologischen Station, daß in diesem Jahre in dem Atmidometer (Verdunstungsmesser) mehr Wasser verdunstete, als in den Ombrometer (Regenmesser) fiel. Grundwasserbeobachtungen fand ich allerdings nicht vor, aber fortlaufende Beobachtungen des Rhonepegels, welche bis zum Jahre 1826 zurückreichten. Von 1826 bis 1854 kommt kein so andauernd niedriger Rhonestand vor, als im letzteren Jahre. Das ist mir genug, um zu denken, man könnte den niedrig gelegenen Theilen von Lyon auch zeitliche Disposition für Cholera schaffen, wenn man ihnen die Rhone ganz oder zum größten Theile nehmen könnte.

Daß zu viel Wasser im Boden der Cholera ebenso ungünstig ist, wie das Zuwenig in der Wüste oder in Lahore, spricht sich noch in einer großen Reihe anderer Thatfachen aus. Als ich die Cholera 1854 in Bayern durch's ganze Land verfolgte, überraschte mich, daß in den epidemisch ergriffenen Districten gerade die Moorgegenden, die in der Regel nur von den ärmsten Leuten bewohnt sind, immer Ausnahmen machten.

Das große Donaumoos zwischen Neuburg und Ingolstadt war von Ortsepidemien umgürtet und in die Moosbörfer mochten sie nicht hinein. Im Freisinger Moos endlich tauchte im Orte Halbergmoos eine Epidemie auf. Als ich hinkam, standen die ergriffenen Häuser auf einer Rießzunge, welche sich in's Moor hinein erstreckte. Dasselbe hat Reinhard für Sachsen nachgewiesen. Der nördliche Theil von Sachsen, der an der Spree liegt, ist eine Malariaegend mit Auszeichnung. Die elf Mal, als die Cholera schon in Sachsen war, vermied sie immer diese Fiebergegend. Ich will damit nicht sagen, daß die Cholera auf Moorboden epidemisch nicht vorkommen könne, aber ich glaube in solchen Fällen dann fragen zu dürfen, wie es sich mit der vorausgegangenen Bewegung der Bodenfeuchtigkeit verhalten hat? Die Boden- und Grundwassertheorie schließt überhaupt aus, daß man sich um das, was im Boden und über demselben vorgeht, erst kümmert, wenn die Cholera ausbricht, und wieder damit aufhört, wenn die Cholera verschwindet; — da bedarf es, wie Port sich ausdrückt, einer fortlaufenden Chronik von Thatfachen.

Daß die Cholera sehr regelmäßig in der Nähe der Gebirge und in den Gebirgen seltener wird, hängt gleichfalls mit dem Elemente der zeitlichen Disposition zusammen: in dem Maße, als die Cholerafrequenz dieser Gegenden abnimmt, nimmt die Regenmenge derselben zu: so launenhaft das Wetter ist, so launenhaft ist die Cholera. Die Städte im Gebirge, welche nicht

selten Zufluchtsort für Schaaren von Choleraflüchtlingen sind, ohne ihnen die Krankheit mitzutheilen, stehen selten auf einem Boden, welcher an und für sich die Cholera ausschließt. Salzburg und Innsbruck haben z. B. noch nie Choleraepidemien gehabt, auch 1866 nicht, wo beträchtliche Evacuationen vom schwer cholerakranken Kriegsschauplatz dahin erfolgten, und Salzburg steht zu einem merklichen, Innsbruck zum größten Theil auf dem Alluvialboden der Salzach und des Inn, wie München auf dem der Isar steht; aber die Städte haben etwa um 50 Procent mehr Niederschläge als München. Ich kann mir einen vielleicht nur alle hundert Jahre eintretenden Grad von Trockenheit denken, daß auch Salzburg und Innsbruck von Choleraepidemien heimgesucht werden könnten, wie theilweise Lyon 1854 oder wie Bombay im Juni 1859 auch einmal Monsuncholera hatte, wo die Regen die Cholera, die zuvor lange geschwiegen hatte, brachten, während sie sonst sie vertreiben.

Aus der zeitlichen Disposition erklärt sich auch die so oft wiederkehrende Thatfache, daß sich die Cholera so verschieden in ein und demselben Orte zu verschiedenen Zeiten, oder auch zu gleicher Zeit in ein und demselben Orte verhält, wenn verschiedene Ortstheile verschiedene Bodenbeschaffenheit haben. Daß sie z. B. in München die Häuser auf dem Lehmrüden der Vorstadt Spaidhausen, welcher dort der Kiebschichte etwa 3 Meter hoch aufgelagert ist, nie angreift, rührt gewiß nicht davon her, daß Lehm Boden an und für sich ein Hinderniß für die Entwicklung des Cholerakeims wäre, sondern weil sich der Regen ganz anders zu Lehm Boden als zu Kiebs Boden verhält, wenn er sich auch über beide Bodenarten ganz gleichmäßig vertheilt. Zur Zeit, wo der Kiebs Boden von München für Cholera reif wird, ist es kein Lehm Boden nicht.

Ich verlasse nun meine localistische Beweisführung und gehe zur Kritik einiger Gesichtspunkte über, welche die Contagionisten festzuhalten und den Localisten entgegenzuhalten pflegen.

Daß die Choleraepidemien sich in einem Orte nicht ewig fortsetzen, sondern bald nach längerer, bald nach kürzerer Zeit wieder aufhören, erklären die Contagionisten mit Annahme der Durchseuchung der Bevölkerung, und sie verstehen unter Durchseuchung eine Erschöpfung der individuellen Disposition, ähnlich wie man die Kinderkrankheiten, die man einmal durchgemacht hat, nicht wieder bekommt, oder wie die Kuhpockenimpfung vor dem Erkranken an den schwarzen Blattern schützt. Das erklärt schon nicht, warum die Epidemien in einem Orte einmal so schnell, ein andermal so langsam verlaufen, warum sie bald groß, bald klein sind, während die Menschen, in welchen sich die Durchseuchung vollziehen soll, sich doch so gleich bleiben. Mit demselben Rechte können die Localisten annehmen, daß der Cholerakeim die zeitweise in verschiedenem Maße vorhandenen localen Bedingungen er-

schöpft und dann abstirbt, die er dann erst nach einer längeren Zeit wieder eingeschleppt neuerdings vorfindet. Nur im endemischen Cholerabezirke, im Boden von Niederbengalen, vermag sich unter den dort eigenthümlichen Verhältnissen der Cholerakeim beständig zu erhalten, obschon er auch da zeitweise schlummert oder nur in so geringer Menge vorhanden ist, daß die Menschen davon nicht erkranken. Dieser Schlummerzustand muß für eine beschränkte Zeit auch oft außerhalb Indiens angenommen werden, denn sonst ist z. B. die Winterepidemie 1873/74 in den tief gelegenen Theilen Münchens nach der vorausgegangenen Sommerepidemie in den höheren Theilen nicht erklärlich, welche doch nachweisbar den Keim schon in die tieferen Stadttheile gebracht hatte, wo die Krankheit dann nach dem Erlöschen der Sommerepidemie erst so heftig, viel heftiger und länger als die Sommerepidemie aufgetreten ist, während diese daran fast spurlos vorübergegangen war. Daraus muß man auch folgern, daß der Keim zu Epidemien oft einige Zeit schon (in dem Falle von München wenigstens drei Monate) in Orten eingeschleppt sein kann, ohne Wirkungen zu zeigen, und daß er sogar wieder absterben kann, ehe sich die zeitlichen localen Bedingungen für seine Vermehrung und weitere Entwicklung einstellen. Deshalb sucht man auch oft so vergebens nach dem Cholerafranken, oder wenigstens Diarrhöefranken von auswärts, der die Cholera eingeschleppt, mit dem die ersten Cholerafranken im Orte zusammenhängen könnten; so im Jahre 1883 in Damiette in Egypten und im Jahre 1884 in Toulon in Frankreich. Der Keim konnte schon ein halbes Jahr früher eingeschleppt sein, und wird gewiß auch oft eingeschleppt, ohne die zeitliche Disposition der Orte vorzufinden, und stirbt wieder ab, ohne Lebenszeichen gegeben zu haben.

Wie lange der Cholerakeim sich bei uns latent in einem Orte halten kann, darüber fehlen vorläufig alle Anhaltspunkte, es giebt Fälle, wo man ein ganzes Jahr annehmen möchte, dafür aber, daß er in Europa schließlich stets zu Grunde geht, dafür vermag ich eine schlagende Thatsache beizubringen. Als die Cholera in Rußland viele Jahre hindurch nicht mehr ausgehen wollte, glaubten schon einige Epidemiologen, man müsse jetzt Rußland im Norden ebenso, wie Niederbengalen im Süden als endemisches Choleragebiet betrachten. Die Geschichte der Cholera aber auf zwei Inseln im mittelländischen Meer, auf Malta und Gozo, liefert ein Beispiel, daß in Zwischenräumen von wenigen Jahren der Cholerakeim abstirbt, und wieder neu eingeschleppt werden muß, ehe sich Fälle von asiatischer Cholera wieder zeigen.

Die Inseln Malta und Gozo liegen hart nebeneinander und sind sich von Natur aus so gleich, als ob man ein ganz homogenes Stück Stein in zwei Trümmer schlüge, in ein größeres und in ein kleineres Stück, und neben einander in's Wasser legte, so nahe daß sie sich nur nicht berühren. So ragen

beide Inseln aus dem Meere heraus. Sie haben ganz den gleichen Boden, gleiche Winde, Sonnenschein und Regen, die gleiche Bevölkerung arabischen Ursprungs mit gleichen Sitten und Gewohnheiten und täglichen Verkehr. Gemüse, Obst, Schlachtvieh kommt täglich von Gozo nach Malta. Die beiden unterscheiden sich nur dadurch, daß Gozo keinen directen Verkehr mit der übrigen Welt besitzt, sondern nur indirect über Malta, welches die schönsten natürlichen Häfen der Erde besitzt, während Gozo nicht einen einzigen hat. Das Stück Stein ist vor dem Zerschlagen an einer Stelle tief zackig gewesen, sonst rund, und der zackige Theil gehört zum Stück, das Malta heißt. Die beiden Inseln werden zeitweise von Cholera heimgesucht, Malta aber immer mehrere Wochen früher, als Gozo. Schließlich zeigen sich beide gleich empfänglich dafür: im Jahre 1865 starben von der Bevölkerung auf Malta 12, auf Gozo 16 pro Mille an Cholera. Der erste Cholerafall war

1837 am 26. Mai auf Malta, am 5. Juli auf Gozo

1850 = 9. Juni = = = 28. August = "

1854 und 1856 während des Krimkrieges kamen auch Cholerafälle auf Malta und Gozo vor, es entwickelte sich nur keine Epidemie, aber auch da zeigten sich die sporadischen Fälle viel früher auf Malta als auf Gozo. Bei der Epidemie von 1865 kam der erste Fall auf Malta am 20. Juni, in Gozo am 21. Juli vor. Dieses Zeitintervall zwischen Malta und Gozo stimmt mich sehr bedenklich gegen die landläufige Annahme, daß die Fälle, welche sich ein paar Tage nach Ankunft einer Person aus einem Choleraorte in einem bisher cholerafreien Orte ereignen, sich in dem Hause zeigen, wo diese Person abgestiegen ist. Es ist nicht ausgeschlossen, daß dieses Haus auch schon einen früheren Verkehr mit dem Choleraorte gehabt hat. So viel ist durch Malta und Gozo jedenfalls erwiesen, daß die Cholera auf den Inseln keinen längeren Dauerzustand hat, daß sie nicht autochton entsteht, auch nicht durch die Winde gebracht wird, sondern daß zur Einschleppung stets der Verkehr nothwendig ist, denn sonst hätte sie hie und da auch auf Gozo gleichzeitig, oder auch früher als auf Malta sich zeigen müssen.

Die Thatfachen vom Einfluß der Localität können die Contagionisten nicht ganz ableugnen, sie gestehen ihn sogar theilweise gerne zu, suchen aber dann eine contagionistische Erklärung dafür. Die Localisten und Contagionisten suchen sich ein Bild davon zu machen, wie der durch den menschlichen Verkehr verbreitbare Cholerakeim mit Boden- und Grundwasser zusammenhängen könnte. Das ist leider noch das dunkelste Capitel und wird es auch noch lange bleiben, aber es ist nicht dunkler als bei einer anderen Infectionstrankheit, deren Abhängigkeit vom Boden und Wasser Niemand bestreitet, nämlich bei den Malariastrankheiten, beim Wechselfieber. So sehr man von seiner tellurischen und klimatischen Abkunft überzeugt ist, so fehlt nach den Mittheilungen von Hirsch in seinem Handbuche der historisch-geographischen

Pathologie doch auch dafür noch jeder strenge experimentelle Nachweis, wie der Infectionskstoff zum Menschen gelangt, ob durch Luft, ob durch Wasser oder Nahrung, oder Mückenstiche u. s. w. und wenn man die Tabellen über das Auftreten der Wechselfieber in den einzelnen Monaten des Jahres im Sachdegebiet, in Leipzig, Wien, Magensfurt u. s. w. vergleicht, so staunt man, daß in diesen Malariatabellen die Abhängigkeit von der Jahreszeit nicht entfernt so scharf hervortritt, wie in der Cholera-Tabellen von Brauser.

Beim Wechselfieber bezweifelt man die Infection durch Trinkwasser, bei der Cholera nehmen die Contagionisten sie an und glauben, daß die Epidemien wesentlich durch Trinkwasser bedingt werden, in welches auf irgend eine Art Ausleerungen von einem Cholera-kranken gekommen sein müssen.

Die Trinkwassertheorie spielte schon im Mittelalter bei allen Volksseuchen eine große Rolle, stets mußten böse Menschen, bald Juden, bald Christen, die Brunnen vergiftet haben, aus welchen man den Tod trank. Für ein gesundes behagliches Leben ist gutes reines Wasser ein ebenso dringendes Bedürfnis, wie gute Luft, gute Nahrung, gute Wohnung u. s. w. Ich selbst bin Trinkwasserfanatiker, aber nicht aus Furcht vor Typhus oder Cholera, sondern aus reiner Liebe zum Guten. Mir ist das Wasser nicht bloß ein unentbehrliches Nahrungsmittel, sondern zugleich Genußmittel, das ich höher schätze und für unsere Gesundheit für werthvoller halte, als guten Wein und gutes Bier. Wenn am Wasser etwas fehlt, kann man nicht bloß an Cholera, sondern an allem Möglichen erkranken. In den Orten, in welchen eben die Cholera herrscht, und wo sich ein localer Einfluß bemerkbar macht, kann man ja an's Wasser denken, weil man ja auch die Brunnen und Wasserleitungen als einen Theil der Localität annehmen muß, und die Annahme wird auch häufig stimmen, insofern man gar oft den Theil für's Ganze (*pars pro toto*) sehen kann, ehe man an eine genauere Untersuchung in's Einzelne geht. Wo man nicht den Einfluß des Wassers allein unter Ausschluß aller anderen localen Factoren betrachten kann, da werden die Schlüsse stets zweifelhaft bleiben, und man wird nicht behaupten können, daß gerade das Wasser der schädliche Theil der Verlichkeit sei. Die Fälle nun, in welchen Wasser von einem Orte genossen wird, ohne zugleich mit der Luft und Anderem von diesem Orte in Berührung zu kommen, ereignen sich so selten, daß man aus der Coincidenz allein noch keinen Wahrscheinlichkeitsbeweis antreten könnte. In England, wo die Trinkwassertheorie Dogma und Volksglaube geworden ist, hat man zwei derartige Fälle, in denen jeder andere Localeinfluß ausgeschlossen schien, während der Choleraepidemie von 1854 beobachtet. Der eine betrifft ein und dieselbe Verlichkeit, einige Straßen Londons, in welchen zwei Wasser-Compagnien concurrirten, die Lambeth Company mit reinem, die Vauxhall Company mit unreinem Wasser, und wo die mit ersterem Wasser versorgten Häuser sehr wenig und die mit letzterem sehr viele Cholerafälle hatten. Diese Thatfache imponirte auch mir anfänglich sehr, und ich ging gläubig

und frischen Muthes daran, die ungleiche örtliche und zeitliche Vertheilung der Cholera von 1854 in München auch mit dem in verschiedenen Theilen der Stadt sehr verschiedenen Trinkwasser zu erklären. Meine, mit aller Umsicht durchgeführte Untersuchung endete bekanntlich mit einem ganz negativen Resultate. Ohne die Erhebungen in London im mindesten anzuzweifeln, mußte ich sie mir dahin deuten, daß das unreine Wasser der Bauhall Company nicht den Cholerakeim verbreitete, welcher in München auch ohne Mithilfe des Trinkwassers seine Verbreitung ebenso fand, sondern daß das Wasser entweder die individuelle Disposition der Personen steigerte, oder auch vielleicht die örtliche Disposition, indem man mit dem schmutzigen Wasser die Häuser und deren Boden düngte.

Später (1866) hat Zethby auch die Richtigkeit der Erhebungen angezweifelt, indem er darauf hinwies, daß in den von den beiden Gesellschaften gleichzeitig versorgten Straßen im Laufe der Zeit bei den Anzapfungen der beiden Hauptrohre große Verwirrung eingetreten sei, so daß oft ein Haus, welches an die Lambeth Company zahlte, sein Wasser aus der Röhre der Bauhall Company empfing und umgekehrt. Die Choleraepidemie von 1866, die sich wesentlich auf Ostlondon beschränkte, leitete man auch vom Wasser der East-London Water-Company ab, welche aus dem Abflusse filtrirtes Wasser vertheilt. Zethby wies an einer Reihe von Thatfachen nach, daß man mit demselben Rechte die Röhrenleitung der East-London Gas-Company zu Grunde legen könnte und dabei noch den Vortheil hätte, daß der erste constatirte Cholerafall von Ostlondon 1866 wirklich in der Gasanstalt vorkam.

Ein zweiter in London beobachteter Trinkwasserfall machte übrigens noch einen viel größeren Eindruck und wurde die von Snow darauf gegründete Theorie bald die allgemein herrschende. Man betrachtete den Fall, auf welchen Snow sich stützte, nicht mehr bloß als eine epidemiologische Beobachtung, sondern geradezu als ein physiologisches oder pathologisches Experiment. Golden Square, ein Theil Londons mit einer Mulde, welche damals als Schlammfang für die Umgebung betrachtet werden konnte und nur sehr mangelhaft canalisirt war, wurde 1854 auffallend heftig von Cholera ergriffen. Die Epidemie concentrirte sich namentlich in Broadstreet. Das mußte seinen Grund haben, und der Grund mußte gefunden werden. Anfangs schien es, als stamme das Unglück noch aus alter Zeit. Man machte darauf aufmerksam, daß da, wo jetzt Golden Square und Broad steht, einst ein Begräbnißplatz für die an der Pest Gestorbenen lag. Dieser Pesthauch aus früheren Jahrhunderten konnte sich ja auch anno domini 1854 seiner Gruft wie der Geist im Hamlet entringen; — aber eine nähere Untersuchung auf historischer Grundlage ergab gar bald, daß das alte Pestfeld und das neue Cholerafeld sich gegenseitig doch nicht genügend deckten. Nun aber wurde ein Ereigniß bekannt, in Folge dessen die Pest dem Trinkwasser das Feld räumen mußte. Inmitten des Cholerafeldes in Broadstreet stand

ein Pumpbrunnen, dessen Wasser sehr beliebt war, weshalb der Brunnen auch sehr viel benützt wurde und sein Wasser stets frisch war. Als Ende August die Choleraexplosion in Broadstreet erfolgte, hatten viele der Erkrankten auch Wasser aus der Broadstreet-Pumpe getrunken; aber das wäre wirklich noch nicht entscheidend gewesen, dazu bedurfte es noch eines pathologischen Experimentes. In Broadstreet befand sich eine Zündhütchenfabrik eines Herrn Elliot. Das Personal dieser Fabrik litt auch an Cholera und Mehrere davon starben. Herr Elliot blieb ganz gesund, aber er wohnte nicht in der Fabrik, wohin er nur täglich kam, um nach Schluß der Geschäfte wieder nach Islington zu fahren, wo er mit seiner Mutter und einer Nichte zusammen wohnte. Seiner Mutter, die früher auch in Broadstreet gewohnt und das Wasser des Brunnens sehr lieb gewonnen hatte, brachte bei dieser Gelegenheit der gute Sohn täglich frisches Wasser von der Broadstreet-Pumpe mit, wovon sie und die Nichte tranken. In Islington war bisher kein einziger Cholerafall vorgekommen, da erkrankten Mutter und Nichte und starben, ohne mit Broadstreet einen anderen Verkehr gehabt zu haben, als daß sie Wasser von dort getrunken hatten.

Was will man noch mehr? Wer möchte auch da noch zweifeln? Ein Experiment an zwei lebenden Menschen, bei einer Krankheit, wo das Thierexperiment nicht eintreten kann, weil der Mensch allein für Cholera empfänglich ist!! Ein trauriges Vorrecht.

Noch nie wurde die Deutung einer Thatfache leichtsinniger hingenommen, als diese. Sehen wir den Fall, Herr Elliot hätte täglich mit dem Choleraherde in Broadstreet verkehrt, wie er es wirklich gethan hat, und wäre täglich nach Islington zu Mutter und Nichte heimgefahren, ohne ihnen Wasser mitzubringen, und Mutter und Nichte wären erkrankt, ohne Wasser von der Broadstreet-Pumpe getrunken zu haben, würde man da im Geringsten in Verlegenheit sein, die Infection von Mutter und Nichte durch den andauernden täglichen Verkehr des Sohnes mit dem Infectionsherd zu erklären, selbst wenn der Sohn vollkommen gesund blieb? Die Contagionisten würden da wahrscheinlich sagen, er könne ja eine verdächtige Diarrhöe gehabt haben, die er gar nicht beachtete, und damit angesteckt haben. Die Localisten würden sagen: einen local erzeugten Infectionsstoff können auch Gesunde verschleppen und es wird die Verschleppung durch Kranke nur in dem Maße öfter beobachtet, als diese öfter aus wirklichen Choleralocalitäten kommen, als die Gesunden. Im Jahre 1854 z. B. kehrte ein junger Jurist S. . . von München nach Darmstadt heim, wo er bei seinem Vater wohnte. Der Vater hatte Darmstadt zu dieser Zeit nie verlassen und Darmstadt war damals so cholerafrei wie Islington und liegt von München viel entfernter als Islington von Broadstreet. Der Sohn S. . . war so gesund heimgekommen, wie Herr Elliot, aber der Vater S. . . erkrankte doch nach der Heimkehr des Sohnes und starb an Cholera. Man mußte keinen anderen Grund dafür zu finden, als die Heimkehr des Sohnes aus dem inficirten München. Darmstadt ist bisher

eine so Choleraimmune Stadt geblieben, wie Lyon, Versailles, Stuttgart und viele andere größere Städte. Es kam im Jahre 1854 auch ein Spängler G. . von der Industrieausstellung in München nach Darmstadt heim, welcher da an Cholera erkrankte und starb, ohne daß sich die Krankheit im Hause oder in der Stadt weiter verbreitete, ohne daß eine Isolirung vorgenommen oder Desinfectionsmittel angewandt wurden. Im Jahre 1866 wurden preussische Truppen in Darmstadt einquartiert, welche die Cholera mitbrachten. Einige dreißig von diesen Soldaten erkrankten in Darmstadt an Cholera und starben auch mehrere daran, ohne daß auch nur ein einziger Einwohner von Darmstadt davon befallen wurde. Es muß zugestanden werden, daß Frau Elliot in Kington durch den Verkehr ihres Sohnes mit dem Infectionsherde in Golden Square infectirt werden konnte, gerade so wie Herr S. . . in Darmstadt, dem sein Sohn von München gewiß kein Trinkwasser mitgebracht hat.

Was noch zu Gunsten der Trinkwassertheorie häufig angeführt wird, das ist, daß die localen Epidemien aufhören, wenn man die verdächtigen Brunnen oder Wasserleitungen schließt. Da vergißt man regelmäßig schon immer die große Mehrzahl der Fälle zu zählen, in welchen die Brunnen nicht geschlossen und die Wasserleitungen nicht abgesperrt wurden und die Epidemien genau ebenso erloschen sind. Auch in Broadstreet erreichte die Epidemie ihr Ende an dem Tage, an welchem der Brunnen von Amtswegen geschlossen wurde. Dieser Heldentag war der 8. September. Wenn man sich aber um die Cholera in der Nachbarschaft dieses Giftbrunnens weiter erkundigt, als die gläubigen Trinkwassertheoretiker thun, so erfährt man, daß die Epidemie auch vorüber gewesen wäre, wenn man den Brunnen nicht geschlossen hätte, denn es erfolgten in

Broadstreet am 31. August	31 Cholerafälle
= 1. September	131
= 2. "	125
= 3. "	58
= 4. "	52
= 5. "	26
= 6. "	28
= 7. "	22
= 8. "	14

Man sieht, daß am Tage des Brunnenschlusses die Epidemie ohnehin schon an ihrem Ende angelangt war. Sie verlief sehr schnell, wie alle diese explosionsartigen Ausbrüche, sie mögen sich in Indien oder bei uns ereignen.

Je eingehender man sich mit der Trinkwassertheorie abgiebt, um so unwahrscheinlicher wird sie einem: ich habe das ja, wie schon erwähnt, an

mir selbst erlebt. Ich kann es daher nur bedauern, daß ein so verdienstvoller bakteriologischer Forscher, wie Robert Koch, der durch seine Entdeckungen und Culturmethoden in der Erforschung der pathogenen Mikroorganismen bahnbrechend wirkt, ihrem anfänglichen Reize auch nicht widerstehen kann und die falsche Lehre wieder vollauf angenommen hat. In seinen Demonstrationen zu Gunsten derselben ist er bisher nicht glücklicher gewesen als Snow und so schätze ich die Zeit nicht ferne, wo auch er durch eigene Erfahrungen sich überzeugen wird, daß er sich auf einem Irrwege befand.

Koch hat in Calcutta in einem Weiher oder Teich (tank), in dessen Umgebung die Cholera ausgebrochen war, den nämlichen Bacillus gefunden, den er auch im Darne jedes Cholerafranken und nur im Darne von Cholerafranken nachgewiesen hat und von dem auch ich annehmen möchte, daß er in irgend einer Weise mit dem epidemischen Choleraprocesse zusammenhängen müsse. Ich halte die Entdeckung Kochs für höchst wichtig, aber durchaus nicht für einen Abschluß der Cholerafrage, sondern nur für einen vielversprechenden Anfang, nicht zunächst in epidemiologischer, sondern nur in pathologischer Richtung. Koch wurde zu seiner Untersuchung des Teichwassers erst veranlaßt, als bereits Cholera in der nächsten Umgebung herrschte. Aus dem Teiche aber tranken seine Umwohner nicht bloß, sondern sie badeten sich auch täglich und wuschen ihre Wäsche darin, wie Koch selber anführt. Nach meiner Ansicht war vorauszusehen, daß Kommabacillen im Wasser sein müssen. Es ist nicht nachgewiesen, daß diese schon im Wasser waren, ehe sich Cholerafälle im Bereiche des Teiches zeigten, es ist nur nachgewiesen, daß sie darin waren, nachdem man Cholerawäsche darin gereinigt hatte und daß sie mit der Cholera auch wieder aus dem Wasser verschwanden, d. h. als es keine Cholerawäsche mehr zu waschen gab. Ich also bin nicht erstaunt darüber, daß Koch Kommabacillen im Teiche gefunden hat, ich wäre nur erstaunt, wenn er unter diesen Umständen bei seinem Scharfblick und bei seiner großen Uebung keine gefunden hätte.

Koch meint allerdings, die von ihm im Teich gefundenen Kommabacillen könnten nicht alle von Cholerawäsche herrühren, sondern müßten theilweise auch darin gewachsen sein, er vergißt aber beim Ausspruch dieser Hypothese, daß er selbst gefunden hat, daß man Fleischbrühe, wenn Cholera bacillen darin wachsen sollen, nicht allzusehr verdünnen dürfe. Es wäre gewiß interessant gewesen, wenn Koch die Concentration seiner Nährlösung im Teiche darauf untersucht hätte. Was aber der contagionistischen Lehre am meisten widerspricht, das ist das gleichzeitige Verschwinden der Cholera auf dem Lande und der Kommabacillen im Wasser des Teiches. Wenn es wirklich wahr ist, daß jeder Cholerafranke, der erste wie der letzte in einer Epidemie den gleichen Infectionsstoff in seinen Darmentleerungen hat und daß die Epidemien nur aufhören, weil sich die Empfänglichkeit der Menschen, die individuelle Disposition in Folge von Durchseuchung erschöpft, so hätte der Bacillus im Teiche, wenn dieser wirklich ein Nährboden für ihn war,

noch lange fort sich finden müssen, obgleich die durchseuchten Menschen, welche das Wasser tranken, nicht mehr daran erkrankten. Und somit ist weitauß die größte Wahrscheinlichkeit dafür, daß die Menschen auf dem Lande ihre Kommabacillen nicht vom Teiche, hingegen der Teich seine Kommabacillen nur von den Menschen vom Lande herbekam.

Während seines Aufenthaltes in Calcutta scheinen dortige englische Aerzte noch viel von ihren Ansichten über Cholera und Trinkwasser gesprochen zu haben. Die Engländer saugen den Glauben an's Trinkwasser als Infectionsurache für Typhoid und Cholera schon mit der Muttermilch ein und legen ihn dann später nur schwer ab. Er ist auch sehr bequem: wo es mit Cholera und Typhoid gut steht, ist das Trinkwasser in Ordnung, wenn's schlecht steht, ist eben auch das Trinkwasser schuld. Mit diesem einfachen, aber festen Glauben kommen sie nach Indien in Dienst; die Wenigsten legen ihn auch dort ab, nur mit Ausnahme einzelner Derjenigen, welche sich mit der Verbreitung der Cholera über größere Gebiete und zu allen Zeiten befassen müssen, diese dann aber auch sehr gründlich. Dr. Bryden ist als Vorstand des statistischen Bureauß, wo er die Berichte aus ganz Bengalen zu bearbeiten hatte, ein Ungläubiger geworden, nicht minder Dr. James Cunningham, der in den letzten zwei Decennien Medicinalreferent (Sanitary Commissioner) der indischen Regierung war, ebenso Dr. John Macpherson, der Generalinspector sämmtlicher Hospitäler der Bengal-Armee war, nicht minder Dr. Lewis und Dr. Douglas Cunningham, die 12 Jahre lang sich ausschließlich mit den Beobachtungen über Verbreitung der Cholera in Indien zu befassen hatten. Und bei dieser Gelegenheit hat noch in Calcutta auch gehört, daß das Fort William in Calcutta, das früher stark an Cholera gelitten hat, cholerafrei, ja choleraimmun geworden sei, bloß dadurch, daß man reines Wasser hieneingeleitet hat. Für noch hat diese Behauptung den Werth eines Experimentes.

Die Herren in Calcutta haben noch nicht die volle Wahrheit gesagt. Wichtig ist, daß die städtische Wasserleitung, welche gut filtrirtes Gangeswasser vertheilt, im Fort William am 25. März 1873 Eingang fand, aber die auffallende Abnahme der Cholera in der Festung datirt schon seit 1863, wo die Wasser-Versorgung noch aus Teichen auf den Wiesen rings um die Festung erfolgte. Der einzige Schutz dieser Teiche vor Verunreinigung bestand in niedrigen Holzzäunen und etwa auch noch in der Nähe von Schildwachen. Aber ganz unrichtig ist, daß die Sorge für besseres Wasser die einzige sanitäre Maßregel gewesen sei, welche in der Festung durchgeführt wurde; sie war nur ein kleiner Theil einer ganzen Reihe von Maßregeln, welche die Festung zu einem Muster von Reinlichkeit gemacht haben. Namentlich wurde eine große Aenderung in der Beschaffenheit des gesammten Grundstückes in und um die Festung durchgeführt, welches früher zur Regenzeit jedes Jahr ein vollständiger Morast zu werden pflegte. Ein sehr vollständiges System von Abzugsgräben wurde über das ganze Areal der Festung ausgebehnt, was

den Erfolg hatte, daß jede Ansammlung von Wasser, selbst nach den schwersten Regnen, nur mehr eine ganz vorübergehende Erscheinung blieb; alles Wasser wurde rasch entweder in Teiche abgeleitet, oder in Canäle, welche mit dem Flusse verbunden waren.

Wenn die Cholera das Fort William jetzt nicht mehr wie früher heimsucht, so darf das nicht nur dem veränderten Trinkwasser, sondern ebenso der durch Drainirung und Canalisirung veränderten Bodenbeschaffenheit zugeschrieben werden, und wenn das Fort William von den Contagionisten als Experiment citirt wird, wie man mitten in der Heimat der Cholera einen Fleck Erde für die Krankheit, deren Keim dort nicht eingeschleppt zu werden braucht, sondern stets gegenwärtig ist, unempfindlich machen kann, so können das die Localisten noch viel mehr.

Ich sehe mich veranlaßt, schließlich nur noch auf eine einzige Cholera-Trinkwassergeschichte einzugehen, welche in Indien einst viel von sich reden gemacht hat, und die vielleicht wirklich ein Experiment gewesen ist. Macnamara sagt in seinem großen Werke über Cholera: „In Verbindung mit diesem Gegenstande kann ich einen Fall erwähnen, welcher sich in einem anderen Theile des Landes ereignete, aber in welchem Falle positiv die Thatsache feststeht, daß frische Choleradejectionen ihren Weg in ein Gefäß mit Trinkwasser fanden und daß die Mischung der Hitze der Sonne während des Tages ausgesetzt war. Früh am nächsten Morgen wurde eine geringe Menge dieses Wassers von neunzehn Personen getrunken. Das Wasser, als es getrunken wurde, zog weder durch Aussehen noch durch Geschmack oder Geruch die Aufmerksamkeit der Trinkenden auf sich. Während des Tages blieben Alle vollkommen gesund, aßen, tranken, gingen zu Bett und schliefen wie sonst. Am nächsten Morgen beim Erwachen wurde einer von ihnen von Cholera befallen; der Rest der Gesellschaft brachte den zweiten Tag ganz gesund zu, aber am nächsten Tag wurden zwei weitere von ihnen von Cholera befallen. Alle übrigen blieben in bester Gesundheit bis Sonnenuntergang des dritten Tages, wo noch zwei weitere Fälle vorkamen. Diese waren die letzten, die übrigen 14 Personen blieben ganz frei von Diarrhoe, Cholera, oder sonst dem leisesten Unwohlsein.“

Dieser Fall ist ätiologisch gar nicht zu verwerthen. Wo war der Fall, von welchem der Stoff genommen wurde, der in den Wasserkrug kam oder gebracht wurde? Konnten die 19 Personen nicht denselben Umständen ausgesetzt gewesen sein, unter welchen die Ur-Person an Cholera erkrankte? Befanden sich die 19 Personen an einem sonst immunen Orte, und konnten sie nur von dem Wassergenusse erkranken? Wir sind mehrere Fälle aus Indien bekannt, in denen die Gäste bei einem Mahle oder einem Trinkgelage waren, wo kein Wasser getrunken wurde, z. B. bei einem Tauffchmauße, den ein Sergeant gab, wozu er von der Marktetenderei die üblichen anderthalb Gallonen (6¾ Liter) Rum gefaßt hatte. Mit Einschluß des Mannes und der Frau waren zwölf Personen gegenwärtig, und am folgenden Abend

waren alle von ihnen in ihren Gräbern, mit Ausnahme des Täuflings, dessen sich eine Dame annahm, die jetzt in Calcutta lebt. Dieser Taufschauf mit Rum wirkte doch noch ganz anders, als der Krug mit Wasser. In dieses Gastmahl wird man wohl nicht auch Cholerastrühle gemischt haben.

Wenn ich mich frage, warum dennoch trotz aller Zweideutigkeit und Erfolglosigkeit so viele, sonst ganz vernünftige Menschen doch noch immer an dem Trinkwasserglauben bei der Cholera so fest hängen, kann ich mir nur zwei Beweggründe denken. Theilweise glauben sie, man müsse aus allgemeinen hygienischen Gründen, aus hygienischer Politik den Glauben nähren, um keine Gelegenheit vorübergehen zu lassen, sich und seinen Mitmenschen gutes Wasser zu verschaffen, wenn es bisher schlecht war, denn da wirkt die Furcht vor Tod und Teufel viel mächtiger, als die Liebe zum Guten und zu Gott. Dann aber scheint Vielen gegenüber der drohenden örtlichen und zeitlichen Disposition, die ihnen ein dunkler, unsaßbarer Begriff ist, der Glaube an das Trinkwasser immer noch das kleinere Uebel zu sein. Sie meinen, man könne den ihnen unbequemen Thatfachen von Ort und Zeit auch das Trinkwasser zu Grunde legen. Die Orte, in welchen Excremente von Cholerakranken in's Trinkwasser gelangen können, haben örtliche Disposition, und die Zeiten, zu welchen eben Cholera herrscht, und Excremente in Brunnen und Wasserleitungen kommen können, geben die zeitliche Disposition ab, und so entkommt man dem noch höchst dunklen Einfluß von Boden und Grundwasser.

Wer aber in der Lage ist, das thatsächliche örtliche und zeitliche Vorkommen von Choleraepidemien etwas genauer prüfen zu müssen, der schrickt vor einem solchen Erklärungsversuche sofort zurück. Wenn man ihm nur die obige Tabelle von Brauser vorlegt, so bietet sich ihm schon ein unübersteigliches Hinderniß zur Verwerthung seines Glaubens für die zeitliche Disposition. Auch den feststehenden Cholerarhythmus von Calcutta oder Madras vermag er nicht zu erklären, ebenso wenig als warum in Calcutta gerade zur heißen und trockenen Zeit, wo die Kommabacillen durch Austrocknen ja massenhaft zu Grunde gehen müssen, immer die meisten Cholerafälle vorkommen, und zur heißen und nassesten Zeit, wo die Bacillen in ihrem Elemente sind, gerade die wenigsten.

Daß Typhus und Cholera bei sinkendem Grundwasser mehr als bei steigendem vorkommen, haben sich einige Trinkwassertheoretiker allerdings von ihrem Standpunkte aus sehr einfach zu erklären versucht, indem sie annahmen, wenn das Grundwasser sinke, weniger werde, so werde es wie etwa durch Einkochen auch concentrirter, dicker und damit schädlicher. Damit beweisen sie nichts, als daß sie die fortlaufenden Untersuchungen von Wagner, Aubry und Port nicht kennen, welche gerade das Gegentheil darthun. Bei tieferem Stand ist das Grundwasser immer viel reiner als

bei höherem. Oberstabsarzt Dr. Port, welcher viele Jahre lang das Wasser von Münchener Kasernen mit Rücksicht auf die Typhusbewegung in der Garnison fortlaufend untersuchte, freute sich immer, sobald das Wasser anfang unteiner zu werden, denn dann wußte er, daß nun auch eine bessere Zeit, die Zeit der Abnahme der Erkrankungen gekommen sei. Warum das so ist, hat Professor Franz Hoffmann in Leipzig experimentell gezeigt.

Ebenso groß und zahlreich werden die Hindernisse, wenn man die örtliche Disposition mit Trinkwasser fortschaffen will. Schon war bis zum Jahre 1858 sogar größtentheils mit Wasser aus gegrabenen, oberflächlichen Brunnen versorgt. Man staunt, wenn man die Analysen des Wassers aus einer großen Anzahl von Brunnen in den Verhandlungen nachliest, welche einer besseren Wasserversorgung vorhergingen.

Aus diesen vielen Verlegenheiten suchten sich die Contagionisten zu helfen, wenn sie sagen, sie behaupteten ja gar nicht, daß es immer das Trinkwasser sein müsse, was inficirt, es gäbe noch tausend andere Wege. Damit ist aber schon zugegeben, daß große Epidemien auch ohne Trinkwasser-einfluß vorkommen, und damit ist es bereits fraglich geworden, ob bei den Epidemien, wo sie seinen Einfluß annehmen, nicht auch etwas Anderes die Ursache ist. Sie müssen nachweisen, warum sie bloß in gewissen Fällen die Infection vom Trinkwasser ausgehen lassen.

Das beliebteste Bollwerk der Contagionisten ist immer noch die thatsächliche Verbreitung der Cholera durch den menschlichen Verkehr, was auch für mich eine unbestrittene Thatsache ist. Aber auch diese Deutung, welche die Contagionisten dieser Thatsache geben, wird von den Thatsachen gewaltig durchschossen und bleibt nicht haltbar, wenn man den thatsächlichen Einfluß des Verkehrs in seiner Allgemeinheit nur etwas näher prüft, sei es zu Land, sei es zur See.

Es giebt in manchen Gegenden Hauptstraßen, welche in Flußthälern dem Laufe des Flusses folgen, aber auch solche, welche eine Reihe von Flußthälern nur quer durchkreuzen. An diesen Straßen liegen bekanntlich in kurzen Abständen immer viele Ortschaften, die man auf ihre Cholerafrequenz untersuchen und auf einer Specialkarte markiren kann, wie ich es für die Epidemie von 1854 in Bayern gemacht habe. Da zeigt sich nun, daß die Ortsepidemien sich mit Vorliebe längs der Straßen ausbreiten, welche in Thälern dem Lauf der Flüsse folgen. Betrachtet man aber die Ortsepidemien an Straßen, welche Thäler kreuzen, zwischen denen Hügelland oder Hochebenen liegen, so findet man, daß die Cholera wesentlich von den an der Straße liegenden Ortschaften diejenigen trifft, welche in einem Thale liegen, welches die Straße kreuzt, und die Orte verschont bleiben, welche auf der Höhe zwischen zwei Thälern liegen. In den Thälern aber, die ein Hauptverkehrsweg nur kreuzt, ohne ihnen zu folgen, breiten sich doch die Epidemien wieder in Orten weiter

aus, die im Thale längs dem Flusse liegen, obgleich der Verkehr ein sehr geringer ist und das sowohl flussaufwärts als flussabwärts, wenn der Fluß auch nicht im Geringsten zu den schiffbaren gehört.

Im Innern Indiens waren lange Zeit die großen Ströme die Hauptverkehrswege und breitete sich die Cholera mit Vorliebe in diesen Richtungen aus. Als in neuerer Zeit das indische Eisenbahnnetz entstand, erwartete man, daß die Cholera nun ihre alten Bahnen mehr verlassen und neue Wege gehen, daß sie namentlich längs der Eisenbahnen sich festsetzen werde. Aber eine dahin zielende Untersuchung von Cornish lieferte ein ganz negatives Resultat, die indischen Eisenbahnen vermochten kein von früheren Zeiten abweichendes Cholera-bild in dem großen Reiche zu schaffen. Das Nämliche zeigt sich bei uns in Europa. In Deutschland ist z. B. kein Bundesstaat so dicht bevölkert und so von Eisenbahnen durchzogen, als das Königreich Sachsen. Seit 1836 kam die Cholera in elf verschiedenen Jahren nach Sachsen, aber — wie aus den amtlichen Nachweisen von Reinhard und Günther hervorgeht — ihre Ausbreitung im Lande richtete sich nie im Geringsten nach der jeweiligen Entwicklung des Eisenbahnnetzes. Stets waren nur gewisse Gegenden Sachsens der Schauplatz der Epidemien und blieben andere trotz aller Eisenbahnen und alles Verkehrs darauf verschont. Nach Freiberg in Sachsen kam z. B. die Cholera weder vor, noch nach dem Bau der Eisenbahnen, während gewisse Strecken des Mulde- und Pleiße-Thales regelmäßig heimgesucht werden. So oft die Cholera in Norddeutschland oder auch in Süddeutschland epidemisch auftritt, werden Fälle in Sachsen beobachtet, aber Sachsen zeigt immer, daß es zur epidemischen Entwicklung etwas Zeit braucht. Allen Jahren mit viel Cholerafällen gehen Jahre mit wenigen voraus. So starben 1849 in Sachsen 488, im Jahre 1850 1551 Personen an Cholera, im Jahre 1865 — 358, im Jahre 1866 aber 6731, im Jahre 1872 nur 4 und 365 Personen im Jahre 1873.

Wenn die Cholera durch Kranke von Indien direct nach Toulon gebracht werden kann, wo die Reise nur drei Wochen dauert, dann muß sie sich, wenn die Krankheit in Norddeutschland herrscht, auch stets nach Süd- und Westdeutschland verbreiten, und umgekehrt, falls wirklich nichts dazu gehört als Cholerafranke einerseits, und gesunde, noch nicht durchseuchte Menschen andererseits. Aber wer die Geschichte der Cholera verfolgt, findet nur Widersprüche mit diesem contagionistischen Postulate. Im Jahre 1854 mochte Berlin keine Cholera von München und im Jahre 1866 München keine von Berlin trotz gesteigerten Verkehrs während der Industrieausstellung und trotz des Krieges.

In Indien ist es nicht anders. Die großen Wallfahrtsorte, zu deren Heiligtümern alljährlich viele Millionen Menschen pilgern, unter welchen immer einige Cholerafälle vorkommen, geben doch nur hier und da Anlaß

zu epidemischen Ausbrüchen, eben auch nur zu Zeiten, wo sich die zeitliche Disposition einstellt, welche Zeit häufig nicht diejenige, ist, wo die meisten Pilger beisammen sind, wo die Hauptfeste sind. Bryden hat z. B. das Aufnahmjournal eines Pilgerkrankenhauses zu Puri in der Nähe der Heiligthümer von Dschagganath vom Jahre 1842 bis 1866 mitgetheilt, und sind die Aufnahmen an Cholerafranken nach Monaten angegeben.

In einem solchen Journal während so vieler Jahre muß sich die Cholerafrequenz bei den Wallfahrern in einem richtigen, wenn auch sehr verkleinerten Maßstabe spiegeln. Die Hauptfeste, bei welchen der Wagen der Gottheit über die Leiber der Gläubigen gezogen wird, sind Mitte März; aber nicht da zeigt sich die größte Cholerafrequenz, sondern im Juni, wo viel weniger Pilger zugegen sind, im März sind in 25 Jahren 313, im Juni 1155, also viermal mehr Cholerafälle in diesem Spital aufgenommen worden. Puri liegt an der südwestlichen Grenze des endemischen Choleragebietes und zeigt ähnlichen Cholerahythmus wie Madras.

Im Nordwesten Indiens liegt Hardwar, wo die Hauptfeste im April (der große Tag ist der 12. April) gefeiert werden und jährlich Hunderttausende, oft Millionen von Pilgern zusammenströmen, und wo auch nur Epidemien ausbrechen, wenn die Gegend dort zu Cholera disponirt ist. Es interessiert gewiß die Leser, etwas Näheres von einem solchen Choleraausbruche zu vernehmen.

Hardwar liegt etwa 1000 Fuß über Meer, wo der Ganges eben das Himälaya-Gebirge verläßt, und zählt zu den heiligsten Plätzen, welche die Hindus verehren. Unter den dahin wallenden Pilgern tritt nicht immer, aber hie und da die Cholera epidemisch auf, bald mehr, bald weniger. Schon aus dem vorigen Jahrhundert (1783) ist ein höchst verheerender Ausbruch unter den Hardwar-Pilgern bekannt. Von 1858 bis 1867 war das Fest ohne Epidemien abgelaufen, und glaubte man schon dies den guten Maßregeln zuschreiben zu dürfen, welche die Regierung ergriffen. Auch im Jahre 1867 war wieder das ganze prophylaktische Rüstzeug, darunter Manches in verbesserter Form, aufgefahen worden. Aber schon im November 1866 näherte sich die epidemische Cholera der Gegend von Hardwar von Agra aus, als dort der Generalgouverneur von Indien Reichstag hielt. In Hardwar begannen die Pilger vom 1. April 1867 an in's Lager zu strömen. Am 3. April schon war die Hauptmasse beisammen, ob schon noch immer dichte Menschenströme bis zum 12. April aus den Ebenen heranzogen. Die ganze Zahl der Pilger wird auf drei Millionen geschätzt. Am 9. April wurde von Dr. Rindall der erste Cholerafall zur Anzeige gebracht, der in ein Spital gebracht wurde. Bald folgten mehrere.

Am 12. April, am heiligen Tage, badeten die Pilger von Sonnen-Auf- bis Untergang im Ganges in einer heiligen Furth, welche durch ein Geländer vom großen Strome abgegrenzt ist, damit die Leute nicht ertrinken können, indem sie in zu tiefes Wasser geriethen. Durch diese Furth bewegt

sich den ganzen Tag hindurch ein unaufhörlicher Menschenstrom. Das Wasser wird dick und schmutzig, theils von der Asche Verstorbener, welche die Pilger aus der Heimat mitgebracht, um sie in den heiligen Fluß zu streuen, theils vom Waschen der Kleider und Leiber der Badenden. Sobald die Pilger die heilige Furth betreten, taucht sich Jeder dreimal unter, Wasser trinkend und Gebete sprechend. Das Wassertrinken wird nie versäumt: wenn zwei oder mehrere Glieder einer Familie zusammen baden, giebt jedes dem andern aus der hohlen Hand zu trinken.

Alles das geschieht jedes Jahr, und war acht Jahre hintereinander ohne Nachtheil geschehen. 1867 sollte es anders werden, es folgte unmittelbar darauf ein verheerender Choleraausbruch unter den Pilgern. Macnamara, ein Contagionist und Trinkwassertheoretiker, meint aus folgendem Grunde: In der Nacht vom 11. auf 12. April brauste ein schweres Gewitter über die obdachlose Menschenmasse und regnete es auch noch am folgenden Tage. „Nur diejenigen, welche diesen Bergstürmen in den Tropen schon einmal ausgesetzt waren, haben eine Vorstellung, welche Nacht des Elends diese drei Millionen Pilger in der offenen Ebene von Hardwar ausgestanden haben. Wie vollkommen auch die Anstalten für Reinlichkeit gewesen sein mochten. Dieser Regenschall muß unvermeidlich Auswurfstoffe von Abtritten und von der Oberfläche des Bodens während der Nacht des 11. April in den Ganges gespült haben.

Und da haben, meint Macnamara, die Pilger am 12. April natürlich die Cholera getrunken. Macnamara weiß nicht, was er sagt. Angenommen, daß der heftige Gewitterregen wirklich Choleraerfülle in den Ganges gespült hat, so sind diese weder im Flusse selbst, noch in seiner heiligen Furth sitzen geblieben, wie es im Reiche Kochs der Fall gewesen ist. Ich habe zwar keine Zahlenangabe für die Geschwindigkeit des Ganges in Hardwar gefunden, aber wenn ich mir diese auch sehr gering denke, etwa nur wie die Geschwindigkeit der Seine in Paris bei niedrigstem Wasserstand, also 15 Centimeter ($\frac{1}{2}$ Fuß) in der Secunde, so macht das Wasser in einer Stunde doch einen Weg von 1800 Fuß. Die abgegrenzte heilige Furth, in welcher die Pilger baden, ist 650 Fuß lang und 30 Fuß breit, und wenn zwölf Stunden lang gebadet wurde, und wenn nur der dritte Theil der Pilger gebadet hätte, so hätten stündlich mehr als 83,000 durch's Wasser getrieben werden müssen, was eine Unmöglichkeit ist. Man sieht daraus, daß nur ein kleiner Theil der Pilger an diesem Tage gebadet haben konnte. Es geht auch nicht Jeder des Badens halber hin. Diese Wallfahrtsorte sind zugleich Plätze für große Geschäfte, kolossale Märkte, wie diese früher auch bei uns waren und mit Gottesdienst (Messe) und mit Ablass (Dult) gefeiert wurden.

Es hilft der Trinkwassertheorie und den Contagionisten auch nichts, anzunehmen, daß während des Badens am 12. April Cholerabacillen wenn nicht von Cholerakranken, die ja schwerlich mehr gebadet haben, so doch von Diarrhöekranken in die heilige Furth gekommen seien. Denn entweder

waren von den Badenden nur Wenige bereits inficirt, und dann konnten doch nicht gar Viele inficirt werden, bis die Bacillen im Wasser fortschwammen, oder wenn die Zahl der bereits Inficirten eine sehr große war, so mußte man fragen, wo diese inficirt worden sind, und ob da nicht auch die Uebrigen Gelegenheit gehabt hätten, inficirt in's Bad zu gehen.

Die Cholera in Hardwár forderte wirklich ungemein viele Opfer. Wenn ich auch sage, daß die Pilger nicht in Folge des Hineinschwemmens von Cholerakeimen in die heilige Furth den Tod getrunken haben, so möchte ich durchaus nicht behaupten, daß das Gewitter in der Nacht vom 11. zum 12. April ganz unschuldig gewesen sei. Wir sind aus Indien einige Fälle, ein Fall aus Malta bekannt und erst kürzlich wurde aus Spezia in Italien berichtet, daß zu Cholerazeiten nach vorausgegangener längerer Trockenheit einem starken, kurzdauernden Gewitterregen eine explosionsartige Steigerung der Krankenzahl folgte. Aber wenn so ein Gewittersturm einen Cholera-sturm auslösen soll, dann muß die Cholera im Boden schon da sein. Mich erinnert dieses Aufwirbeln von Cholerafällen an die Staubwolken, die man im Sommer beim Straßenstricken stets hinter den Spritzenwagen sich erheben sieht. Wenn der Boden recht trocken ist, lösch das Wasser, das man auf ihn spritzt, nicht bloß den Staub, sondern macht zugleich auch Staub. Ich kann mir denken, daß ein plötzlicher schwerer Regenschall im Boden bereits vorhandenen Cholerainfektionsstoff plötzlich austreiben kann. Es werden in Hardwár auch in anderen Jahren zwischen 9. und 12. April schon Gewitter niedergegangen sein, ohne so schwere Folgen gehabt zu haben. Es wäre mir interessant, über diesen Punkt aufgeklärt zu werden.

Wie wirkte nun der Abzug der Pilger auf die Verbreitung der Epidemie in Indien? Daß zur Infection in einem Choleraorte kein sehr langer Aufenthalt nothwendig ist, daß ein Tag oder eine Nacht vollständig genügt, sieht man sehr deutlich bei Truppen auf dem Marsche. Ich will einen Fall aus Brydens Werken anführen.

Im März 1857 marschirte das 66. Görkha-Regiment in zwei Abtheilungen oder Flügeln etwa 70 englische Meilen von einander entfernt und fast ganz gleichzeitig ganz cholerafrei von der Ebene nach Bergstationen, die längs des Himálaya-Gebirges liegen, der eine Flügel A nach Almórah, der andere B nach Lohughát und beide wurden auf dem Wege dahin inficirt. Der Flügel A mit dem Regimentsstabe in einer Stärke von 611 Mann gelangte am 13. März cholerafrei in das Tarái, einen schmalen, aber sehr lang gestreckten Landstrich zwischen der Gangesebene und Náini Thal, den Vorbergen des Himálaya. Dieses Tarái ist wegen Fieber und Cholera verrufen und auch gerade damals wüthete wieder die Cholera dort, während Náini Thal wegen seiner Salubrität überhaupt und namentlich auch wegen seiner Unempfänglichkeit für Choleraepidemien bekannt ist. Schon am 14. Morgens brach Flügel A in Tarái wieder auf und marschirte aufwärts nach Náini Thal, was damals ganz cholerafrei war und auch geblieben ist,

und machte in der Bergstation Almórah Halt. Ein erster leichterer Choleraanfall zeigte sich gleich nach der Ankunft in Máini Tal etwa 24 Stunden nach Eintritt der ersten Gelegenheit zur Infection; der erste tödtlich endende Fall ging am 16. März zu, dann 2 am 17., 10 am 18., 9 am 19., 1 am 22. März, welcher der letzte tödtlich endende Fall war, während einige leichtere Fälle noch folgten, die aber nicht speciell angegeben sind. Bryden hat in den Berichten nur das Datum der 23 tödtlich endenden Fälle vorgefunden, welche demnach innerhalb 10 Tagen zugingen, schwerere und leichtere Fälle zusammen sind im Ganzen 60 vorgekommen, was für 611 Mann einer Morbilität von nahezu 10 Procent entspricht.

Der Flügel B marschirte in einer Stärke von 361 Mann gegen Vohughát, der nächsten Bergstation. Auch er erreichte cholerafrei das Tará, etwa eine Woche später als der Flügel A (der Tag ist leider bei Bryden nicht angegeben), verweilte gleichfalls nur einen Tag dort und langte am 23. März in Vohughát an. Im Flügel B trat der erste tödtlich werdende Fall schon am 21. März (also wahrscheinlich noch im Tarái) auf, 2 am 22., 18 am 24., 8 am 25., 1 am 26., 1 am 27. März, welcher der letzte tödtlich endende Fall war. Tödtlich endende Fälle kamen beim Flügel B vom 21. bis 27. März, also innerhalb 7 Tagen vor. Solche statistische Thatsachen, deren ich noch mehrere mittheilen könnte, haben gewiß ebenso gut den Werth von absichtlich angestellten Experimenten, wie die Infectionen durch Choleraewäsche. Merkwürdig ist nur, daß die meiste Choleraewäsche im Máini Tal, in Almórah und Vohughát erst entstand, wo sich die Krankheit nicht weiter verbreitete und wo damals gewiß Niemand an Desinfection mit 5procentiger Carbonsäure oder Sublimatlösung dachte. Aber vor solchen Thatsachen schließen die Contagionisten krampfhaft die Augen.

Ganz ähnlich wie in den Flügeln A und B des 66. Görtha-Regimentes, die während eines eintägigen Aufenthaltes in dem bösen Tarái inficirt worden waren, verlief die Cholera in der Pilgermasse, die auf der Ebene von Hardwár inficirt wurde. Am 15. April war die größte Menge der Pilger, die auf einer flachen, theilweise sumpfigen Strecke von etwa einer geographischen Quadratmeile Ausdehnung mehrere Tage lang gelagert hatte, wieder aufgebrochen, und nun ergoß sich ein Strom von drei Millionen inficirter, größtentheils trotz ihres Bades im Ganges sehr schmutziger Menschen über ganz Indien. Nach der Lehre der Contagionisten mußten nun überall, wohin die wandernden Pilger kamen, Choleraepidemien ausgebrochen sein. Ich sage, Epidemien konnten ausbrechen dort, wo die örtliche und zeitliche Disposition gegeben war, dort wo sie nicht gegeben war, nicht, und führe für diese Behauptung das 66. Görtha-Regiment in's Feld.

Und so war es auch. Bryden äußert sich über die ätiologische Bedeutung der Hardwár-Cholera mit folgenden Worten: „Von den Erzählungen, die über den Ausbruch zu Hardwár geschrieben worden sind, ist der nächste Eindruck der, daß das Aussehen dieser Cholera von dem eines typischen

Ausbruches verschieden war. Das ist aber bloß der Fall, wenn die Thatfachen mit der vorgefaßten Theorie betrachtet werden, daß die Pilgercholera die Choleraepidemie des Jahres 1867 war, wenn das Bild des Ausbruches in diesem Lichte ausgemalt wird. Für Jeden, der die Thatfachen statistisch untersucht, kommen sie in ihrem wahren Lichte hervor und beweisen, daß der Typus des Ausbruches durch den Umstand, daß die Zahl der Ergriffenen groß oder klein ist, keiner Modification unterliegt. Das Aussterben der Hardwar-Cholera gegen Osten und Süden, das Zusammenfallen derselben mit deren Vermehrung gegen Westen und Südwesten wird als eine unerklärliche Erscheinung betrachtet (Bryden hätte hinzusetzen sollen: von den Contagionisten); sie ist aber leicht zu erklären, wenn man die Theorie bei Seite setzt, mit der sie angesehen wird. Nimmt man Hardwar als Mittelpunkt, als die bekannte Stelle, auf welcher die Versammlung am 12. April vergiftet wurde, so starben die Pilger nur in jenen Districten, welche von ihnen in ihren täglichen Märschen vor einer bestimmten Zeit erreicht wurden. Der große Haufen der Todesfälle kam nicht unmittelbar um Hardwar vor, sondern in den Districten, welche in den ersten Tagmärschen erreicht wurden. . . . Mir scheint das Ende des Hardwar-Ausbruches ebenso wie das anderer localer Ausbrüche und ich finde keinen Zusammenhang zwischen der Mai-Cholera des Pandshab und der Heimkehr der Pilger.“ Die Bewegung, welche die Cholera bereits im Herbst 1866 angenommen hatte, läßt Bryden den bestimmten Ausspruch thun: „Ich glaube, daß die geographische Vertheilung der Cholera im Jahre 1867 nicht verschieden gewesen wäre, wenn keine Pilgerversammlung stattgefunden hätte.“ Und Bryden ist vollkommen im Rechte, im Jahre 1862 z. B. fand die Cholera in ganz Indien noch eine viel größere Verbreitung, ohne daß damals unter den Pilgern von Hardwar Cholera ausgebrochen war.

Solche epidemiologische Thatfachen, welche laut für die Existenz einer örtlichen und zeitlichen Disposition sprechen, stehen als ätiologische Momente ebenso fest, wie die Entdeckung eines mikroskopischen Organismus im Darme Choleraeranker. Nur Unkenntniß oder Voreingenommenheit könnte sie länger ignoriren, oder stillschweigend darüber weggehen. Es ist nur ein nothwendiger logischer Schluß, den man ziehen muß, daß der Komma bacillus, wenn er mit dem Choleraeinfektionsstoff überhaupt zusammenhängt, auch mit der örtlichen und zeitlichen Disposition zusammenhängen muß, und daß dieser Zusammenhang von den Bacteriologen gefunden sein muß, ehe sie die Epidemien von ihrem Bacillus aus erklären können und ehe man praktische Maßregeln darauf gründen kann.

Ein ferneres Hinderniß für die Annahme der contagionistischen Lehre bei der Cholera ist das Verhalten der Cholera auf Schiffen. Als ich vor vielen Jahren mit meinen localistischen Anschauungen hervortrat, warf man

mir nicht nur die Felsen von Malta und Gibraltar entgegen, sondern auch die Choleraepidemien auf Schiffen. Wo sollte auf einem Schiffe Boden und Grundwasser sein? Nachdem ich nun an das Studium der Cholera auf Schiffen mit allem Ernst gegangen bin und nur Bestätigungen für meine Ansicht gefunden habe, klagen in neuester Zeit die Contagionisten, daß ich gegen sie immer mit meinen Schiffen daher komme und von ihnen erklärt haben wolle, was eben nicht zu erklären sei.

Ich darf nicht von allen Lesern voraussetzen, daß sie meine Untersuchungen über das Vorkommen der Cholera auf Schiffen genauer verfolgt haben und muß mir daher erlauben, einige Beispiele zu wiederholen. Die Contagionisten weisen auf Fälle hin, in denen auf Schiffen, die zu Cholerazeiten von Europa nach Amerika gingen, große Epidemien während der Ueberfahrt verliefen, die man doch nur durch Ansteckung von den Cholerakranken auf dem Schiffe und nicht von einer Choleralocalität auf dem Lande ausgehend betrachten könne. Die Thatsache solcher epidemischer Ausbrüche ist Allen bekannt, denn so oft einer erfolgt, wird er in jeder Zeitung besprochen. Stellen wir zunächst die Frage, wie oft einer erfolgt? Als Beispiel wähle ich den Verkehr während des Cholerajahres 1873 zwischen New-York und den cholerainficirten Häfen Europas.

Im Jahre 1873 gingen nach den Listen der Auswanderer- und Hafenbureaux in New-York auf 760 Fahrzeugen nicht weniger als 316,956 Personen aus verschiedenen Theilen der Welt zu, davon aus Europa allein 266,055. Von diesen treffen auf England, das damals trotz des freiesten Verkehrs mit dem inficirten Continente von Cholera-Epidemien frei geblieben war, 113,920, auf das übrige Europa 152,135, welche auf etwa 400 Auswanderer- und Passagierschiffen aus Cholera-Häfen diesseits des Oceans nach jenseits fuhren.

Was waren nun die in New-York constatirten Cholera-Vorkommnisse auf sämmtlichen Schiffen, welche die 152,135 Personen aus Cholera-Geenden transportirten? Cholera-Fälle wurden überhaupt nur auf 4 Schiffen beobachtet: 1) auf dem Dampfer „Westphalia“, der am 27. August Hamburg verließ und am 10. September in New-York anlangte, 11 Fälle; 2) auf dem Dampfer „Ville du Havre“, der am 12. September von Havre abging und am 24. September ankam, 1 tödtlicher Fall; 3) auf dem Dampfer „Washington“, der am 6. October mit 298 Passagieren an Bord Stettin verlassen hatte und am 26. October anlangte, 3 tödtliche Fälle; 4) auf dem Dampfer „Holland“, welcher am 20. September Havre verließ und am 28. October ankam, 1 tödtlicher Fall.

Zwei Schiffe hatten somit nur je 1 Fall, eines 3 Fälle und eines 11 Fälle. So günstig die Gelegenheit zu persönlicher Ansteckung auf Schiffen und namentlich auf Auswandererschiffen ist, viel günstiger als in den dichtesten Quartieren auf dem Lande, so sieht man doch, daß die Cholera auf diesen Schiffen keinen Boden fand, etwa mit Ausnahme der 11 Fälle

auf der „Westphalia“, welche ein Contagionist für seine Ansicht anrufen könnte. Aber wenn man weiter fragt, wer diese 11 Fälle waren, so erfährt man wieder nur ein für die Contagionisten unlösbares Räthsel. Alle 11 Fälle gehörten zwei deutschen Familien an: 2 starben während der Ueberfahrt (am 1. und 3. September), 9 wurden bei der Landung cholerafrank an Bord getroffen und in das Spital auf Dix Island gebracht, wo noch einer starb, die übrigen genasen.

Wie ist es denkbar, daß sich die Ansteckung gerade auf diese zwei deutschen Familien beschränkte und diese decimirte, ohne auf die vielen Anderen auf dem Schiffe überzugehen? Ich denke mir, daß die beiden Familien schon in Hamburg in einer Cholera-Localität inficirt das Schiff bestiegen haben und daß sogar ein epidemischer Ausbruch, wie einst auf dem „Franklin“ möglich gewesen wäre, wenn eine entsprechende Anzahl der Passagiere vor der Einschiffung in derselben Lage auf dem Lande gewesen wäre, wie die zwei Familien. Aber auch in diesem Falle hätte man kein Recht, wie man sieht, den Ausbruch der Epidemie von Cholerafranken auf dem Schiffe abzuleiten.

Aber die Contagionisten erinnern daran: es giebt doch einige sehr ausgezeichnete Beispiele, in welchen die Cholera auf Schiffen epidemisch wurde und länger dauerte, als daß man sie von einer Infection der Schiffsbevölkerung vom Lande her ableiten könnte. Ich frage, ob das etwas dagegen beweisen kann, daß die Cholera auf Schiffen in der Regel nicht ansteckt! Die Contagionisten machen sich's bequem, sie nehmen aus der Geschichte der Cholera auf Schiffen die höchst seltenen Fälle heraus, die ihnen passen, und schweigen die große Mehrzahl vom Gegentheil todt. Ich habe trotz meines localistischen Standpunktes die Augen gegen die hier und da ausnahmsweise vorkommenden Schiffs-epidemien nie verschlossen, sondern ich habe mir diese Fälle sehr genau angesehen. Ich erinnere an meine Mittheilungen über Cholera auf Schiffen in der deutschen „Vierteljahresschrift für öffentliche Gesundheitspflege“ und in der „Zeitschrift für Biologie“. Man hört in der neuesten Zeit zwar oft von der Unzuverlässigkeit der Cholera-Statistik auf Schiffen reden, es giebt Fälle, in welchen die Thatfachen geradezu gefälscht wurden, — aber das ist für die vorliegende Frage ganz gleichgiltig, da es sich nicht um einzelne sporadische Fälle, sondern um das epidemische Auftreten handelt. Falls wirklich eine größere Anzahl von Fällen auf einem Schiffe vorkommt, so können diese unmöglich verschwiegen oder maskirt werden.

Man kann nun sagen, mein Beispiel von 1873 beweise nichts gegen die Contagiosität der Cholera. Die Cholera braucht nicht immer und nicht Jedermann anzustecken. Die Blattern thun es ja auch nicht, und solche Vorkommnisse, wie ich sie eben beim Schiffsverkehr mit Cholera angeführt hatte, könnte man bei allen ansteckenden Krankheiten citiren. Wenn die Cholera auf Schiffen auch nur in einem einzigen Falle durch Ansteckung hervorgerufen worden sei, so müsse ihre Contagiosität zugegeben werden.

Ich bestreite nicht, daß man auch bei direct ansteckenden Krankheiten einzelne Fälle finden könnte, wenn man darnach sucht, welche dem Verhalten der Cholera-schiffe zwischen Europa und New-York ähnlich wären, aber es ist die Frage, wie sich die Fälle gewöhnlich, nicht ausnahmsweise, verhalten, zuerst muß die Regel festgestellt sein, erst darnach kann man die Ausnahme in Betracht ziehen. Unter Revaccinirte darf man z. B. Blatternranke ohne Gefahr der Ansteckung bringen; es können auch einmal, wenn die Passagiere nicht geimpft sind, zufällig alle, welche mit dem Blatternranken in Berührung kommen, überhaupt nicht empfänglich, nicht disponirt sein, aber in der Regel verhalten sich die Blattern auf Schiffen anders als die Cholera. Wir wollen daher einmal ein Beispiel von einem Massenausbruch auf einem Schiffe uns näher ansehen, ob es zu den Ansichten und Voraussetzungen der Contagionisten paßt.

Ich wähle dazu das folgende Beispiel von einem Kriegsschiffe, weil es nicht ein isolirt liegendes Schiff ist, sondern zugleich so und so viele andere Kriegsschiffe in gleicher Lage waren, man also gleich Versuch und Gegenversuch vor sich hat. Ich verdanke überdies einem höchst zuverlässigen und vertrauenswürdigen Augenzeugen, der nicht genannt sein will, die Mittheilung von Einzelheiten, welche von fundamentaler Bedeutung sind und nöthigenfalls ihre Bestätigung in den Acten der englischen Admiralität betreffend das Admiralitätsschiff „Britannia“ während des Krimkrieges finden.

Die „Britannia“ war im Frühjahr 1852 als Admiralitätsschiff ausgerüstet worden, brachte das erste Jahr hauptsächlich in Malta zu, kam im August 1853 nach der Besika-Bai, im October nach Constantinopel, wo sie den ganzen Winter blieb, und ging im März 1854 nach der Kriegserklärung nach Varna. Mit Ausnahme einer kurzen Expedition nach Odeffa und Sebastopol war sie dort den ganzen Sommer. Im August brach die Cholera aus, und zwar zunächst unter den Truppen auf dem Lande. Das Schiff und die ganze Flotte waren bis dahin vollständig gesund gewesen. Man glaubt, daß die Franzosen die Cholera aus der Dobrudscha mitbrachten, wohin einige Regimenter von Varna aus geschickt worden waren. Wenige von diesen kehrten zurück; die meisten fanden ihren Tod in den Donau-niederungen an Cholera, Typhus und Sumpffiebern.

Nachdem die Cholera unter den Landtruppen schon wieder aufzuhören begonnen, ging sie auf die Schiffe über, auf denen sie sich höchst ungleich vertheilte. Es waren damals 54 englische, französische und türkische Linien-schiffe in Varna beisammen, ohne die vielen anderen kleinen Fahrzeuge zu rechnen. Die „Britannia“ lag am 20. August in der Kavarna-Bai, 15 Seemeilen von Varna. Etwa 100 Schritte von ihr entfernt lagen zwei andere englische Dreidecker „Trafalgar“ und „Queen“, beide ebenso wie die „Britannia“ mit je 1040 Mann besetzt. Die „Britannia“ verlor 139, der „Trafalgar“ 6 und die „Queen“ 4 Mann an der Cholera.

Auf der französischen und türkischen Flotte ging es ähnlich. Merk-

würdig ist, daß zugleich mit dem englischen auch das französische Admirals-schiff „Ville de Paris“ heftig ergriffen wurde; es hatte 162 Todesfälle, darunter 3 Offiziere.

Der Franzose blieb während der Dauer der Krankheit auf der Rebe mit der übrigen verbündeten Flotte vor Anker. Die „Britannia“ ging in See, in der Hoffnung auf Besserung. Wie diese Hoffnung getäuscht wurde, ist bekannt.

Während nun die Cholera auf der „Britannia“ schon auf der Rebe und noch mehr auf hoher See so schrecklich hauste, zeigte sich eine für die contagionistische Anschauung unerklärliche Thatsache. Von den ungefähr 60 auf dem Schiffe dienenden Offizieren, und zwar von dem 70jährigen Admiral bis zu dem 15jährigen jüngsten Seecadetten, starb nicht nur keiner, sondern erkrankte auch kein einziger.

Als nach der unerläßlich gewordenen Rückkehr nach Varna die Mannschaft auf disponible Transportschiffe geschafft wurde, blieben alle Offiziere aus freier Wahl auf der „Britannia“, wie mein Gewährsmann schreibt, „theils um den Leuten wieder Muth zu machen, theils aus Bequemlichkeit, und auch dann wurde keiner krank“. Mein Gewährsmann schloß sogar in einer leeren Kajüte auf dem untersten Deck, wie er schreibt, „trotzdem mich der Arzt gewarnt hatte, und es geschah mir nichts, was mehr war, als mein Leichtfinn verdient“.

Es ist nun die Ursache zu suchen, warum auf der „Britannia“ die Cholera so heftig wurde, während sie auf anderen Schiffen, z. B. auf dem „Trafalgar“ und der „Queen“, so mild verlief.

Wäre der Ausbruch nur von der Gegenwart einiger Cholerafranker, von Choleramärsche u. s. w. auf dem Schiffe bedingt gewesen, so war diese Gelegenheit ja auf vielen anderen Schiffen gegeben. Dr. Milroy hat deshalb schon seinerzeit einen Versuch gemacht, die Größe der Epidemie auf der „Britannia“ aus einem anderen Moment zu erklären, das allerdings nicht auf den specifischen Infectionstoff, aber auf die Entwicklung der Krankheit in den Personen, auf die individuelle Disposition wirken konnte. In der Nacht, nachdem man sich wegen der zahlreichen Diarrhöe- und Cholera-Fälle auf hohe See begeben hatte, fand man es nothwendig, die unteren Deckpforten zu schließen. Dr. Milroy sagt: „Die Menschen schienen vergiftet zu sein von der schlechten Luft, welche sie die Nacht hindurch geathmet hatten . . . Ein schlagenderes Beispiel von den tödtlichen Wirkungen unreiner Luft zur Zeit einer Epidemie und von den untrüglichen Mitteln, ihr Einhalt zu thun, kann gar nicht erfonnen werden. Die Immunität der Offiziere bei dieser Gelegenheit war ohne Zweifel eine Folge des größeren Athemraumes, der ihnen zu Gebote stand.“

Das ist nun eine Erklärung, wie sie dem praktischen Arzte so oft genügen muß, wenn es sich darum handelt, für ein unerwartetes Ereigniß eine Gelegenheitsursache zu finden. Auch ich halte schlechte Luft für schäd-

lich, aber doch nicht für genügend, um eine solche Cholera-Explosion zu erklären. Im vorliegenden Falle darf man nicht unbeachtet lassen, daß die „Britannia“ schon wegen schlechten Gesundheitszustandes die hohe See aufsuchte. Dann muß man jene Fälle bedenken, in welchen man trotz ausgiebigster Ventilation die Cholera oft lange nicht los werden kann, worauf ich erst kürzlich wieder bei Besprechung der Schiffsepidemie auf „Windsor-Castle“ hingewiesen habe. Endlich hätte noch untersucht werden sollen, ob es nicht noch andere Schiffe gegeben habe, welche gleichzeitig mit der „Britannia“ stark die Cholera hatten, aber die unteren Deckluken nicht schlossen.

Mein Gewährsmann hat mich nun darüber vollständig aufgeklärt, daß die Mannschaft auf der „Britannia“ sich gar nicht in so schlechter Luft befand, wie ich aus dem Berichte von Dr. Milroy annehmen zu müssen glaubte.

Auch eine andere irrthümliche Annahme meinerseits fand nun ihre Berücksichtigung. Ich dachte bisher, daß der Schluß der unteren Deckluken durch stürmisches Wetter veranlaßt worden sei. Mein Gewährsmann schreibt mir darüber: „Die Sache verhielt sich nicht ganz so, wie Sie dieselbe verstanden haben, und es wird am besten sein, wenn ich Ihnen den Hergang in kurzen Worten beschreibe. Am Tage nach der Abfahrt von Ravarna trat Windstille ein, und anstatt der gewünschten kühlen Brise brannte die Sonne auf das kranke Schiff. Hierzu kam nun noch, was man auf englisch einen „swell“ nennt, d. h. lange, wie von Del gemachte Wellen ohne Wind. Hierdurch kam das Schiff in solches Schwanken, daß man die Luken des untersten Kanonendeckes, wo die Leute schliefen, schließen mußte, und nun kam die schlimme Nacht, in welcher 58 Menschen starben, eine Nacht ohne Wind, ohne eine Bewegung in der vor Hitze zitternden Luft. Von Sturm war keine Rede: wenn wir nur einen gehabt hätten! Daß übrigens das Schließen der Luken einen Einfluß gehabt hat, glaube ich nicht, denn die Leute schliefen wegen der Hitze gar nicht in ihren Hängematten, sondern es wurde ihnen erlaubt, sich hinzulegen, wohin sie wollten und die meisten lagen auf dem obersten Deck in der freien Luft auf den Planen. Die Aerzte selbst hatten das ja angeordnet, und unter dem freien Himmel starben auch die meisten. Hierzu kommt noch, daß die „Ville de Paris“, welche gar nicht in See ging, eben so viel Leute verlor, wie wir, trotzdem daß die Luken derselben gar nicht geschlossen wurden.“

Damit wird die Erklärung mit dem Schließen der Luken und mit der schlechten Luft in jeder Beziehung hinfällig.

Nicht besser gelingt, wie schon erwähnt, der Versuch, die Explosion vom contagionistischen Standpunkte aus zu erklären. Daß ein Cholera-Kranke mit seinen Ausleerungen oder Cholera-Wäsche auf's Schiff kam, erklärt auch nichts, denn dieses Experiment wurde auf so und so vielen anderen Schiffen gemacht, ohne diese üblen Folgen zu haben.

Wurde der Infektionsstoff auf die „Britannia“ vielleicht durch Nahrungs-

mittel oder durch Trinkwasser gebracht, wovon nur die Mannschaft, aber nicht die Offiziere genossen? Darüber sagt mein Gewährsmann: „Proviand kam täglich vom Lande, auch während der Epidemie, als wir in der fünfzehn Seemeilen entfernten Kavarna-Bai lagen, aber die Offiziere aßen dasselbe Fleisch, dasselbe Gemüse und Obst wie die Mannschaft. Der einzige Unterschied war, daß die Leute nur Brogg (Rum und Wasser) tranken, während die Offiziere Wein hatten.“ Auch im Trinkwasser wird kein Unterschied erwähnt.

Durch Ballast könnte gleichfalls vom Lande her auf Schiffe eine Schädlichkeit eingeschleppt werden, oft wird ja Seesand, Geröll und Anderes vom Ufer dazu benützt. Ich bin nun dahin belehrt worden, „daß auf der „Britannia“ wie auf allen englischen Kriegsschiffen der Ballast nur aus Eisen, aus sogenanntem pig-iron bestand, viereckigen Stücken, welche im untersten Schiffsraum eingeklinkt sind und niemals berührt werden, denn sie sind, so zu sagen, ein fester Bestandtheil des Schiffskörpers.“

Es bleibt nichts übrig, als der verschiedene Verkehr der Mannschaft und der Offiziere auf dem Lande vor dem Ausbruch der Schiffsepidemie. Mein Gewährsmann schreibt darüber: „Die Kranken sowohl auf der „Britannia“ als auch auf allen anderen Schiffen der Flotte hatten vor dem Ausbruch der Epidemie, während wir noch in Varna selbst lagen, regelmäßigen Verkehr mit dem Lande, und die Leute besuchten ohne Zweifel dieselben scheußlichen Kneipen und noch schlimmere Vergnügungsorte, welche damals auf dem Lande wie Pilze emporgeschossen waren.“

Da die Kameradschaftlichkeit sowohl bei Regimentern auf dem Lande, als auch bei Schiffsmannschaften, wenn sie ans Land gehen, es mit sich bringt, daß die Einen mehr in diesen, die Anderen in jenen Localen sich zusammenfinden, so liegt es wohl am nächsten, anzunehmen, daß die Cholera-Localität auf dem Lande die Infectionsgelegenheit gewesen sei, daß in einzelnen besonders inficirten Localitäten die Leute von einem Schiffe mehr als von einem anderen verkehrt haben, daß manche in dieser oder jener Kneipe öfter oder seltener, länger oder kürzer verweilt haben. Ich lasse dahingestellt, ob sie den von der Localität erzeugten Infectionsstoff geathmet, gegessen oder getrunken haben.

Wenn man die Thatfachen auch noch so vorurtheilsfrei betrachtet, so kann man darin unmöglich Belege für die contagionistische, sondern nur für die localistische Anschauung der Cholera-Verbreitung und Cholera-Infection auf Schiffen erblicken.

Auf Auswandererschiffen verhält sich die Cholera selbstverständlich nicht anders, als auf Kriegsschiffen und man wird auch da zu fragen haben, wo sich die, welche auf dem Schiffe erkrankten, auf dem Lande befunden haben, ehe sie eingeschifft wurden. Ich habe erst oben wieder darauf aufmerksam gemacht, daß sämmtliche 11 Fälle, welche auf der „Westphalia“ zwischen Hamburg und New-York vom 27. August bis 10. September 1873

vorkamen, ausschließlich zwei deutschen Familien angehörten, und daß eben so große Epidemie wie auf der „Britannia“ möglich gewesen wäre, wenn die übrige Mehrzahl der Passagiere vor ihrer Einschiffung auf den Lande mit den beiden Familien zusammengelebt hätte, oder unter gleichen Umständen gewesen wäre. Daß das hie und da wirklich vorkommt, leweisen auch die auf Auswandererschiffen ausnahmsweise vorkommenden epidemischen Ausbrüche. Daß die „Britannia“ als Schiff kein Infectionsherd war, hat sich an den muthigen 60 Offizieren, die ruhig darauf verblieben, glänzend erwiesen.

Vielleicht entschließt sich doch noch eine europäische seefahrende Regierung, während einer Cholera-Invasion eine Commission mit der genaueren Untersuchung über das Vorkommen der Cholera auf Schiffen und über die etwaigen dabei in Betracht kommenden ätiologischen Momente zu beschäftigen.

In neuester Zeit hat auch Koch über Cholera auf Schiffen gesprochen, die er mit seiner contagionistischen Anschauung vereinigen zu können glaubt. Er hat sich auf die Kulischiffe bezogen, welche zwischen Calcutta und Nordamerika verkehren. Diese Linie ist mir nicht unbekannt geblieben und hatte ich die wesentlichen Thatfachen in meiner Schrift über „Cholera in Indien“ 1871 bereits mitgetheilt. Koch kommt aber zum gleichen Resultate, wie ich. Von 222 Schiffen, welche binnen 10 Jahren fuhren, kamen Cholerafälle nur auf 33 Schiffen vor, obschon sie aus dem endemischen Choleragebiete, wo Cholera immer ist, abgingen. Ihm scheint nur wichtig, daß auf 16 Schiffen die Cholerafälle sich länger als 20 Tage fortsetzten, daß diese deshalb nicht mehr von Calcutta stammen könnten, sondern der Infectionstoff dazu auf dem Schiffe von Cholerakranken erzeugt worden sein mußte. Ja, wenn die Cholerakranken auf Schiffen wirklich Infectionstoff erzeugen, warum ist er denn dann in der Regel so wirkungslos? und wirkt nur ausnahmsweise, wie aus dem Verkehr zwischen Europa und Amerika hervorgeht? Wenn die Cholera auf einem Schiffe länger dauert, als 20 Tage, so kann das auch ganz andere Ursachen haben, die auch noch vom Lande her stammen.

Man nimmt an, daß der vom menschlichen Körper aufgenommene Cholera-infectionstoff die Krankheit durchschnittlich nicht vor dem dritten und nicht mehr nach dem zwanzigsten Tage hervorruft. Nun sind aber Cholerafälle auf Schiffen selbst nach vierzig Tagen noch vorgekommen, wie ich an Beispielen zeigen konnte. Aber das sind höchst seltene Ausnahmen. Soll man denn da nicht annehmen können, daß sich vom Lande her in irgend einer Form oder Verpackung, in welcher der Infectionstoff am Leben bleibt, er auf's Schiff gebracht werden kann und einzelne Menschen damit nach und nach in Berührung kommen? Für Ausnahmefälle Ausnahmursachen anzunehmen, halte ich für ganz berechtigt.

Genau betrachtet, verhält sich die Cholera auf Schiffen gar nicht anders, als wie das Weichselfieber auf Schiffen. Auch da kommen nach Abfahrt von einem Malariaorte noch Erkrankungen auf dem Schiffe vor, aber

hören auf hoher See regelmäßig auf. In der Regel kommen auch da die Erkrankungen nur bei Personen vor, die vom Lande kommen oder vorübergehend auf dem Lande gewesen sind, aber ausnahmsweise zeigt sich die Krankheit doch auch bei Personen, die nie am Lande gewesen sind. So, man hat schon, wie Hirsch in seinen „Malariaerkrankungen“ berichtet, Wechsel- fieber-Schiffsepidemien beobachtet, wo eine Infection der Mannschaft auf dem Lande ganz ausgeschlossen scheint (z. B. auf einem Schiff, das aus einem Ostseehafen mit nassen Dielen nach England fuhr), und doch wagt Niemand zu sagen, daß Wechselstieber sei nicht vom Boden abhängig, oder es verbreite sich in den Fällen, wo die Leute nicht schon inficirt vom Lande kommen, auf den Schiffen durch Ansteckung von Mensch zu Menschen. Da könnte der Schweiß der Fieberkranken die Reismasserstühle der Choleraerkranken ersetzen. Wenn die Infectionskrankheit Wechselstieber so gefährlich wäre, wie die Cholera, wären auch schon zu Fieberzeiten Beobachtungen über Ansteckung durch Fieberkranke und mehr Beobachtungen über das Vorkommen des Wechselstiebers auf Schiffen in die Literatur übergegangen, als solche ausnahmsweise Cholerainfektionen auf Schiffen bekannt geworden sind. Auch beim Wechselstieber wird ein längeres Vorkommen fast ausnahmslos von Kriegsschiffen und Auswandererschiffen und nicht von Kauffahrern berichtet, aus dem einfachen Grunde, einmal weil das, was überhaupt selten vorkommt, unter einer größeren Anzahl von Menschen öfter vorkommen muß, als unter einer kleinen, und dann auch, weil über den Gesundheitszustand von Kriegsschiffen und Auswandererschiffen viel genauer Buch geführt wird, als über die kleinen Kauffahrer.

Der letzte Nothanker der Contagionisten bleibt immer die Cholerauräthe. Aber auch dieser ruht auf sehr bedenklichem Grunde, der sich schließlich treulos erweisen könnte. Wenn die Cholera wirklich durch den menschlichen Verkehr Verbreitung findet, dann muß das specifische Etwas, das X., wie ich es früher nannte, doch an etwas hängen, und wenn man einmal den menschlichen Verkehr zur Verbreitung braucht, nimmt man am besten doch gleich den Menschen selbst als Träger, und wenn dieses Etwas einen Menschen krank machen kann, so muß es doch auch im Körper des Kranken zu finden sein und ist zunächst darin zu suchen. Das ist ein unzweifelhaft berechtigter Gedankengang. Auch ich bin ihn gewandelt. Auch ich habe vor dreißig Jahren meine Choleraeobachtungen unter der Voraussetzung begonnen, daß die Choleraerstühle den Cholerakeim enthalten. Nachdem ich aber bereits auch die beiderseitige Abhängigkeit der Cholera von dem Verkehr und von der Vertlichkeit festgestellt hatte, suchte ich mir den Zusammenhang zwischen beiden einfach durch eine Frage und eine Antwort zu erklären. Frage: Was bringt der Mensch bei seinem persönlichen Verkehr in den Boden? Antwort: Harn und Koth, seine Excremente, nichts Anderes. Diese Vorstellung zeitigte in mir und auch in Anderen die Meinung, daß

die Desinfection der Excremente und ihrer Behälter eine prophylaktische Maßregel gegen Verbreitung der Cholera sein und daß in nicht desinficirten Excrementen die Gefahr einer Infection liegen müsse. Diese Gedanken hielt ich auch noch fest, als ich im April 1866 mit meinen, nun in Gott ruhenden, Freunden Griesinger und Wunderlich das Cholera-Regulativ veröffentlichte, und ich gab ihn erst auf, als mir bei fortgesetztem Studium der Thatsachen sowohl die Nutzlosigkeit der Desinfectionsmaßregeln, als auch die Unschädlichkeit der nicht desinficirten Choleraausleerungen immer augenscheinlicher entgegentrat.

Wenn das, was die Ausleerungen der Cholerakranken enthalten, wirklich den Infectionsstoff einschließt, dann müssen, individuelle Disposition vorausgesetzt, Diejenigen am meisten davon ergriffen werden, welche diesen Ausleerungen am meisten ausgesetzt sind. Und das sind entschieden Aerzte und Wärter von Cholerakranken in Spitälern.

Da ergibt sich nun die durch tausendfältige Erfahrung constatirte Thatsache, daß bei Choleraepidemien die Aerzte, welche die Kranken aufsuchen, nicht im Mindesten mehr gefährdet sind, als Menschen, welche jeden Cholerakranken ängstlich fliehen. Das Gleiche ergibt sich bei den Wärtern: auch sie erkranken nicht durch die Pflege der Cholerakranken und dadurch, daß sie von den Ausleerungen derselben oft geradezu übergoßen werden, sondern wo Wärter erkranken, und so lange Wärter erkranken, ist das Krankenhaus ein Infectionsheerd wie andere Häuser geworden, ist eine Hausepidemie ausgebrochen, welche dann aber auch Patienten im Hause ergreift, welche mit gar keinem Cholerakranken und mit keinen Wärtern von Cholerakranken in Berührung gekommen sind.

Fragen wir auch da zuerst wieder, wie sich die Sache in der Heimat der Cholera, in Indien, verhält. Während des Jahres 1867, in welchem die Hardwar-Cholera spielte, untersuchte James Cunningham in 40 Garnisonsorten 67 Garnisonsspitäler auf das Verhalten der Wärter gegen Cholera-infection. Von diesen 67 Spitälern, von welchen jedes Choleraerkrankte zu behandeln hatte (1 bis zu 97) kamen nur in 8 Spitälern Choleraerkrankungen unter dem Wärterpersonal vor, in 59 blieben die Krankenwärter ganz frei. In diesen 8 Spitälern betrug die Zahl der in einem Spital erkrankten Wärter

in Jaizabad	1
= Bakhnau	1
= Morabadabad	2
= Mirat	1
= "	1
= "	1
= Muttra	2
= Rafauli	3
= Dharmfala	11

Von einer Epidemie unter den Wärtern oder einer Hausepidemie kann man demnach nur in dem Spital des 1. Görtha-Regimentes in Dharmala sprechen, wo 8 Wärter, 2 Sänftenträger und 1 Spitalbeamter erkrankten. Wenn aber von 67 Spitälern in 59 die Wärter gar nicht und in 7 nur in so geringer Zahl erkrankten, so wird es kaum Jemand mehr unternehmen wollen, die 11 Erkrankungsfälle im Spital zu Dharmala von der Aufnahme und Pflege Cholerakranker abzuleiten. Warum sollte hier und da nicht auch ein Krankenhaus ebenso wie eine Kaserne ein Infectionsheerd werden können?

Die nähere Untersuchung hat nun auch wirklich ergeben, daß das Spitalpersonal in Dharmala in keinem höheren Grade zu leiden hatte, als die Mannschaft außerhalb des Spitals, bei einer Präsenzstärke von 1073 erkrankten 86 an Cholera = 8.01 pCt., bei einem Spitalpersonal = 127 = 11 = = 8.66 =

Cunningham untersuchte auch die Frage, ob die Immunität der Wärter vielleicht durch besondere Vorkehrungen gegen Ansteckung, namentlich durch Desinfection erklärt werden könne? Er weist aus älteren Quellen nach, daß diese auffallende Immunität der Wärter keineswegs ein neuer Zug in der Geschichte der Cholera in Indien, sondern schon immer dagewesen ist, auch zu Zeiten, wo noch gar nicht an Desinfection gedacht wurde. Er führt unter anderen eine Erfahrung von Dr. Bruce aus dem Jahre 1848 an, der darüber sagt: „Ich hatte 1848 zu Raenpur Cholera unter der Infanterie von Mai bis September. Während der ganzen Zeit, kann ich sagen, war das Spital nie frei von einzelnen Fällen, und zeitweise war es damit überfüllt. Die ganze Anstalt, kann man sagen, habe in den Krankenfällen gelebt; die Pulis verließen die Betten der Kranken keine ganze Stunde, die Aerzte hatten mit der Behandlung vollauf zu thun, und doch zeigte ja nicht ein Mann, gleichviel ob Europäer, Halbaste oder Eingeborener, die geringsten Symptome von Cholera. Ich trug die größte Sorge, sie zu mustern und zu sehen, aber in diesem Jahre gab es keinen einzigen Fall unter ihnen.“

In Indien macht man praktischen Gebrauch davon, wenn in einem Spital ausnahmsweise auch die Wärter von der Cholera ergriffen werden. Man sagt da nicht: jetzt muß man mehr isoliren und desinficiren, sondern man sagt: das Spital steht auf einem ungünstigen Plage, man soll einen anderen aufsuchen. Der Ortswechsel beim Ausbruch der Cholera, die Engländer nennen es movement, ist jetzt in Indien in allen Garnisonen und Gefängnissen eine prophylaktische Maßregel ersten Ranges. Für jede Garnison und jedes Gefängniß sind jetzt voraus Plätze bestimmt, nach denen man evacuirt. Die Erfahrung hat gelehrt, wo es am besten ist. Kommt man an einen sehr disponirten Ort, vielleicht disponirter als der Ort ist, den man verläßt, so ist man hier und da schon aus dem Regen in die Traufe gekommen, und hat das Movement nicht geholfen. Es hilft auch

nie, wenn es zu spät erfolgt, wenn die Mannschaft bereits so weit als möglich inficirt ist. Dem 66. Görkha-Regiment hat sein Fortmarsch aus dem Tarai die Cholerafälle in dem immunen Ráini Thal nicht erspart, aber wenn es noch einen Tag länger geblieben wäre, dann hätte es möglicherweise anstatt 10 Procent 20 Procent Erkrankungen gehabt.

Bei uns in Europa ist es mit den Krankenhäusern und Wärdern genau so wie in Indien. Ich spreche gerne von München, nicht weil München so oft die Cholera gehabt hat (in München war die Cholera erst drei Mal, während sie in Berlin schon mehr als zwölf Mal war), sondern weil ich da die Verhältnisse am genauesten kenne. Wir hatten während der Epidemien von 1873/74 drei Krankenhäuser, das Krankenhaus links der Isar in der Lindwurmstraße, das Krankenhaus rechts der Isar in der Ismanninger Straße und das Militärkrankenhaus in Oberwiesenseld. Die Cholera nun behandelte die drei Krankenhäuser genau so, wie die Häuser ihrer nächsten Umgebung. In beiden Civilkrankenhäusern und im Militärkrankenhaus gingen von Anfang an Cholerafälle während der Sommer- und Winterepidemie zu. Im Krankenhaus links der Isar freute man sich bis zum 15. August, wo die Sommerepidemie ihren Höhepunkt erreichte, daß es gelinge, durch sorgfältige Isolirung der Cholerafranken und energische Desinfection Hausinfectionen ferngehalten zu haben; nun aber brach plötzlich eine sehr perniciöse Hausepidemie aus. Das war die Zeit, in welcher sich die Epidemie auch in der Lindwurmstraße an der das Krankenhaus liegt, entwickelte, und die Hausepidemie des Spitals hörte erst wieder auf, als auch die Lindwurmstraße wieder frei davon wurde.

Im Krankenhaus rechts der Isar dauerte die Freude länger. Die Ismanninger Straße nahm an der Sommerepidemie gar keinen Antheil, so auch die Patienten und das Wartepersonal des dortigen Krankenhauses. Als die Ismanninger Straße in der Winterepidemie befallen wurde, kamen auch Hausinfectionen von Patienten und barmherzigen Schwestern vor, die ihr Ende erst erreichten, als die Epidemie auch aus der Ismanninger Straße wieder verschwand.

Im Militärkrankenhaus wurde die Freude vom Anfang bis zum Ende nicht gestört. Aus den sieben Kasernen wurden alle Cholera- und Choleraverdächtigen Fälle sofort in's Militärkrankenhaus evacuirt und in die Choleraabarde gelegt. Hier und da kam es allerdings vor, daß ein chirurgisch Kranker oder an einem anderen Uebel Leidender im Krankenhaus zuging, den man unter die anderen Patienten legte, daß sich aber bei diesem später dann Cholerasymptome entwickelten. Ein solcher wurde selbstverständlich auch sofort auf die Choleraabtheilung verlegt, nachdem er sich durch Cholerafrühe verrathen hatte. Zeitweise war die Choleraabarde sehr voll und sehr viele Wärter darin thätig; aber keiner erkrankte, nicht an der leichtesten Cholera, obgleich manche mit Choleraausleerungen hier und da geradezu übergossen wurden. Jedoch genau so günstig verhielt sich während der

Winter- und Sommerepidemie die dem Militärkrankenhaus gegenüber befindliche Mag. II.-Kaserne, in welcher zwei Feldartillerie-Regimenter liegen, die, wie ich oben schon mitgetheilt habe, so auffallend gegenüber dem schweren Reiterregimente in der Isarkaserne verschont geblieben sind. Früher war das Militärkrankenhaus in der Müllerstraße, und wurden dort die Cholerakranken während der Epidemien von 1836 und 1854 behandelt. Im Militärkrankenhaus in der Müllerstraße, die sehr nahe bei der Isarkaserne liegt, traten jedesmal Haus epidemien auf, aber auch stets nur zur Zeit, wenn die Müllerstraße epidemisch ergriffen wurde.

Dem gegenüber, daß die Wärter von Cholerakranken so auffallend wenig angesteckt werden, muß es daher sehr auffallend erscheinen, daß die Wäscher von Cholerawäsche so viel zu leiden haben sollten. Ich höre einen Contagionisten sagen: daß die Cholerawärter in Spitälern nicht inficirt werden, ist leicht erklärlich: diese Leute sind an Reinlichkeit gewöhnt, waschen sich oft die Hände, essen nichts ungewaschen, und was auf ihre Kleider spritzt, trocknet rasch, und das Trocknen tödtet den Kommabacillus. Hingegen beim Waschen der Cholerawäsche, da spritzt es den Leuten in den Mund, sie fahren wohl auch mit feuchten Fingern an die Lippen, und wenn ein einziger Bacillus in den Darm gelangt, kann er Cholera verursachen.

Wer möchte so etwas im Ernste glauben! Sollten denn die Wärter nur in gewissen Spitälern, und nur eine Zeit lang, nicht zuvor, und nicht darnach, sich nicht die Hände waschen, soll denn das Spritzen der Cholerastrühe, wenn oft der Wärter den Kranken auf dem Arme hält, während ein anderer Wärter das Wasser im Bette, in dem der Kranke förmlich schwamm, in Rübel schüttet, weniger Kommabacillen in die Luft stäuben, als das Waschen? Sollten solche Wärter nie mit noch feuchten Fingern an ihre Lippen kommen? Sollte es sie nie an der Nase jucken? Mir kommt diese Erklärung geradezu komisch vor.

Und doch sind Fälle unzweifelhaft constatirt, in denen eine Infection von Cholerawäsche ausgehend angenommen werden muß. Ein sehr interessanter Fall wurde mir in Lyon aus dem Wäscherdorfe Craponne bekannt. In der Gazette medicale de Lyon 1854 S. 252 steht in einem Briefe von Dr. Gensoul: „Im Monat Juli 1854 stiegen zwei Cholerastrüchtlinge aus Marseille, Mann und Frau, im Mailänder Hof in Lyon ab. Kaum angekommen, wurden alle zwei von Cholera ergriffen, deren Keim sie mitgebracht hatten, und starben alle zwei am 17. Juli. Einige Tage darnach kam der Wäscher des Gasthofes Vouchard, welcher in Craponne, einem Dorfe etwa 12 Kilometer von Lyon, wohnt, um wie gewöhnlich die Wäsche des Gasthofes zu holen. Man übergiebt ihm die von Choleraausleerungen verunreinigten Kleider und Linnen in einem getrennten Bündel. Er nimmt sie mit Sorgfalt, sondert sie in seinem Wagen ab und übergiebt sie einer Wäscherin, die er beschäftigte. Diese entledigte sich nur zu gut unglücklicher Weise ihres Auftrages, denn sie wurde bald darnach von einer blißähnlichen

Cholera befallen. Des Wäschers Tochter erlitt das gleiche Schicksal. Man hatte keinen anderen Cholerafall in der Gemeinde zu beklagen. Diese Wahl der Opfer bedarf keines Commentars.“

Es blieb übrigens nicht bei diesen beiden Fällen. J. Garin führt (Gazette medicale S. 309) acht Todesfälle aus Craponne an, darunter auch die Frau des Wäschers Bouchard. Aus der Aufzählung des Dr. Garin ersieht man, daß die Krankheit fast ausschließlich nur Wäscherleute und deren Kinder ergreift. Craponne zählte damals etwa 1600 Einwohner, von denen mehrere Familien die Wäsche aus den Gasthöfen von Lyon besorgten. Es sind außerdem noch einige Cholerafälle vorgekommen, wie aus einem späteren Berichte von Dr. Bouchet hervorgeht, der für Craponne im Ganzen 15 Erkrankungen und 10 Todesfälle angiebt, welche im Laufe von zwei Monaten erfolgten. Das Jahr 1854 ist jenes, in welchem die niedrig gelegenen Theile von Lyon epidemisch, wenn auch schwach, ergriffen waren. Auffallend bleibt, daß in dem nicht kleinen Dorfe Craponne fast nur die Wäscherfamilien Cholera hatten und die Uebrigen verschont blieben. Mit Ausnahme der Wäscher muß man daher Craponne für einen immunen Ort halten. Im Jahre 1855 zeigten sich in ebenso nahe bei Lyon, aber außerhalb des immunen Bezirkes gelegenen Dörfern (z. B. St. Bonnet und St. Laurent-de-Mure) sehr heftige Ortsepidemien.

Ähnliches ereignet sich an anderen immunen Orten. Ein sehr lehrreiches Beispiel dieser Art lieferte im Jahre 1854 das choleraimmune Stuttgart. Während der damaligen heftigen Epidemie in München kehrte ein Stuttgarter aus München schon diarrhoekrank in seine Heimat zurück und erlitt dort einen schweren Choleraanfall und starb. Nach wenigen Tagen kam ein neuer Cholerafall zur Kenntniß an einer Person, die Stuttgart nie verlassen hatte. Es war die Wärterin des aus München gekommenen Choleraankranken. Dieser Fall wurde einfach als eine directe vom Kranken ausgegangene Ansteckung aufgefaßt. Wieder nach einigen Tagen kommt ein dritter Fall, und es war eine Wäscherin, welche die Wäsche des aus München gekommenen Kranken gewaschen hatte. Endlich erkrankte auch noch der Mann dieser Wäscherin an einer Cholera. Aber damit war die Cholera in Stuttgart zu Ende.

Solche Fälle werden von den Contagionisten stets mit Unrecht als Beweise für die directe Ansteckung Gesunder durch Kranke und namentlich durch die Wäsche von Choleraankranken angeführt, und es sieht auf den ersten Blick hin auch so aus. Wenn man aber auch annimmt, daß der aus München gekommene Kranke drei Stuttgarter angesteckt hat, so sollte man sich doch auch fragen, warum diese Stuttgarter Fälle nicht ebenso giftig weiter gewirkt haben, wie der Münchener Fall? Auch die Stuttgarter und Craponner Kranken wurden gepflegt und ihre Wäsche gewaschen. Warum leiten sich von ihnen keine weiteren Erkrankungen ab und entwickelt sich keine Epidemie? Die Cholerawäsche von München also nur war giftig, die von

Stuttgart nicht mehr. Muß man da nicht annehmen, daß in der Münchener oder Rhoner oder Marseiller Cholerawäsche neben den in den Cholerastrühen des Kranken enthaltenen, sonst unschädlichen Bacillen noch etwas specifisch Münchenerisches oder Rhonisches, was sich in Stuttgart und Traponne nicht mehr beigesellte, ein locales Moment steckte, was erst die Ansteckung oder Infection zu Stande brachte? Nach meinem Dafürhalten hatte der aus München kommende Stuttgarter und die aus Marseille oder anderen Choleraorten Kommenden auch noch etwas von dem vom inficirten Boden stammenden epidemischen Etwas, vielleicht eine Dauerform des Bacillus, die nur unter gewissen localen Verhältnissen entsteht, mitgebracht, und gerade so viel, daß es noch zu den vorgekommenen Infectionen ausreichte. Den einzelnen Fällen in Traponne und Stuttgart fehlte dieses locale Moment und deshalb steckten sie auch nicht weiter an.

Wenn ein Fall aus München in Stuttgart drei machte, so sollten die drei Stuttgarter Fälle doch neun machen.

In seuchefreie, immune Orte wird die Cholera selbstverständlich öfter in einzelnen Fällen eingeschleppt, an die sich hie und da auch noch ein paar Infectionen anschließen, aber die Krankheit stirbt rasch ab und entwickelt sich nie zu einer Epidemie.

Mir scheint Cholerawäsche inficirend zu sein, nicht weil sie vom Cholerafranken, sondern wenn sie aus einer Choleralocalität stammt. Vielleicht ist diese Wäsche ein sehr gutes Verpackungsmittel, um den unter Einfluß von Ort und Zeit erzeugten Infectionsstoff der Choleralocalität transportfähig zu machen. Der Mensch ist das einzige Geschöpf, das Wäsche hat, vielleicht verbreitet er auch deshalb allein den Choleraïnfectionsstoff von Ort zu Ort, und würde ganz in Wolle gekleidet oder ganz nackt es nicht mehr thun. Aber wenn man diese sehr zweifelhafte Lösung des gordischen Knotens auch zugeben würde, wären die Darmentleerungen der Cholerafranken und ihre Cholerawäsche immerhin noch kein fester Grund, auf dem man Häuser bauen könnte nach den Plänen der Contagionisten, denn wir sehen nicht einzelne Fälle, sondern Epidemien in den Orten auch ohne Cholerawäsche auftreten. Der Choleraïnfectionsstoff, der Epidemien verursacht, wird jedenfalls auch noch in anderer Weise verschleppt, heftet sich auch noch in anderer Weise an den menschlichen Verkehr. Von einer Choleralocalität aus kann der Keim des Infectionsstoffes nach Orten gebracht werden, wo er nicht gleich die örtlichen und zeitlichen Bedingungen zu seiner epidemischen Entwicklung vorfindet, er kann, wie wir gesehen haben, selbst monatelang schlummern, bis er erwacht. In Indien ist der Cholerakeim immer zugegen und wird, wenn er verschleppbar durch den menschlichen Verkehr ist, nothwendigerweise auch immer ausgeschleppt, und doch zeigt sich die Cholera außerhalb ihres endemischen Gebietes nur stellen- und zeitweise. Wenn wir den Verkehr mit Indien nicht ganz aufgeben, oder ihn wieder so klein und langsam machen,

wie er noch im vorigen Jahrhundert war, so werden wir zeitweise doch die Cholera haben.

Schließlich will ich nur noch ganz kurz die praktische Frage berühren, was man gegen die Cholera thun kann?

Die Maßregeln werden sehr verschieden sein, je nachdem man sich auf den contagionistischen oder localistischen Standpunkt stellt, obschon beide manches Gemeinsame haben. Nach dem Vorhergehenden hängt die Verbreitung der epidemischen Cholera ebenso sehr von dem durch persönlichen und sachlichen Verkehr mittheilbaren specifischen Infectionsstoffe, als auch von der örtlichen und zeitlichen Disposition der Gegenden und Orte ab, wohin der Keim durch den Verkehr gebracht wird. Außerdem aber wird die Häufigkeit der Fälle in einem von Cholera epidemisch ergriffenen Orte noch ganz wesentlich durch die persönliche Empfänglichkeit des Einzelnen für die vom Zusammenwirken der beiden genannten Ursachen ausgehende Infection, durch die individuelle Disposition beeinflusst. Ist einer dieser drei Factoren nicht gegeben, so entwickelt sich keine Choleraepidemie. Maßregeln gegen die Cholera können daher in diesen drei Richtungen [1) Verkehr, 2) örtliche und zeitliche Disposition, 3) individuelle Disposition] vorgeschlagen werden.

Maßregeln gegen Verbreitung durch den Verkehr sind aus verschiedenen Gründen theils nicht durchführbar, theils unnütz, theils sogar schädlich. Wenn wir uns fragen, was alle Cordone, Inspectionen und Quarantänen bisher gefruchtet haben, müssen wir, um ehrlich zu sein, sagen: Nichts. Alle diese Maßregeln leiden an dem großen Mangel, daß sie zum Ausgangspunkte nur die bereits vorhandene Cholera, den Cholerafranken nehmen können. Der Cholerakeim kann aber schon lange voraus verschleppt werden, und im Orte eingeschleppt sein, ehe sich Cholerafälle zeigen. Cordone und Quarantänen, selbst wenn sie absolut richtig durchgeführt werden und nie umgangen werden könnten, würden doch erfolglos bleiben, weil sie stets zu spät kommen. Man kann zwar sagen, daß durch Quarantänen und Cordone, wenn sie auch vielfach umgangen werden, eine gewisse Menge Cholerakeime doch aufgehalten und vernichtet wird, so daß sie mindestens ähnlich günstig wirken müssen, wie etwa eine gute Zollschutzwache gegen Schmuggel; wenn dieser dadurch auch nie zur Unmöglichkeit gemacht werden kann und stets vorkommt, obschon so und so viele Schmuggler in's Zuchthaus kommen oder gar erschossen werden, so wird er doch sehr beschränkt. Da darf man aber nicht vergessen, daß zwischen Handelsartikeln und Cholerakeimen ein großer Unterschied besteht. Wenn z. B. ein einzelner Dohse geschmuggelt wird, so bleibt es ein einzelner Dohse und wird jenseits der Grenze, wenn er auch gute Weide findet, nicht gleich zu einer großen Heerde. Wenn aber so ein Spaltpilz auf einen ihm passenden Nährboden durchkommt, so hat er die Fähigkeit, sich in kürzester Zeit in's Millionen- und Billionenfache zu vermehren. Würde ein geschmuggelter Dohse oder Waarenballen sich jenseits

der Zollgrenze sofort zu Heerden und zu Waarenlagern vermehren können, so wäre die Zollschutzwache nie entstanden oder als etwas Nutzloses längst wieder aufgegeben worden.

Der gegenwärtige Einfall der Cholera in Südfrankreich und ihre Verbreitung von Toulon und Marseille aus illustriert das Gesagte in der sprechendsten Weise. Die Cholera geht heuer in Frankreich bis jetzt nicht viel nördlich vorwärts, Paris ist noch frei, obschon der Keim schon vielfach hingetragen worden sein muß; die Krankheit wandert östlich. Es sieht aus, als wären die energischen contagionistischen Maßregeln, welche Italien zu Land und zu Wasser ergriffen hat, gerade ein Anziehungspunkt für sie, als ob sie versuchen wollte, ob sie denn nicht trotzdem durchkommen könnte. Paris läßt sie links liegen, da es ihr doch sicher ist, und sie geht nach Oberitalien und taucht bereits in Neapel auf, wie ich vorher gesagt hatte.

Daß man sich auf Eisenbahnen und Passagierschiffen um etwa anlangende Cholerafranke kümmert, finde ich ganz lobenswerth der Kranken selbst willen. Das Revisionsverfahren für Schiffe halte ich für eine sehr gute hygienische Maßregel, es wird unreinen Schiffen mehr und mehr ein Damm gesetzt, aber ein Abhalten der Cholera verspreche ich mir davon nicht.

Für den Einzelnen empfiehlt es sich auch, den Besuch von Orten, wo die Cholera herrscht, möglichst zu vermeiden, Kleidungsstücke, Wäsche u. s. w. aus Choleralocalitäten nach Rücks vortrefflichen Principien zu desinficiren, bei Leichenbegängnissen von an Cholera gestorbenen Personen den Leidtragenden vom Besuche des Sterbehause, da dieses eine inficirende Choleralocalität sein kann, dringend abzurathen, aber viel ausgerichtet wird damit nicht werden. Die Frequenz selbst ganz ausgesprochener contagiöser Krankheiten, wie z. B. die Blattern sind, konnten wir auch nie durch Beschränkungen des Verkehrs wesentlich vermindern. Erst die Schutzpockenimpfung, die den Verkehr frei läßt und auf die individuelle Disposition prophylaktisch wirkt, hat Erfolg erzielt.

Zur Wirkung auf die individuelle Disposition für Cholera steht uns vorläufig kein so einfaches und souveränes Mittel zu Gebot, aber man kann doch sehr viel thun. Zur Erkrankung an Cholera disponirt Alles, was die Gesundheit überhaupt schwächt, schlechte Luft, schlechtes Wasser, schlechte Nahrung und Getränke, mangelhafte Ernährung, unzuweckmäßige Bekleidung, Ausschweifungen und Excesse jeder Art, selbst psychische Affecte, insbesondere solche deprimirenden Charakters, vorzüglich aber Alles, was dem Einzelnen Diarrhöe verursacht. In diesen Dingen soll zunächst jeder Einzelne für sich und die Seinigen, unterstützt vom ärztlichen Rathe, sorgen, aber in vielen Beziehungen haben auch die Organe der öffentlichen Gesundheitspflege mitzuwirken.

Auch die Aerzte vermögen viel Unglück zu verhüten. So schwer es der ärztlichen Kunst gegenwärtig noch ist, gegen hochgradig entwickelte Choleraerkrankungen anzukämpfen, so erfolgreich werden von ihr die An-

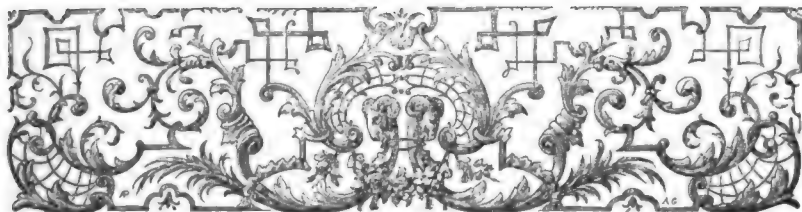
sangsstadien der Krankheit, Diarrhöe und Cholerinen behandelt. Regierungen und Gemeinden sollen daher Vorseeung treffen, um im Bedarfsfalle über das nöthige ärztliche Personal verfügen zu können und die Kranken zu verpflegen.

Der Schwerpunkt der Choleraprophylaxe aber liegt nach meiner innersten Ueberzeugung in der örtlichen und zeitlichen Disposition. Dagegen sagen nun die Contagionisten, — dann sei eben gegen die Verbreitung der Cholera nichts zu thun, dann müsse man die Dinge gehen lassen, wie sie gehen und die Hände in den Schoß legen, denn man könne den Orten keinen anderen Grund und Boden geben, als sie von Natur aus haben, man könne keinen Regenschirm über ganze Gegenden spannen und das Wasser stets dahin fallen lassen, wo man es gern hätte. Mit Unrecht. Es ist eine allgemeine, durch die Geschichte der Cholera fest begründete Erfahrung, daß die Krankheit am heftigsten in Orten und Ortstheilen auftritt, deren Boden von den Abfällen des menschlichen Haushaltes, namentlich durch Abtritt- und Versißgruben jeder Art verunreinigt und mangelhaft entwässert sind. Rasche Entfernung sämmtlicher Schmutzwässer und sonstigen Unrathes aus der Nähe der Wohnhäuser ist daher überall nach Möglichkeit anzustreben, und um so mehr, je größer ein Ort, je dichter bewohnt ein Boden ist, und schon vorher, ehe die Cholera kommt. Alle Städte, in welchen gute Canalisation und Wasserversorgung besteht, haben an ihrer Empfänglichkeit für die Cholera nachweisbar verloren. Ich verweise bloß auf die englischen Städte, welche in dieser Richtung am weitesten vorgegangen sind. Im Jahre 1849 wurden in England und Wales noch 53 237 Todesfälle an Cholera gemeldet, 1854 nur noch 20 097 und 1866 nur noch 14 378, während von 1872 bis 1874, wo viele Orts-Epidemien auf dem Continente herrschten, gar keine mehr in England vorkamen, und ich glaube nicht, daß diese Thatfache etwa aus einer abnehmenden, oder aus einer während der letztgenannten Choleraperiode ganz fehlenden zeitlichen Disposition zu erklären sei.

Ich verweise die Blicke des Lesers schließlich auf die Cholerageschichte des Forts William in Calcutta, das früher jährlich ein Choleraheerd war und jetzt mitten im Choleralande als ein immuner Platz dasteht, sozusagen als eine immune Insel aus einem Cholerameer emporragt. Die Contagionisten sagen zwar, daß die Festung nur choleraimmun geworden sei, weil man reines Trinkwasser eingeleitet hat. (?) Wenn sie in allen Choleraorten Europas so reines Trinkwasser einleiten, wie das filtrirte Gangeswasser ist, aber nebenbei auch alles Andere durchsetzen, was im Fort William neben der Wasserleitung geschehen ist, so will ich ihnen nicht weiter widersprechen, sondern wünsche ihnen nur Glück und daß es ihnen gut bekomme.

Geeßhaupt im August 1884.





Ein Landschaftsbild aus Kleinasien.

Von

M. u. H.

— Konstantinopel. —



elbe steinige Küste, kahle Felsen, sonnverbranntes Gefilde bietet sich dem Auge des Reisenden dar, welcher, vom Mittelmeere kommend, Kleinasien zum ersten Male erblickt. Nur zu leicht ist der Mensch geneigt, den ersten Eindruck auf das Ganze zu übertragen und den Saum für das Kleid zu halten. Rasch ist ein ungünstiges Urtheil gefällt, das ohne Prüfung von Mund zu Mund weiter geht; und so wird Kleinasien zu einer dürrn Steinwüste. So war es mir selber in Griechenland gegangen; das kahle Attika und Böotien hatten mir ein Vorurtheil eingeprägt, und ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich von Olympia nach Sparta durch eine Reihe der reichsten Landschaftsbilder ritt, von dem freundlich grünen Hügellande von Elis und im westlichen Arkadien nach der üppig fruchtbaren Ebene Messeniens und über den waldbekrönten herrlichen Taygetus. Wer von Konstantinopel Umschau hält auf die kahlen Kuppeln des asiatischen Ufers, auf das öde wellige Gelände diesseits des Bosporus, der wird mir schwer glauben wollen, wenn ich ihm sage, daß jenseits der dürrn Ketten, welche das Marmorameer umsäumen, sich Landschaften bergen so lieblich wie das Salzkammergut, daß Wälder kräftigsten Wachses auf Meilen und Tagereisen dort Berge und Hügel krönen, und daß dazwischen Ebenen sich dehnen, in welchen das Auge ein Ende der reichsten Kornfelder nicht absieht. Hätten Freunde mich auf diese Landschaft nicht aufmerksam gemacht, so hätte ich sie schwerlich je betreten; der Fremde in Konstantinopel beschränkt sich auf das, was sein Reisehandbuch und sein Lohndiener ihm vorschreibt und wer nach Brussa geht und dort im Schweiße seines An-

gesichts sämtliche Moscheen und sämtliche Mausoleen pflichtmäßig besichtigt, der glaubt schon ein Uebriges gethan zu haben.

Auch mein Ausflug begann mit Brussa. Dreimal in der Woche geht ein türkischer Dampfer der Gesellschaft Nachsuffe von Konstantinopel in fünf Stunden nach Mudania, einer mäßigen Rhede am Südufer des Marmarameers. Für all die kleinen Leiden an Bord eines solchen Fahrzeugs, für den unergründlichen Schmutz vor Allem, entschädigte mich ein herrlicher Maitag und der so oft beschriebene und doch nie hoch genug gepriesene Blick auf die Sultanstadt und die romantischen Prinzeninseln. Als diese dem Auge entschwanden, waren wir der Südküste schon nahe gekommen, das Vorgebirge Posidium der Alten wurde umfahren, und zeitig am Nachmittage legte der Dampfer an der wurmstichigen hölzernen Landungsbrücke von Mudania an. Nun ging es zu wie überall, wo vierzig Passagiere sich in acht Wagen mit dreißig Plätzen theilen sollen; ich kann nur sagen, daß es uns schließlich auch ohne Anwendung roher Gewalt oder unehrlicher Mittel gelang, in einem allerdings weder bequemen noch reich ausgestatteten Gefährte den ungemüthlichen Ort zu verlassen. Durch grüne Weinberge und Maulbeerplantagen geht es aufwärts; wo diese aufhören und die kahle Bergwand beginnt, entschädigt noch der Rückblick auf das blaue Meer. Sobald die Höhe erreicht ist, erschließt sich der weite Kessel von Brussa, überragt von den schneeigen Zinnen des Olymp, durchströmt von wasserreichen Flüssen und Bächen und fleißig angebaut. Getreidefelder wechseln mit Maulbeerplantagen, die Wasserläufe umsäumen Eichengehölze und hier und da zeigen sich prächtige alte Platanen und Edelkastanien. Der Olymp ist ein mäßiger Gebirgsstock mit breitem Rücken; Gebüsch und Wald umkränzen ihn, in halber Höhe zeigen sich plateauartige Vorsprünge, Alpweiden ziehen sich an ihnen hinauf. Jetzt im Monat Mai war er noch in tiefen Schneemantel gehüllt, bis auf jene Vorsprünge hinab; nur wenige schwarze Felsgrate zeigten sich an seinem Rande. An seinem Fuße zieht Brussa sich weit gestreckt hin, schlanke Minarets, stattliche Kuppeln und dunkle Cypressen entspringen dem Häusergewirr.

Die Sonne ging eben zur Reige, als wir in die langgedehnte Vorstadt einfuhren. Es war ein Freitag, der muselmännische Feiertag, und alles bunte Volk kehrte zu Fuß, zu Pferde und zu Wagen zu seinem Heerde zurück. Sie hatten, wie allenthalben in der Türkei, den Nachmittag im grünen Graze herumgelegt. Wer einmal das malerische Schauspiel einer grünen Wiese mit darin gelagerten Türken und Türkinnen gesehen hat — sei es an den Süßen Wassern bei Konstantinopel, sei es hier in Brussa oder anderswo — der wird mir zugeben, daß es ein freundlicheres, bunteres Landschaftsbild kaum geben kann. Alt und Jung vergnügt sich hier in harmloser Weise; leichtes Gebäck, Früchte, Kaffee und Scherbet sind die körperlichen Genüsse, und keine Spur von Rohheit fällt lästig. Hier in Brussa zeigen die Frauen übrigens weit mehr Freiheit, als in der Haupt-

stadt; man kann sogar sehen, wie Mann und Frau zusammen im Wagen fahren, was in Konstantinopel ein arger Verstoß gegen die gute Sitte wäre. Wäre bei uns die Feiertagsfreude im Stadtvolk eine gleich harmlose, so würden die Brauereien wohl verlieren, das Volk aber sicher gewinnen. Freilich müßte die weise Obrigkeit zunächst Plätze schaffen, wo man im Freien lagern könnte, ohne gezwungener Client eines Bierwirthes zu werden und ohne eine Reihe von Paragraphen der Parkordnung und des Polizeistrafgesetzbuches zu überschreiten.

Ohne Reclame zu machen, kann ich sagen, daß unser Gasthaus, das Hôtel d'Anatolie, uns durch Sauberkeit und gute Küche überraschte; auch der Landwein von Brussa ist kein übles Getränk, er ähnelt einem dicken Burgunder, ohne indeß übermäßig schwer zu sein. Von der Stadt und ihren Sehenswürdigkeiten will ich nicht viel sagen. Was den Reichtum der berühmten Grünen Moschee sowohl wie der zahlreichen alten Sultansmausoleen ausmacht, ist die Pracht der in bunten Farben glasirten Kacheln, deren Fabrikationsgeheimniß, persischen Ursprungs, der Neuzeit leider verloren gegangen ist. Alle Versuche der modernen Keramik sind unter dem Vorhilde geblieben; die prachtvollen warmen Töne der alten Waare stehen unerreicht da. In den gefälligsten Mustern bedecken sie die Wände der Mausoleen, und in der Grünen Moschee wird ihre Schönheit noch erhöht durch die Relieffornamente, welche sie tragen. Allein nicht hierin ruht der Reiz, welchen Brussa auf jeden Fremden ausübt. Es ist die Gesamtheit des Eindrucks, die wechselnden Bilder vom schneeigen Olymp herab bis zum grünen Thal, die mächtigen Platanen und Cypressen, welche die Kuppeln der Mausoleen überragen, und zwischen ihnen der über alle Beschreibung reiche Rosenflor, die sprudelnden Bäche, welche im Schatten von Feigen und Maulbeerbäumen einherrauschen, der bunte Eindruck eines von westlicher Civilisation noch wenig berührten orientalischen Lebens; all dies nöthigt dem Deutschen den stillen Wunsch ab, in Ruhe und Beschauung hier eine Woche zu verbringen. Allein der unerbittliche Fahrplan des Dampfers und die knapp bemessene Reisezeit zwingt weitaus die Meisten, binnen vierundzwanzig Stunden alle vorgeschriebenen Sehenswürdigkeiten zu erlebigen, eine Seidenspinnerei und die nahen, sehr heilkräftigen Thermalquellen zu besichtigen, im Bazar noch in Eile die vorzüglichen, nur hier gefertigten Badetücher zu erstehen, und so dann den Heimweg anzutreten. Wir waren günstiger gestellt: unsere Pferde zum Ritt durch das Innere waren gemietht und wir konnten aufbrechen, wann es uns beliebte.

Zeitig am Morgen erschien der Surudji mit vier ausgezeichneten Pferden. Die Perle darunter war das Packpferd, daß trotz seiner vierzehn Jahre — es hatte vom serbischen Aufstand an, im Jahre 1876, alle türkischen Feldzüge mitgemacht — am schweren Packsattel unser ganzes Gepäck und den wahrscheinlich nicht leichten Surudje spielend über Stock und Stein trug; nach starken Märschen, zum Theil unter brennender Sonne, war es trotz

seiner Last von 160 Kilogramm noch so frisch wie beim Antritt der Reise. Auch unsere Reitthiere waren von tüchtigem Schlage und wenn der hoch gepolsterte türkische Sattel mit seinen kurzen Bügeln uns etwas ungewohnt vorkam, so half gute Laune und gutes Wetter über solche kleine Leiden bald hinweg. Stundenlang führte uns die Straße demnächst durch einen natürlichen Park. Platanen und Edelkastanien von ungeahnter Größe und dichtester Belaubung beschatteten den Pfad, klare Bäche stürzten von den Hängen des Olymp hernieder und jede Hütte am Wege, jedes Gebüsch am Bache umzog ein reicher Rosenflor. Der Monat Mai stand in vollster Pracht und kein Augenblick verging, ohne daß Nachtigallenschlag uns auf's Neue daran mahnte. Die Straße, oder richtiger der Saumpfad war belebt mit buntem Landvolke, mit langen Kameelfarawanen und mit schwerfälligem büffelbespanntem Fuhrwerk, das Getreide aus dem Inneren zur Küste schleppte. Ungleich dem fanatischen Bewohner der hauptstädtischen Umgebung waren die Landleute freundlich und zuvorkommend gegen uns Franken und da von meinen beiden Reitgefährten der eine des Türkischen ziemlich mächtig war, so hatten wir stets freiwillige Begleiter, deren harmloses Geplauder um so weniger lästig fiel, als von Aufdringlichkeit keine Spur bei ihnen sich zeigte.

Wo der Thalboden sich zu dem niedrigen Foch zu heben begann, welches die fruchtbaren Ebenen von Brussa und von Zenischehr scheidet, lichte sich die Vegetation, Ackerland gewann die Oberhand und nur die Bachläufe blieben noch mit dichtem Buchse bestanden; das Foch selber trug frischen Eichenwald, doch waren höhere Bäume selten. Jenseits des Dorfes Timbos, wo die Hitze des Nachmittags uns zu einer längeren Rast nöthigte, öffnete sich der Blick auf die weite Ebene von Zenischehr. Eine gänzlich neue Landschaft trat uns entgegen: Von blauen Bergketten umsäumt, dehnt sich ein einziges Kornfeld auf vier deutsche Meilen Länge aus. Die Dörfer liegen am Rande der Berge, kein Baum und kein Strauch unterbricht das wogende Meer der Aehren so weit der Blick reicht. Und Weizen und Gerste standen so prächtig wie in den gesegnetsten Strichen der Heimat. Welch ein Schatz liegt hier im Boden und wie viele Millionen wären zu gewinnen, wenn Begebau und geordnete Verwaltung dem Bauer zu Hilfe kämen. Und um Meilen fruchtbaren Landes wäre das gesegnete Thal noch zu vergrößern, wenn die Bergwasser des Olymp, die jetzt sich in einem Schilfsumpf austauen — die Kiepertsche Karte verzeichnet ihn als See — zur Befruchtung des Geländes Verwendung fänden. Stundenlang ritten wir durch Kornfelder, bis die Sonne sich neigte. Die Minarets von Zenischehr waren am Horizonte schon sichtbar, allein wir nahmen die bereitwillig gebotene Gastfreundschaft eines türkischen Bauern in dem kleinen Dorfe Tschardakli an und richteten uns in dem sauberen Stübchen seines geräumigen Hofes wohnlich ein. Mit ungezwungener Höflichkeit wurde uns von Jedermann begegnet; die drei Söhne des Besitzers, stämmige junge Leute, von denen zwei gegen die Russen gekochten hatten, während der jüngste

zum großen Leidwesen der Familie seiner Aushebung entgegensah, standen den ganzen Abend unserer Befehle gewärtig, und die weibliche Bevölkerung, die sich freilich vor unseren Augen nicht zeigen durfte, sorgte für reichliche Nahrung. Gutes Schwarzbrot, Milch und Käse, mit Eiern und je nach der Jahreszeit mit Früchten und Gemüsen als Zuzust, machen das Landvolk hier ebenso kräftig und herb, wie die gleiche Kost im bayrischen Gebirge; die hiesige saure Milch (jaurt) und den Rahmkäse (kaimak) kann ich auch verwöhnteren Gaumen empfehlen. Reis und Hammelfleisch sind Festspeisen für den Bauer, das Fett liefert ihm dazu der zu erstaunlichen Dimensionen anwachsende Fettschwanz der vorderasiatischen Schafrace.

Am folgenden Morgen hatten wir noch zwei Stunden bis zu dem belebten und anscheinend wohlhabenden Landstädtchen Zenischehr zu reiten; war die Gegend auch baumlos, so zeigte sich doch wilder Hohn und unsere Kornblume im Getreide, alte Kirchhöfe waren ganz mit blauer Iris überwachsen, und so sorgte der Frühling reichlich dafür, daß selbst diese Strecke nicht eintönig blieb. Eine Blume, die ich schon in Griechenland gesehen, darf ich hier zu erwähnen nicht vergessen; es ist eine meterhohe Aroidee mit zierlich gesprenkeltem Stamme und Blättern, deren schön violette Blüthe, von der Form der Calla, bis zu Spannenslänge und darüber mißt. Doch wird so leicht Niemand zum zweiten Male versuchen, diese schöne Blume zu brechen; sie verbreitet einen so entsetzlichen Asgeruch, daß nach gemachter Bekanntschaft ein Jeder ihr schon aus dem Wege geht. Im griechischen Volksglauben bringt sie Dem Schlangen in's Haus, welcher sie bricht. Jenseits Zenischehr wird das Thal wieder verlassen, steil windet sich der Saumpfad die Höhen im Norden hinan und auf der Scheide erschließt sich überraschend ein gänzlich neues Bild. Unter uns lag der weite blaue See von Nicäa, von schroffen Felsen umsäumt, an seinem östlichen Ende die gewaltigen, zinnengekrönten Mauern, welche einst die hochberühmte Stadt des Concils umschlossen und in welchen heute unter mächtigen Platanen und Rußbäumen der ärmliche Flecken Isnik sich birgt. Obwohl wir nach Norden schauten, so trug die Natur hier doch ein südlicheres Kleid als in Brussa: am Rande des Sees schimmerte das silbergraue Laub von Olivenhainen und die Bergwand, an welcher wir hinaufstiegen, war mit Lorbeer und Mastig bedeckt. Nicäa selbst schaut innerhalb der trotzigen wohlerhaltenen Umwallung recht trübselig aus; der Flecken von wenig mehr als tausend Einwohnern füllt den kleinsten Theil der alten Stadt aus und nur die stummen Mauern bekunden deren einstige Größe. Eine verfallene Moschee und ein schönes, gewölbtes Grab mit Stalaktiten-Ornamenten erinnern daran, daß auch nach der Eroberung durch die Osmanen die Stadt noch bessere Zeiten gekannt hat.

Uns stand am folgenden Tage ein weiter Marsch bevor, und mit dem ersten Morgengrauen verließen wir Nicäa durch das malerische, zwischen hohen Bäumen versteckte östliche Thor, über dessen Wölbung eine wohlerhaltene griechische Inschrift an vergangene christliche Zeiten erinnert. Ein buschreiches

freundliches Wiejenthal führte uns in langsamer Steigung aufwärts; wir verließen es nach einigen Stunden, um über die niedrige Hügelkette zu unserer Rechten in das Thal des Sakaria, des Sangarius der Alten, hinabzusteigen. Wiederum bot sich auf der Höhe ein überraschender, unerwarteter Anblick. Starrende Felswände in rothen und braunen Tönen umschlossen den Lauf des brausenden Gewässers; uns war, als ob wir aus einem Garten durch Zauberschlag in eine Wüste versetzt seien. Allein der ersten Ueberraschung folgte bald eine zweite; kaum waren wir kurze Stunden am linken Ufer des Flusses zwischen wunderlichen Felsenzacken abwärts geritten, und hatten denselben auf einer ziemlich primitiven Fährre überschritten, so öffnete sich die Landschaft und einem breiten wohl angebauten Thale folgten wir den Rest des Tages bis zu unserem Nachtquartier Geiweh. Dorf reihte sich an Dorf und Kornfeld an Kornfeld; Haine mächtiger Terebinthen, von ferne knorrigen Eichen gleichend, standen vereinzelt im Gefilde, Platanen und Nußbäume beschatteten die Weiler. Wieder schlugen die Nachtigallen in den Gebüsch und die prachtvoll gefiederte in rosa und himmelblau strahlende Mandelträhe belebte das Feld. Jenseits des Flusses, im Westen, erhoben sich höher und höher die Kluppen des Himmelsgebirges (Gökdagh) und in der Ferne schienen dunkle Urwälder die Hänge zu bedecken. So brach unter stets wechselnden Bildern der Abend herein, als wir den belebten Flecken Geiweh erreichten. Auch hier fanden wir ein bunteres Leben als wir erwarten konnten. Am nächsten Tage sollte Jahrmart sein, Buden wurden gezimmert, armenische und griechische Kaufleute, türkische Lastträger, kurbische Hirten drängten sich durcheinander und auf den grünen Wiesen am Eingang des Ortes lagerten zahllose Kameele, die aus dem Innern des Landes Bodenerzeugnisse nach dem nahen Hafen von Ismid trugen. Eine griechische Speisewirthschaft gewährte uns ein besseres Nachtquartier, als wir bis Brussa gefunden hatten und mancher Schweizer Gasthof wird diesen bescheidenen Holzbau um seinen Garten beneiden, dessen vielhundertjährige Eichen eher für den Park eines Königsschlusses geschaffen schienen.

Ohne es zu ahnen, standen wir hier in Geiweh am Rande des Urwaldes, welcher längs des Schwarzen Meeres die Küste Kleasiens umsäumt, um sich fern im Osten an die Urwälder des Kaukasuslandes anzuschließen. Es ist der feuchte Niederschlag vom Meere, welcher die Berge befruchtet; das Innere des Landes, das seiner entbehrt, verfällt dem unerbittlichen Sonnenbrande und bleibt kahl und dürr. Kaum waren wir eine halbe Stunde von Geiweh geritten und hatten den Sangarius abermals überschritten — diesmal indeß auf einer stattlichen Bogenbrücke — so standen wir mitten im Urwald. In langer Schlucht durchbricht der brausende Fluß hier das vorgelagerte Gebirge, um dem Schwarzen Meere zuzuströmen; in jähen Hängen, reich gegliedert durch Thäler und Schluchten, steigen die Berge zur Rechten und zur Linken an. Allein kein Fleck bleibt kahl, Niesen der Baummwelt drängen sich aneinander und jeder derselben sucht seinen

stolzen Nachbarn den Preis der Schönheit abzurufen. Und was uns Deutsche in diesem Walde so anheimelte, war die stete Erinnerung an unsere eigenen Haine. Es wuchs hier kein tropisches Urdickicht, das mit unekannten verworrenen Büchern uns umschlungen hätte; nein, es war unser Wald, wie er die Thäler bei Berchtesgaden schmückt. Den Fluß umsäumten Erlen und mächtige Pappeln, gewaltige Platanen und Rußbäume mit breiter Krone standen auf den schmalen Wiesen längs seines Laufes; Eichen, Edelkastanien, Linden, Ulmen und Weißbuchen bedeckten die Hänge. Erst höher hinauf zeigte sich die Rothbuche und der Ahorn, und nur auf den Kuppen war Nadelholz zu erblicken. Hier und da mahnte ein knorriger wilder Feigenbaum uns daran, daß wir im Süden weilten; auch zogen fortwährend Karawanen an uns vorüber, die zu einer bairischen Gebirgslandschaft wenig passen wollten.

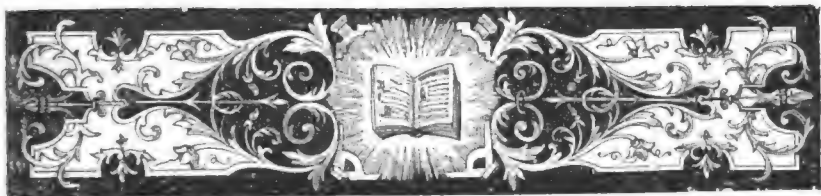
Nach drei Stunden war das Ende der Schlucht erreicht; von einem vorspringenden Hügel mit einer einsamen Cyresse erschloß sich der Blick auf ein endlos scheinendes welliges Meer von Bäumen, durch welches der Sangarius nach Norden zum nahen Meere fließt. Wir indeß verließen hier seinen Lauf, um durch ein reizendes, stilles Seitenthälchen nach Westen zu wandern. Ganze Hänge fanden wir hier mit den mannhohen Stauden der pontischen Alpenrose bedeckt; Blüthe stand an Blüthe und der ganze Berg schimmerte in leuchtendem Violett. Doch ist das Volk der herrlichen Blume nicht gewogen; sie soll den Honig giftig machen, wie bei uns der Aconit. Ein letztes Joch noch war zu übersteigen, und unter uns lag als letzte und als schönste Ueberraschung der malerische See von Sabrandja. Wir erblickten ihn in der gleichen Weise wie zwei Tage zuvor den See von Nicäa, und doch war der Unterschied beider Landschaften ein so großer, als ob Hunderte von Meilen zwischen ihnen lägen. Dort bei Nicäa eine südliche Natur, mit ihren Oelbäumen an Griechenland erinnernd, hier ein getreues Ebenbild von Tegernsee im bairischen Gebirge, die blaue Wasserschale von saftigen grünen Matten umkränzt, mit Rußbäumen, Linden und Ulmen.

Von Sabrandja zieht die Straße sich schnurgerade nach Ismid, dem alten Nikomedien; der Boden wird erst sandig, später sumpfig und der Hochwald wird bald zum Erlenbruch, weiterhin zu einem niederen Eichengebüsch, durch stachelige Ranken undurchbringlich. In dieser undankbaren Gegend hat die türkische Regierung tausende von ausgewiesenen Tscherkessen angesiedelt, welche nothgedrungen sich von Viehzucht ernähren müssen, da an Landbau auf solchem Boden nicht zu denken ist. Langgestreckt ziehen ihre Dörfer sich an der Straße hin; die Lehmhütten mit spitzem Strohdach unterscheiden sich von den Türkendörfern mit ihren hölzernen Gehöften. Auch hier wurden wir vom Glücke begünstigt; die Tscherkessen feierten gerade ein Volksfest, dessen nähere Bedeutung wir indessen nicht in Erfahrung zu bringen vermochten, und auf der Straße begegneten uns viele hunderte in ihren besten Trachten. Manche trugen noch

die kaukasische Kleidung, den langen Rock mit Patronenhaltern auf der Brust, den silberbeschlagenen Dolch im Gürtel, andere waren zur türkischen Mode übergegangen. Dazwischen zeigten sich Laven aus der Gegend von Batum, welche seit der Abtretung ihres Gebietes an Rußland gleichfalls zu tausenden auswanderten; ihre Tracht, gleich derjenigen der Gurier im Kaukasuslande erinnert an die italienische Tracht des frühen Mittelalters und soll in der That aus den Zeiten der genuesischen Herrschaft stammen. Büffelbespannte, lange niedrige Wagen, in grellen Farben bemalt und durch ein Sonnendach von buntem Zeug geschützt, führten Frauen und Kinder vom Festplatz nach Hause; die Frauen waren sämmtlich unver Schleiert, doch war von einer Schönheit unter den vielen jungen Mädchen auch nicht die geringste Spur zu entdecken, ich sah nur grobe ausdruckslose Gesichter und ihre Tracht war bunt, ohne malerisch zu sein.

So wogte eine bunte Fülle von Bildern bis zum letzten Augenblick an uns vorüber, und wir meinten, der Ritt von Brussa her habe nicht vier Tage, sondern eben so viele Wochen gedauert und Hunderte von Meilen schieden uns von dem Ausgangspunkte. Die Parklandschaft von Brussa, das Kornfeld von Zenischehr, Nicäa mit seinen Ruinen, die Felswildniß, das reiche Gelände und schließlich der Urwald am Sangarius, sie schienen alle verschiedenen Welten anzugehören, und doch drängen sie sich auf kurzer Strecke zusammen. Als am letzten Tage die Sonne zur Mitternacht ging, kaum eine Stunde nachdem der letzte Tscherkesse an uns vorbeigeritten war, erschien wieder ein neues, und diesmal das letzte Bild: ein Eisenbahndamm, knapp fertig gebaut und schon halb verfallen. Er sollte die von Konstantinopel bis Ismid im Betriebe befindliche Bahn in das Herz von Kleinasien weiterführen; allein das Geld ging aus und der Rest ist Schweigen.





Karl Anton Fürst von Hohenzollern-Sigmaringen.

Zum 21. October 1884.

Don

* *
* *

In unserer Zeit ist es zwei fürstlichen Familien, dem sächsischen Königs- und dem deutschen Kaiserhause, vergönnt gewesen, die seltene Feier der goldenen Hochzeit festlich zu begehen. Diesen wird sich nun am 21. October d. J. die Hohenzollern'sche Fürstenfamilie zugesellen. Am 21. October 1834 hat die Vermählung des Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen, geboren 17. September 1811, mit der Fürstin Josephine, Prinzessin von Baden, geboren am 21. October 1813, stattgefunden; und die fünfzigste Wiederkehr dieses festlichen Tages wird auf dem herrlichen Schlosse von Sigmaringen von den fürstlichen Anverwandten und Freunden mit dem deutschen Kaiser an der Spitze, würdig gefeiert werden.

Das Herannahen dieses Festtages legt es nahe, dem Leben und Wirken eines Mannes nachzugehen, der, wenn er auch in den letzten Jahren von der Höhe seines donaubespülten Stammschlosses der Entwicklung unsrer politischen, wirtschaftlichen und socialen Verhältnisse nur noch mit wachen Augen, aber ohne selbstthätige Mitbetheilung gefolgt ist, darum doch nicht minder an der gegenwärtigen Geschichte unseres Vaterlandes unmittelbar und mittelbar einen hervorragenden, bisweilen entscheidenden Antheil gehabt hat.

Unter den selbständigen Fürsten der deutschen Lande war Karl Anton von Hohenzollern der erste, der aus seiner Kenntniß der weltgeschichtlichen Entwicklung, aus seiner richtigen Beurtheilung der wirklichen Machtverhältnisse und aus seiner deutschen Gesinnung die tiefe Ueberzeugung vom

„deutschen Verufe Preußens“ gewonnen hat. Und das zu einer Zeit, da dieser Veruf im Auslande wie in dem nichtpreussischen Deutschland nur mit bitterem Hohne belächelt wurde. Ein süddeutscher Fürst sollte, allen Andern voran, dieser Ueberzeugung den thatsächlich beredtesten Ausdruck geben, indem er ihr seine fürstliche Selbstständigkeit zum Opfer brachte.

In Folge der Wirren des „tollen Jahres“, die alle deutschen Lande in ungewohnte Bewegung versetzt hatten, hatte Fürst Karl von Hohenzollern am 27. August 1848 die Regierung des Fürstenthums Sigmaringen an seinen Sohn Karl Anton abgetreten. Der damals in vollster Mannesblüthe stehende junge Fürst erkannte sogleich mit klarem Blick — lange Jahre sollten vergehen, und Ereignisse ernstester Art mußten sich vollziehen, bis diese Erkenntniß mit Blut und Eisen auch Andern aufgenöthigt wurde — daß nur im engsten Anschlusse an ein großes, starkes, zu Schutz und Trutz befähigtes Staatswesen das Heil des kleinen Einzelstaates wie auch das Heil des großen Ganzen zu finden sei, und daß

„Raub begeht am allgemeinen Gut,
Wer selbst sich hilft in seiner eignen Sache.“

Daß dieser Anschluß aber nur an Preußen möglich war, dafür bürgte schon der Name des Fürsten: der Name Hohenzollern. Nachdem mit dem regierungsmüden Fürsten Friedrich Wilhelm Constantin von Hohenzollern-Hechingen eine Einigung erzielt war, wurde am 7. December 1849 der Staatsvertrag mit Preußen abgeschlossen, durch welchen die beiden Fürstenthümer Hohenzollern-Sigmaringen und Hohenzollern-Hechingen dauernd mit der Krone Preußens verbunden wurden. Zwar war die überlange Liste der regierenden deutschen Fürsten dadurch nur um zwei Namen gekürzt, und das von der Natur reich gesegnete, nunmehr mit dem Königreich Preußen vereinigte Stück deutschen Landes war seinem Flächeninhalte nach nur ein mäßiges; aber immerhin hatte die Thatsache ihre tiefere Bedeutung: denn es war die erste unblutige Annexion Preußens in unserer Zeit, bewerkstelligt durch das weise Verständniß für die wahren Bedürfnisse des kleinen Staates und die patriotische Einsicht seines Fürsten. Karl Anton von Hohenzollern erhielt am 20. März 1850 das Prädikat „Hoheit“ mit den Prärogativen eines nachgeborenen Prinzen des Preussischen Königshauses und später, gelegentlich der Krönung, das Prädikat „Königliche Hoheit“.

Fast ein Jahrzehnt lebte der Fürst, der damals den Rang eines preussischen Divisionsgenerals inne hatte, seinem militärischen Verufe und trat weniger in den politischen Vordergrund, seine freie Zeit der Wissenschaft, vor Allem dem Studium der Geschichte, und der Förderung der Künste widmend. Sein reger Sinn für das Schöne bestimmte seinen Umgang, den er mit Vorliebe aus den Kreisen der Gelehrten und Künstler wählte, und bekundete sich auch in der Begründung jener Sammlung von Kunstschätzen aus der Vergangenheit, die, nunmehr im Stammschlosse Sigmaringen vereinigt, mit der Zeit eine der kostbarsten, aus-

erlesensten und bedeutendsten unseres Vaterlandes geworden ist. Die Sammlungen umfassen alle Theile der Kunst und des Kunstgewerbes: hervorragende Gemälde alter Meister, kostbares Schnitzwerk, Thon-, Metall- und Textilarbeiten, Kleinodien, Emailwerke, Gläser 2c. Von besonderer Schönheit und Reichhaltigkeit ist die berühmte Waffensammlung, die 2500 Nummern zählt. Alle diese kostbaren Werke sind, soweit sie nicht zum Schmuck der Gemächer im Schlosse zur Verwendung gekommen sind, seit 1867 in einem eigenen, von Künstlerhand reich und geschmackvoll geschmückten Gebäude geborgen und unter Berücksichtigung der ästhetischen Wirkung wissenschaftlich systematisch geordnet. Auch die Pflege der Bibliothek hat sich der Fürst besonders angelegen sein lassen.

Zu jener Zeit, da der Fürst vom Schauplatz zurücktrat, und in den Jahren, die nun folgten, bot in der That das öffentliche Leben in Deutschland wenig Erquickliches und Verlockendes. Ueber dem Manteuffel'schen Preußen lag ein verdröblicher Himmel. Der König war leidend, das Ministerium unbeliebt; die Verhältnisse im Innern, die Stellung Preußens zu den übrigen deutschen Staaten und zu Oesterreich, die Stellung zum Auslande, alles war gleichermaßen unerfreulich. Eine kleinliche Reaction verbitterte die Stimmung im Lande. Am Bundestage war Preußen trotz seiner großartigen Vertretung durch den in seiner Bedeutung noch nicht erkannten Herrn von Bismarck beständigen widerwärtigen Reibereien ausgesetzt und hatte kaum eine andere Aufgabe zu lösen, als die: sich unaufhörlich gegen demüthigende Zumuthungen zur Wehr zu setzen. Erst die neuerdings erfolgte amtliche Veröffentlichung der Urkunden „Preußen im Bundestag“ hat die Erbärmlichkeit jener Epoche deutscher Zerkahrenheit in helles Licht gerückt. Preußen, das sich im übrigen Deutschland keine Sympathien zu erwerben vermocht hatte, wurde auch vom Auslande kaum beachtet und war, wie der Pariser Congreß 1856 zeigte, ohne Sitz und Stimme im europäischen Rathe.

Neues Leben schien zu erwachen, als der Prinz von Preußen für seinen erkrankten königlichen Bruder als Prinzregent die Zügel der Regierung ergriff, 7. October 1858. Ein erfrischender Hauch ging durch das ganze Land, das nun wie entlastet aufatmete. An die Entlassung des alten Ministeriums wurden die verwegensten Hoffnungen geknüpft. Das ungeduldige Volk redete sich ein, daß im Handumdrehen die Fehler der letzten zehn Jahre wieder gutgemacht, die Veräumnisse wieder eingeholt werden würden. So waren die Bedingungen, unter denen das neue Ministerium an's Ruder gelangte, gleichermaßen ungewöhnlich günstige und ungewöhnlich ungünstige. Das Volk war geneigt, den Nachfolgern des Manteuffel'schen Regiments von vornherein das vollste Vertrauen entgegenzubringen; die Anforderungen aber, die es in der Unterschätzung der vorhandenen Schwierigkeiten an deren Leistungsfähigkeit stellte, überstiegen bei weitem das Maß des Berechtigten.

Fürst Karl Anton von Hohenzollern war es, an den sich der Prinzregent zuerst mit der Bitte wandte, an die Spitze der neuen Regierung zu treten, und dieser sympathische Name sagte in der That einem jeden Kundigen, daß nun ein neuer freierer Geist einziehen werde. Diese erfreuliche Auffassung wurde denn auch voll und ganz bestätigt durch die Wahl der Männer, die sich der Fürst von Hohenzollern zur Leitung der Staatsgeschäfte zugesellte. Es waren die Auerwald, Schwerin, Patow, Bethmann-Hollweg, durchaus ehrenhafte, befähigte und tüchtige Männer, die sich schon bei den ersten Anfängen des preussischen Constitutionalismus durch ihren besonnenen Freisinn rühmlich hervorgethan hatten. Das Portefeuille des Auswärtigen wurde Herrn von Schleinig anvertraut.

Den zu hochgeschraubten Erwartungen mußte die unausbleibliche Enttäuschung folgen. Es braucht kaum daran erinnert zu werden, wie sich allmählich starke Meinungsverschiedenheiten zwischen der Regierung und der Landesvertretung, die zur Unterstützung dieser liberalen Regierung gewählt worden war, bildeten, wie diese Meinungsverschiedenheiten im Innern, namentlich wegen der Frage der Armeeorganisation, deren Wichtigkeit und Nothwendigkeit von der Landesvertretung nicht erkannt wurde, zu Zermüthnissen führten, die schließlich den bekannten „Verfassungs-Conflict“ gebaren und die Neue Aera begruben.

Die Volksvertreter vergewaltigten sich mit einer gewissen Bitterkeit die Leistungen des preussischen Heeres während der letzten fünfundvierzig Jahre und waren damals der Ansicht, daß für dieses Heer die Opfer, welche die Steuerzahler zu bringen hatten, als mehr denn genügende anzusehen seien.

Als herber Spott preussischer Waffenthat wurde beständig der unglückliche „Schimmel von Bronzell“ vorgeritten, gerade wie als bezeichnende Kraftäußerung neupreussischer Staatskunst das unselige Wort: „Umüß“ zu gelten hatte.

So hatte die neue Regierung unter den bösen Nachwirkungen der Manteuffel'schen Periode noch immer schwer zu leiden. Auf der einen Seite erwartete man Wunderdinge von ihr, auf der andern aber wurde das durch die Unfähigkeit der Vorgänger hervorgerufene Mißtrauen auch auf sie übertragen. Man verlangte von ihr, daß sie sich bewähren solle, und kargte mit den Mitteln, deren sie bedurft hätte, um sich bewähren zu können. Ueber die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten herrschte allerdings auch unter der neuen Regierung bedauerliche Unklarheit, die um so beklagenswerther war, als die entscheidenden Ereignisse, namentlich in Italien, eine große Festigkeit und Bestimmtheit in der Haltung unseres Ministeriums des Auswärtigen dringend forderten. Es schien aber die Erkenntniß eines richtigen Ausgangspunktes, eines klar in's Auge gefaßten Ziels und der energische Wille, auf dem deutlich vorgezeichneten Wege diesem Ziele zuzu-

streben, zu fehlen. Der Ministerpräsident selbst, Fürst von Hohenzollern, wünschte eine straffere und bedeutendere Leitung der auswärtigen Politik, und für die Besetzung des auswärtigen Portefeuilles faßte nun der Fürst einen Mann in's Auge, an den zu jener Zeit Niemand für diese wichtigste leitende Stellung dachte, zu denken wagte.

Wer war dieser Mann?

Es war der wegen seines allzu offenkundigen Widerstandes gegen Oesterreich und wegen seiner während des deutsch-italienischen Krieges zu unverhohlenen bekundeten Sympathie für Italien aus Frankfurt abberufene Bundestagsgesandte und nach Petersburg versetzte Herr von Bismarck. An der Nerva hatte man diesen bedenklichen, unruhigen und unbequemen Mann, um seinen eigenen Ausdruck einem seiner Privatbriefe zu entlehnen, „kalt gestellt“. — Bei der Warschauer Fürsten-Zusammenkunft im October 1860 hatten sich die drei Monarchen, die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der preussische Prinzregent, von ihren ersten Räthen, dem Fürsten Gortschakoff, dem Grafen Rechberg und dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern begleiten lassen. Auch der damalige Petersburger Gesandte, Herr von Bismarck, hatte sich eingefunden. Bei diesem Anlaß traten sich die Beiden, der Fürst von Hohenzollern und Herr von Bismarck, einander näher. Sie hatten lange vertraute politische Gespräche, die sich oft bis tief in die Nacht hinein, ja bis zum Morgengrauen verlängerten. Sie vertieften sich in Erörterungen aller Fragen, welche Europa bewegten, und auf den fürstlichen Ministerpräsidenten machte der geniale Staatsmann, dessen Kopf von gewaltigen Ideen durchstürmt war, der seine kühnen weitstichtigen Pläne vor dem erstaunten Fürsten mit erschrecklicher Offenheit und sprühendem Geiste, mit vollem Verständniß der thatsächlichen Verhältnisse und ernster Besonnenheit in der Erwägung aller begünstigenden und erschwerenden Umstände vortrug, einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck. Diesen Mann getraute sich Fürst Hohenzollern zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten des preussischen Staates zum Vorschlag zu bringen. Wenn der Fürst von Hohenzollern mit seinem Vorschlage auch nicht durchdrang, so bleibt es eine Thatsache, daß er der erste preussische Minister war, der die Größe Bismarcks erkannte und der den Muth besaß, diese gewaltige Kraft, deren elementares Wirken von den Einen verhöhnt, von den Andern gefürchtet, von Allen unterschätzt wurde, für die Geschicke unseres Staates dienstbar zu machen. Und diese wenig oder gar nicht bekannte Thatsache dürfte schon genügen, um zu zeigen, einen wie klaren Blick der Fürst besaß, und wie weitgreifende Pläne er an der Spitze der Regierung in's Auge gefaßt hatte.

Die Geschichte der Neuen Aera ist noch nicht geschrieben worden; sie wird ihren Geschichtsschreiber finden: die knappe Zeit des Wiedererwachens aus bleiernem Schläfe und des ersten freien Aufstehens, aber auch die Zeit der übertriebenen Hoffnungen und der unausbleiblichen Enttäuschungen; und

sie wird dathun, mit welcher patriotischen Hingabe der oberste Leiter des Ministeriums gerungen hat, wie ihm da, wo er auf kräftigen Beistand hoffte, die Unterstützung versagt, und wo er Gehorsam zu fordern hatte, Widerstand entgegengestellt wurde; und wie er endlich, des unfruchtbaren Habers müde von der Ueberzeugung durchdrungen, daß er dem Wohle seines Landes nicht so dienen könne, wie er ihm dienen wollte, sich genöthigt sah, den König Wilhelm um seine Entlassung zu bitten, September 1861. An seiner Statt übernahm zunächst Auerzwalb das Präsidium des Ministeriums. Die Frage der Heeresorganisation verschärfte die Gegensätze immer mehr; am 18. März 1862 schieden die liberalen Minister Auerzwalb, Patow, Schwerin u., und nach den Uebergangsministerien von der Heydt und Hohenlohe-Ingelfingen ergriff nun Herr von Bismarck das Ruder.

Der Fürst von Hohenzollern hatte sich nun wieder gänzlich nach dem freundlichen Düsseldorf, wo er in dem anmuthig gelegenen Schlosse Jägerhof seine Residenz genommen hatte, zurückgezogen und widmete sich mit erneuter Frische in der heitern Künstlerstadt der Pflege der Kunst. Erwähnt sei noch, daß der Fürst, Anfang des Jahres 1863, zum Militärgouverneur von Rheinland und Westphalen ernannt wurde.

Der Aufenthalt des Fürsten von Hohenzollern und der Seinigen, des „Hofes“, wie man am Rheine schlechtweg sagte, übte auf die Düsseldorfer Künstlerchaft einen erfrischenden und belebenden Einfluß. Die leutjelige süddeutsche Art, die Ungezwungenheit im geselligen Verkehr erwarben ihm die wärmsten Sympathien der Künstler, die ihn nie anders nannten als „unser Fürst“; der gastliche Jägerhof war allen bedeutenden Künstlern geöffnet die Achenbachs, Camphausen, Bantier u. waren die regelmäßigen, gern-gesehenen, dankbaren Gäste. Jungen Talenten that der Fürst viel Gutes. Alle die lustigen und glänzenden Künstlerfeste des Malkastens, dessen höchster Ehrengast der Fürst war, erhielten durch die persönliche Theiligung der Hohenzollern'schen Familie erhöhten Glanz. Die warmen Sympathien der Künstler für den Fürsten fanden einen schönen festlichen Ausdruck in der herrlichen Feier, welche die Düsseldorfer Maler zur festlichen Einholung der ältesten Tochter Stephanie, die König Dom Pedro von Portugal heimführte, veranstaltet hatte. Es war eines der schönsten Feste, die die Rheinlande, welche sich wie keine andere Provinz Preußens gerade auf glänzende, eigenthümliche und geschmackvolle öffentliche Schauspiele verstehen, jemals gesehen haben.

Das Gemälde, welches diese Einholung darstellt, hängt jetzt auf dem Schlosse von Sigmaringen. Ein tragisches Bild, über das der geniale Max Heß dahingestorben ist, und das den feistlichsten Tag in dem sonnigen, leider nur kurzen Dasein einer zu früh Abgerufenen darstellt: die bildschöne Königin wurde durch den grausamen Tod in ihrem zweiundzwanzigsten

Lebensjahre der Liebe der Jhrigen entrißen, der Verehrung Aller, die die liebenswürdige junge Fürstin gekannt haben.

Noch ein anderes Kind wurde dem fürstlichen Elternpaare in der Vollblüthe des Lebens geraubt: Prinz Anton von Hohenzollern starb den Heldentod für's Vaterland. Auf dem Schlachtfelde von Königgrätz erhielt er einen tödtlichen Schuß und verschied in Königinhof in den Armen seiner Mutter, welche die Beschwerden der Reise und die Entbehrungen des Aufenthaltes in dem eroberten Lande nicht scheuend, an das Schmerzenslager des heißgeliebten Sohnes gerast war. Der 5. August 1866 setzte dem Wirken dieses tapferen und klugen Soldaten, der zu den größten Hoffnungen berechtigte, im fünfundzwanzigsten Lebensjahre ein vorzeitiges Ziel.

Die anderen Kinder aus der Ehe des Fürsten Karl Anton mit der Fürstin Josephine, der Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der Stephanie de Beauharnais, erfreuen sich der vollsten Lebenskraft; und ihr Schicksal zeigt, daß ihr fürstlicher Vater, auch nachdem er vom öffentlichen Schauplatze der politischen Thätigkeit freiwillig zurückgetreten war, an einigen der wichtigsten Fragen, welche unsere Zeit bewegt haben, nach wie vor thätigen Antheil zu nehmen berufen gewesen ist, ja sogar an den allerwichtigsten: am deutsch-französischen Kriege und an der orientalischen Frage.

Das durch den Tod gelöste Band, welches die fürstlichen Hohenzollern mit einer der Herrscherfamilien auf der Pyrenäenhalbinsel umschlungen hatte, sollte außs Neue wieder geknüpft werden: im September des Jahres 1861 vermählte sich der Erbprinz Leopold, geboren am 22. September 1835, mit der Infantin Antonia, Schwester des regierenden Königs von Portugal. Die Sympathien der Hohenzollern auf der iberischen Halbinsel fanden aber den weitesthallenden Ausdruck, als Spanien in den unruhigen Tagen der Jahre 1869 und 1870 zur monarchischen Ordnung zurückkehren wollte. Schon in der ersten Hälfte des Jahres 1869 waren von Madrid aus dem Düsselborfer Hofe im Geheimen Anerbietungen wegen Uebertragung der spanischen Königswürde an einen Hohenzollern'schen Fürstensohn gemacht worden. Fürst Karl Anton hatte aber damals nicht genügendes Vertrauen zu den dortigen Umständen; er glaubte, Bürgschaften fordern zu müssen; und da diese nicht gewährt werden konnten, lehnte er es ab, seinen Sohn den Unberechenbarkeiten und Abenteuerlichkeiten der ihm zugebachten spanischen Würde auszusetzen. Die Verhältnisse waren andere geworden, als abermals, diesmal durch General Prim, das Anerbieten der spanischen Krone für den Erbprinzen Leopold an den Fürsten herantrat. Und nun erklärte sich Erbprinz Leopold unter Zustimmung seines fürstlichen Vaters, Ende Juni 1870, zur Annahme der Candidatur bereit, und am 2. Juli beschloß der Ministerrath zu Madrid einstimmig, den Hohenzollernprinzen als König von Spanien den Cortes vorzuschlagen.

Man weiß, welchen Sturm diese Candidatur in Paris heraufbeschwor. Die Gleichnamigkeit des spanischen Throncandidaten und der preussischen Königsfamilie, sowie die Stammesverwandtschaft der fürstlichen und der königlichen Hohenzollern, richtete bei der völligen Unkenntniß der deutschen Verhältnisse und Persönlichkeiten in Frankreich eine maßlose Verwirrung der Köpfe an. Dort galt es als ausgemacht, daß ein „preussischer Prinz“ zum Könige von Spanien berufen werden solle; und das erklärte Frankreich niemals dulden zu wollen. Mit sprachlosem Erstaunen sahen wir plötzlich jenseits des Rheines das drohende Ungewitter aufziehen, das sich furchtbar entladen sollte, — heraufbeschworen vom Uebermuth, von der Thorheit, von der Ueberhebung. Ein Krieg, der die schmerzlichsten Opfer fordern mußte, und dessen Ende unabsehbar war. Und dieser blutige Krieg sollte entbrennen wegen der Candidatur des Erbprinzen Leopold, die, so wenig verlockend, von diesem nur mit Widerstreben angenommen worden war, die eine sichere harte schwere Arbeit in Aussicht stellte und voraussichtlich mit bitterem Andank lohnte, bei deren Annahme endlich kein anderer ehrgeiziger Gedanke mitgewirkt hatte als der: dem Gebote der Mannespflicht zu gehorchen, sich um das Allgemeinwohl nützlich machen zu können . . . Und um dieser dornenvollen Candidatur willen sollte zwischen den beiden mächtigen Nachbarstaaten ein Krieg entbrennen? Die schwere Verantwortung vor seinem Gewissen und vor der Geschichte mochte und durfte Fürst Karl Anton nicht auf sich nehmen. Und diese Erwägung war es, die ihn dazu bestimmte, die Bewerbung des Erbprinzen um den spanischen Königsthron am 12. Juli 1870 feierlich zurückzuziehen, „um nicht eine untergeordnete Familienfrage zu einem Kriegsvorwande heranreifen zu lassen“.

Einen Augenblick schien es, als ob dieser entscheidende Schritt in der That der Kriegsfurie Halt gebieten würde. Er rief allgemeines Erstaunen hervor, — sagen wir es frei heraus: nicht durchweg freudiger Art; ja eine gewisse Bestürzung. Denn inzwischen hatte sich das Maß der Erbitterung gegen Frankreich auch in Deutschland bis zum Ueberlaufen gefüllt, und das instinctive Gefühl, daß es zu einer Abrechnung kommen müsse, hatte sich der Menge bemächtigt. Man glaubte auch, daß nun die rechte Stunde gekommen sei; denn jetzt war das alleinige Unrecht auf Seiten Frankreichs, und da eine schließliche Auseinandersetzung unaussbleiblich erschien, so war die allgemeine Stimmung dafür, lieber jetzt gleich loszuschlagen, als den unvermeidlich erscheinenden Krieg auf unbestimmte Zeit zu vertagen. Man bedauerte es beinahe, daß Fürst Hohenzollern Frankreich den einzigen jämmerlichen Vorwand entzogen hatte; denn Niemand konnte daran zweifeln, daß Frankreich nun genöthigt sei, nachdem es prahlerisch den rasselnden Säbel halb gezückt, ihn wieder wüthend in die Scheide zurückzustoßen.

Aber es sollte anders kommen. Ein Vorwand zum Kriege war freilich

nicht mehr da; nun, so führte Frankreich eben den Krieg ohne Vorwand. Die Geschichte hat diese Thatsache verzeichnet; und daß der deutsch-französische Krieg den späteren Geschlechtern sich darstellt als ein menschenlicher, durch nichts berechtigter Ueberfall Frankreichs, ohne irgendwelche mildernde Umstände, daß die erzwungene Abwehr Deutschlands in ihrer ungetrübten sittlichen Reinheit erscheint, das ist vor allem der maßvollen, gewissenhaften Haltung des Hohenzollernfürsten in dem kritischen Augenblicke der Entscheidung zuzuschreiben.

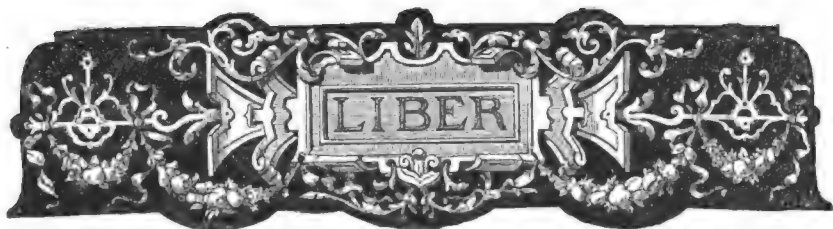
Der zweite Sohn des Fürsten, Karl, geboren 20. April 1839, wurde an seinem siebenundzwanzigsten Geburtstage 1867 zum Fürsten von Rumänien gewählt. Unter den denkbar schwierigsten Verhältnissen zog der Fürst in's Donauland, in dem vollen Bewußtsein, daß er dort zunächst mehr eine Cultur- als eine politische Aufgabe zu lösen habe. Seine Regierung hat sich gekennzeichnet als eine Epoche des Aufschwungs nach allen Richtungen. Er hat den Staat, soweit es eines Menschen Kraft gegeben ist, dem gewissenlosen Spiele ehrgeiziger Politiker zu entziehen gewußt und das von Parteilungen durchwühlte Land so gefestigt, daß die monarchische Ordnung, der man ursprünglich kaum die Frist eines Jahres gönnen mochte, in nunmehr achtzehn Jahren ihre Stetigkeit und Dauer erprobt hat. Sie hat sich zum festen Königthum herausgebildet, 26. März 1881, und die Großmächte haben, im Vertrauen auf die gesunde Weiterentwicklung der staatlichen Verhältnisse, das Königreich Rumänien anzuerkennen sich beeilt. Welche hervorragenden Verdienste sich König Karl um die Wehrkraft seines Landes erworben, hat der türkisch-russische Krieg gelehrt, in dem der staatskluge Fürst in einer höchst bedenklichen Lage sogleich das Richtige traf: er stieß mit seinem Heere zu den Russen und führte es trotz der russischen Eifersucht, die den tapfern Rumänen die blutigen Lorbeeren mißgönnte, zu glänzenden Thaten, die die ruhmreichste Seite der neurumänischen Geschichte füllen. Seit dem 15. November 1869 ist König Karl mit Elisabeth, Prinzessin zu Wied vermählt, einer reich begabten, feinfühligten Dichterin, die als „Carmen Sylva“ die eigenartigen Klänge von den Carpathen ihres Königreichs in das Land ihrer Geburt in tief empfundenen wohlklingenden Versen hinüberträgt.

Der jüngste Sohn des Fürsten, Prinz Friedrich, geboren 25. Juni 1843, am 21. Juni 1879 mit Prinzessin Luise von Thurn und Taxis vermählt, ist augenblicklich mit der Führung der dritten Cavalleriebrigade beauftragt. Die jüngste Tochter, Marie, geboren am 17. November 1845, ist die Gemahlin des belgischen Prinzen Philipp Grafen von Flandern.

Das sind die Kinder, die am 21. October dem fürstlichen Elternpaare: der feinfühligsten, durch wahre Herzengüter ausgezeichneten und im Stillen die Werke der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit übenden Frau Fürstin Josephine und dem Fürsten Karl Anton ihre Glückwünsche darbringen werden. Der Fürst hat sich für seine dreiund-

siebzig Jahre eine erstaunliche Frische, Empfänglichkeit und Heiterkeit des Geistes bewahrt. Von seinen stillen Schlössern Krauchenwies und Weinburg, von seinem herrlich gelegenen und mit den wundervollsten Schätzen der Kunst ganz gefüllten Stammsitze Sigmaringen, der freundlich und gebieterisch zugleich auf die lachende Niederung der Donau herabblickt, folgt Fürst Karl Anton mit regem Eifer, mit der lebendigen Theilnahme eines hochgebildeten, mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten vertrauten, echt deutschgefinnten Mannes den Ereignissen unserer bewegten Zeit. Er tauscht seine Gedanken mündlich mit der einsichtsvollen Umgebung, die er sich geschaffen hat, und mit den Freunden und Verehrern, die seine herzliche Gastfreundschaft genießen; er unterhält einen regen, inhaltlich bedeutjamen Briefwechsel mit einer großen Anzahl bedeutender Männer, arbeitet unermüdlich vom frühen Morgen bis zum späten Abend, fördert Kunst und Wissenschaft und freut sich des Schönen. Er lebt mit einem Worte ein ernstes, volles und nützlichcs Leben.





Illustrirte Bibliographie.

Zur Geschichte des Hauses Hohenzollern.

Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit. Von Max Hermann Gärtner. Mit vielen Originalzeichnungen von H. Lüders, A. Reinheimer u. A., sowie Nachbildungen gleichzeitiger Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte. Leipzig, Greßner und Schramm.

Zollernfrauen. Charakterbilder aus der Sage und der Geschichte des preussischen Herrscherhauses. Zusammengestellt von Joh. Schrammen. Mit vielen Illustrationen. Wolfenbüttel, Julius Zwißler.

Die hervorragende Bedeutung, welche das Haus Hohenzollern durch die letzten weltgeschichtlichen Ereignisse gewonnen hat, lassen auch die minutiöseste Darstellung seiner Geschichte als berechtigt erscheinen. In den meisten Fällen soll dieselbe ja auch noch dazu dienen, den patriotischen Sinn zu heben und durch das Beispiel hervorragender Männer aus der Jahrhunderte alten Familie versittlichend einzuwirken. Von diesem Gesichtspunkt aus werden wir auch die beiden vorliegenden Werke zu betrachten haben. Beide lassen eine historische Darstellung im großen Stile vermessen; beide sind nichts als Compilationen — sie wollen ja auch nichts Anderes sein — und wollen wir ihnen Gerechtigkeit widerfahren lassen, so müssen wir sagen, sie sind gut compilirt. Gärtners umfangreichere Arbeit bedürfte allerdings noch der Feile in stilistischer Hinsicht.

„Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit“ wird eröffnet durch eine Erzählung der schwierigen Lage Preußens zur Zeit der napoleonischen Herrschaft und der daraus folgenden, bitteren Leiden des Königshauses, besonders der edlen Königin Luise. Wer die Einwirkungen der Kindheit eines späterhin zur Bedeutung gelangten Mannes klarlegen will, wird mit Recht der Darstellung des Vaterhauses und der näheren Umgebung einen breiten Raum einräumen müssen, und das wird um so nothwendiger, je größer die Bedeutung der einwirkenden Umgebung ist. Königin Luise aber und ihr Gemahl Friedrich Wilhelm III. haben beide durch ihre persönlichen Vorzüge ihren Kindern ein treffliches Beispiel gegeben und viele Eigenschaften, die wir an dem nunmehr zum Kaiser erhobenen Manne schätzen, lassen sich leicht als die Frucht des elter-

lichen Vorbildes erkennen. So war der König beispielsweise von außergewöhnlicher Sparsamkeit. Gärtners Werk erzählt eine Menge Anekdoten, welche das bezeugen, unter anderen auch folgende: Der Hofrath Ternite, welcher königlicher Galerie-Inspector in Potsdam war, sollte den König malen. Er griff bereits nach dem Pinsel, als er bemerkte, daß der König in einem alten, abgetragenen Rock, der ihm nicht mehr paßte, in sein Atelier gekommen war, weshalb er einen Diener herbeirief und ihm befahl, dem König eine neue und besser passende Uniform zu holen. Der König hielt den Diener zurück. „Ich weiß nicht, Ternite, was Sie wollen,“ sagte er, „was haben Sie an dem Rock zu tadeln? Ist noch sehr gut und mir besonders lieb! Mein guter, alter, treuer, seliger Heinrich hat ihn mir besorgt. In Ehren halten! Nach einigen



Das Kronprinzliche Palais im Jahre 1806. Nach einem alten Kupferstiche.
Aus „Gärtner: Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit“. Leipzig. Greßner u. Schramm.

Jahren will ich Ihnen diesen Rock zum Andenken schenken. Wo denken Sie hin, mit mir steht es anders, als mit andern Menschen. Wenn Sie sich einen neuen Rock machen lassen, so können Sie das thun und brauchen, sobald Sie das Geld dazu haben, weiter Keinen zu fragen. Aber wenn ich die Groschen nicht spare, so haben ja meine Unterthanen keine Thaler.“ Andererseits wiederum legte sich die königliche Familie in Wohlthätigkeiten keine Schranken auf. Die Königin machte dabei häufig Ausgaben, welche die gerade nicht zu reichlichen Geldmittel, über die sie verfügte, oft erschöpften. Der Geheime Kämmerer Wolter, aus dessen Händen sie vierteljährlich die aus der Schatulle des Königs ihr zu zahlende Summe empfing, sollte nun einmal helfen: die Königin verlangte von ihm einen Vorschuß auf die nächste Quartalsrate. Wolter war aber Bureaukrat durch und durch, peinlich gewissenhaft in den ihm anvertrauten Geldgeschäften, dabei eines jener Originale, an denen die Zeit Friedrich

Wilhelms III. so reich war. „Bei mir,“ gab er ihr zur Antwort, „muß Alles jeden Monat seine Wichtigkeit haben, und bei Vorlegung meiner Rechnungen darf ich in der Ausgabe keine Vorschüsse notiren. Des Königs Majestät wollen und gestatten das nicht. Wahrhaftig, Ihre Majestät, das geht ferner nicht so. Sie geben sich noch arm!“ Weit entfernt, ihm diese ziemlich derbe Antwort übel zu nehmen, erwiderte die Königin Luise: „Guter Wolter, ich liebe meine Kinder, und das Wort „Landeskind“ hat für mich einen süßen Klang. Der Gedanke, neben meinem besten Freunde, dem Landesvater, die Landesmutter zu sein, entzündet mich, ich kann und darf nicht von ihm lassen und muß helfen überall, wo es noth thut.“ Wolter blieb zwar unerschütterlich auf dem Standpunkt, welchen seiner Meinung nach die Pflicht ihm vorschrieb, aber er erbot sich, seinem Herrn den Wunsch der Königin mitzutheilen. Diese



Die königliche Familie. Nach einem alten Familiengemälde.
Aus „Gärtner: Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit“. Leipzig. Greßner u. Schramm.

war damit zufrieden und fügte nur noch die Ermahnung hinzu, es dem König so mitzutheilen, „daß er ja nicht böse werde!“ Der König wurde nicht böse bald darauf fand die Königin das Fach ihres Schreibtisches, in welchem sie ihr Geld zu verwahren pflegte, wieder gefüllt.

Feste waren in dem königlichen Hause, in welchem Prinz Wilhelm aufwuchs, eine Seltenheit. Theils war die Sparsamkeit des Königs, theils die allgemeine Lage daran schuld. Nur der Geburtstag der Königin wurde glänzend gefeiert. Besonders berühmt durch die Großartigkeit und die künstlerische Anordnung der veranstalteten Festspiele ist der Geburtstag der Königin vom Jahre 1804. Im Schauspielhaus fand am Abend des 12. März ein großer Maskenball statt, welchem zahlreiche fürstliche Gäste beiwohnten, während in dem geräumten Parterre, welches mit der Bühne zu einem Tanzsaal vereinigt worden war, sechzig Mitglieder der königlichen Familie und des Hofes neun Tableaux zur Darstellung brachten. Die erste „Ballade“ stellte die Rückkehr Alexanders des Großen aus Indien dar. Der Schauplatz der Handlung war

die Stadt Susa, in welcher Alexander seine Vermählung mit Statira, der Tochter des Darius, feiern wollte, während gleichzeitig andere Prinzessinnen und vornehme Perserinnen mit seinen Generalen vermählt werden sollten. „Trompeten schmetterten,“ so schildert eine gleichzeitige Beschreibung dieses Fest, „ein feierlicher Marsch kündigte Alexanders nahen Einzug in Susas Thore an. Die Abgeordneten der besiegten Völker setzten sich in Bewegung. Jeder von ihnen erschien mit einem starken Gefolge. Es waren Meder, Scythen und Egyptianer. Prätig war das Costüm der Anführer. An der Spitze der Meder stand Graf von Hardenberg, an der der Scythen Graf von Kostik, an der der Egyptianer Graf von Münster. So zogen sie im Kreise herum und ordneten sich im Hintergrunde. Der Marsch war zu Ende. Die Musik ging in sanftere Töne über. Das Fest der Sonne zu feiern, erschienen feierlichen Zuges die Magier, den Oberpriester an ihrer Spitze. Sie trugen den Altar der Sonne und ordneten sich zum Opfer.

In ihrem ganzen Wesen war die Erhebung der Religion ausgedrückt. Feierlicher Ernst ruhte auf allen Gesichtern. So erwarteten sie Statiras Ankunft. Sie erschien, mit der Würde der Majestät und der unwiderstehlichen Anmuth der Göttin der Liebe in einem höchst zarten, weißen Gewande, begleitet von Prinzessinnen und edlen Frauen, neben ihr ging eine ihrer Schwestern, die Opferschale in der Hand. Alle umkreisten den Altar. Der Opferpriester verrichtete ein Gebet an die Sonne. Statira kniete voll Andacht am Altar nieder, erhob sich, setzte noch einmal mit ausgebreiteten Armen um Erfüllung heißer Wünsche, ließ sich die Opferschale reichen und vollendete das Opfer durch drei Mal wiederholte Ausgießung in das heilige Feuer. Ein sanftes Adagio begleitete diese Handlung, welche, heilige Schauer wirkend, die ganze Zauberkraft der Musik mit sich führte. Die Handlung dauerte fort, bis eine plötzlich einfallende kriegerische Musik sie unterbrach. Betroffen standen die Priester da, die Frauen verschleierten sich wieder. In ihrer Stellung malte sich freudige Erwartung. Nicht lange: ein Herold trat ein und verkündigte durch eine Bewegung mit seinem Stabe die Ankunft des Herrn. Unmittelbar darauf erschien Alexander (Prinz Heinrich) selbst, an seiner Seite sein Freund Hephästion (Prinz Ludwig); hinter ihnen paarweise Satrapen und befreundete Fürsten, geführt von macedonischen Generalen. Die unbeschreibliche Pracht der Costüme machte diesen Anzug höchst glänzend. Allmählich näherte sich Alexander der Statira. Sie wußte sich vor dem Sieger demüthigen, allein er eilte ihr zuvor und erwählte sie durch Darreichung seiner Hand zur Gemahlin. Die Vereinigung der Heldengröße mit der Schönheit war die Spitze der Darstellung und dieser Moment der herrlichste der ganzen Ballade. Da wird diese Scene durch die Ankunft eines Herolds unterbrochen, welcher die Nähe des Neardus anzeigt. Ihn hatte Alexander in den Gewässern Indiens zurückgelassen, um Inseln und Küstenlande zu unterjochen. Sein Geschäft war mit macedonischer Eile vollendet worden, und nun überraschte er seinen König und Freund durch seine unerwartete Ankunft. Bald nach der Erscheinung des Herolds trat er (Prinz Wilhelm) mit einem Gefolge von vier Schiffshauptleuten und einer Reihe von vornehmen Gefangenen auf, unter ihnen ein indischer Fürst (Prinz Karl von Mecklenburg). Mit Handschlag und Umarmung empfing ihn sein königlicher Freund, stellte ihn sodann Statira vor und vereinigte ihn zuletzt mit einer der schönsten und edelsten Perserinnen. Die Gefangenen wurden Statira's Antheil, allein sie eilte, ihre Fesseln zu lösen, und ihre Frauen halfen ihr dabei. Alle Heiden ordneten sich zu Paaren mit den persischen Frauen.“ Ein Tanz beschloß dieses Spiel.

Unter diesen und ähnlichen Eindrücken wuchs Prinz Wilhelm, der zweitgeborene Sohn des königlichen Paares, auf. Schweren Kummer bereitete er seiner Mutter wegen seines Gesundheitszustandes; denn er war schwächlich zur Welt gekommen, kränkelte öfters und blieb infolge dessen auch im Wachsthum zurück. Deshalb überwachte auch die Mutter mit peinlichster Gewissenhaftigkeit die Pflege ihres Lieblings und ließ ihn auch zu Anfang beim Unterricht mehr schonen als Bruder Erik. Prinz

Wilhelm zeigte schon in frühester Jugend eine Neigung für den Soldatenstand. Während der ältere Bruder schon als Knabe sich gern mit Landkarten und Kupferstichen zu schaffen machte, deuteten Wilhelms kindliche Spiele auf eine militärische Befähigung hin.



Prinz Wilhelm in der Schlacht bei Marsfeldt.
Aus „Gärtner: aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit“. Leipzig. Grebner u. Schramm.

gung hin. Deshalb zeigen ihn auch alle Bilder aus der frühen Jugendzeit mit einem Fähnlein oder einem Säbel in der Hand. Als Prinz Wilhelm 7 Jahr alt war, überraschte der König seine Gattin dadurch, daß er ihr den Prinzen in Uniform vorstellte. Prinz Wilhelm erhielt eine Husaren-Uniform, zwei Jahre später eine Manen-Uniform,

welche er nun abwechselnd trug. Mit Beginn des Jahres 1807, in welchem Prinz Wilhelm sein zehntes Lebensjahr vollendete, er also in jenes Alter trat, in welchem laut altem Herkommen die Prinzen des Hauses Hohenzollern der Armee als Offiziere einverleibt werden, hatte der König für ihn eine Interimsuniform des 1. Bataillons Leibgarde anfertigen lassen. Sonst pflegte diese Aufnahme der Prinzen in die Armee an deren Geburtstag stattzufinden: da bei den herrschenden Kriegstürmen der König nicht wußte, ob er an diesem Tage mit seinen Kindern zusammen sein würde, hatte er den feierlichen Moment verlegt. Die militärische Ausbildung des Prinzen zeigte



Das Maskenfest im Jahre 1804. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.
Aus „Gärtner: Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit“. Leipzig. Greßner u. Schramm.

außerordentlich schnelle Fortschritte. Im Jahre 1808 nahm er bereits an allen Uebungen theil, und ein Bericht aus dieser Zeit sagt: „Prinz Wilhelm ist in den beiden ersten Jahren seiner Dienstzeit in Königsberg mit dem preussischen Infanteriedienst nach jeder Richtung vertraut geworden und bereits mit Leib und Seele Soldat.“ Ein ähnliches Zeugniß stellt ihm sein späterer Erzieher, der Cadettenschüler von Reich, ein geborener Hannoveraner, aus. Derselbe äußert sich in seinen Memoiren: „Schon im ersten Jahre meiner Anstellung am Cadettencorps wurde mir der Unterricht der beiden königlichen Prinzen, Wilhelms und seines Veters, des Prinzen Friedrich, übertragen. Die Unterrichtsgegenstände waren Befestigungskunst, Aufnahmen und militärisches Zeichnen. Jener war damals 13, dieser 16 Jahre alt — beide Prinzen zeichneten sich durch anhaltenden Fleiß und durch Aufmerksamkeit aus, daher sie auch vorzügliche Fortschritte machten. Besonders that sich Prinz Wilhelm durch schnelles Auffassen und durch einen praktischen Verstand, durch große Ordnungsliebe, Talent zum Zeichnen

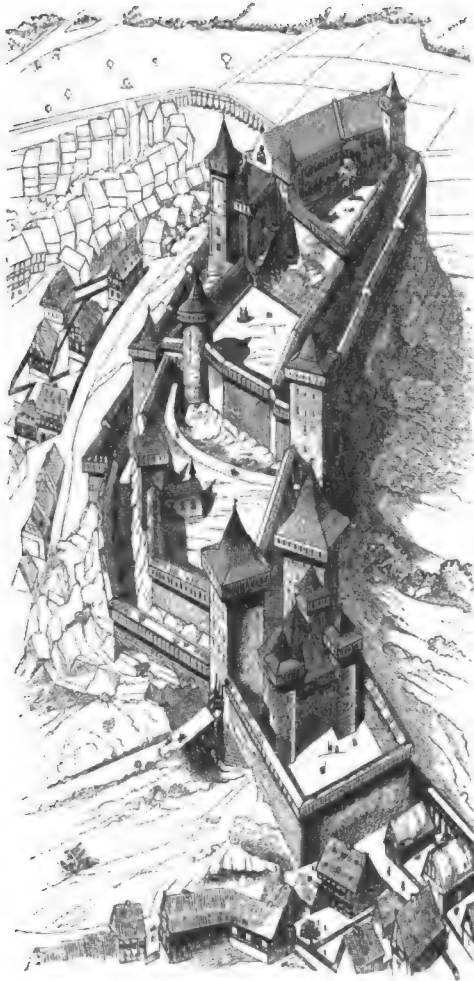
und durch einen für sein Alter ernsten und geseßten Charakter hervor. Es lag in ihm der wahre, zuverlässige Soldat und Anführer, wie er es nachher auch in vollem Maße geworden ist . . . Als die große Schilderhebung gegen das fremde Joch eintrat, hörte der Unterricht auf. Zum Zeichen der Anerkennung für meine desfalligen Bemühungen empfing ich von den beiden Prinzen einen schön gearbeiteten Säbel, den ich zum Andenken in den nachfolgenden Kriegsjahren als treuen Begleiter und als Talisman stets an meiner Seite trug.“

Am 19. Juli 1810 starb die Königin Luise. Ihr Tod war die Folge der schweren Leiden, die ihr Volk und mit ihm das königliche Haus Jahre hindurch zu ertragen hatte. Von den Früchten ihrer Erziehung und des Beispiels, das sie ihren Kindern gegeben, sollte sie nichts mehr erleben. Der schwächliche Prinz, aber wuchs kräftig heran und ward von der Geschichte dazu bestimmt, was der hartherzige Korse an seiner edlen Mutter verschuldet, an seinem Enkel zu rächen.

Die 7 Lieferungen des Gärtnerschen Werkes, die uns vorliegen, schließen mit diesem traurigen Ereigniß ab.

Gedenken wir noch der Zeichnungen, mit welchen das Buch ausgestattet ist, so können wir nur wenige lobend hervorheben. Schön und belehrend zugleich sind eigentlich nur die Reproduktionen alter Holzschnitte. Die übrigen erheben sich wenig über das Mittelmäß.

Ein seltener berührtes Gebiet betritt Schrammen mit seinen „Zollernfrauen“. Die erste uns vorliegende Lieferung gestattet noch kein Urtheil über das Werk, das auf 12 bis 15 Hefte berechnet ist. Schrammen greift in die allerälteste Zeit zurück und schildert die theilweise noch sagenhaften Gestalten aus der Familie des alten Zollernhauses vor der Zeit der Scheidung in die fränkische und schwäbische Linie. Der gegenwärtige Augenblick, in dem das älteste Mitglied der schwäbischen Linie das schöne Fest der goldenen Hochzeit feiert, ist wohl geeignet, Büchern, wie den besprochenen, einen weiten Leserkreis zu erwerben.



Burg zu Nürnberg.
Aus „Johannes Schrammen: Zollernfrauen.“
Wolfenbüttel. Julius Zwißler.

Kunstübende Frauen.

Kunstübende Frauen. Von J. E. Weßely. Leipzig, Bruno Lemme.

Trotz des Ariost'schen Wortes: „Die Frauen hatten hohen Ruf erworben in jeder Kunst, die sie mit Fleiß gepflegt,“ haben die Frauen doch nie unter den Künstlern eine hervorragende Stellung eingenommen. Von der großen Zahl derjenigen, die sich überhaupt der Kunst gewidmet haben, können nur wenige in den Wettstreit mit ihren männlichen Genossen eintreten. Allerdings kennen wir nur sehr wenige, denn besonders das Mittelalter, das uns wohl Werke von Frauenhand aufbewahrt hat, berichtet uns über die Urheber derselben wenig, oft nur den Namen.

So nennt uns die Geschichte die Schwester der beiden van Eycks, die um das Jahr 1400 gelebt hat. Sie soll Miniaturen geliefert haben. So wird auch die Tochter des Straßburger Münster-Baumeisters, Sabina von Steinbach, als Bildhauerin gerühmt, von ihren Lebensschicksalen weiß man gar nichts und die Statuen der Maria und der zwölf Apostel im Portal der Südseite des Domes dürfen noch immer nicht mit Bestimmtheit als ihr Werk bezeichnet werden.

Bei den romanischen Völkern scheint die Befähigung der Frauen zu künstlerischer Thätigkeit größer gewesen zu sein. Dementsprechend ist auch die Reihe der italienischen und französischen Künstlerinnen, deren Lebensschicksale und Werke Weßely in seinem Buche darstellt, eine bei weitem größere. In Italien kann das nicht Wunder nehmen, denn ähnlich wie zu gewissen Zeiten die Anfertigung eines Sonetts so zu sagen ein Bestandtheil der allgemeinen Bildung war, erforderte es der feine Ton, auch Zeichensitt und Pinsel zu handhaben. Wo nun Talent und Liebe zur Sache der Erziehung zu Hilfe kamen, konnte natürlich ein Erfolg nicht ausbleiben.

In Frankreich kennt die Kunstgeschichte hunderte von Namen, aber auch hier wieder fehlen die näheren Angaben über Lebensverhältnisse und Kunstentwicklung. Kaum daß von einigen der Künstlerinnen einzelne Werke genannt werden, die ein Urtheil über dieselben ermöglichen. Es liegt in den socialen Verhältnissen der Pariser Welt, daß die Frauen frühzeitig durch irgend eine Beschäftigung sich eine Existenz schaffen, und so ist ihre Thätigkeit auf dem Gebiete der Kunst ebenfalls meist hervorgerufen durch das Bedürfniß des Lebens. Eine Erscheinung, die nicht auffallen kann, ist die, daß die meisten Künstlerinnen Töchter, Schwestern oder Frauen von Künstlern waren, und es darf nicht befremden, daß der Charakter ihrer Kunst jenem ihrer männlichen Verwandten oft bis zur Verwechselung gleich ist. Die Frauen besitzen eben nicht die Kraft und die künstlerische Energie, eigene Wege zu wandeln, und schließen sich instinctiv ihren Vorbildern an.

England besitz nur wenige ausgezeichnete Künstler; es hat aber von je die Kunst begünstigt, Kunstwerke aller Epochen und Länder angekauft und fremdländischen Künstlern freundliche Aufnahme gewährt. Auch in England gehört es in höheren Gesellschaftskreisen zur Erziehung, sich in der Kunst der Malerei zu üben. Dem wäre nicht bekannt, daß auch die englische Königin Victoria ausübende Künstlerin ist, wie auch ihre Tochter, die deutsche Kronprinzessin. Von deutschen Künstlerinnen des Mittelalters kennen wir nur sehr wenige, aber man erwäge, daß auch selten Namen männlicher Künstler genannt werden. In den Klöstern arbeitete so manches männliche und weibliche Talent in bescheidener Verborgenheit, lediglich zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung seiner Kirche. In den Sammlungen unsrer kunstgewerblichen Museen finden sich Messgewänder, Antependien, Teppiche mit figürlichen Darstellungen gestickt. Da viele dieser Arbeiten aus Nonnenklöstern stammen, hat man wohl ein Recht, sie als das Werk der Ordensschwestern zu betrachten. Wir finden nun bei diesen Kunststickereien auf grober Leinwand die Umrisse der Zeichnung angegeben, die Stickerin ist

dann darüber mit Wollfäden in Langstich ausgeführt. Die Zeichnung wird wohl auch das Werk der Nonnen gewesen sein.

Stehen nun die deutschen Künstlerinnen auch an Zahl denen anderer Nationen nach, so befindet sich doch gerade unter ihnen ein hervorragendes Talent, eine Künstlerin, die ihren männlichen Kollegen in nichts nachsteht: Maria Angelica Kaufmann.

Die Anzahl ihrer Bilder ist sehr groß, obwohl man sie in öffentlichen Sammlungen nur selten antrifft. In den Uffizien zu Florenz befindet sich ihr Eigenbildniß, in dem sich ihre sanfte Natur klar ausdrückt; Dresden besitzt neben der „verlassenen Ariadne“ die „verschleierte Vestalin“, die durch mehr oder weniger gelungene Nachbildung in den weitesten Kreisen bekannt ist. Angelica Kaufmann hat auch radirt. Wir besitzen 36 Blätter von ihr. Die meisten dieser Radirungen sind in London entstanden, an dem Orte, wo die sympathische Künstlerin von einem abenteuernden Schurken um ihr Lebensglück betrogen wurde.

In jüngerer Zeit ist die Theilnahme der Frauen an der Kunstthätigkeit in Deutschland der Zahl nach eine bedeutendere denn je, aber nur wenige sind es, die sich über Durchschnittsleistungen erheben, wenige, die, wie die jüngst verstorbene Elisabeth Jerichau-Baumann, mit einem kräftigen, männlichen Geiste Talent und Begeisterung für die Kunst verbinden. Wessely schildert das Leben und Wirken von 36 Künstlerinnen und giebt gut gewählte Abbildungen von ihren Werken. Sowohl die Zusammenstellung an sich, wie die thatsächlichen Mittheilungen und die ästhetische Betrachtung der Kunstwerke verdienen vollen Beifall. Zu rügen ist an dem Buche Wesselys der etwas flache und nachlässige Styl. Wenn der Verfasser diesen Mangel seines Buches heben wollte, so gewännen wir an den „Kunstübenden Frauen“ ein Werk, das nicht bloß für die Frauenwelt seinen Werth hätte. R. L.

Bibliographische Notizen.

Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Culturleben Hamburgs. Von Karl Theodor Gaedert. Berlin. A. Hofmann u. Co. 2 Bde.

Gaedert hat durch einen glücklichen Fund ein schier unermessliches Material zur Geschichte des niederdeutschen Schauspiels, das meiste davon bezieht sich auf Hamburg, gefunden. In keiner andern Stadt hat das niederdeutsche Drama eine Stätte gehabt, wie in dem schaulustigen Hamburg. Hier sind alle Vorbedingungen noch vorhanden, die alten eigenartigen Sitten, Gebräuche und Einrichtungen, die merkwürdigen Feste, die alten Besonderheiten der Stände, die mannigfaltigen Trachten, das abwechslungsreiche Straßen-, Markt- und Pöbelleben — für den Volksdichter eine unerschöpfliche Quelle der verschiedensten Stoffe, Momente und Charaktertypen. Mit dem 15. Jahrhundert beginnend, führt

der Verfasser (im ersten Bande: das niederdeutsche Drama von den Anfängen bis zur Franzosenzeit) uns bis zur Zeit der Hamburgischen Oper unter der Wirksamkeit Lessings fort und von da zu Ethof, unter dem die Hamburger Bühne ihre höchste Entfaltung zeigt. Er sichtet in seine Darstellung Scenen und Inhaltsangaben ein, die neben der Belebung der Darstellung auch den großen Vortheil haben, uns bald mit der Sache selbst bekannt zu machen, deren historische und ästhetische Werthschätzung Gaedert bietet. Der 2. Band behandelt die plattdeutsche Comödie im 19. Jahrhundert. Die Vorgeschichte des Steinstraßen-Theaters, die Wirksamkeit Wärmanns und seiner Nachfolger, die Localposse, Maurice, ferner Carl Schultze und die plattdeutsche Comödie der Gegenwart, endlich die letzten Jahre der plattdeutschen Comödie, und erörtert zum Schluß

die Frage, ob die plattdeutsche Comödie wohl noch eine Zukunft habe. Der Verfasser scheint es schmerzlich zu empfinden, daß die plattdeutsche Komödie keine dauernde, sichere Stätte mehr habe, und man wird in richtiger Schätzung des Einflusses, den eine Volksbühne auf die Entwicklung des Geschmacks und der Gesittung des Volks haben kann, mit ihm diesen Verlust bedauern. Gaedert's Buch ist außerordentlich reichhaltig und bringt des Neuen ungewöhnlich viel. Allein die Bearbeitung dieses schönen reichen Stoffes hätte eine systematischere sein müssen. Eine etwas gedrängtere und weniger plauderhafte Darstellung wäre dem Buche sehr zu Statten gekommen, das auch bei diesen Mängeln noch einen großen Werth behält.

Brockhaus' Conversations-Lexikon.

13. vollständig umgearbeitete Auflage mit Abbildungen und Karten auf 400 Tafeln und im Texte. J. N. Brockhaus. Leipzig, Berlin, Wien.

Mit dem 8. Bande liegt uns die Hälfte dieser völlig umgearbeiteten 13. Auflage vor. Sie nennt sich mit Recht so, denn der Leser findet, er mag suchen, wo er will, überall die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft verworthen, überall die Daten bis in die allerjüngste Zeit hinauf geführt. Auch in den Abbildungen und Karten ist ein großer Fortschritt sichtbar. Die neue Auflage des alten Brockhaus beweist, daß dieses erste deutsche Conversationslexikon trotz der großen Concurrenz-Unternehmungen noch immer seinen Platz würdig behauptet.

Von Ocean zu Ocean. Eine Schilderung des Weltmeeres und seines Lebens. Von A. von Schweiger-Lerchenfeld. Mit 200 Illustrationen. N. Hartleben, Wien, Pest und Leipzig.

Dieses schön ausgestattete, mit prächtigen Farbenbildern gezielte Buch, dessen erste Lieferung uns vorliegt, will weder ausschließlich eine populäre Oceanographie, noch vorwiegend naturwissenschaftlich oder

rein geographisch, sondern dies Alles zusammen sein. Von den physikalischen Verhältnissen des Meeres ausgehend, im weiteren Verlaufe die großartigen Erscheinungen der Land- und Inselbildung berührend, soll das Werk die Kette ausführlicher geographischer Küstenschilderungen mit dem reichen organischen Leben der Oceane verbinden und hierdurch das fast unerschöpfliche Thema des „Lebens auf dem Meere“ in allen Zonen bildlich und textlich dem Leser vermitteln. Gestattet auch eine Lieferung kein Urtheil darüber, ob es dem Verfasser gelungen ist, die vorgezeichnete Aufgabe vollkommen zu lösen, so beweist sie doch unzweifelhaft seine Befähigung dazu und — wir dürfen erwarten, daß er die Hoffnungen des Publikums vollauf befriedigen wird. av.

Bibliothek für Ost und West. Zusammengestellt von Alfred Friedmann. Wien, Hugo Engel.

Der leitende Gedanke zur Herausgabe dieser Bibliothek verdient gewiß Anerkennung. Für einen billigen Preis ein schön ausgestattetes, gut gebundenes Buch mit gutem Inhalt zu liefern, ist ein Streben, das von Seiten des Publikums unterstützt werden mußte. Die ersten 10 Bändchen der „Bibliothek für Ost und West“, die uns vorliegen, entsprechen meist diesem Bestreben. Der 1. Band bietet Wiener Genrebilder von B. Chiavacci „Aus dem Kleinleben der Großstadt“, humorvolle, ergötzliche Schilderungen von allgemeinem Interesse. Der „Novellenkranz“ von E. von Bauernfeld (Bd. 2) verspricht nicht ganz, was wir von dem Autor erwarten. Dafür entschädigt Bd. 3, „Ausgewählte Pariser Briefe“ von Max Nordau. Nordau ist ein geistreicher Beobachter, ein vorzüglicher Stylist, und ein vielseitig und gründlich gebildeter Mann. Er ist — was heute selten — auf vielen Gebieten wohl zu Hause und versteht den Gegenstand, den er zur Darstellung wählt, immer von der richtigen Seite anzufassen. Aufsätze wie „Mithilde Peine“, „Ein Attentat auf

Goethe", um nur wenig aus der Sammlung zu citiren, bringen trotz der so häufigen Behandlung des Stoffes immer noch etwas Neues, und das, wie gesagt, in schönster Form. Band 4 und 5 enthalten „Daniela“, einen Roman von Josef Weilen, „Unterwegs“ von Johannes Nordmann, Bd. 6 eine hervorragende Novelle von Julius von der Traun, „Die Hebtiffin von Buchau“. Ferdinand Groß „Blätter im Wind“ (Bd. 7) lassen allzusehr fühlen, wie viel geistreiche Feuilletons, auf die Wirkung des Augenblicks berechnet, einbüßen, sobald sie in der anspruchsvollen Form des Buches auftreten. „Neue Lebensmärchen“ von Alfred Friedmann, dem Herausgeber (Bd. 8), zwar nicht alle gleichwerthig, zeigen unzweifelhaft ein tüchtiges Talent für die Erzählung. Emil Marriots „Der geistliche Tod“, Erzählung aus dem katholischen Priesterstande (Bd. 9), und „Vor fünfzig Jahren“ von Emmerich Ranconi (Bd. 10), drei Erzählungen, welchen die Zeit der Handlung — „vor nahezu einem halben Jahrhundert“ — gemeinsam ist, befriedigen weniger. Bd. 11 „Eine Wienerin in Paris“ von Clara Schreiber, mit einer sehr schönen Vorrede von Ferd. Groß, bietet Schilderungen, die das besondere Interesse der Damen erregen werden. Sie sind mit Sachkenntniß und Geschmacl geschrieben. Wenn die „Bibliothek“ die Mängel, die ihr anhaften, zu beseitigen bemüht sein wird, darf sie hoffen, daß die Theilnahme des Publikums, die sie so schnell gewonnen, sich immer steigern

wird. Wir wünschen das schon darum, weil wir in der „Bibliothek für Ost und West“ einen von den vielen Vorkämpfern des Bücherkaufs in dem heftigen Kampfe gegen die Leih-Bibliotheken sehen. rl.

Die Kunst des Vortrags. Von Emil Palleske. Zweite Auflage. Stuttgart, Carl Krabbe.

Das Titelblatt bezeichnet diese zweite Auflage als sechstes bis zehntes Tausend, ein Beweis, wie sehr das verstorbene Palleske interessante Buch vom Publikum gewürdigt wird. Und das Publikum hat das richtige Urtheil gefällt. Palleskes Kunst des Vortrags ist kein methodisches Lehrbuch, nichtsdestoweniger aber ein sehr belehrendes Buch. Die Erfahrung und vielseitige Bildung Palleskes machen ihn zu einem vorzüglichen Lehrer, der nicht nöthig hat, die gewöhnlichen Wege des Unterrichtenden zu gehen. Sein Buch ist für Jedermann geschrieben, indem es die Technik des Sprechens behandelt, die Bildung und Schulung aller Organe, die zum Vortrag nöthig sind. Es ist auf diese Weise nicht bloß ein Handbuch für Männer des öffentlichen Lebens, wie Richter, Anwälte, Pfarrer, Lehrer, Parlaments- und Volksredner, Schauspieler u. s. w., sondern auch für Dilettanten und solche, die an organischen, durch Uebung zu beseitigenden Fehlern leiden, wie z. B. Stotterer. Eine Empfehlung braucht Palleskes „Kunst des Vortrags“ nicht mehr.

fd.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

- Alexander**, Gottfried, Hass und Liebe. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.
— Socialisten. Drama in fünf Aufzügen. Leipzig, Oswald Mutze.
Anzinger, Peter, Es seit si' nix! Oberbayerische Gedichte. Mit zwölf Illustrationen. München, Caesar Fritsch.
Beeg, Marie, Erträumte Märchen. Erzählt und illustirt von Marie Beeg. Leipzig, C. Tietmeyer.
Bergner, Rudolf, Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft. No. 1. Die deutsche Lyrik der Gegenwart. Eine Anthologie. Zusammengestellt von Fritz Lemmeryer. No. 2. Friedrich der Grosse, Abhandlung über den Krieg und Reflexionen

über die militärischen Talente und über den Charakter Karls XII. Leipzig, Hermann Bruckner.

Blume, Dr. Th., Der Zukunfts-Staat und die Lösung der socialen Frage. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior).

Blüthgen, Victor, Der Preusse. Erzählung. Berlin, Albert Goldschmidt.

Bolm, August, Zum Verständniß der Lage und des Betriebes des Buchhandels. Berlin, August Bolm.

Büchner, Prof. Ludwig, Der Fortschritt in Natur und Geschichte im Lichte der Darwin'schen Theorie. Stuttgart, E. Schweizerbart (C. Koch).

- Coriela, F., Frithjof, Ein Schauspiel in fünf Aufzügen.** Altona, Hermann Ullacker (Bollmann & Keppel).
- Druskowitz, Dr. H., Drei englische Dichterinnen.** Berlin, Robert Oppenheim.
- Elbe, A. v. d., Aref der Hindu. Roman.** Freiburg i. B., Kiepert u. v. Boltschwing. 2. Bde.
- Eschstrutt, Nataly von, Die Ordre des Grafen von Guise. Schauspiel in 1 Act.** Berlin, G. R. Kruse.
- Farina, Salvatore, Mein Sohn.** Berlin, Gebrüder Paetel. 2 Bde.
- Götzinger, Dr. E., Reallexikon der deutschen Alterthümer. Zweite vollst. umgearbeitete, vermehrte und illustrierte Auflage.** Leipzig, Woldemar Urban. Heft 2—12.
- Gärtner, Max Hermann, Aus Kaiser Wilhelms Jugendzeit. Mit vielen Original-Zeichnungen von H. Lüders, A. Reinheimer u. A., sowie Nachbildungen gleichzeitiger Gemälde, Kupferstiche und Holzschnitte.** Leipzig, Gressner & Schramm. Lief. 2—5.
- Gaspary, Dr. Adolf, (Geschichte der Literatur der Europäischen Völker. Band IV.) Geschichte der italienischen Literatur. Erster Band.** Berlin, Robert Oppenheim.
- Gawalowski, Carl W., Egerberg. Eine Novelle in Versen.** Eger, A. E. Witz.
- Gloatz, Paul, Speculative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte. Erster Band. Zweite Hälfte.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Henne am Rhyn, Dr. Otto, Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit. Pracht-Ausgabe in Folio mit 100 ganzseitigen Illustrationen von Gustav Doré und über 200 Text-Illustrationen.** Leipzig, J. G. Bachs Verlag. Lief. 15—24.
- Heyse, Paul und Laistner, Ludwig, Neuer deutscher Novellenschatz. München und Leipzig, R. Oldenbourg. Band 4. Reden oder Schweigen? von Otto Ludwig aus Reichenbach (E. von Puttkammer). Bezauberte Welt von Ludwig Laistner. — Band 5. Die Schule der Welt von Franz Lingelstedt. Grete Minde von Theodor Fontane.**
- Hinüber, August, Das Lied vom Genius. Eine Goethestudie.** Leipzig, Otto Wigand.
- Jacobsen, Captain Jacobsens Reise an der Nord-westküste Amerikas 1881—1883 zum Zwecke ethnologischer Sammlungen und Erkundigungen nebst Beschreibung persönlicher Erlebnisse für den deutschen Leserkreis bearbeitet von A. Woldt. Mit Karten und zahlreichen Holzschnitten nach Photographien aus den im Königl. Museum zu Berlin befindlichen ethnographischen Gegenständen.** Leipzig, Max Spöhr.
- Jensen, Wilhelm, Aus den Tagen der Hansa. Drei Novellen. 3 Bde. — I. Dietwald Wernekin (14. Jahrhundert). — II. Osmund Wernekin (15. Jahrhundert). — III. Dietwald Wernekin (16. Jahrhundert).** Freiburg i. B., Kiepert u. v. Boltschwing.
- Kocha, Dr. W., Ein neues Fleischpepton. Nährmittel und Genussmittel für Kranke und Gesunde. Mit 7 Tafeln.** Bonn, Max Cohen & Sohn (Fr. Cohen).
- Kraus, Conrad, Castila. Eine Novelle aus den Zeiten des Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn.** Mainz, Franz Kirchheim.
- Kunstgewerbe, Das K. in Frauenhand herausgegeben von C. von Braunmühl.** Leipzig, Ernst Heitmann. Heft 1.
- Lomnitz, Alexis, Flocken. Gedichte.** Breslau, Preuss & Jünger.
- Lütow, Carl von, Die Kunstschatze Italiens in geographisch-historischer Uebersicht. Mit Radirungen von F. Böttcher, L. H. Fischer, P. Halm, W. Krauskopf, L. Kühn, D. Raab, K. v. Siegl, W. Unger, W. Wörle u. A. und zahlreichen Textillustrationen.** Stuttgart, J. Engelhorn. Lief. XXIV. XXV.
- Mauerhof, Emil, Zur Idee des Faust.** Leipzig, Otto Wigand.
- Mücke, Dr. A., Aus der Hohenstaufen- und Welfenzeit. Kaiser Heinrich VI. König Philipp und Otto IV. von Braunschweig.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Noorden, Carl von, Historische Vorträge. Eingeleitet und herausgegeben von Wilhelm Maurenbecher. Mit dem Portrait C. von Noordens in Lichtdruck.** Leipzig, Duncker & Humblot.
- Olpp, Angra Pequena und Gross-Nama-Land. Auf Grund vieljähriger Beobachtung, kurz geschildert von Johannes Olpp. Rheinischer Missionär. Mit einem Vorworte von Dr. theol. Fabri. Nebst einer Karte des Hereroland Nama-Landes.** Elberfeld, R. L. Friedrichs.
- Rasmussen, Sara, Klöppelbuch. Eine Anleitung zum Selbstunterricht im Spitzenklöppeln. Mit 10 Phototypen, 2 lith. Tafeln und zahlreichen Holzschnitten.** Kopenhagen, Andr. Fred. Høst & Sohn.
- Revue Internationale, sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Tome III. livr. VI. Tome IV. livr. I. II. Florence.**
- Simson, James, The social emancipation of the gipsies.** New York, Thomas R. Knox & Co.
- Sophokles' Tragödien übersetzt von G. Wendt.** Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 2 Bde.
- Theden, Dietrich, Für's Kind.** Leipzig, C. Tietz-meyer.
- Strassburger, B., Geschichte der Erziehung und des Unterrichts bei den Israeliten.** Stuttgart, Levy & Müller. Lief. 1.
- Taylor, Bayard, Goethe's Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu. Zweite Auflage.** Leipzig, S. Glogau & Co.
- Geistesheroen Deutschlands und Englands. Literarische Studien. Zweite Auflage. Leipzig, S. Glogau & Co.
- Von Pol zu Pol, Internationale Revue für das geistige Leben aller Nationen. her. von A. Brehmer. Laibach, Ig. v. Kleinmayr & Fed. Bamberg.**
- Weldenmüller, Anna, Schildheiss. Eine deutsche Sage in sieben Gesängen.** St. Gallen, Schweizer Verlagsanstalt.
- Wiedemann, A., Aegyptische Geschichte. 2. Theil. Von dem Tode Tutmes III. bis auf Alexander den Grossen.** Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Zoosmann, Richard, Lieder, Romanzen und Balladen.** Berlin, C. Neuenhahn.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884 ^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	58 ³⁰ R.
Mühlbrunn .	44 ⁵⁰ R.
Schlossbrunn .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	48 ³⁰ R.
Neubrunn .	49 ³⁰ R.
Markbrunn .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	28 ³⁰ R.
Felsenquelle .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad ¹/₂Böhmen

sowie durch

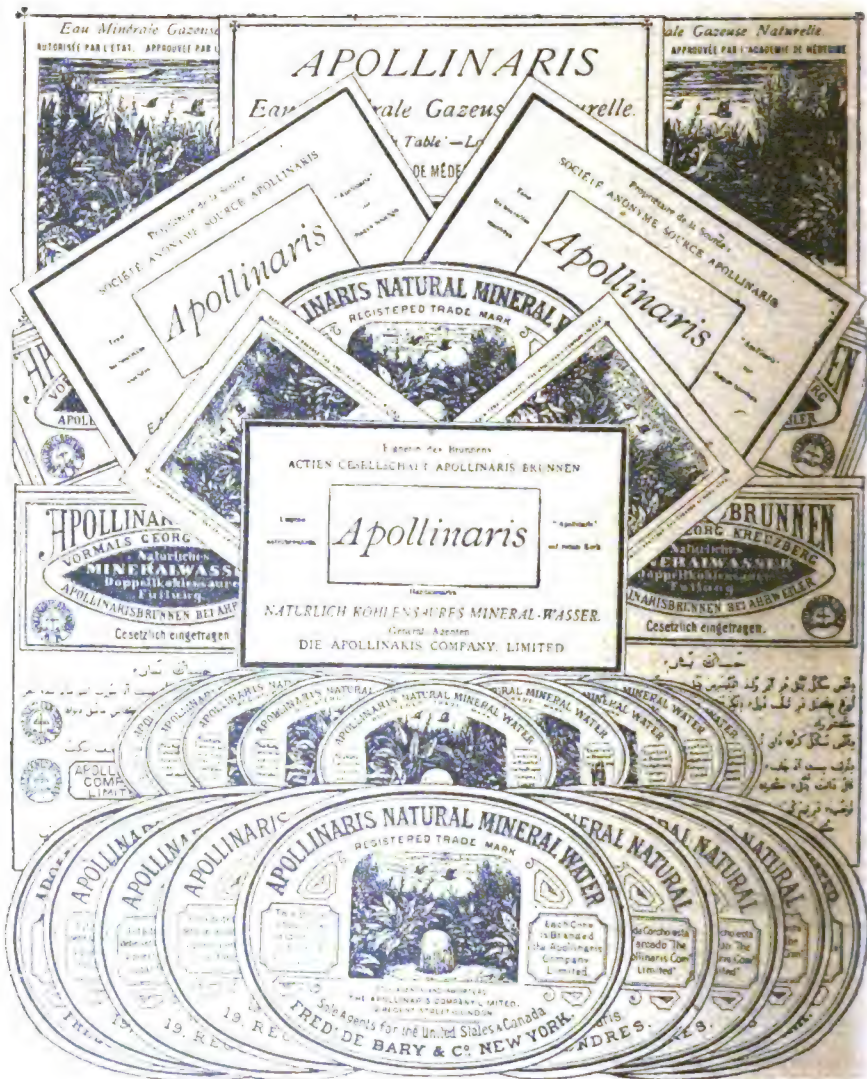
alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.

Apollinaris

Natürlich

KOHLensaURES MINERAL-WASSER.
APOLLINARIS-BRUNNEN, AHRTHAL, RHEIN-PREUSSEN.



KÄUFlich BEI ALLEN MINERALWASSER-HÄNDLERN, APOTHEKERN &c.
DIE APOLLINARIS-COMPANY (LIMITED).
Zweig-Comptoir: Remagen a. Rhein.

Band 31. — Heft 93.

Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

December 1884.

Breslau-Berlin
S. Schottlaender.

December 1884.

Inhalt:

	Seite
M. Corvus in Leipzig.	
Der Professor	301
Udo Brachvogel in New-York.	
Carl Schurz	334
Adolf Bötticher in Berlin.	
Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos	351
Alfred Kirchhoff in Halle a. d. S.	
Darwinismus in der Völkereentwicklung	367
Fr. Kreyffig.	
Thiers und seine Zeit	378
U. Schneegans in Messina.	
Sirenengold	394
Paul Lindau in Berlin.	
Ein neuer Roman von Oscar von Redwitz: Hans Wartenberg	416
Bibliographie	425
<small>Friedrich von Hellwald. Frankreich in Wort und Bild. — Elise Orzeszko, Meyer Eysowitz. — Angra Pequena und Groß-Mama-Land.</small>	
Bibliographische Notizen	437
Bibliographische Notizen für den Weihnachtstisch	439

Hierzu ein Portrait von Carl Schurz. Radirung von
Wilhelm Rohr in München.

„Nord und Süd“ erscheint am Anfang jedes Monats in Hefen mit je einer Kunzbeilage.
— Preis pro Quartal (3 Hefen) 6 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Bestellungen an.

Beilagen zu diesem Hefte

von:

Eßermann, Ls., in Dresden. (Deutsche Lyrik der Gegenwart.)
 Gesenius, Herm., in Halle a. S. („Festgeschenke“.)
 Grote, G., in Berlin. (Allgemeine Weltgeschichte.)
 Institut, Bibliograph., in Leipzig. (Brehms Thierleben.)
 Kraske, Carl, in Stuttgart. (Pallaste, Kunst des Vortrags.)
 Krieger'sche Verlagsbuchhandlung in Stuttgart. (Weber's „Demokritos“.)
 Gottschäfer, S., in Breslau. (Drei-Mark-Bibliothek.)
 Schnecken, J., in Bonn. (Handschriftsfebern etc.)
 Stadmann, L., in Leipzig. (Spielhagen's Werke.)
 Tige, Adolf, in Leipzig. (Vornehmste Festgeschenke.)



An unsere Abonnenten!



ir haben durch Neudruck die bisher fehlenden Hefte

der bereits erschienenen Bände von

„Nord und Süd“

ergänzt, und können daher dieselben entweder in complet **brochirten** oder fein **gebundenen** Bänden von uns nachbezogen werden. Preis pro Band (= 3 Hefte) brochirt 6 Mark, gebunden in feinstem Original-Einband mit reicher Goldpressung und Schwarzdruck 8 Mark.

Einzelne Hefte, welche wir auf Verlangen, soweit der Vorrath reicht, ebenfalls liefern, kosten 2 Mark.

Ebenso liefern wir, wie bisher, geschmackvolle

Original-Einbanddecken

im Stil des jetzigen Hest-Umschlags mit schwarzer und Goldpressung aus englischer Leinwand und stehen solche zu Band XXXI (October bis December 1884), wie auch zu den früheren Bänden I—XXX stets zur Verfügung. — Der Preis ist nur 1 Mark 50 Pf. pro Decke. Zu Bestellungen wolle man sich des umstehenden Zettels bedienen und denselben, mit Unterschrift versehen, an die Buchhandlung oder sonstige Bezugsquelle einsenden, durch welche die Fortsetzungshefte bezogen werden. Auch ist die unterzeichnete Verlagshandlung gern bereit, gegen Einsendung des Betrages (nebst 50 Pf. für Francatur) 3 Gewünschte zu expediren.

Breslau.

Die Verlagsbuchhandlung von S. Schottlaender.

(Bestellzettel umstehend.)

Bestellzettel.

Bei der Buchhandlung von

bestelle ich hierdurch

„Nord und Süd“

herausgegeben von Paul Lindau

(Verlag von S. Schottlaender in Breslau)

Erpl. Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., , XV. XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.

elegant broschirt zum Preise von M. 6. —

pro Band (= 3 Hefte)

fein gebunden zum Preise von M. 8. —

pro Band

do. Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15,
16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 27, 28, 29,
30, 31, 32, 33, 34, 35, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43,
44, 45, 46, 47, 48, 49, 50, 51, 52, 53, 54, 55, 56, 57,
58, 59, 60, 61, 62, 63, 64, 65, 66, 67, 68, 69, 70, 71,
72, 73, 74, 75, 76, 77, 78, 79, 80, 81, 82, 83, 84, 85,
86, 87, 88, 89, 90, 91, 92.

zum Preise von M. 2. — pro Heft

Einbanddecke zu Band XXXI. (October bis
December 1884)

do. do. zu Band I., II., III., IV., V., VI., VII., VIII., IX., X., XI., XII., XIII., XIV., XV., XVI., XVII., XVIII., XIX., XX., XXI., XXII., XXIII., XXIV., XXV., XXVI., XXVII., XXVIII., XXIX., XXX.,

zum Preise von M. 1.50 pro Decke

Wohnung:

Name :

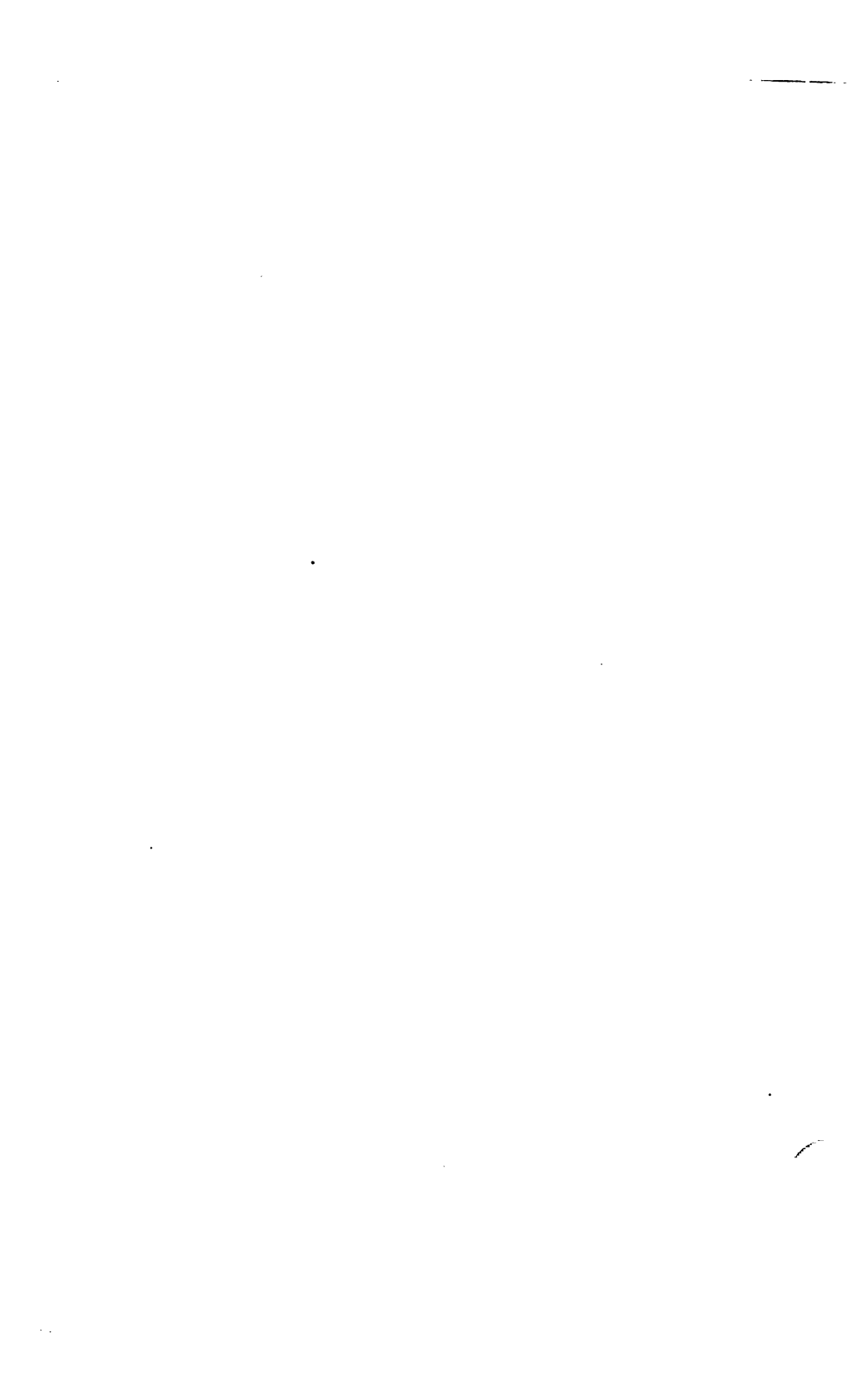
Nichtgewünschtes bitte zu durchstreichen.

Um gefl. recht deutliche Namens- und Wohnungsangabe wird ersucht.





C. Schuy.



Nord und Süd.

Eine deutsche Monatschrift.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

XXXI. Band. — December 1884. — 93. Heft.

(Mit einem Portrait in Radirung: Jacob von Falke.)



1884.

Breglau — Berlin.

Druck und Verlag von S. Schottlaender.



Der Professor.

Novelle

von

M. Corbuz.

— Leipzig. —

Er kam aus der Universität, wo er seine Morgenvorlesung gehalten hatte. Ein lauer Wind wehte über den weiten Platz und trieb die Staubwölkchen vor sich her, die Mittagssonne lag warm auf den breiten Steinsiesen längs den Häusern hin, junge Mädchen mit weißen flatternden Schleiern trugen die frischen Frühlingsanzüge zur Schau, wie Schmetterlinge, welche sich im ersten warmen Sonnenstrahl entpuppten, vor dem Kaffeehaus saßen an kleinen Tischen wieder einmal Gäste, welche, von der milden Luft herausgelockt, sich hier sonnten und die Vorübergehenden musterten, und an der Straßenecke, wo Wagen aller Art sich kreuzen und durcheinander rasseln, die schrillen Pfeifentöne das Nahen der Pferdebahnen ankünden, ambulante Verkäufer ihre Waaren ausrufen und das tolle Durcheinander der verschiedensten Laute den Fußgänger betäubt und verwirrt, da hielt ihm die Blumenverkäuferin ein Körbchen mit Veilchen entgegen, während ihre anpreisende Stimme in dem allgemeinen Lärm verhallte, und ein kleiner Knabe neben ihr streckte bittend die ersten Sträuße Märzglöckchen empor.

„Märzglöckchen!“ rief der Professor überrascht aus und blieb stehen. Ein frohes Lächeln leuchtete auf seinem ernstern, gedankenverlorenen Gesicht auf und machte es äußerst anziehend. Er fuhr mit der Hand über die Stirn, als besinne er sich auf etwas, und blickte dann empor zu dem lichten Himmel mit den leichten Frühlingswölkchen.

„Ja wahrlich, es will Frühling werden,“ sagte er zu sich. „Und wie? Besinne ich mich recht, so ist doch heute der achtundzwanzigste März.“

Daß ich das vergessen konnte — vor einem Jahre war er doch mein Trauungstag!"

Und er kaufte alle Weilchen im Körbchen, alle Märzglöckchen des Knaben auf, ließ sie zusammenbinden zu einem großen Strauß, und sorgsam mit Papier umhüllt, trug er seinen duftenden Schatz mit sich fort. Dabei überdachte er in freudiger Bewegung, welches Wunder es doch sei, daß heute vor einem Jahre er, der stille, in sich zurückgezogene, mit Menschen so unbeholfene Mann, eine so liebliche junge Frau gewinnen konnte. Aber freilich, wenn sein Freund, Doctor Hellmuth, ihn nicht darauf gebracht und ihm dazu verholfen hätte, wäre er wohl nie zu diesem Glück gekommen, sondern noch immer der einsame, abgeschlossen lebende Gelehrte, welcher er sonst gewesen. Damals war seine Wissenschaft ihm das größte Glück, so daß er nach keinem andern verlangte, kein weiteres zu bedürfen meinte, die alten Klassiker seine Freude und sein steter Verkehr. Und weil er nie etwas von seinem still innerlichen Empfinden aus der verschlossenen Brust heraus an das Sonnenlicht treten ließ, war er in Aller Augen mit seinem zurückhaltenden Wesen zum alten Mann geworden, ohne es doch in Wirklichkeit mit vierzig Jahren schon zu sein. Keiner ahnte etwas davon, wie frisch es in seiner Brust pulsrte, wie innig er die Menschen, die Natur, die Welt liebte, sich täglich, stündlich daran erfreute und sich als einen der glücklichsten Erdgeborenen empfand.

Und da war zu dem stillen Befriedigtsein in seiner Brust noch das allergrößte Glück hinzugekommen: sein Weib, seine Anna! Er lächelte vor sich hin, als er jetzt daran dachte, wie er erst voll Schreck war und nicht wußte, was beginnen, als sein Jugendfreund, der Landprediger Braun, starb und ihn für seine schon mütterlose achtzehnjährige Tochter zum Vormund und Beschützer ernannt hatte. Aber Freund Hellmuth wußte Hilfe und Rath. Er nahm Anna vorerst in sein Haus, denn er war schon längere Zeit verheirathet. Sie sollte sich nun eine Stellung suchen; Du lieber Himmel, aber welche? Auf dem Lande erzogen, reichten ihre Kenntnisse für eine Lehrerin nicht aus; als Gesellschafterin war sie zu jung, als Gehilfin im Hause zu schön — überall wurde sie abgewiesen, keine Dame mochte sie nehmen. Ja, wie war sie aber auch schön, alle Andern neben sich verdunkelnd! Es hatte ihn ordentlich verwirrt, ihm fast den Athem benommen, wenn sie vor ihm stand und mit den großen blauen, strahlenden Augen ihn ansah, diesen lebensfrohen Augen, die heiß und verlangend in die Welt blickten, als suchten sie nach dem Glück, das ihr werden müsse. Und wenn er in seiner Befangenheit nicht wußte, was ihr zu sagen, da hatte wieder Freund Hellmuth geholfen, dem Beisammensein das Beängstigende genommen und ihm den Weg geebnet, daß er es endlich wagte sie zu bitten, die Seine zu werden, seine geliebte Frau!

Er stand jetzt vor seiner Gartenthür still und athmete hochklopfenden Herzens auf; er schwelgte fürmlich in der Erinnerung jenes köstlichen Augen-

blickes, da sie „ja“ sagte — in dem Vollgefühl der Seligkeit, welche ihn seitdem erfüllte. Er hatte gar nicht geahnt, daß die Erde so viel zu bieten vermöchte, und er kam sich oft undankbar gegen seine alten Freunde und Gefährten, die Klassiker, vor, wenn er plötzlich die Feder bei Seite warf und das Buch aufgeschlagen liegen ließ, weil es ihn hinüberzog in das Zimmer, wo Anna bei ihrer Arbeit am Fenster saß. Er konnte ihr zwar nichts von dem sagen, was ihn zu ihr zog und ihn an ihrem Anblick sich weiden ließ; er hatte eine fast kindliche Scheu, sein heißes liebendes Herz aufzudecken. Aber er meinte, sie müsse es selbst herausfühlen, ohne daß er es ausspreche, wie seine Seele an ihr hing.

Er schloß nun die Gartenpforte auf und schritt auf sein Haus zu, das hinter Baumgruppen versteckt lag. Aber er betrat nicht wie gewöhnlich den Flur und von da aus sein Zimmer, um dort erst abzulegen; sondern er umging das Haus, damit er von der andern Seite gleich in den Gartensalon gelange. Er war so unbeholfen im Gehen, so verlegen dabei um Worte, und dachte seinen Frühlingsstrauß dort auf Annas Tisch zu legen, während sie, wie stets um diese Zeit, noch im Haushalt beschäftigt war. Als er aber die Freitreppe emporstieg, hob er die Augen zu den Fenstern auf, und da sah er dort Hellmuth neben Anna stehen, ihre Hand in der seinigen liegend.

„Er wird ihr Glück wünschen,“ dachte der Professor und nickte dankbar dem Freunde zu, der treulich des Tages gedacht hatte, welchen er selbst beinahe vergessen gehabt.

„Das ist schön von Dir, Hellmuth, daß Du zu uns Glücklichen auch Deine Freude an diesem Tage bringst,“ rief er, die Thür öffnend, dem Freunde zu.

Dieser stand noch an das Fenster gelehnt, die junge Frau aber eilte bei seinem Eintreten zu der entgegengesetzten Thür hinaus.

„Du mußt bei uns bleiben und mit uns speisen, alter Freund — bitte, mache uns die Freude. Anna geht gewiß schon deshalb das Nöthige zu besorgen,“ fuhr der Professor glücklich lächelnd fort und streckte Hellmuth die Hand entgegen. Da dieser sie aber nicht ergriff, vergaß er in seiner frohen Erregung, daß er sie zum Gruß geboten, befreite den Strauß von seiner Papierhülle und legte ihn auf Annas Nähtisch hin. Er war so erfreut das zu thun, als bereite er eine Christbescheerung vor und als sei ihm der Strauß der Ausdruck alles dessen, was sein übergücklich Herz empfand und nicht zu sagen vermochte.

„Rein, ich kann nicht dableiben, Erhard — es thut mir leid — aber meine Frau — dringende Geschäfte erwarten mich,“ stieß jetzt Hellmuth befangen in abgerissenen Sätzen hervor; vielleicht wurde es ihm schwer, die Bitte des Freundes abzuschlagen.

Wie verschieden waren doch die beiden Männer im Aeußeren. Obgleich gleichen Alters, sah Hellmuths große Gestalt, der Kopf mit dem vollen

dunklen Haar und den leuchtenden braunen Augen überaus jung aus neben der kaum mittelgroßen, etwas vorwärts gebeugten Figur des Professors, der so alt erschien mit dem ruhigen, ernstern Gesicht unter dem spärlich werdenden Haupthaar.

„Wie schade!“ rief Erhard bedauernd aus. „Aber freilich, ich hätte früher daran denken und Dich und Deine gute Frau dazu auffordern sollen. In Eurem Hause feierten wir ja voriges Jahr unser Hochzeitsfest. Sei mir deshalb nicht böse, lieber Freund. Du weißt, ich bin für solche Dinge so untauglich, so vergeßlich — wahrlich, es ist eine Schande, daß dem so ist. — Aber wie lieblich die Blumen duften!“ lächelte er wieder, auf seine Festgabe blickend. „Anna wird sich gewiß über den Strauß freuen. Weißt Du noch, Hellmuth, wie wir als Knaben zusammen die Wälder um die Stadt durchstreiften, die ersten Märzglöckchen zu finden? Ja, wir beide waren Zeit unseres Lebens immer bei einander, als Jungen, als Studenten und nun auch als gereifte Männer immer dieselben Freunde noch. Es ist das ein Segen, eines der großen Glücksgüter, womit mich ein gnädig Geschick so reichlich bedacht hat.“

War es der Festtag, waren es die Frühlingsabblumen, was ihn so erregte? Er hatte kaum jemals noch so viel von sich gesprochen, so aus der Tiefe seines warmen Empfindens hervor. Es war wie ein Hauch über ihn gekommen, ein Ueberfluthen seiner still gehüteten Gedanken und Gefühle, als habe auch in seiner Seele der Lenz plötzlich die einengende Eisdecke gebrochen. Hellmuth, der sonst so lebhafte, war ganz einsilbig gegenüber dieser frohen Erregtheit, als hätten sie beide heute die Rollen getauscht, und als belaste ihn innerlich etwas mit schwerem Druck die Seele, sah er mit verstörtem Blick auf den heiter plaudernden Freund.

„Erhalte Dir Gott Dein Glück,“ sagte er bewegt und griff dann hastig noch seinem Hut, um zu gehen.

„Du willst doch nicht schon wieder fort, da ich eben erst gekommen bin?“ fragte Erhard.

„Ich muß — meine Zeit drängt.“

„So warte wenigstens, daß ich Anna erst rufe.“

„Nein, nein — wir haben uns ja schon gesehen, gesprochen,“ wehrte Hellmuth heftig dagegen. Und fort war er, ehe noch Erhard ein weiteres Wort zu sagen vermochte.

„Er hat gewiß einen schweren Kranken,“ dachte dieser.

Dann setzte er sich an Annas Platz - vor dem Tischchen am Fenster nieder und wartete hier, daß sie endlich wieder hereinkommen und er ihren ersten Blick auf die Blumen abjagen könne. Vor ihm lagen die hundertertei Kleinigkeiten, welche sie zu ihren Arbeiten bedurfte, alle die kleinen Instrumente, bunte Fäden, Bänder, Knöpfchen — welche Nichtigkeiten waren es und doch wie reizend erschienen sie ihm heute, Alles so neu, als habe er es noch gar nicht gesehen. Er nahm den Fingerhut und versuchte, ihn auf

seinen dritten Finger zu stecken, und lächelte bewundernd, da er viel zu eng für diesen war. Ja, ihre kleinen rosigen Finger! Wie oft hatte er sie verstohlen betrachtet, wenn sie um ihn herum beschäftigt waren, als seien es Feenhände, welche sich da bewegten.

Ueber diesen Gedanken vergaß er ganz, daß es doch recht lange dauere, ehe Anna wieder erscheine, ihn zum Mittagstisch zu holen. Und als sie endlich kam, blieb sie an der Thüre stehen, ohne näher zu kommen und rief ihn von dort aus. Er ging auf sie zu und küßte sie innig auf die Stirn; sie duldete es, ohne ihn anzusehen und ohne den Kuß zu erwidern, ja es war fast, als nehme sie ihn hin, ohne etwas dabei zu empfinden.

„Heute ist unser Hochzeitstag, Anna.“ Mehr vermochte er nicht zu sagen, so bebte ihm das Herz vor Rührung bei ihrem Anblick.

Sie sah ihn betroffen an, als habe sie bis jetzt noch nicht an die Bedeutung des Tages gedacht. Ueber der blauen Iris ihrer sonst so funkelnden Augen lag etwas Verschleiertes heute, wie wenn eben noch Thränen darin gestanden hätten und als zitterte auch in ihrer Seele eine Bewegung die sie still mache, während sie sonst immer tändelnd und spielend, lebhaft und beweglich war, ein sorgloses Kind, das Freude heischend in das Leben hineintanzte. Erhard, den ernstesten Mann, hatte das an ihr erstreut; er hatte ihr immer bewundernd zugeesehen, wie dem gaukelnden Spiel eines Schmetterlings. Ihm war Alles reizvoll, was sie that, eine liebliche Offenbarung von etwas ihm völlig Unbekannten, gegenüber dem altbekannten und vertrauten Ernst seiner Wissenschaft. Selbst ihre Fehler und Schwächen, wenn sie deren hatte, liebte er an ihr, weil er sie als solche nicht sah, sondern sie mit seinen gereiften Jahren der Jugend zu gut rechnete. Ihm dünkte es lieblich, daß sie wie eine Blume dahinlebe, die allen Sonnenschein hinnimmt und dafür nichts giebt als ihre Schönheit. Einem andern Manne zwar, der mehr begehrte, als daß sein Weib sich von ihm lieben lasse, würde Annas Wesen vielleicht nicht befriedigt haben; aber in seiner selbstlosen Art dachte er nicht an den Unterschied zwischen der Frau, die liebt, und der, welche sich nur lieben läßt. Er war glücklich in dem, was er an Liebe ihr gab und glaubte bei ihr an dieselbe Wärme des Herzens, wo es auch seinem eigenen übervollen nicht gelingen wollte, zum Ausdruck seiner Gefühle zu gelangen.

Ganz entgegen der außergewöhnlichen Lebhaftigkeit, welche er vorhin dem Freunde gezeigt hatte, war er jetzt wieder ziemlich wortlos bei ihrem gemeinschaftlichen Mittagsmahl. Aber er trank Anna liebevoll zu, ergriff sogar einmal ihre Hand und hielt sie lange und innig in der seinigen fest. Er war noch immer wie ein schüchterner Liebhaber und hing mit zagender Gluth an der Schönheit und dem Liebreiz seiner Frau.

Einige Tage vergingen nun wieder in der gewöhnlichen geregelten Art ihres stillen Lebens. Erhard hatte seine Vorlesungen in der Universität, seine Studien daheim und die Nähe seiner Frau — damit waren für ihn Gedanken und

Zeit in beglückender Weise ausgefüllt. Anna aber hastete wie ein unstäter Geist in der geräuschlosen Eintönigkeit ihres Hauses umher. Die ruhige Arbeit am Nähtisch machte sie ungeduldig und das Besorgen ihrer kleinen Wirthschaft interessirte sie wenig. Oft warf sie unmutig die Näherei von sich und sprang auf, um im Hause umher zu laufen, ohne doch eigentlich dort etwas zu thun. Oder sie lehnte an dem Fenster, von wo aus sie doch auch nur den umbuschten Garten übersehen konnte, und drückte den Kopf gegen die Scheiben, als möchte sie hinaus. Sie konnte doch gehen, wenn sie wollte, aber sie hätte nicht gewußt wohin. Sie war in der Stadt noch immer so fremd wie im Anfang ihres Aufenthaltes; Erhard's Abgeschlossenheit von den Menschen ließ auch sie keine Anknüpfungspunkte gewinnen, außer mit Doctor Hellmuth und dessen Frau. Zwischen dieser und ihr lag aber wenig gegenseitige Sympathie und sie verkehrten, seitdem Anna verheirathet war, nur selten zusammen. Und Hellmuth, der sonst fast täglich zu ihnen kam, hatte sich jetzt befremdend lange nicht sehen lassen, daß sogar dem Professor endlich diese ungewöhnlich lange Abwesenheit auffiel und er sich vornahm, einmal selbst nach dem Freunde zu sehen. Doch vergaß er wieder das zu thun.

Da fand er eines Tages beim Nachhausekommen seine Frau auf dem Bett liegen, die Augen verweint, das Gesicht in die Kissen gedrückt und auf seine besorgte Frage, was ihr widerfahren sei, klagte sie gereizt über heftigen Kopfschmerz; er sollte sie in Ruhe lassen und nicht fragen, verlangte sie ungeduldig. Eine grenzenlose Angst befiel ihn ihretwegen; bis jetzt hatte er Anna noch nie krank gesehen, und er schickte sofort nach Hellmuth, daß er als Arzt helfe.

Bei dessen Eintritt fing Anna wieder heftiger an zu weinen, und Hellmuth blickte ziemlich befangen auf die schluchzende junge Frau, welche ganz beherrschungslos sich ihren Schmerzen überließ und auf seine Fragen nach ihren Leiden kaum zu antworten vermochte.

„Die Nerven sind gereizt — ich will ihr ein Beruhigungsmittel geben,“ erklärte Hellmuth dem Freunde, als er mit ihm das Zimmer verließ. Dann setzte er bewegt hinzu: „Du wirst Dir aber einen andern Arzt suchen müssen, Erhard, denn ich habe eine Aufforderung der Regierung angenommen, welche Aerzte nach dem Kriegsschauplatz der Vereinigten Staaten Amerikas sendet, und ich werde wohl eine lange Zeit abwesend sein.“

„Du willst fortgehen?“ rief Erhard verwundert aus. „Aber Du setzt mich in grenzenloses Erstaunen, Hellmuth; hast Du doch mit keiner Silbe noch dessen erwähnt, und bist auch so lange nicht bei uns gewesen.“

„Nicht?“ meinte der Doctor unsicheren Tones. „Die Unterhandlungen schwebten noch darüber — das hielt mich so lange von Dir fern. In einigen Wochen reise ich aber nun ab und bis dahin bin ich noch überhäuft mit Geschäften aller Art.“

„Wie werde ich Dich vermissen, mein alter Freund!“ sagte Erhard und

legte die Hand liebevoll auf des Doctors Schultern. „Und doch muß ich Dir Glück wünschen zu dieser Sendung, welche gewiß ein Gewinn für Deine Wissenschaft sein wird.“

„Ja, sie ist nöthig für mich — sonst würde ich nicht fort von hier gehen,“ rief Hellmuth in ungewöhnlicher Heftigkeit aus.

Erhard drang nun in ihn, wenigstens so lange er noch da sei, Anna zu behandeln. Hellmuth weigerte sich dessen; die Krankheit sei nicht besorgnißerregend, sie werde bei Ruhe bald wieder gehoben sein, und er selbst sei jetzt allzu sehr beschäftigt. Aber endlich mußte er Erhards lebhaften Bitten doch nachgeben und versprechen, bald wieder nach Anna zu sehen.

* * *

„Ich verrathe Dich, meinen besten, ältesten Freund, wie ich sie, meine Frau, verrathe! Ich habe mit mir gegen diese Sünde gerungen so viel ich vermochte; fort wollte ich gehen, um der furchtbaren Versuchung zu entfliehen und die alte Ruhe wiederzufinden. Umsonst, ich unterliege — unsere Leidenschaft ist stärker als unsere Kraft. Vergieb mir, vergieb ihr, wenn Du es vermagst — wiedersehen wirst Du mich niemals. Ich gebe Alles auf, auch den Auftrag der Regierung, auf daß wir ungesannt in eine neue Welt fliehen können.
Hellmuth.“

Mitternacht war längst vorüber und noch immer saß Erhard an seinem Schreibtisch vor diesem Briefe, an derselben Stelle, wo er ihn am Abend beim Heimkommen fand und erstaunt erbrach. Er hatte ihn gelesen, ohne erst zu verstehen, was er las — es war zu unsaßbar! Er, der nie einem Menschen mißtraut hatte und in seinem warmherzigen Vertrauen ein so schlechter Beobachter seiner Umgebung war, er konnte nicht begreifen, welche Schmach ihm da angethan wurde. Wie gelähmt am Geiste grübelte er über den unbegreiflichen Sinn der Worte nach, welche unheimlich, mit etwas Gräßlichem im Hinterhalt, hier vor ihm standen.

Doch als die Dienerin eintrat und fragte: ob der Herr Professor nun speisen wolle, Frau Erhard sei noch am Nachmittag abgereist — sie sagte das so ruhig, augenscheinlich in dem Wahne, daß dieses eine ganz unfängliche, von ihm gekannte und gebilligte Thatsache sei — da zerriß die Wolke vor seinen Blicken und der Wetterstrahl zuckte mit vernichtender Gewalt auf ihn nieder. Er konnte nur noch heftig dem Mädchen bedeuten, hinauszugehen, dann sank sein Kopf ächzend und schwer auf seinen Arm herab, als habe der niederfahrende Strahl mit mächtigem Schläge einen Baum gefällt.

Von ihr kein Wort! Als habe sie nicht gewußt, was sie ihm schreiben, womit sie ihre Schuld beschönigen könne, war sie ohne ein Wort von ihm gegangen. Er verlangte auch nicht darnach; was konnte sie anders sagen, als was auf dem einen schrecklichen Blatte stand?

Und so saß er Stunde um Stunde da, ohne sich zu rühren, nicht mit

dem Kopf, nicht mit sonst einem Glied, als sei er gelähmt am Körper. Er dachte nur immer: „Mein Freund — mein Weib! Mein Weib — mein Freund!“ Darüber hinaus kam er nicht, in seinem gemarterten Hirn drehte es sich im Kreise um diese beiden Theuern. Er wußte nicht, welches von den Beiden ihn wilder leiden mache. Zu seiner Frau war wol die Liebe leidenschaftlicher, zu seinem Freunde aber das Vertrauen tiefer, mit ihm fester verwachsen gewesen, und nun wurden beide gewaltsam aus seinem Herzen gerissen. Der Ahnungslose, wie war er sicher an diesem Abgrund hingewandelt, nicht sehend, daß er zu seinen Füßen gähne. Und nun er von ihren Händen hinabgestoßen worden war, lag er in der Tiefe des Elends, ohne Möglichkeit, sich wieder an das heitere Licht seines bisherigen Lebens emporzuschwingen. Wenn eines der Beiden ihn verrieth, es wäre schon kaum zu ertragen gewesen; doch er hätte wenigstens Eins zum Ersatz für das Andere gehabt. Aber Beide! Es war nicht auszudenken, welches Elend das war.

So ging diese gräßliche Nacht dahin, ohne daß er bemerkte, wie die Stunden verrannen, die Lampe herabgebrannt war und tiefe Finsterniß ihn umgebe. Wozu auch hätte er Licht gebraucht? Die Schrift des Blattes, welches vor ihm lag, leuchtete auch in der Dunkelheit in seine gefoltete Seele hinein. Endlich erhob sich das Morgenlicht wieder und weckte die schlafende Stadt. Auf der Straße begann das Geräusch fahrender Wägen und Marktkarren sich hören zu lassen, die Glocke am Gartenthor ertönte wiederholt, um Einlaß für die ersten Bedürfnisse des Tages zu fordern, der Zeitungsträger brachte das frische Morgenblatt, und als die Dienerin mit dem Frühstück eintrat, das Erhard in seinem Studirzimmer einzunehmen pflegte, da schreckte er endlich aus seiner Betäubung empor und den Kopf aufrichtend, sah er, daß ein neuer Tag angebrochen war und mit ihm das neue Leben, die unabwendbare gräßliche Wirklichkeit dessen, was ihm in dieser Nacht noch immer als unmöglich erscheinen wollte.

Das Mädchen entsetzte sich, daß sie beinah das Geschirr aus der Hand fallen ließ, als sie ihn erblickte. Es war als ob ein Tottenkopf sie anstarrte, so verfallen waren die Züge, so erloschen die Augen, so erbsahl die Farbe seines Gesichtes.

Er stand auf taumelnd und unsicher; wie Einer, der lange auf dem Krankenbette lag, wo er das Gehen verlernt hat und nun wieder Laufversuche macht, so wankte er ein paar Mal das Zimmer auf und nieder. Was war nun zu thun? Wie sollte er dieses neue Leben beginnen? Die Morgensonne schien so freundlich wie immer zu seinen Fenstern herein, und es that ihm weh, als er diese heitern Strahlen wieder sah, in deren Leuchten noch gestern Annas blondes Haar wie Gold erglänzte, hier an derselben Stelle, wo er nun einsam stand. Er trat an das Fenster, die Vorhänge zu schließen und das schmerzende Licht von sich abzusperren. Doch da dachte er: „Was hilft Dir das? Du mußt Dich doch an das Licht und an die

Welt außen wieder gewöhnen — Du kannst sie nicht von Dir abschließen, da Du noch zum Leben verdammt bist.“ Und er ließ die Sonnenstrahlen ungehindert eindringen, wie sie wollten.

Aber Eines mußte geschehen und zwar gleich und für immer, auf daß alles abgethan sei, mit einem Male, was aus seinem Herzen gerissen wurde und ihn nichts mehr daran erinnere. Er nahm Annas und Hellmuths Photographiebilder von der Wand ab und trug sie hinaus. Dort rief er die Dienerin herbei. Er gab ihr keine Erklärung über das Geschehene, er hätte nicht darüber zu sprechen vermocht, sondern sagte ihr nur, sie solle wie bisher ihre Arbeit versorgen. Und nun ließ er aus dem Gartensalon Annas Nähtisch nach deren Zimmer tragen.

Als das Mädchen ihn aufhob, fiel etwas herab und rollte vor Erhard's Füßen hin. Es war der Fingerhut, welcher auf dem Tischchen liegen geblieben war. Mit stieren, erschreckten Blicken sah er darauf nieder, als sei das kleine Ding etwas Furchterliches; denn er mußte des Hochzeitstages gedenken, da er den Fingerhut aufnahm und sich an seiner Kleine erfreute. Noch nicht zwei Wochen sind seitdem vergangen und nun? Es durchschauerte ihn — damals schon war er der Betrogene gewesen, als er die Beiden dort am Fenster stehen sah, Annas Hand in denen von Hellmuth liegend. Ach, es war so leicht gewesen, ihn, den Arglosen, zu betrügen, der nur Liebe zu finden glaubte, wo er Liebe gab. Jetzt stand plötzlich Alles in blendender Helle vor ihm: die verführten Gesichtszüge der Beiden an jenem Tage, die Befangenheit, welche sie seiner Herzlichkeit entgegen gesetzt, dann Annas Krankheit, als Hellmuth länger fortblieb, und nun am Ende diese niederschmetternde Enthüllung ihres Verraths. Und damit vorbei, vorbei alles Glück!

Er trat zurück — weder mit Fuß noch Hand mochte er den kleinen Gegenstand wieder berühren, als hatte daran ein Theil der ihm angethanen Schmach. Das Mädchen trug ihn mit dem Tischchen fort, Erhard legte die beiden Photographiebilder in Annas Zimmer, ließ darin die Fenster verhüllen, und schloß dann die Thüre ab. „Eine Gruft, darein mein Herz begraben wurde,“ dachte er schmerz erfüllt.

Es war nun Zeit, daß er seiner Vorlesungen wegen in die Universität gehe; unverändert lief ja Alles seinen Gang fort, unbekümmert darum, ob auch ein Menschenleben aus seinen Angeln gehoben worden war. Er langte nach seinen Hesten, dabei streifte sein Blick an den Reihen seiner alten Freunde, den Klassikern, vorüber. Ein wehmüthig Lächeln, wie Mondenglanz auf einem Leichensteine, glitt über sein fahles, zum Tode trauriges Gesicht.

„Ich bin euch so oft untreu geworden, ihr großen Todten, um einer Lebenden willen,“ flüsterte er mit schmerzlich zuckenden Lippen. „Verzeiht es mir und laßt es wieder sein wie sonst; ich gehöre euch nun ganz wieder an.“

Dann ging er fort und wie er über die Brücke des Flusses schritt, da ließ er aus seiner Hand etwas Schweres hinabfallen; laut und derb schlug es auf, daß das Wasser hoch emporspritzte, als wühle sich Etwas tief in den Grund ein. Es war der Schlüssel zu ihrem Zimmer.

Ach, daß er auch alle Erinnerungen hätte mit hinabsenten und verschwinden lassen können! Es sollte ja nun Alles wieder sein wie sonst, wo er auch nur der Wissenschaft lebte, darin Glück und völlige Befriedigung fand und nichts weiter bedurfte zum Vollgenuß seines Daseins. Aber es war ein Irrthum zu denken, es könne wieder so werden, wie ehemals; mit ihm war ein Andres geworden, das ihn nicht mehr fähig sein ließ für die völlig selbstvergessene Hingabe an sein altgewohntes Streben und Wirken. Daß nichts in ihm ausstürmen konnte, nichts von dem tobenden Schmerz in seinem Innern an die Oberfläche zu treten vermochte, sondern alles still da drinnen in der Tiefe rang und wühlte und an ihm zehrte: das untergrub seine ganze Natur in ihrer bisherigen Anlage. Eine Bitterkeit war an Stelle der frühern harmonischen Lebensfreude in seine Seele gezogen, die ihm selbst im Verkehr mit seinen alten geliebten Classikern den sonst vollempfundnen Genuß vergällte, ihn muthlos und unzufrieden mit sich selbst, scheuer und besangener noch den Menschen gegenüber machte. Er wußte nicht, ob er jetzt diese mehr hasse und verachte oder fürchte. — Wem sollte er trauen, wen noch lieben unter ihnen, wenn jene Weiden ihn betrügen und verrathen konnten? Und dann, er hatte nie Andern sein Glück zeigen können, es hatte immer wie eine Perle tief verschlossen in seinem Innern geruht; wie fürchterlich war ihm nun, gerade sein Unglück Allen offenbar zu wissen. Es rührte zwar Keiner an die Wunde in seinem Herzen und es war so leicht, den abgeschlossenen, stillen Gelehrten unwissend über das Gerede der Leute zu halten, die freilich genugsam sein trauriges Geschick besprachen und breittraten. Aber denken zu müssen, daß sie wußten, was ihm widerfahren, war ihm ein Bloßstellen seines tiefinnerlichen Elendes, als werde an ihm ein Gebrechen, das er um Alles gern verborgen gehalten, ohne Schonung und Scheu zur Schau an das Licht gezogen, und er litt unsagbar unter Aller Blicken, so theilnehmend sie sein mochten, als stehe seine Seele an öffentlichem Pranger ausgestellt.

Aber auch äußerlich litt er unter Widerwärtigkeiten, denen er nicht zu begegnen verstand. Früher, ehe er heirathete, hatte er eine Dienerin, die er mit dem Haus von seiner Mutter ererbte und die in altgewohnter Weise, wie die Verstorbene es gethan, für ihn sorgte. Auf Hellmuths Vorstellung und Rath entließ er aber diese, als er Anna heirathete, damit die sehr selbstständig gewordene Dienerin nicht die Autorität der neuen Hausfrau beeinträchtige und deren junges Glück trübe. Diese alte treue Person hatte sich inzwischen auch verheirathet und war aus dem Orte gezogen. Erhards jetzige Dienerin aber, ein junges, leichtsinniges Ding, ließ es an allem fehlen, was er zu seinen wenigen Bedürfnissen brauchte, und doch war es

ihm unmöglich, sie darüber zur Rede zu setzen oder sich zu beklagen. Als er aber einmal unerwartet früher nach Hause kam und in seinem Studirzimmer das Mädchen mit einem Soldaten sich belustigend fand, riß ihm die Geduld und er kündigte ihr den Dienst.

Was aber sollte er nun thun? Nach langem Ueberlegen, wie er es am besten einrichte, kam er zum Entschluß, eine ältere Dame zur Führung seines Hauswesens zu suchen. Aber das Wie bot neue Schwierigkeiten, da er sich nicht entschließen konnte, mit der Gattin irgend eines seiner Collegen darüber zu berathschlagen. Endlich entschied er sich, deshalb in der Zeitung ein Gesuch unter Chiffre einrücken zu lassen. Mit Unruhe sah er dem Ergebnisse entgegen! Es war doch ein sehr großer Entschluß für ihn, eine ganz Fremde bei sich aufzunehmen, mit welcher im täglichen Leben vielfach in Berührung zu kommen nicht zu vermeiden war.

Er erhielt auf sein Gesuch eine große Menge von Anerbietungen aller Art und damit eine schwere Wahl. Jüngere und bejahrte Wittwen, ältere Mädchen aus den verschiedensten Lebensstellungen und Verhältnissen, aus Städten und vom Lande, vielfach Erprobte und mit Zeugnissen Versehene, und Solche, welche zum ersten Mal sich Fremden dienstbar machen wollten, die ganze große Kategorie derer, welche mit ihrem Lebensunterhalt zu ringen haben — ihm schwirrte der Kopf über allen diesen Anpreisungen und schüchternen Bitten von Personen, die ihm so fremd waren wie ihr Name. Eine Zuschrift nach der andern legte er zu späterer nochmaliger Prüfung auf die Seite, ohne daß bis jetzt eine ihm besonders annehmbar erschienen wäre — da kam ein Brief an die Reihe, dessen Schriftzüge ihn stutzen machten, sie schienen ihm bekannt zu sein. Eine alleinstehende Frau, die plötzlich durch Verhältnisse gezwungen worden, für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen, biete dem Suchenden ihre Kräfte und treuen Dienste an. Wenige knappe Worte waren es nur, als sei widerstrebend geschrieben worden; darunter stand Name und Adresse in dieser Stadt: „Julie Hellmuth, Reichstraße 9.“

Erhard fuhr erschrocken zusammen und warf den Brief hin, als greife aus demselben eine Hand nach seinem zuckenden Herzen und wühle grausam in dessen frischer Wunde. Julie, die Frau des Mannes, der ihn verrathen, elend, bettelarm an dem Glück seines Lebens gemacht! Es war zu furchtbar, wie mit dem Namen, den er nie wieder nennen wollte, alles Leid von Neuem über ihn hereinbrach, alle Schmach abermals ihm angethan wurde.

Er raffte alle die erhaltenen Briefe zusammen und schob sie in einen Kasten, ganz unfähig noch an das zu denken, weshalb er sie veranlaßt hatte.

Bis jetzt hatte er nie darüber nachgedacht, wie Julie den fürchterlichen Schlag ertrage, der wie ihn, so auch sie betroffen hatte — nie sich überlegt, wie für sie, die Verlassene, gesorgt sei, obgleich er wußte, daß sie vermögenslos und ohne nähere Verwandte dastand. Mit dem Egoismus des

Schmerzes, dem sogar eine so selbstlose Natur, wie die Erhard's unterlag, hatte er nur seinem eigenen Leide nachgegeben. Wieder in Berührung irgend welcher Art mit dieser Frau zu kommen, war ihm ein ganz unerträglicher Gedanke, und obgleich er seit einer Reihe von Jahren mit ihr in Verkehr gestanden und Freundliches von ihr genossen hatte, scheute er gerade sie am allermeisten. Es war ihm daher ganz unmöglich, sich ihr auf diesen Brief hin zu nähern oder ihre Anfrage zu beantworten; sie wußte ja auch gar nicht, auf wessen Besuch sie geschrieben hatte, und es war darum ohne alle Consequenz, wenn er schwieg. Er gab überhaupt nun den Gedanken ganz auf, eine Dame in sein Haus zu nehmen, beauftragte eine Diensthotenvermittlerin, ihm eine andre Dienerin zu besorgen, und mühte sich, den peinlichen Zwischenfall aus den Gedanken zu bringen. Da las er einige Tage später in dem Zeitungsblatt der Stadt groß gedruckt den Dank des Bürgermeisters für fünftausend Thaler, welche eine hochgesinnte Dame „J. H.“ der Stadt für unbemittelte Wittwen überwiesen habe.

„J. H.“ Als Erhard diese beiden Buchstaben vor sich erblickte, berührte es ihn sonderbar, als könnten sie nur immerwieder den gefürchteten Namen Julie Hellmuth bedeuten. Aber es war doch widersinnig das zu denken; wer solche Geschenke machen kann, muß nicht seines Lebensunterhaltes wegen in fremde Dienste treten. Und dennoch konnte er den öffentlichen Dank nicht aus dem Sinn bringen, und das J und das H nahmen in seinen Gedanken immer mehr den Namen Julie Hellmuth an.

Die letzten Sonnenstrahlen des Tages leuchteten an dem roth und gelb gefärbten Laub der Eichen und Buchen, auf dem Boden raschelten die dürrn Blätter, welche schon in Menge durch die kalten Nächte von den Zweigen abgestreift worden waren, und über den Wiesenflächen stiegen geisterhaft die Herbstnebel auf, als Erhard in den spätern Nachmittagstunden auf einem der einsamsten Wege des Stadtparkes langsam dahin ging. Den Kopf ein wenig vorgeneigt, sah er wohl eigentlich nicht viel von dem, was ihn umgab; aber er empfand dennoch die herbstliche Mahnung des Scheidens und Vergehens und sie paßte gut in die Stimmung seiner Seele. Ihm kam das Sterben jetzt lieblicher vor als das Leben; denn für was er lebte, dünkte ihm gar nicht mehr des harten Ringens werth, das unser Dasein zwischen Wiege und Sarg ausfüllt; alles, was ihm bis jetzt groß und schön erschienen, war seiner idealen Hoheit entkleidet worden, seitdem ihm die Fähigkeit verloren gegangen war, sich für das noch zu erwärmen, was ihm doch so lange Jahre hindurch das reine Gefühl des Glückes und der Befriedigung in die Seele ergossen hatte. Es kam ihm jetzt so einerlei vor, ob er sein Körnchen Weisheit noch zu dem Berg von Wissen hinzutrage, den die Jahrtausende aufgehäuft haben, so nutzlos, damit die Tage auszufüllen, daß er wie ein Maulwurf in den alten Schriftstellern wühle und grabe, und ob es nicht ebenso gut oder besser noch wäre, das alles von sich

zu werfen und in irgend einer menschenentrückten Einsamkeit sein bißchen Acker zu bauen für die Nothdurft seines Lebens und still zu warten, daß dieses endlich abgelaufen sei. Das Leben selbst fortzuwerfen, wäre freilich das Leichteste gewesen, und der Gedanke, das zu thun, stieg wider seinen Willen wieder und immer wieder in ihm auf, wie oft er sich auch sagte, daß es unwürdig sei, das zu thun, so lange er noch die Kraft besäße, das Leben zu ertragen; aber daß Alles so thöricht und unbefriedigend, so trügerisch und gehaltlos war, womit er es ausgefüllt hatte, das lag lähmend, wie ein Alpdruck, auf seiner Geistesthätigkeit und ließ ihn verlangend nach einem Ende sehen.

Er war bis zu der Eiche gekommen, an deren Stamm eine Bank sich befand und davor das stille Wasser des Flusses, der hier eine Biegung macht und tief und dunkel zwischen den umgrenzenden Bäumen still zu stehen scheint — ein versteckter, träumerischer Platz, an welchem Erhard gewöhnlich auf seinen einsamen Spaziergängen zu rasten pflegte. Hier schlugen immer die ersten Nachtigallen im Frühling und blühten die letzten Vergißmeinnicht im Herbst, hierher verlor sich selten der Fuß eines Lustwandelnden, so versteckt und fern wie der Platz von den besuchten Theilen des Parks lag. Sonst hatte sich Erhard an diesem Stückchen Waldeinsamkeit innig erfreut, an dem traulichen Bild der überhängenden Laubmassen, welche hinab nach dem feuchten Element strebten, an dem rastlosen Spiel der Mücken und dem Auf- und Niederschweben der Libellen, an dem leisen Wiegen des Schilfes sich ergötzt, und friedlich und anmuthsvoll hatte sich das in sein Gedankenleben hinübergesponnen und mit ihm sich verwebt. Er hatte nie Verse gemacht und ahnte gar nicht, welch ein dichterisch fühlendes Gemüth er besaß. Jetzt erschien ihm der Platz schwermüthig wie seine eigene Seele; aber gerade deshalb war er ihm lieb und zog er ihn an, und der Gedanke, hier sein Leben zu enden, hatte eine magnetisch anlockende Kraft dem stillen Fleckchen gegeben, die ihn immer wieder hierher trieb.

Heute war, durch das Herbstgefühl angeregt, diese Sehnsucht lebhafter denn je in ihm und beherrschte ihn mehr und mehr. Ein Sprung von dort in das stille Wasser und alles Leid hatte ein Ende!

Wie er sich jetzt seinem Lieblingsplatz näherte, sah er aber mit Verstörung, daß dieser schon einen Besucher gefunden habe; denn auf der Bank lag ein Damenhut, ein Tuch und eine Tasche, und obgleich die Besizerin dieser Gegenstände augenblicklich nicht zu sehen war, kehrte Erhard doch sofort sich um, in der Absicht, weiter zu gehen. Da drang seitwärts von dem Uferstrand her ein leises, halbunterdrücktes Stöhnen und Schluchzen an sein Ohr. Was war das? Er neigte sich vor, um zu ergründen, wer es sei, der da weine, und da sah er in dem Dämmerlicht der überhängenden Zweige, dicht vor dem Wasserspiegel und halb abgewendet von ihm, eine Frauengestalt stehen, welche die Hände fest verschlungen hielt und in einem letzten Gebet zu ringen schien. Ja, mit der Hellsehigkeit, die eigenes Em-

pfinden ihm gab, durchdrang ihn sofort die furchtbare Gewißheit, daß sie mit dem Leben abgeschlossen habe und zwischen Vorfaß und That rang, sich da hinab in die dunkle Fluth zu stürzen. Er hatte doch soeben noch denselben Gedanken in sich getragen, auf dessen Ausführung gesonnen; was ihm aber für sich selbst verlockend erschienen war, trat, bei einem Andern gesehen, ihm in aller erschreckenden Verwerflichkeit vor die Seele. In angstvoller Hast, daß er nicht zu spät komme, sie von der gräßlichen That zurückzuhalten, eilte er die kurze Strecke unter den Bäumen zu ihr hin. Auf dem weichen Rasen des Ufers blieben seine Schritte ungehört und er hustete ein wenig, als er ziemlich nahe hinter ihr stand, sie aufmerksam zu machen, daß sie nicht mehr allein sei, und ihr so das Beschämende ihrer Lage zu nehmen. Da kehrte sie langsam das verstörte Gesicht nach ihm um, und er sah in die verzweiflungsvollen Augen Julie Hellmuths.

Er war bei ihrem Anblick so betroffen, wie sie über den seinigen; sein Gesicht so bleich und entsezt, wie das ihrige; er jedes Wortes unfähig, wie sie es war, als sie sich jezt zum ersten Mal wiedersehen und so sich wiedersehen — mit demselben unheilvollen Gedanken er wie sie beschäftigt! Ein armes, elend gewordenes Menschenkind, so stand sie vor ihm und er vor ihr, nachdem sie im Besiz des Glückes sich zuletzt gesehen, Alles Weh seines Lebens bäumte sich bei ihrem Anblick vor ihm auf, als wenn es greifbar in ihrer Gestalt vor ihm stiehe.

Aber nur einen Augenblick verwirrte und betäubte es ihn vollständig und wollte ihn entsezt von ihr zurückscheuchen. Dann erinnerte er sich, daß er einer Verzweifelnden hatte helfen wollen, der er nun um so mehr helfen mußte, als Julie die Unglückliche war. Ein Gefühl, als ob auch er an ihr gesündigt habe, weil er die Verrathene, welche eine Zuflucht bei ihm suchen wollte, ohne Theilnahme und Hilfe sich selbst überlassen hatte, stieg in ihm empor und überwand und drängte alles in seinen Gedanken zurück, was zwischen ihm und ihr stand. Sie durfte gar nichts davon ahnen, daß und wie sehr es ihm widerstrebt hatte, sie bei sich aufzunehmen, und daß er jezt ihren verzweifelnden Entschluß errathen; sie mußte denken, daß sie ihm helfe, wenn er ihr zu helfen suchte. Alles das durchkreuzte im Gedankenfluge sein Hirn, während Beide sich zu sammeln suchten von dem jähen Schreck ihres plötzlichen Wiedersehens. Ihm gelang es am ersten. Er streckte ihr die Hand entgegen und sagte so ruhig, als er es bei seiner Aufregung vermochte:

„Wenn ich nicht so menschenföu geworden wäre, so würde ich schon längst zu Ihnen gekommen sein, Frau Julie, mir Ihren Rath und Ihre Hilfe zu erbitten. Nun bringt mich der Zufall Ihnen in den Weg.“

Er hatte sie sonst Frau Hellmuth genannt, doch er brachte den Namen nicht über die Lippen; sie aber bemerkte das nicht. Noch immer war sie nicht mit allen Sinnen auf der Erde, welcher sie eben erst zu entrinnen gedachte und auch jezt noch diesen Vorfaß nur für verzögert hielt.

„Meinen Rath — meine Hilfe?“ stammelte sie, ganz unfähig, das Beben der blassen Lippen zu bezwingen.

„Ja,“ entgegnete er mit dem schwachen Versuch eines Lächelns, um sie zuberstichtlicher zu machen. „Ich bin so unpraktisch, so unbeholfen für die alltäglichen Dinge des Lebens und ich weiß nicht, wie ich Jemand, eine Dame gewinnen könnte, die meinem Hauswesen vorsteht, daß ich nicht unter dem Leichtsinne und dem Unverstand der Diensthboten zu leiden habe, wie es jetzt nur allzu sehr der Fall ist. Wenn Sie nicht selbst dieses Amt übernehmen wollen oder können — — — Sie wüßten doch vielleicht Jemand — — —“

Er hielt stockend inne, er wußte nicht, wie er weiter fortfahren sollte, und sah sie bittend an, als sollte sie ihm doch helfen, über diese unsichere Brücke zu kommen.

„Ich selbst?“ Sie fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und das Blut schoß ihr plötzlich heiß und mit erneutem Lebensdrange zu ihrem Kopf empor. Da war eine Zuflucht, ein Rettungsanker für ihr strandendes Lebensschiff! Schluchzen hob ihre Brust, sie hätte schreien mögen, um dadurch der belastenden Qual Luft zu schaffen; aber er stand vor ihr, da unterdrückte sie den Schrei und ließ nur den Thränen freien Lauf.

Er ließ ihr ungestört Zeit, sich wiederzufinden. Und sonderbar: bei dem Anblick des Aufruhrs ihrer Gefühle verlor sich vor ihr immer mehr seine Scheu und Bangigkeit, einen Blick von ihr in das Leid seiner Seele werfen zu lassen, und er gewann plötzlich eine gewisse Sicherheit ihr gegenüber. Dort dieselbe zuckende Wunde wie in ihm, was gab es da zu verbergen?

Endlich wurde sie etwas ruhiger und ließ die Hände von ihrem Gesicht herabsinken. Sie war entschlossen, nichts zu verleugnen, was er doch schon von ihrer verzweifelten Absicht errathen haben mußte.

„Sie wissen, Herr Professor, daß dort hinab mein Elend — — —“

„Ich weiß,“ fiel er ihr ausweichend in das Wort mit einem peinlichen Gefühl der Scham über denselben gräßlichen Gedanken, dem auch er nachgegangen hatte, „wir tragen beide schwer an einem tiefen Elend, aber wir müssen es doch zu tragen suchen. Das Ihrige wird freilich nicht leichter, wenn Sie mir etwas tragen helfen — — aber wenn Sie mir wenigstens rathen wollten?“

Sie sah ihn ängstlich an, ob es ihm ernst sei mit dem, was er sagte, und er versuchte wieder mit einem gütigen, aufmunternden Lächeln es ihr zu erleichtern.

„Rathen kann ich nicht,“ stammelte sie endlich schnell, athemlos, als könne ihr die rettende Hand wieder entinnen; „aber wenn ich selbst Ihnen helfen und dienen kann — — mein Leben war jetzt Keinem mehr von Nutzen.“

„Sie wollten selbst? Dann nehmen Sie meinen Dank für Ihre gütige Bereitwilligkeit, Frau Julie, und bitte, nun kommen Sie zu mir, sobald Sie können,“ sagte er und erfaßte ihre Hand.

Und so kam es, daß Erhard Die in seinem Hause aufnahm und ihre Gegenwart um sich duldete, welche zu sehen ihm doch die ärgste Pein verursachte. Es wurde ihm anfangs unsagbar schwer, wenn er unabänderlich, Tag für Tag, ihren Anblick vor sich hatte, wenn er ihr gegenüber sitzen, nothgedrungen hin und wieder einige Worte mit ihr sprechen mußte, und sein Inneres wand sich unter der Qual, welche ihm das verursachte. Das nicht zu überwindende Unglück seines Lebens, die beabsichtigte That, zu welcher ihn der Ueberdruß an diesem Leben gebrängt hatte — alles das stand wie verkörpert in Julie vor ihm und gemahnte ihr fortwährend daran. Aber er bezwang sich immer, indem er sich sagte: „Die Unglückliche darf gar nicht ahnen, wie quälend mir ihre Gegenwart ist. Nein, ich muß ihr glauben machen, daß sie mir eine Wohlthat erzeigt, indem sie bei mir im Hause ist, damit sie wieder zuversichtlich in das Leben zu blicken lernt.“ Dann auch redete er sich ein, in ihr eine Bundesgenossin zu sehen in dem Gefühl des Hasses und der Verachtung, welches sie wie er empfinden mußte. Sie hatten ja beide den nämlichen Feind, denselben Zerstörer ihres Friedens, denselben Räuber ihres Glückes; sie war die Betrogene und Verlassene, wie auch er es war, und sie mußte hassen und verachten, wie er es that. Und damit gewöhnte er sich nach und nach an ihren Anblick.

Er wußte freilich nicht, daß sie nicht so ahnungslos, wie er, den Todesstreich des Herzens empfangen hatte. Die Frau war hellsehender gewesen als der Mann. Ihre Ehe mit Hellmuth war eine jener verfehlten gewesen, die aus einem zu frühzeitigen Verlöbniß hervorgehen. Als ganz junger Student hatte er sich an sie gebunden gehabt, und wie er nach langen Jahren des Wartens endlich so weit war, sie heirathen zu können, war Julie verblüht und seine Liebe zu ihr erkaltet. Da kam nun Anna, jung, blühend und schön, in ihr Haus, und Julie hatte sehen müssen, wie langsam, unheimlich drohend die Leidenschaft zwischen Beiden entstanden war, erst wie ein Strich vor ihren Augen auftauchend und wieder versinkend, ein unausgesprochenes Glühen, das Keines sich eingestehen wollte, aber doch zum stetigen Funken werdend, heimlich wachsend und überhand nehmend. Julie hatte mit diesem verborgen drohenden Schreckgebild zu ringen gesucht, mit verzweiflungsvoller Angst dagegen gekämpft und um die Gefahr zu beseitigen, die Entfernung Annas aus dem Hause gewünscht. Das hatte zu einer Entscheidung in anderer Richtung gebrängt; der Professor heirathete Anna und Julie hatte wieder hoffnungsvoll aufgeathmet. Doch der einmal erglühte Funke war dadurch nur zeitweise unterdrückt, aber nicht völlig erstickt worden; von Neuem war er aufgelebt und endlich zur wilden, fessellosen Flamme aufgeschlagen, die alles verzehrte, was ihr im Wege stand. Aber der an ihr begangene Verrath hatte sie wenigstens nicht mit der

vollen Wucht des Unvorhergesehenen getroffen, wie er den ahnungslosen Erhard niedergeschmettert hatte.

Als Hellmuth seine Frau verließ, hatte er im letzten noch wachen Rechtlichkeitsgefühl die nicht ohne alle Mittel lassen wollen, welche er mit der Treue des Vatten auch um den Erhalter des Lebens betrog. Sein kleines Vermögen theilend, hatte er ihr die Summe von fünftausend Thalern zurückgelassen. Julie aber war eine stolze Natur; sie mochte von dem, welcher sie um das Glück des Lebens gebracht, nicht den Brosamen zur Erhaltung desselben annehmen. Sie hätte ihm das Geld verächtlich vor die Füße werfen mögen, und da sie das nicht konnte, überließ sie es den Armen, um nunmehr selbst des Lebens Nothdurft für sich zu erringen. Doch wie der erste Versuch, eine Stelle zu gewinnen, bei Erhard fehlschlug, war es ihr auch bei verschiedenen andern so ergangen. Einige Monate hielt sie sich hoffend, wartend, dann zagender werdend hin, indem sie ein Stück nach dem andern von ihrer häuslichen Einrichtung verkaufte; endlich aber völlig muthlos geworden, gab sie es auf, um dieses erbärmliche Leben zu ringen und wollte es von sich werfen, als Erhard's Dazwischentunft sie daran verhinderte. Und mit dem Eintritt in sein Haus hatte ihr Leben einen Halt und Zweck wieder gewonnen und alle äußere Noth war von ihr genommen; es war kein Glück, aber es war doch wieder etwas Frieden bei ihr eingekehrt.

Sie lebten still zusammen hin; Erhard war noch verschlossener geworden, und sie, die seine Eigenheiten kannte, mochte ihn durch nichts in seiner, der Außenwelt entrückten Weise stören. Nur einmal noch war zwischen ihnen des tiefen Wehs ihrer Seele Erwähnung gethan worden. Nachdem Julie ungefähr ein halbes Jahr bei ihm im Hause war, fand Erhard eines Tages im Ortsblatt obenan die Anzeige stehen, daß die Interessen der von Frau J. G. gemachten Schenkung für unbemittelte Wittwen vertheilt werden sollten und Bewerberinnen sich deshalb beim Rath zu melden hätten. Als Erhard das las, dachte er daran, wie er in Frau Julie die Geberin vermuthet hatte, und unwillkürlich sah er forschend ihr in das Gesicht, da ihre Hand nach dem Blatte griff. Eine dunkle Röthe schoß über ihre Züge, sie legte erschrocken das Blatt sogleich wieder hin und sah ihn voller Verwirrung an, als sie seinem forschenden Blick begegnete.

„Also Sie?“ fragte er leise.

Sie wurde leichenblaß und erhob sich.

„Sollte, konnte ich behalten, womit er sich von mir loskaufte? Und hätte ich vor dem Hungertode mich damit retten können, ich würde es nicht angerührt haben!“ rief sie mit flammenden Augen und zornig bebenden Lippen.

Und es freute ihn, daß sie den Mann so sehr verachte, um nicht den Großen für die Nothdurft ihres verrathenen Lebens von ihm zu nehmen.

In schweigender Uebereinkunft erwähnten sie seitdem nie wieder der

Entflohenen, wie auch niemals eine Kunde von diesen zu ihnen drang. Nie kamen deren Namen über ihre Lippen, wie sehr auch diese in ihren Herzen brennen mochten; Erhard nannte die Führerin seines Hauswesens nur Frau Julie, und Annas Zimmer ruhte verschlossen wie eine Gruft, über welche der Moder der Vergessenheit wächst.

* *

Es hatte neun Uhr am Abend geschlagen. In tiefer Ruhe lag das Haus des Professors. Aus den Fenstern seines Studierzimmers schien das matte Licht der beschatteten Lampe auf den Kiesweg des Gartens hinaus, wie es allabendlich bis tief in die Nacht hinein geschah; im Vorsaal besorgte Julie leise, damit kein Geräusch störend zu des Gelehrten Ohren dringe, die letzten häuslichen Geschäfte des Tages, und in der Küche saß die Dienerin, halb eingenickt über den blauen Strickstrumpf in ihren Händen geneigt. So war es alle Tage in dem ruhigen Einerlei des stillen Haushaltes, so lautlos, daß man das kaum vernehmbare Gesumme der Fliegen hörte, und so gleichmäßig in seinem Kreislauf, wie ein still geregeltes Uhrwerk mit dem leisen Ticken seines Pendels.

Da wurde plötzlich heftig an der Glocke des Gartenthores gerissen. Das Mädchen fuhr aus seinem Halbschlummer empor, erschrocken über den unerhörten Laut zu einer Zeit, wo sonst Niemand mehr das Haus aufsuchte. Wer in aller Welt konnte um diese Stunde noch kommen? Sie suchte hastig nach den verlorenen Pantoffeln und schlürfte unsicheren Schrittes hinaus.

Vor dem Thore hielt im Schein der Straßenlaterne eine Droschke, ein darin sitzender Herr lehnte heraus und fragte, ob er Herrn Professor Erhard sprechen könne. Sprechen, zu dieser Stunde? Als ob es Mittag sei! Das Mädchen starrte den Fremden an und wußte nicht, was es sagen sollte. Der Fall war so außer allem Denkbaren: um diese Zeit, zu welcher Keines das Studierzimmer des Professors mehr betrat und Niemand ihn dort zu stören wagte, einen Fremden hineinzuführen, oder anzufragen, ob er eingeführt werden dürfe!

Sie trug Frau Julie den seltsamen Fall vor, die wiederum unschlüssig und befangen an Erhards Zimmerthür ging, endlich zu klopfen wagte und schüchtern bei dem Professor eintrat, da kein Ruf von innen bezeugte, daß ihr Klopfen vernommen worden sei.

Durch ihr Kommen aufgeschreckt sah Erhard von seinem Buche empor, blickte erstaunt die vor ihm Stehende an und hörte zerstreut dem zu, was sie ihm von dem Verlangen des Fremden meldete. Das Lampenlicht beschien sein ernstes gedankenverlorenes Gesicht, das noch ernster und gedankenverlorener geworden war, als da wir es zum ersten Mal sahen, und glänzte silberhell auf seinem Haar, das in diesen Jahren, es sind seitdem mehr denn vier vergangen, zum völligen Schnee des Alters gebleicht ist.

„Wer will mich sprechen, Frau Julie?“ fragte er, als habe er den Namen überhört.

„Ich weiß es nicht — der Herr hat sich nicht nennen wollen, der Name thue nichts zur Sache. Er habe einen Auftrag von fernher zu erledigen,“ fügte sie mit unsicherer Stimme hinzu.

Von fernher! Wie das Wort Beide elektrisirte und schauern machte. Was konnte ihnen von fernher kommen als nur das Eine, was sie Beide fürchteten und doch jedes von ihnen täglich im Stillen erwartete? So manches Jahr war vergangen, seitdem die in die Ferne Geflohenen für sie verschollen waren und sie sich bemüht hatten, jene zu vergessen mit allem Leid, das ihnen angethan worden, vollständig, ohne alle Rückgedanken an das, was einstens war. Und dennoch lebte das Leid fort und mit ihm die stete Erwartung einer Kunde, welche einmal von Jenen kommen müsse sei es früher oder später, aber sicherlich kommen müsse. Das Herz gewöhnt sich so schwer an das Entfagen, und selbst mit seinem Hassen umklammert es noch immer fest als Eigenthum den, welchen es einst liebt.

„Einen Auftrag an mich? Ein Fremder, sagen Sie?“ wiederholte Erhard seltsam erregt und stand beunruhigt auf. „Wer kann das sein? Nun, wir werden ja sehen. Bitte, lassen Sie ihn eintreten,“ fügte er hinzu und blickte in gespannter Erwartung nach der Thür, hinter welcher Julie verschwand.

Als jene sich wieder öffnete und Julie den Ankömmling einführte, sah Erhard, daß es allerdings ein völlig Unbekannter war, der vor ihm stand. In ein Tuch gehüllt und an seine Achsel gelehnt, trug er etwas auf den Armen herein, das er jetzt langsam niederließ, und das Tuch zurückschlagend, sahen sie ein kleines Mädchen von drei bis vier Jahren daraus hervorkommen. Das Kind mochte geschlafen haben, es hob die müden Lider schwer empor und blickte noch wie im Traume um sich, mit großen erstaunten Augen die fremde Umgebung und die fremden Gesichter anstarrend. Es weinte aber nicht, als sei es an Wechsel der Umgebung schon gewöhnt, sondern hielt nur die Hand des Fremden fest, an dessen Arm es müde das Köpfchen lehnte.

„Verzeihen Sie, Herr Professor, daß ich zu so vorgerückter Stunde noch störe,“ begann der Fremde zu sprechen. „Ich komme soeben direct aus Amerika über Bremen hier an, durch einen Unfall an der Locomotive anstatt am Nachmittag erst am Abend, und muß morgen mit dem Frühzuge gleich weiterreisen, vorher jedoch mich meines Auftrages an Sie entledigen.“

Bei Nennung Amerikas war Julie wie Erhard erschrocken zusammengefahren — jetzt kam das Langerwartete, welches sie fürchteten und dennoch darauf harrten alle Tage, seitdem sie verrathen worden waren und mit dem Vergessen rangen.

„Bitte, setzen wir uns,“ sagte Erhard. Es war ihm plötzlich, als wankte der Fußboden unter ihm.

Der Fremde zog eine Briefftasche hervor, welcher er ein Packet Papiere entnahm und diese vor sich auf den Tisch legte.

„Um schnell die Sache klar zu machen,“ begann er wieder, „muß ich Ihnen sagen: ich bin ein Deutscher, Schmidt mit Namen, und lebe als Kaufmann mit meiner Frau in Philadelphia. Dort lernte ich einen Doctor Hellmuth kennen, welcher vor vierundeinhalb Jahren von Deutschland nach Amerika auswanderte, sich in Philadelphia als Arzt niederließ und mir in einer schweren Krankheit das Leben rettete. Ich blieb seitdem in stetem Verkehr mit ihm; er war ein heißblütiger, guter Mensch, aber ohne Rast und Ruhe, und als ihm vor fünfzehn Monaten seine Frau an einem verzehrenden Leiden starb, litt es ihn nicht mehr am Ort, er trat in unsere Nordarmee ein und machte als Arzt die letzten Kämpfe gegen die Con-föderirten mit. Ehe er fortging, übergab er mir aber diese Papiere, an Sie adressirt, Herr Professor Ehrhard, sowie achttausend Dollar, und nahm mir das heilige Versprechen ab, Geld und Papiere mit seinem kleinen Mädchen, das er inzwischen in Philadelphia in einer deutschen Familie in Pflege gab, Ihnen zu überbringen, falls er nicht lebend wiederkehren sollte. Er ist denn auch bei Richmond im Staate Virginien gefallen, wo ihn eine Kugel beim Ausüben seines Berufes traf. Hier ist von der Militärbehörde die Bescheinigung seines Todes. Was nun den übernommenen Auftrag anlangt, so gönnte mir mein Geschäft nicht früher Zeit als jetzt, nach Europa herüber zu kommen. Meine Frau wollte dabei ihre Familie in Stuttgart besuchen; sie ist dorthin direct von Bremen gereist und ich eile ihr morgen nach, denn ich kann mich nicht lange in Deutschland aufhalten. — Das also sind die mir anvertrauten Papiere und wie Sie sehen achttausend Dollar, welche ich Ihnen zu überbringen habe, Herr Professor,“ schloß er seinen Bericht, indem er die Banknoten auf den Tisch aufzählte. „Und hier ist die kleine Margarethe, Doctor Hellmuths hinterlassenes Töchterchen, mit dem er mich an Sie gewiesen hat. Gretchen,“ wendete er sich an das Kind, „sieh, das ist Onkel Erhard, zu welchem Dein Papa Dich schickt.“

Die Kleine lehnte schlaftrunken auf dem Schooß des Fremden; bei dem Anruf ihres Namens aber hob sie die Augen auf und suchte den Genannten mit großem, neugierigen Kindesblick.

„Onkel Erhard!“ rief sie erfreut. Der Name mußte ihr oftmals vorgesagt worden sein, denn sie lachte den Professor wie einen guten Bekannten an und streckte ihm vertraulich das dicke, runde Händchen entgegen.

Er aber, anstatt dasselbe zu ergreifen, sprang auf und das Kind mit entsehten Blicken anstarrend, wich er erschrocken vor demselben zurück.

„Mein Gott, Annas goldenes Haar!“ stieß er hervor, auf das helle Gelock des Kindes blickend.

„Hellmuths braune Augen,“ flüsterte Julie in äußerster Bestürzung.

Welche Kunde war da zu ihnen gedrungen. Anna gestorben, Hellmuth auf dem Schlachtfeld gefallen und hier beider Kind! Es war zu viel, was

da mit einem Male auf sie eindrang. Während Juliens Augen in Thränen schwammen, trotz alledem was geschehen war, litt es Erhard nicht auf seinem Platz; eine furchtbare Aufregung jagte ihn im Zimmer auf und nieder, nach Fassung ringend, ehe er dem Fremden ein Wort zu erwidern vermochte. Aber wie er sich auch zu sammeln versuchte, es war ihm unmöglich, das Kind wieder anzusehen, diesen lebenden Zeugen der ihm angethanen Schmach. Noch weniger aber konnte er es bei sich behalten — nein, je eher es wieder aus dem Hause kam, je besser ist es. Es war eine Ungeheuerlichkeit, die ihm da angesonnen wurde, eine unerhörte, frevelhafte Zumuthung, die kein Gerechtdenkender, weder lebend noch todt, an ihn stellen durfte; es ging über Menschenkraft hinaus, was von ihm gefordert wurde.

Wie er sich das im Auf- und Niederschreiten vorsagte, gährte es immer wilder in ihm auf, anstatt daß er ruhiger geworden wäre. Er war wie verwandelt; das Blut kochte ihm vor Empörung in den Adern. Nie in seinem Leben hatte er einen solchen Zorn empfunden, wie in diesem Augenblick, als wage man noch aus dem Grabe heraus die ihm angethane Schmach zu vergrößern, ferner noch verrätherisch an der Ruhe seines Lebens zu rütteln. Ein Kind aufnehmen! Er, der nie ein Kind um sich gehabt, der an Stille, geräuschlose Thätigkeit, geregelte Ordnung gewöhnt war, er sollte ein Kind um sich dulden mit allem, was an Unruhe, Lärm und Störung damit verbunden war, ein Umsturz seines ganzen Lebens. Und nun noch dazu dieses Kind der Sünde, diesen fortwährenden Mahner an das herbste Elend seines Lebens.

Er kehrte sich plötzlich um mit zornflammenden Augen, wilde Empörung in jedem Zuge seines sonst so stillen Gesichtes.

„Herr Schmidt, Sie fordern eine Unmöglichkeit von mir,“ stieß er heftig hervor, in einiger Entfernung von jenem stehen bleibend, als fürchte er das kleine Wesen, welches dort ruhig und müde lehnte, das Kinderhändchen mit den kleinen Grübchen und rosigen Fingern, welches sich vorhin ihm entgegenstreckte. „Ich bin ein einsamer alter Gelehrter, ich kann kein Kind bei mir aufnehmen.“

„Ich fordere gar nichts, Herr Professor,“ entgegnete kurz, aber gelassen der Fremde. „Ich entledge mich nur des mir übergebenen Auftrages. Vielleicht ist das auch gar nicht von Ihnen erwartet worden, sondern nur ein Unterbringen des verlassen dastehenden Kindes hier in der alten Heimath des Vaters.“

„Auch das wüßte ich nicht zu versorgen und es könnte doch auch nicht sofort geschehen,“ wehrte sich Erhard mit schroffer Entschiedenheit dagegen. „Können Sie nicht das Kind wieder mit sich nehmen? Es bei sich behalten? Es ist an Sie und an Ihre Frau gewöhnt. Zu pecuniärer Entschädigung bin ich bereit — aber in meinem Hause kann ich es nicht aufnehmen — nun und nimmermehr!“

„Nein, Herr Professor, das ist für mich ganz unmöglich,“ meinte ebenso bestimmt der Fremde. „Ich habe gethan, was ich zu thun versprochen, mehr kann von mir nicht geschehen. Uebrigens kehre ich vor der Hand allein nach Amerika zurück, meine Frau bleibt eine längere Zeit bei ihren Eltern in Stuttgart und ich kann zu diesem kein fremdes Kind mit hinbringen. Morgen früh fünf Uhr reise ich von hier wieder ab und die Kleine kann also auch diese Nacht nicht bei mir im Hotel bleiben.“

Wieder fing Erhard an unruhig auf und ab zu gehen, als werde er von einem Heer von Feinden verfolgt.

Das arme Kind, über welches so heftig verhandelt wurde, das in die rauhe, fremde Welt wie ein Ball hineingeschleudert worden war, den Keiner aufnehmen wollte, sondern herüber und hinüber ein Feder mit dem Fuße von sich stieß, sah, nicht ahnend, daß es sich um sein Geschick jetzt handle, den ruhelosen Schritten Erhards nach. Wie diese auf und nieder hasteten und die verwunderten Blicke ihnen neugierig folgten, wurden die Augen des Kindes wieder müde, als sehe es den Schwingungen einer Wiege nach, welche einschläfernd sich hin und her bewegten; zuweilen sanken ihm die Lider schwer herab, dann riß es dieselben mit Gewalt wieder auf und starrte abermals dem unablässig sich Bewegenden nach. Endlich, als die ruhelosen Schritte im Auf- und Niederstürmen nicht rasten wollten, rief es mit süßer, bittender Stimme:

„Lieber Onkel Erhard, laß mich in mein Bettchen gehen, ich bin gar so müde.“

„Aber das ist doch eine unerhört entsetzliche Lage,“ stieß dieser in zorniger Verzweiflung hervor und blieb fassungslos vor Julie stehen. „Sie müssen begreifen, Frau Julie, daß dieses Kind keine Nacht unter meinem Dache bleiben kann, daß es fort muß, sogleich, um jeden Preis! Was ist aber da zu thun? Um des Himmels willen, rathen Sie — helfen Sie, Frau Julie!“

Diese hatte schweigend in heftiger innerer Erregung mit ihren Thränen gerungen, welche wider Willen sich verstoßen aus ihren Augen hervorbrängten. Die Nachricht von Hellmuths Tode erschütterte sie zu gewaltig, aber ihr Entsetzen vor dem Kinde war nicht so groß wie das Erhards. Sie suchte ihr Mitleid vor sich selbst damit zu entschuldigen, daß die Lage des kleinen verlassenen Wesens eine gar zu trostlose sei, und sie fand es grausam und hart von dem Professor, dasselbe in dieser schroffen Weise von sich zu stoßen.

Sie überlegte jetzt einen Augenblick, dann meinte sie:

„Das Daheim der Diakonissinnen ist nicht weit von hier, eine Kinderbewahranstalt ist damit verbunden. Wenn auch die Kinder nur während des Tages darin Aufnahme finden, wäre es doch vielleicht möglich, daß wir die Kleine vor der Hand dort unterbringen könnten.“

„Ja, thun wir das — versuchen Sie es wenigstens, Frau Julie,“ sagte er hastig, wie erlöst von diesem Gedanken, und zum ersten Male empfand er es wie einen Segen, daß er diese Frau in seinem Hause habe.

„Gut, eilen wir dorthin,“ rief der Fremde kurz, als sei schon zu lange Zeit nutzlos gesprochen und gezögert worden. „Das Gepäck der Kleinen liegt noch in der Droschke, bringen wir sie mit ihren Sachen gleich in dem Wagen fort.“

Er schlug das Tuch wieder um das Kind und hob es auf den Arm.

„Geld und Papiere haben Sie empfangen, Herr Professor, meine Obliegenheit ist damit abgethan; Ihnen bleibt es nun überlassen, für das Weitere zu sorgen. Gute Nacht!“

„Gute Nacht, Onkel Erhard,“ tönte noch das Kinderstimmchen, wie das letzte Zwitschern eines müden Vögelchens, unter dem Tuche hervor; denn, mit der kurzen Entschlossenheit angeeigneten Pantetheums, war der Fremde fort, so eilig und ohne nochmals rückwärts zu blicken, daß Julie Mühe hatte ihm nachzukommen.

* * *

Erhard athmete auf — endlich war er allein, endlich konnte er versuchen sich von dem wilden Aufruhr in seinem Innern zu sammeln. Erschöpft sank er auf einen Stuhl nieder.

Was war nicht alles in dieser kurzen halben Stunde auf ihn eingestürzt, welche überstürzende Menge von Gedanken hatte sich in seine Seele gedrängt, welches Chaos von Empfindungen aller Art ihn überfluthet, an Heftigkeit immer eine die andere überbietend und ihn in wilder Leidenschaft vor sich hin heizend. Aber sonderbar, — jetzt, als das beseitigt war, was ihn so völlig aus Rand und Band gerissen, ihn zum wildesten Ausbruch seiner beleidigten Mannesehre, seines tiefgetränkten Herzens getrieben, als das Kind fort war, an dem er ausgelassen, was er an bitterm Groll, an Haß und Verachtung alle diese Jahre hindurch gegen dessen Erzeuger empfunden und in sich getragen hatte: da war die Leidenschaft verraucht und das Kind und dessen bedrohende Nähe vergessen, und er sah nur noch zwei Todte vor sich liegen, an denen er nichts mehr von der lang genährten Bitterkeit auslassen konnte.

Was will auch Groll und Haß noch an den Todten thun? Wer jenseits des Lebens steht, in dem er gefehlt und gesündigt und Herzen gebrochen hat, der steht auch über allem Hassen, und ist allem Zürnen und allem Verlangen entrückt, daß an ihm hier gestraft werde, was er gesündigt hat, und der Tod, der große Sühner und Verfühner, hat seine Schuld cassirt. Es ist wie eine gelöschte Rechnung, mag nun das Facit derselben ausgezahlt worden sein oder nicht.

Anna — Hellmuth — beide todt! Es übermannte ihn jetzt, da er es in der Stille bedachte. Er schlug die Hände vor das Gesicht und schluchzte krampfhaft auf.

Er hatte sie einstens so sehr geliebt, so über alle Menschenworte hinaus! Der Freund war mit ihm aufgewachsen und mit seinem Dasein verwachsen, ihre Lebenswurzeln hatten sich durch- und umeinander geschlungen, und wie auch die Stämme einzeln daraus emporstrebten, sie fußten doch einer mit in des anderen Brust. Und Anna, dieser entzückende Traum eines Jahres, worin er des Liebesglück eines ganzen Lebens gedrängt und genossen hatte! Ja, ein Traum war es nur gewesen, er wußte nun, sie hatte ihn nie geliebt, wie er sie — Wahrheit war aber trotzdem seine Liebe gewesen und obgleich er diese todt und begraben geglaubt, hatte sie dennoch fortgelebt, ihm unbewußt, in dem stillsten Winkel seiner Seele, und wachte nun wieder auf in ihrer alten Größe und Herrlichkeit, wie er an der Tiefe seines Schmerzes empfand. Aber es war nichts Herbes dabei, etwas still Weihevoll, Erhabenes, Friedenreiches, wie wenn Kerzen auf dem Altar brannten und vor demselben ständen die beiden Särge in den weiten Hallen eines Domes, so feierlich war ihm zu Sinn, so dehnte und weitete sich sein Herz wieder aus und lebte auf in diesem großen Schmerz.

Als er jetzt die Hände wieder von dem thränenüberströmten Gesicht herabsinken ließ, war nichts mehr darin zu lesen, was an Groll und Haß erinnerte. Mit dem Nachlassen des wilden Aufruhrs in seiner Seele und der darauf folgenden Abspannung war etwas Weiches über ihn gekommen, als ob alle Bitterkeit daraus geschwunden sei und er nun wieder aufathme in der alten Schönheit und Harmonie seiner liebevollen Natur. Der wilde Sturm, der ihn durchtobt, hatte reinigend gewirkt und alles Fremdartige aus seinem Herzen gestoßen, das vier Jahre lang darin genistet und ihn sich selbst entfremdet gehabt. Und obgleich er nun zwei Todte begraben mußte, hatte er doch zwei in seiner Liebe Lebende wieder gewonnen.

Seine Blicke suchten das Couvert mit den Papieren, welches der Fremde auf den Tisch gelegt hatte; die Adresse, an ihn gerichtet, war in den großen bekannten Zügen von Hellmuths Handschrift geschrieben. Ja, wie bekannt waren ihm diese! Sie hatten als Jungen zusammen auf der Schulbank gesessen, zusammen die ersten Buchstaben malen gelernt, und von den ungelenten Strichen der Kinderhand, durch alle Stufen der Entwicklung bis empor zu der ausgeschriebenen Handschrift, hatte er diese Züge gekannt. Und hier standen nun die letzten an ihn geschriebenen! Was mochte Hellmuth dabei gefühlt haben? Ob ihm nicht das Herz gezittert hatte, und wäre es ein wenig nur gewesen, in Weh, in Reue, vielleicht in etwas Liebe noch um der alten, alten Freundschaft willen? Erhard hatte nie wieder diese Handschrift lesen wollen, seitdem sie ihm damals den Todesstoß bringen konnte; jetzt aber sah er mit Rührung darauf nieder und sehnte er sich, ach so sehr, mehr davon zu lesen, noch ein weiteres Wort, das mehr zu

ihm sagen konnte als nur kalt seinen Namen. Er griff nach dem Brief und erbrach ihn. Der Geburtschein des Kindes, Annas Todtenschein und ein Brief mit Julius Adresse fielen heraus, und da, ja da lag auch noch ein Blatt mit Hellmuths Schrift an ihn. Mit bebender Hand faltete er es auseinander und las Folgendes:

„Ich weiß nicht, ob Du uns zu verzeihen vermagst, Erhard. Kann ein Mensch so groß denken, um das über sich zu vermögen, nachdem ihm angethan wurde, was Dir von uns, so bist Du vielleicht dieser Eine. Vermagst Du es nicht, so bist Du aber in Deinem guten Recht, denn wir haben Todsfünde an Dir begangen. Glaube aber nur, sie hat uns kein Glück, nur einen kurzen, verfliegenden Rausch, aber kein wahres Glück finden lassen; sie stand immer zwischen uns und ihm, wie der Engel mit dem rächenden Schwert und machte uns elend. Und es war gerecht, daß dem so war! Anna hat schon den Tod gefunden — laß ihre Schuld damit gelöschet sein, die ihrige war die kleinere; und ich gehe nun, ihn ebenfalls zu suchen, auf daß auch meine, die größere Schuld gesühnt werde. Eine Bitte nur laß mich noch an Dich richten. Ich habe ein Kind, ein Mädchen, das, wenn ich nicht mehr bin, verlassen hier in der neuen Heimath stehen wird, wie freilich auch drüben in der alten, denn ich habe keine nähere Verwandte mehr, an welche ich es verweisen könnte; aber dennoch möchte ich, daß es dort aufwachse und erzogen werde, wo wir beide, Du und ich, zusammen als Kinder aufwuchsen und glücklich waren. Ich habe angeordnet, daß es nach meinem Tode hinüber gebracht werde, und Dich bitte ich, daß Du es dort in einer Anstalt unterbringst, wo gut für dasselbe gesorgt werde. Achttausend Dollar, alles was ich an Geld erübrigt habe, sende ich dazu mit. Und nun lebe wohl auf ewig! O daß es zwischen uns geblieben wäre wie sonst, oder daß ich wenigstens einmal noch Deine Hand fassen und sagen könnte: Erhard, geliebter Freund, vergieb Deinem Hellmuth.“

Das Blatt zitterte heftig in Erhards Hand, als er es durchlas, und da er es wieder niederlegte, standen seine Augen voll Thränen.

„Armer Freund,“ dachte er, „daß Dir und mir dieses Leid, das uns trennte, erspart worden wäre; arme Anna, daß Du nur dem von uns beiden angehört hättest, mit welchem Du wirklich glücklich werden konntest! So sind wir alle drei elend geworden: ich, weil ihr mich verriethet, der euch so über alle Maßen liebte — ihr, weil ihr die Schuld nicht ertragen konntet, an Dem begangen, den ihr doch auch lieb hattet. Ich habe bis jetzt immer nur an das Unrecht gedacht, welches mir angethan worden, und nicht daran, wie schwer ihr im Kampf mit der Sünde gerungen, und da ihr unterlaget, gelitten habt wie ich. Geliebteste, wie könnte ich nun euch noch zürnen!“

Und wieder verging ihm in dieser Nacht wachend Stunde auf Stunde, ohne daß er bemerkte, wie sie dahintrannen; aber es war kein so kummer=

volles Wachen wie damals, da sein Unglück über ihn hereinbrach. Ihm war fast, als feiere er ein Wiederfinden und lebe wieder auf mit denen, welche er einmal verloren gehabt. Sein Geist flog zurück in die fernste Vergangenheit und durchwanderte die Erinnerungen, welche ihn mit dem Freunde verbanden; von den munteren Jungenstreichen an und der frohen Studentenzeit, bis herauf, wo sie zu ihrer Berufsthätigkeit gelangten. Es erquickte ihn ordentlich, daß er wieder daran denken konnte mit der alten warmen Liebe. Und auch die Zeit, wo Anna sein ward, stand wieder in sanftem Lichte vor ihm; was er da empfunden, war doch ein geöffnetes Glück gewesen, und jetzt, wo er nun die Geliebte dort wußte, wo nicht Mann und nicht Weib ist und man nicht freit, liebte er sie wieder in aller Kraft, aber anders, verklärter, ohne Dual und Eifersucht.

Der Tod ist nicht das ärgste Leid, das uns treffen kann; hier aber war er der große Heilkünstler und Versöhner für ein sonst unheilbares Leid geworden. —

Als Erhard und Julie sich am anderen Morgen wieder sahen, hatte er ihr den Brief gegeben, welchen Hellmuth für sie mitgeschickt. Sie war damit auf ihr Zimmer geeilt, in Einsamkeit und Stille die letzten Worte zu lesen, welche der Verstorbene an sie gerichtet, seine Bitte um Vergebung, die er ihr noch zugerufen, ehe er möglicherweise in den Tod ging. Ach, verziehen hatte sie ihm schon, ehe er darum bat, als sie die Nachricht seines Todes gestern Abend empfing. So tief auch Hellmuth sie beleidigt hatte, die Liebe zu ihm war nie ertödtet gewesen, und seitdem sie in die Augen seines Kindes geblickt, in diese gleichen braunen Augen, womit er sie einst angesehen, seitdem fühlte sie sich zu dem Kinde hingezogen, als zu einem Theil des noch immer Geliebten.

Sie hatte nie Kinder gehabt aber immer ein heißes Verlangen danach empfunden und gedacht, daß der Besitz eines Kindes Hellmuth inniger und fester an sie gebunden haben würde, als es leider ohne ein solches mit den Jahren der Fall gewesen war. Und da war nun sein Kind einsam und verlassen über das weite Meer gekommen und sollte auch hier einsam und verlassen sein, vertrieben wo es die Füßchen hinzusetzen wagte, von Fremden hin und her gestoßen, ohne ein Heim, darin es in Liebe aufwachsen und gedeihen konnte. Wenn sie nur in der Lage gewesen wäre, für dasselbe sorgen zu können, sie würde die arme, erbarmungswürdige Waise an ihr Herz gezogen, sie bei sich behalten und behütet haben.

So hoch sie Erhard schätzte und ehrte, so dankerfüllt sie für ihn war, konnte sie doch ihm ordentlich gram sein, daß er so entschieden feindselig gegen das Kind aufgetreten war. Wenn er auch ein Recht hatte das Kind zu hassen, denn er war zweifach gekränkt worden und mochte darum auch die ihm angethane Beleidigung doppelt in dem kleinen Wesen empfinden, so war doch die Härte, womit er das unschuldige Kind von sich stieß, abscheulich. Warum sollte dieses der Eltern Sünde büßen? Sie konnte sich dessen nicht

ermehren, das Kind jammerte sie! Aber davon durfte sie freilich den Professor nichts ahnen lassen, er würde sie in diesem Punkte weder verstehen noch entschuldigen.

Sie hatte an dem gestrigen Abend nicht gewagt, ihn nochmals zu stören, seine furchtbar leidenschaftliche Erregung abermals aufzurühren, indem sie ihm über den Erfolg ihrer Bemühung berichten wollte. Nun mußte es aber doch geschehen, so sehr sie sich auch fürchtete, den leidigen Gegenstand wieder zu berühren. Sobald sie nach dem Durchlesen von Hellmuths letzten Zeilen einigermaßen wieder Fassung gewonnen hatte, ging sie zu dem Professor und sagte ihm, daß die Oberin der Anstalt darauf eingegangen sei, das Kind wenigstens so lange bei sich zu behalten, bis eine andere Versorgung für dasselbe gefunden worden, was hoffentlich möglichst bald geschehen werde.

Ach das Kind! Er hatte kaum mehr desselben gedacht, so erfüllt war er von den beiden geliebten Todten und von der Erinnerung an die vergangenen glücklichen Zeiten gewesen. Nun aber trat es wieder ganz in seine Gedanken ein und damit die peinliche Unruhe, was damit werden solle, und wie er der Verpflichtung, Hellmuths letzter Bitte, das Kind in gute Hände zu bringen, gewissenhaft nachkomme. Dabei überfiel ihn die bedrückende Vorstellung seiner Heftigkeit, womit er gestern Abend das Kind von sich gestoßen, es aus seinem Hause gejagt hatte; er warf sich das nun als einen Act brutaler Roheit vor und begriff nicht, wie er sich dazu konnte hinreißen lassen.

Innerlich beschäftigte ihn das während des ganzen Tages; so sehr er sich auch bemühte, er brachte die leidige Angelegenheit mit dem Kinde nicht aus dem Sinn. Sie hinderte ihn am Denken und Arbeiten, und endlich gegen Abend warf er mißmuthig die Feder aus der Hand und stand von seinem Schreibtisch auf. Er sah ein, er mußte etwas thun, die innerliche Unruhe zu beschwichtigen, und da entschloß er sich, zu der Oberin in die Anstalt zu gehen, ihr die Kleine, welche nun einmal seine Schutzbefohlene geworden war, selbst angelegentlich zu empfehlen. Vielleicht konnte auch die Oberin ihm Rathschläge zu weiterem Unterbringen geben und damit diese Sorge von ihm nehmen. Der Gang dahin war ihm freilich unangenehm genug; aber da von seiner Seite etwas geschehen mußte, so war dieses doch das Geringste, was er thun konnte.

Er öffnete leise seine Zimmerthüre und schloß sie hinter sich ebenso wieder zu. Er wußte nicht warum, aber es wäre ihm unangenehm gewesen, Julien zu sagen, wohin er gehe, und obgleich sie nie darnach zu fragen wagte, trat er doch behutsam auf, daß sie sein Fortgehen nicht höre; wie ein Schulknabe, der, statt zu arbeiten, heimlich aus dem Hause sich schleicht.

Auf der Straße angelangt, schritt er hastig vorwärts. „Ich werde nur mit der Oberin sprechen und das Kind gar nicht erst sehen,“ nahm er sich vor. Er konnte nun einmal den peinlichen Eindruck des gestrigen Abends, die Unruhe, welche ihn darum erfüllte, nicht verwinden. Das zarte Stimmchen, die kleine Hand, die goldenen Haare, der Blick der braunen Augen, es

quälte ihn, wenn er daran dachte, und er mochte sich dem nicht nochmals aussetzen. So warm sein Empfinden für Hellmuth und Anna wieder erwacht war, ihr Kind war ihm ein zu fremder, beängstigender Gegenstand, mit dem er so wenig als möglich zu thun haben wollte.

Unter solchen Gedanken war er, vor sich niederblickend und schnell vorwärts schreitend, bis an die Anstalt gelangt, als er sich plötzlich Jemand gegenüberstehend fand, welcher eben von dort herausgekommen war. Er sah auf und erblickte Julie. Daß er dieser nicht entgegen konnte! Er wurde dunkelroth im Gesicht, sie nicht weniger als er, und beide sahen einander mit größter Befangenheit an, als schämten sie sich, Eines vom Anderen hier getroffen zu werden. Jedes stammelte etwas in seiner Verlegenheit, worauf das Andere nicht sehr hörte; sie von „erkundigen wollen“, er von „empfehlen müssen“, das als eine Entschuldigung gelten sollte, sich auf diesem Wege zu befinden. Dann trennten sie sich so schnell als möglich, ärgerlich über sich und den unglücklichen Zufall, der sie einander hier in den Weg führen mußte.

Ueber die Gartenmauer tönten lärmende Stimmen spielender Kinder, und als Erhard das Thor öffnete und in den Garten trat, sah er eine Schaar kleiner wilder Tumultuanten, erschrocken über sein Erscheinen, hinter die Büsche fliegen und verschwinden, wie aufgeschreckte Vögel, wenn ein Hund unter sie fährt. Nur auf der obersten Stufe der Treppe, welche zu der Hausthüre emporführte, saß abseits und allein ein kleines Mädchen, das nicht auch davon floh. Regungslos saß es da, das dicke runde Armchen, welches aus dem kurzen Ärmel des Kleidchens hervor sah, auf das Knie gestemmt und in das Händchen das Kinn gelegt, die rothen Lippen fest geschlossen und die Augenbraunen finster zusammen gezogen, als schmolle es mit sich, mit Andern, mit der ganzen Welt. Der helle Sonnenschein umfluthete in breiten Strömen die kleine Gestalt und ließ die krausen blonden Haare, welche wirr emporgerichtet das Köpfchen umstanden, wie den Glorienschein eines Engels leuchten. Sie saß so inmitten der Treppenstufe, daß Erhard nach keiner Seite emporgehen konnte, ohne sie zu streifen, und darum zögerte er, die Treppe zu betreten; denn er hatte sofort in dem Kinde das gefürchtete Gretchken erkannt.

Indem er einen Augenblick zaubernd erwog, ob er rückwärts oder vorwärts gehen sollte, trat oben aus der Hausthür eine Diakonissin heraus. Nun blieb ihm nichts anders übrig, er mußte vorwärts gehen und grüßen. Kaum aber hatte der abgenommene Hut sein weißes Haar entblüht, als auch die Kleine sich lebhaft erhob und freudig ausrief:

„Onkel Erhard, holst Du mich?“

Und ehe er sich dessen recht versah, lag die kleine weiche Kinderhand in der seinigen. Im ersten Impuls wollte er versuchen, sich ihrer gleich wieder zu entledigen; wie aber der warme, vertrauensvolle Druck der Fingerringen seine Handfläche berührte, durchzitterte ihn ein sonderbares Gefühl von Nührung und hinderte ihn, das zu thun. Beschämt sah er auf

daß Kind nieder, dem er gestern so rauh begegnet war und welches dennoch sich vertrauend an ihn wandte, und da schlossen sich seine Finger um das Händchen und hielten es fest.

„Ich bin die Oberin und habe wohl die Ehre, Herrn Professor Erhard vor mir zu sehen?“ fragte jetzt die in der Thür stehende Dame.

„Ja,“ entgegnete er. „Ich bin hierhergekommen, um persönlich das Kind Ihrer gütigen Fürsorge zu empfehlen.“

„Dessen bedurfte es nicht, aber es ist sehr gut, daß Sie gekommen sind, Herr Professor,“ fuhr die Oberin fort. „Die Kleine hat während des ganzen Tages nach Ihnen verlangt, und wir haben Mühe gehabt, sie mit der Hoffnung zu beschwichtigen, daß Sie noch kommen würden. Darauf hat sie Ihrer geharrt mit unermüdblicher Ausdauer, die wirklich außergewöhnlich bei einem so kleinen Kinde ist und wohl den Grund in ihrer traurigen Vereinsamung hat. Nichts wirkte, sie zu zerstreuen und abzulenkten; vor den andern Kindern zeigt sie große Scheu und ist nicht zu bewegen, mit ihnen zu spielen. Vermuthlich war sie nie unter Kindern, sondern immer nur in Gesellschaft Erwachsener, und man muß ihr viel von Ihnen gesprochen haben, da sie sehr an Ihnen hängt, während Sie ihr doch eigentlich fremd sind. Selbst von der Dame, welche gestern Abend die Kleine herbrachte und soeben hier war, nach ihr zu sehen, wollte sie nichts wissen; sondern sie fragte nur immer wieder: wo Onkel Erhard bleibe.“

Während die Oberin dieses alles erzählte, hatte sich das blonde Köpfchen an Erhard geschmiegt und der rothe Kindermund zärtlich seine Hand geküßt. So leicht wie ein Blatt hing das Kind an seinem Arme und doch war ihm, als sei es nicht wieder abzuschütteln.

Er stand in rathlosester Verlegenheit da; was mit ihm vorging, ist schwer zu beschreiben, wie es ihm selbst unbegreiflich war. Die Erzählung der Oberin bewegte ihn tief. Ein überwältigendes Gefühl von Zärtlichkeit erfaßte ihn plötzlich für das kleine verlassene Wesen, welches so vertrauend auf ihn hoffte, ein Verlangen überkam ihn, es an sich zu drücken und es nicht wieder los zu lassen, für sein liebereiches Herz anstatt der beiden Todten ein lebendes Wesen zu gewinnen, das er lieben, halten, besitzen konnte lange, lange Jahre seines Lebens hindurch; und doch dabei die Angst vor der Unruhe, dem dadurch entstehenden Umsturz seines Lebens, vor dem, was Julie zu diesem plötzlichen Wechsel seiner Entschlüsse sagen, und wie es seinem Hause angepaßt werden könne, einen solchen kleinen Bewohner zu beherbergen. Nein, es war das eine Unmöglichkeit, an die gar nicht gedacht werden konnte!

„Ich bin in einer eigenthümlichen Lage,“ stammelte er endlich, da er der Oberin doch etwas erwidern mußte. „Der Vater des Kindes hat es meinem Schurke anbefohlen, und nun weiß ich nicht wohin damit.“

„Sie selbst können es nicht bei sich aufnehmen?“

„Dazu bin ich eine zu ungeeignete Persönlichkeit — ich wußte gar nicht, was einem Kinde noththut — —“

„Vor allen Dingen Liebe,“ fiel sie ihm milden Tones in das Wort. Wo aber soll es die gleich finden? Alles andere ist leicht für dasselbe zu erlangen und zu erlaufen, nur diese nicht.“

Die Kleine an seiner Hand fing aber an ungeduldig zu werden. „Onkel Erhard, wir wollen gehen,“ drängte sie ängstlich bittend, und versuchte ihn vorwärts zu ziehen.

Und da, er wußte nicht, wie es geschah, gab er dem Zuge der kleinen Kinderhand nach, die ihn vorwärts drängte und damit seinen Willen gefangen nahm.

„Nun so komm, Gretchen,“ sagte er halb widerstrebend, eine Beute widersprechendster Gedanken und Empfindungen, „wir wollen versuchen, ob es angehen wird.“

Das Kind lachte hell auf und sah glücklich zu ihm empor; es lag wie Sonnenschein auf dem vorhin so schmollenden Gesichtchen und die braunen Augen funkelten vor Freude. Dabei zog es immer heftiger an der Hand, die es nicht wieder losgelassen, als fürchte es, daß Erhard wieder anderen Sinnes werde, und er konnte kaum noch die nöthigsten Worte mit der Oberin wechseln, der Kleinen Hütchen und Tuch bringen lassen, dann fand er sich plötzlich mit ihr auf der Straße, sie neben ihm hertrippelnd und er seine Schritte nach denen der niedlichen Füße richtend. Wie reizend das kleine Geschöpfchen aussah, das fröhliche Gesichtchen zu ihm aufblickend, in jeder Wange ein Grübchen, und Mund und Augen ihn anlachend, daß es ihm warm durch die Seele drang. Der Abendwind wehte ihnen entgegen, spielte mit dem goldenen Oerringel ihrer Haare und blähte die Zipfel ihres Tuches wie Flügel hinter ihr auf, und Erhard hielt das Händchen nur um so fester, als forge er, die kleine Gestalt neben ihm könne wie ein Engel auf dem Hauche des Windes mit hinwegfliegen.

So bewegte er sich mit dem Kinde vorwärts, wie in einem Traume süßer Empfindungen befangen, nichts erwägend, sondern nur einem Gefühle von Glück hingegeben, das er lange Jahre nicht empfunden hatte — bis er sich plötzlich an seiner Gartenthür befand und aus der rosigen Wolke seines Träumens in die graue Wirklichkeit zurückgestoßen wurde. Der Gedanke an die praktische Ausföhrung seines überhasteten kühnen Entschlusses, an das, was Julie dazu sagen würde, welcher er doch eine große Last brachte, überfluthete ihn von Neuem mit Schrecken und Unruhe. Am liebsten wäre er gleich wieder mit dem Kinde umgekehrt, es dahin zurückzubringen, von woher er es geholt, wenn das nur der Oberin gegenüber geschehen konnte. Er kam sich wie ein Wahnmüßiger vor, der sich tollkühn in ein gewagtes Unternehmen gestürzt und nun nicht mehr weiß, wie er vor oder zurück gehen soll.

„Am besten ist es,“ dachte er, „ich nehme jetzt das Kind in mein

Zimmer, verberge es dort, bis ich Frau Julie darauf vorbereitet und versucht habe, sie gütlich für meinen thörichten Entschluß zu stimmen. Wir können ja jeden Tag das Kind wieder fortbringen.“

Er spähte nach den Fenstern und nach der Hausthür; zu seiner Beruhigung war Niemand dort zu erblicken, der ihn und das Kind bemerkt hätte.

„Komm Gretchen, ich will Dich tragen,“ flüsterte er ihr zu und hob sie schnell entschlossen auf den Arm, um sie leise, wie eine einzuschmuggelnde verbotene Waare, in sein Zimmer zu tragen damit die Schritte der kleinen Füße den seltsamen Eindringling nicht unzeitig verrathen möchten.

Die Kleine aber sah in dieser plötzlichen Erhebung eine Liebesäußerung ihres stillen Führers. Kaum befand sie sich auf seinem Arme, da schlang sie die ihrigen um seinen Hals, drückte das rosige Gesichtchen an seine Wange und ließ die lange zurückgebrängte Zärtlichkeit des armen verlassenen, so liebebedürftigen Herzens ungehindert und rückhaltlos zum Ausbruch kommen. „Mein guter, guter Onkel Erhard!“ rief sie und drückte das Gesichtchen immer dichter, die Arme immer fester an ihn.

Und er?

Ach wie lange war ihm Solches nicht geschehen — seitdem seine Mutter todt war, nicht! Anna hatte nie Liebkosungen für ihn gehabt, wie er selbst auch zu schüchtern damit gewesen war. Seine Mutter aber, die hatte oft so die Arme um ihn geschlungen und seinen Kopf an ihr treues Herz gedrückt, wie einst dem Kind, das dorthin in aller Noth seines kleinen Lebens sich flüchtete und da Schutz und Hilfe fand, so auch dem Manne noch. Und jetzt nun diese weichen Kinderarme stürmisch um ihn geschlungen, das liebe warme Gesichtchen an ihn gedrückt, die braunen Augen treuherzig und vertrauend in die seinigen blickend — ihm erzitterte das Herz in einem Wonnegefühl ohne Gleichen. Da konnte er nicht widerstehen: er preßte das kleine Wesen fest und zärtlich an sich und drückte einen Kuß und wieder einen auf die frischen Kinderlippen, welche diese Liebkosung in überfließender Zärtlichkeit erwiderten.

„Mein Gretchen, mein liebes kleines Gretchen,“ stammelte er bewegt, „werde es wie es mag, ich lasse Dich nicht wieder von mir.“

So, mit seiner lieblichen Last auf dem Arme, ging er auf sein Haus zu. Er trat jetzt gar nicht leise auf, wie er doch erst in Absicht gehabt; nein, fest und ordentlich stolz schritt der Professor einher, als gelte es, seinen Kleinen, im Fluge gewonnenen Schatz nun auch gegen eine Welt voll Feinde sich zu sichern.

Als er das Vorhaus betrat, wurde eine gegenüber befindliche Thür geöffnet und Julie erschien in derselben. Sie blieb wie festgebannt darin stehen, als wisse sie nicht, wie ihr geschehe. Denn sie traute ihren Augen kaum, den Professor mit dem Kind auf dem Arm zu sehen, demselben Kind, das er gestern keine Minute länger im Hause dulden wollte, das,

wie sie begreifen sollte, fort mußte um jeden Preis — und das er nun selbst wieder in sein Haus trug, und noch dazu mit einem Gesicht, als bringe er das Glück seines Lebens herein!

Sie starrte ihn sprachlos vor Erstaunen an, er aber machte entschlossen, mit einer ziemlich herausfordernden Miene, Front gegen sie. Da war nun der zu beginnende Kampf — nun wohl, er war bereit, ihn aufzunehmen. Und obgleich jetzt alles Heimlichthun unmöglich geworden war, behielt er dennoch Gretchen auf dem Arme und hielt sie fest an sich gedrückt, als habe er Sorge, sie könne ihm genommen werden.

„Ich bringe das Kind mit, Frau Julie. Es wollte nicht von mir lassen, das arme, kleine Herz, und da müssen wir wohl sehen, wie wir es ihm wohnlich bei uns machen,“ sagte er, und sein ernstes, entschlossenes Gesicht ging dabei ordentlich in Glückseligkeit auf.

Zu seiner Verwunderung kam keine der erwarteten Einwendungen. kein Laut des Schreckens oder der Mißbilligung über Julie's Lippen. Nein, von alledem nichts, sondern frohlockend, daß er ihrem geheimen Verlangen nachkomme, brach sie in einen Freudenruf aus.

„Sie wollen das Kind bei sich behalten?“ rief sie voll Jubel. „Gott segne Sie für diesen Entschluß, Herr Professor!“

Und nun wurde es laut in dem sonst so stillen Haus, daß man es ob seiner Verwandlung kaum wiederzuerkennen vermochte. Das Gepolter, das Singen und Lachen des Kindes belebte es, wie das Gezitscher der Vögel den Garten. Ueberall ließ sich das helle, frohe Stimmchen hören, bald vor Onkel Erhards Thür, bald in Julie's Zimmer; in der Küche, in dem Vorhaus polterten die kleinen Füße umher, trippelten die Treppentufen auf und nieder, und knirschten auf dem Kies der Gartenwege. Dennoch störte es den Professor nicht; im Gegentheil, er lauschte dem mit Entzücken, wie einer lieblichen Musik. Sie bewegte ihm das Herz in Freude und Glück und belebte sein Denken und Streben wieder mit der früheren Wärme, wie der junge, belebende Frühlingshauch den Baum, dessen Saft der Winterfrost gefangen gehalten. Oft geschah es wieder, wie damals, als Anna hier war, daß er sein Buch aufgeschlagen liegen ließ und aufstand, um an das Fenster zu treten, wenn draußen die süße kleine Stimme ihn lockte, und um den lustigen Spielen des Kindes zuzusehen; oder um die Thüre zu öffnen, an welche dasselbe pochte und rief, es hereinzuziehen und zu küssen, die kleinen Arme um seinen Hals zu fühlen und sich „Lieber Onkel Erhard“ nennen zu hören von dieser weichen, zärtlichen Stimme, die ihm alle Fibern der Brust bewegte. Wie von dem Scheidenden zu dem Kommenden, hatte sich die Liebe von den beiden Todten zu dem kleinen lebenden Menschenproß geflüchtet, und nachdem sie so lange zurückgedrängt worden und unter Haß und Groll hatte darben müssen, strömte sie nun in reicher Fülle aus seinem glücklichen Herzen über.

Und wie Erhard, lebte auch Julie im Sonnenschein neuen Glückes auf, und wenn sie mit inniger Freude alle Mühe für des Kindes Pflege unermülich auf sich nahm, dachte Erhard wieder und immer wieder: „Es ist doch ein rechter Segen, daß ich Frau Julie bei mir habe; ich würde nicht für meinen Liebling zu sorgen wissen.“

Sie sprachen nun wieder zusammen von Hellmuth und Anna, ohne Bitterkeit, wie man von lieben Todten spricht, deren Fehl man verziehen. Und eines Tages ließ Erhard das lange verschlossen gebliebene Zimmer Annas wieder öffnen. Er holte die beiden verbannten Bilder daraus hervor, stäubte sie liebevoll sorgsam ab und hing sie über Gretchens Bett.

„Auf daß das Kind seine Eltern nicht vergesse,“ meinte er bewegt.

Und so leben nun diese drei vereinsamten Menschen beisammen: der Mann, die Frau, das Kind. Er hatte sich erst davor entsezt und mit aller Macht dagegen gesträubt, gerade diese Beiden bei sich aufzunehmen, keins hatte ein verwandtschaftliches Recht an ihn, und dennoch leben sie nun unter seinem Dach und bilden die glückliche Familie des Professors.





Carl Schurz.

Von

Udo Brachvogel.

— New-York. —



Seit einem Menschenalter gehört der Name, der über diesen Zeilen steht, der intercontinentalen Oeffentlichkeit; hat er einen guten und vollen Klang in den beiden Welten, aus denen ein ehrgeiziger Sprachgebrauch unsere eine Erde bestehen läßt; rühmen sich zwei Vaterländer, die zugleich die größten Länder unserer Zeit überhaupt sind, seines Trägers als ihres Sohnes. Und doch ist derselbe noch ein verhältnißmäßig junger Mann. Doch steht er noch auf jener Seite der Fünzigiger, welche die englische Sprache, von den einzelnen Jahrzehnten des Menschenlebens sprechend, so liebenswürdig als die Sommer-Seite derselben bezeichnet. Dazu aber ist ihm eine körperliche und geistige Constitution verliehen, von welcher man wohl annehmen darf, daß sie ihm noch für ein weiteres kleines Menschenleben zu jener rühmlichen und erfolgreichen Thätigkeit in Stand setzen möge, die man sich nachgerade in allen Kreisen des heimischen Deutschland mit demselben Antheil und derselben Genugthuung zu verfolgen gewöhnt hat, wie in seinem amerikanischen Adoptivlande, dem sie doch zunächst gilt, dem sie doch zunächst zu Statten kommt.

In allen Kreisen Deutschlands. Es war dies wohl nicht immer der Fall, wenigstens in den höheren und höchsten dieser Kreise nicht. Um den Beginn von Carl Schurz' öffentlicher Laufbahn festzustellen, hat man das Jahr Achtundvierzig zu nennen. Er hat als Achtundvierziger und Revolutionär von der thätlichsten Sorte angefangen. Als Sohn eines frei-

finnigen rheinischen Volksschullehrers*) am 2. März 1829 zu Lixlar bei Köln geboren, auf dem Kölner Gymnasium für die Universität Bonn vorbereitet, war er hier schon 1847 Gottfried Kinkel's Schüler und Freund geworden, wurde er im Frühjahr 1849 erst sein Gefährte bei dem Siegburger Zeughaus-Sturm und im Anschluß daran sein Badenscher Kampf- und Raftatter Schicksals-Genosse. Glücklicher jedoch als Kinkel, sollte er nach Einnahme der Badenschen Festung über Frankreich nach der Schweiz entkommen, während sich vor diesem, dem gefangen genommenen und zu lebenslanger Festungshaft Verurtheilten, das preußische Zuchthaus von Naugardt erschloß, daß er einige Zeit danach, nach einem erneuten Proceß auf preußischem Boden, mit Spandau vertauschen sollte. Es war im März 1854, daß diese Versetzung Kinkel's, dessen Strafmaß indessen endgiltig auf zwanzig Jahre bemessen worden, nach dem strengeren Spandau stattfand, und man braucht in Deutschland noch heute nicht zu den Alten zu gehören, um sich erinnern zu können, welch großen und allgemeinen Antheil das Schicksal des deutschen Professors und Dichters in der Sträflingsjacke damals selbst über die deutschen Grenzen hinaus wachrief. Wer sich aber dessen zu erinnern vermag, weiß auch, wie groß und allgemein die Freude war, als nur wenige Monate danach, im November des nämlichen Jahres, vom nämlichen Spandau aus das Wort die Oeffentlichkeit durchflog: der wollespinnende Sänger des „Otto der Schütz“ sei auf unerhört kühne Weise befreit worden und ihm, wie seinem Retter sei es gelungen, alle Nachstellungen der Sicherheitsbehörden zu vereiteln und nach England zu entkommen. Bald kam Klarheit in die Sache und mit dem Namen des Befreiten flog der des Befreiers durch das ganze Land, der Name Carl Schurz. Ein voller Schimmer der Romantik umgab ihn vom ersten Augenblick an. Er war jung, kaum einundzwanzig Jahre alt; aufopfernd und ritterlich hatte er sich bewährt; und wenn man ihn seiner Kühnheit wegen bewunderte, mußte man es wegen der Klugheit, mit der er das außerordentliche Befreiungswerk ausgeführt, nicht weniger thun. Der Ruhm seiner Blondel-That war auf allen Lippen und der Bonner Ex-Student nahm das ganze Herz der Jungen und wohl auch der Alten seines Vaterlandes mit sich, als sich die Verbannung vor ihm aufthat. Von jenen Novembertagen 1854, da, dem strengsten Strafgesetz verfallen, der Jüngling mit dem befreiten Lehrer über die Marken Preußens floh, bis zu dem Januartage 1869, da der deutsche Reichskanzler den gastweise das alte Vaterland besuchenden amerikanischen Staatsmann in Berlin willkommen hieß, oder jenem Festmahl, das dem ersten deutschen Bundes-Senator im März 1875 von den vornehmsten parlamentarischen Größen des neuen Reichs in der deutschen Hauptstadt gegeben wurde, welch ein Wechsel der allgemeinen, welch ein Wandel der persönlichen Verhältnisse! Es ist eine amerikanische

*) Die dem Sohne nach Amerika gefolgten Eltern sind erst vor kurzer Zeit im Staat Illinois, wo sie ansäßig waren, gestorben.

Laufbahn, deren erster Theil dazwischen liegt. Eine Laufbahn, glänzend und rasch, wie sie vornehmlich in diesem Lande der schnellen Ereignisse und der allgemeinen Gleichheit möglich ist, wo einzig die Begabung, das Können und die Thatkraft adeln, und wo das Glück als Sonne wohl Pflanzen im Wachsthum begünstigt, nicht aber in launenhafter Willkür erzeugt.

Die ersten Jahre seiner Verbannung brachte Schurz theils in London, theils in Paris zu, als Zeitungs-Correspondent und Privatlehrer seinen Unterhalt gewinnend. Nachdem er 1851 die Hand einer anmuthigen und hochgebildeten jungen Dame, Margarethe Meyer, davongetragen, die, eine geborene Hamburgerin, London als Gast ihrer dort ansässigen Schwester besuchsweise zum Aufenthalt gewählt hatte, beschloß er, die Vereinigten Staaten zu seiner und der Seinigen künftigen Heimat zu machen. Und es war sein Glückstern, der auch ihn von jener stolzen Fluthwelle deutschen Geistesritterthums ergreifen ließ, welche die den Erhebungsjahren folgende Reaction an die Gestade der neuen Welt trieb und welche dem amerikanischen Deuththum bis zum heutigen Tage Grundlage und Halt gegeben hat. Er kam nicht nur in ein großes Land, er kam auch in eine große Zeit. In eine Zeit, deren gewaltige Kämpfe dem hochbegabten und von einem Ehrgeiz — der vielleicht gefährlich gewesen wäre, hätte er nicht zu allen Zeiten nur eine Ingrebienz einer durchaus lauteren Natur gebildet — erfüllten Manne den weitesten Spielraum, das stattlichste Schlachtfeld erschlossen! Es war die mit Beginn der Fünfziger Jahre mehr und mehr zu elementarer Gewalt erwachende Bewegung zur Abschaffung der Sklaverei, in welche der deutsche Idealist und Revolutionär hineinkam, und in der er, kaum den Boden des Landes der Freiheit unter den Füßen fühlend, mit der ganzen Begeisterung der Jugend und dem Ungeßüm eines lampffrohen Temperaments den eben sich schließenden Reihen der Kämpfer zueilte und bald der Führenden Einer wurde.

Nachdem Schurz, erst in Philadelphia, dann in Watertown im Staat Wisconsin ansässig, den gründlichsten Studien der Sprache, der Geschichte und der Verhältnisse des Landes obgelegen, sah das Jahr 1856 sein erstes öffentliches Auftreten. Anlaß dazu bot der Wahlkampf zwischen Fremont und Buchanan, dem letzten demokratischen Präsidenten, welchen die Union für das nächste Vierteljahrhundert haben sollte. Die ersten in jene Zeit fallenden Schurz'schen Reden galten vorzugsweise den zahlreichen Landsleuten des Sprechers im Westen. Aber schon sie, obgleich in deutscher Sprache gehalten, erregten die Aufmerksamkeit der leitenden amerikanischen Größen jenes heftigen Wahlkampfes in so hohem Grade, daß sie auf den Autor dieser Ansprachen als künftigen englischen Redner bereits damals die weitgehendsten Hoffnungen setzten. Es bedurfte nur zweier Jahre, und diesen Hoffnungen sollte ihre erste und sofort auch vollständige Erfüllung werden. 1858 trat Schurz in Illinois, wo es sich damals um den weit über die Grenzen dieses Staates hinaus bedeutsamen und Epoche machenden

Kampf zwischen Abraham Lincoln und Stephan A. Douglas um die Stelle eines Bundes-Senators handelte, als oratorischer Kämpfe Vincolns in englischer Sprache mit einem solchen Erfolg auf, daß man ihn gleich darauf zur Bekämpfung der eben in den Neuengland-Staaten so übermächtig gegen die Eingewanderten das drohende Haupt erhebenden „Knownothing-Bewegung“ nach Boston berief. Und gerade hier, im Herzen des nativistischsten Bevölkerungselements des ganzen Landes war der Eindruck, den der eingewanderte junge Deutsche als englischer Redner und Debatteur machte, ein so überraschender und ein so tiefgehender zugleich, daß sich bald das gesammte Amerikanerthum staunend dem großen forensischen Talent zuwendete, für welches es dem Auslande verpflichtet war, das es aber fortan mit ängstlichem Stolz als das seine betrachtete und in Anspruch nahm.

Und in der That war den Amerikanern dieser aus einer andern Sprache und einem andern Volk ihnen überkommene Redner, als solcher etwas gänzlich Neues. Da war nichts von dem alle Tonarten menschlicher und gelegentlich wohl auch unmenschlicher Vortragsgart durchstürmenden Pathos, welches die theatralische Scene, die Kanzel und die politische Rednerbühne Amerikas beherrscht. Statt aller dieser urwüchsigten und in ihrer Art ja auch recht bewährten Dinge war es die größte Einfachheit, welche mit äußeren Mitteln, die keineswegs zu sorgfältigem Haushalten nöthigen, dennoch auf's Sparsamste umging und mit Effceten in fast künstlerischer Weise geizte — und trotz dieses Maaßes eine Wärme, die den Redner dem Hörer sofort persönlich nahe brachte. Um es kurz zu sagen: es war die ästhetische Natur des fein gebildeten Europäers, welche hier mit der Kühnheit und Freiheit des amerikanischen Gedankens gepaart zum ersten Mal an die Oeffentlichkeit trat. Es war die ideale Conversation, welche von der Tribüne aus erleuchtete und erwärmte. Und um so sicherer nahm sie Alles in Besitz, als sie, dem eigentlichsten Wesen dieses Redners entspringend, von Herzen kam und durch ihre Aufrichtigkeit Gemüth und Verstand gleichmäßig überzeugte.

Gleich die ersten Erfolge, welche Schurz auf diesem Wege, auf dem er seitdem einer der ausgezeichnetsten Redner seiner Zeit geworden ist, davontrug, zeichneten ihm seine Zukunft deutlich vor. Ein Talent, welches, so gleichmäßig über die Kraft und die Anmuth des gesprochenen Wortes verfügend, auch so unmittelbar und nachhaltig zugleich auf alle Schichten der amerikanischen Bevölkerung zu wirken vermag, darf den kühnsten Träumen seines Ehrgeizes die Flügel lösen. Es darf, — vorausgesetzt, daß der Zündstoff, welchen es in Flammen zu setzen berufen ist, angehäuft daliegt, — auf den heßsten Brand rechnen. Und es darf auf alle Auszeichnungen rechnen, welche jene Bevölkerung zu vergeben hat! Wann aber wären zu alledem die Zeiten günstiger gewesen, als in jenem ewig denkwürdigen Präsidentschafts-Wahlkampf von 1860, welcher mit der Erwählung Abraham Vincolns und dem Siege des Principes der Aufhebung der Sklaverei endigte!

Mit der ganzen Macht seiner über zwei Sprachen verfügenden agitatorischen Begabung und mit dem ganzen Feuer seines germanischen Idealismus stürzte sich Schurz in diesen Wahlkampf, um der in Lincoln verkörperten neuen republikanischen Partei, an deren kurz vorher erfolgten Gründung er bereits einen maßgebenden Antheil gehabt hatte, nun auch zu ihrem praktischen Triumph zu verhelfen. Und als nun der erste thatsächliche Erfolg errungen war und Lincoln's Erwählung und seine Inauguration den Süden lehrte, daß die letzte Entscheidung vor seinen Pforten stand, da vermochte selbst die Auszeichnung einer europäischen Gesandtschaft, mit welcher der Präsident seinen deutschen Kämpen ehrte, den ehemaligen Badenschen Freischärler nicht länger als für ein paar Monate dem Kampffelde fern zu halten. Zum amerikanischen Minister in Spanien ernannt, überreichte er im Juli 1861 sein Beglaubigungs-Schreiben der Königin Isabella, gab aber seinen Madrider Posten schon im Januar 1862 wieder auf, um nach dem Lande seiner Wahl zurückzukehren und demselben nun im offenen Felde zu dienen, wie er ihm in den politischen Fehden, die dem großen Bürgerkriege vorausgegangen, gebient hatte.

Fast während der ganzen Dauer des Krieges gehörte Schurz der Armee des Nordens an. Vom Juni 1862 bis zum Frühjahr 1865, welches mit der Uebergabe Lees die Beendigung der Secession brachte, lag das Commando einer Division, bei mehreren Gelegenheiten sogar das eines Corps in seinen Händen. Weniger durch heersührerische Erfolge, als durch das stete Beispiel unerschütterlichen Pflichteifers und persönlicher Kaltblütigkeit, das er gab, ausgezeichnet, nahm er Antheil an der zweiten Schlacht von Bull Run, den Schlachten Chancellorsville, Gettysburg, Chatanooga, Fredericksburg und einer ganzen Anzahl kleinerer Engagements. Und wenn aus dieser Periode seines öffentlichen Lebens nur verhältnißmäßig wenig eine allgemeinere Bekanntheit erlangt hat, so erklärt sich dies einerseits daraus, daß die Nation in erster Reihe doch immer nur den gefeierten Redner und Agitator in ihm erblicken wollte, andererseits daraus, daß es ihm (wie so vielen freiwilligen Unions-Kämpfern neben den künftigen Generälen, welche die militärischen Weihen von Westpoint zu ihrer Heersührerschaft mitbrachten) während seiner soldatischen Laufbahn thatsächlich nicht vergönnt war, in besonders glücklichen Momenten mit noch glücklicherer Hand einzugreifen und gleich so mancher kriegerischen Größe jener Zeit eines schönen Morgens mit dem Vorbeer eines Strategen zu erwachen. Glück ist überhaupt keine der „Eigenschaften“ von Carl Schurz. Ein Jeder, welcher den Weg des Mannes nach seinen Arbeiten und Kämpfen und nicht bloß nach seinen Erfolgen zu beurtheilen vermag, wird dies zugestehen. Einen jeden Sieg hat er sich redlich erstreiten müssen.

Der Fall Richmonds, der im Frühjahr 1865 die Unterwerfung des Südens besiegelte, gab die Hunderttausende von Kriegeren, sowie ihre Führer dem Frieden und dessen Berufen zurück. Unser Generalmajor a. D.

und, wie das für die Freiwilligen des Bürgerkrieges selbstverständlich war, ohne Pension, nahm als Zeitungs-Correspondent seinen Aufenthalt in Washington, nachdem ihn in der Ermordung seines Freundes und Gönners Lincoln ein für sein Herz, wie für seine öffentliche Laufbahn gleich empfindlicher Schlag getroffen. Sein Verhältniß zu der, diesem großen nationalen Unglück folgenden Administration Andrew Johnsons gestaltete sich sehr bald, wie das seiner übrigen Partei-Angehörigen zu einem oppositionellen. Die Verbindung mit ihr beschränkte sich für Schurz auf eine im Auftrage des neuen Präsidenten unternommene Rundreise durch den Süden, deren Beobachtungsergebnisse in einem längeren, genau ausgearbeiteten Bericht niedergelegt wurden. Das eigentliche Thätigkeitsfeld, auf welches er sich während der dem Kriege folgenden Jahre warf, war das der Journalistik. Und zwar sehen wir ihn zunächst als Vertreter der „New York Tribune“ in Washington, eine Stellung, die ihn unter Anderen in eine erste freundschaftliche Beziehung zu Henry Villard, dem späteren Vollen der großen nördlichen Ueberland-Schienenweges der Nord-Pacifcibahn, brachte, der sich damals im Washingtoner Berichterstatter-Stab desselben Blattes befand. Dann übernahm er die Leitung der in Detroit, Michigan, neugegründeten „Detroit Post“. Aber schon das Frühjahr 1867 führte ihn in das Fahrwasser der deutschen Publicistik, der er ja bereits als Student und Londoner Verbannter angehört hatte. Er trat als Miteigenthümer und Mitredacteur in die St. Louiser „Westliche Post“, in welcher Eigenschaft er ein Bürger des bei Ausbruch der Seceffion vornehmlich durch die energische Unions-Treue seiner deutschen Bevölkerung dem Norden erhaltenen Staates wurde, um nicht nur sehr bald einen hervorragenden politischen Einfluß in demselben zu gewinnen, sondern auch schon nach Ablauf zweier kurzer Jahre zu seiner Vertretung in der vornehmsten gesetzgeberischen Behörde des Landes, dem Bundes-Senat, berufen zu werden.

Es war im Januar 1869, daß diese Auszeichnung, mit welcher der eigentliche staatsmännische Abschnitt der ungewöhnlichen Carrière von Carl Schurz beginnt, seitens der Staatsgesetzgebung von Missouri an ihn verliehen wurde. Im Sommer und Herbst des vorhergehenden Jahres hatte er mit bekannter Redegewalt und mit entscheidender Wirkung erst an dem republikanischen National-Convent zu Chicago, welcher General Grant das erste Mal zum Präsidentschafts-Candidaten aufstellte, dann an dem Wahlfeldzug, welcher die Erwählung desselben sicherte, theilgenommen. Diese Theilnahme und der mit ihr verknüpfte persönliche Erfolg waren es, im Verein mit dem nationalen Namen, den er bereits nach seinem neuen Heimathsstaat mitgebracht hatte, zunächst, denen Schurz und mit ihm seine deutsch-amerikanischen Landsleute es zu danken hatten, daß dem noch nicht vierzigjährigen Manne die höchste Ehre übertragen wurde, welche durch Wahl dem fremdgeborenen Bürger der Union überhaupt zufallen kann und selbst dem eingeborenen Politiker und Staatsmann nur als eines der letzten

Ziele einer langjährigen und erfolgsgekrönten öffentlichen Laufbahn zu Theil werden mag. Schon die erste Session, an der Schurz theilnahm, sollte lehren, daß Missouri, welches einst fast ein Menschenleben lang durch den großen Thomas Benton im Bundes-Senat vertreten gewesen war, endlich wieder einen Mann in seiner Körperschaft hatte, der ihm jede Art von Berücksichtigung sicherte. Und ehe die zweite Session seiner sechsjährigen Amtszeit abgelaufen war, wußte bereits das ganze Land, daß sich hier nicht nur eine glänzende rhetorische Kraft von der Rednerbühne dieser „amerikanischen Palast-Kammer“ gelegentlich vernehmen ließ, sondern daß hinter diesen schlagenden Worten und schneidigen Beweisführungen auch ein Mann stand, der für jeden seiner Sätze eintrat. Von höchster Wichtigkeit dabei für den deutsch-amerikanischen Senator, wie für die praktische Geschichte jener Jahre, soweit sie sich im Senat abspielte, war das Zusammentreffen und Zusammengehen von Carl Schurz mit Charles Sumner, seinem großen, leider ur zu bald durch den Tod abgerufenen Kollegen von Massachusetts.

Die Geschichte ihrer Senatoren-Thätigkeit von 1870 bis 1874 — Sumner starb im März des letztgenannten Jahres, nachdem er seinen neu-englischen Heimathsstaat seit dem Jahre 1851 im Bundes-Senat vertreten hatte, — ist eine indentsche. Sie ist nahezu auch die Geschichte der Grant'schen Präsidentschaft jener Jahre, während sie andererseits in die des amerikanischen Parteilebens in einer Weise eingriff, wie sie in den Annalen desselben so gut wie unerhört dasteht. Denn von wie viel Talent, Kraft, Aufopferung und Erfolg diese Annalen auch zu erzählen wissen, — ein Wort findet sich auf ihren Blättern nur ganz ausnahmsweise, wenn überhaupt, verzeichnet: das Wort „Unabhängigkeit“. Es ist das Aschenbrödel, ja wohl mehr als das, es ist geradezu die unlohnendste, ist die verfehlteste und verfolgte unter den Eigenschaften, welche die Majestät der Partei auf ihrem Syllabus verzeichnet hat. Beide Männer sollten erfahren, wie weit dies gehen mag.

War die erste Erwählung General Grants zum Präsidenten im Jahre 1868 das Ergebniß des einmüthigen Vorgehens der republikanischen Partei gewesen, welche damals in Sumner einen ihrer imposantesten langjährigen Führer, in Schurz einen ihrer erfolgreichsten Vorkämpfer besaß und Beide in diesen Eigenschaften rückhaltlos anerkannte: so war, hätte man denken sollen, dieselbe Partei auch verpflichtet, gerade diesen Beiden zuerst das Recht zuzugestehen, die innerhalb ihrer siegreichen, durch eine unbeschränkte Herrschaft nur zu schnell der Corruption zugänglich gewordenen Reihen aufsteigenden Mißbräuche und Uebelstände rückhaltlos aufzudecken, zu bekämpfen, zu unterdrücken. Indessen, das gerade Gegentheil sollte geschehen! Ueber Nacht sahen sich diese beiden Männer und mit ihnen die drei oder vier ihrer Kollegen, welche ihre öffentliche Pflichterfüllung auf demselben Wege suchten, von den Myrmidonen und Schleppenträgern dieser neuen, so schnell

und so weit hinter den auf sie gesetzten Erwartungen zurückbleibenden Administration als Treulose und an der heiligen Sache der unfehlbaren Partei angeklagt und verfolgt. Zu Verräthern und Apostaten wurden sie gestempelt, weil sie zuerst den Muth hatten, auf die Corruption des öffentlichen Dienstes hinzuweisen; weil sie sich unterfingen, den Nepotismus Präsident Grants beim richtigen Namen zu nennen; weil sie es wagten, Mißgriffen seiner übelberathenen Regierung entgegenzutreten, ja wohl selbst zu vereiteln. Und als sie nun nach dreijährigem Kampfe gar die Unmöglichkeit erkannten, innerhalb einer solchen Partei zu reformiren und nebst ihren Gesinnungs-Genossen beider Parteien, als „Liberale“, der regulär-republikanischen Partei und der von ihr getragenen Executive den Handschuh hinwarfen: da waren sie der officiellen Phalanx schon keine bloßen Abtrünnigen mehr, sondern nur noch rachbüchtige Enttäuschte und kleinliche Frondeurs, welche aus letzter persönlicher Eitelkeit jetzt zu den Lagergenossen ehemaliger Sklavenhalter und den Mitverschworenen einstiger Secessionisten herabsanken!

Der Bruch zwischen Sumner, Schurz, Trumbull und ihren drei oder vier republikanischen Gefährten auf der einen und der Grant'schen Regierung und den orthodoxen Republikanern auf der anderen Seite wurde im Jahre 1871 zu einem unheilbaren. Die Reform des Civildienstes, die Versöhnung mit dem unterworfenen, noch immer wie eine zurückeroberte Satrapie behandelten Süden, die Vereitelung der vom Präsidenten angestrebten Annexion San Domingos und eine Anzahl anderer von dieser republikanischen Opposition bekämpfter Dinge hatten diesen Bruch herbeigeführt. Er gipfelte in dem formellen Austritt dieser Männer aus der republikanischen Partei und in dem Inlebenrufen der sogenannten liberalen Bewegung des Jahres 1872, welche aus Anlaß der bevorstehenden neuen Präsidenten-Wahl im Mai des genannten Jahres zu Cincinnati mit der Nominirung eines eigenen Candidaten vor die Nation trat. Dieser Candidat war Horace Greeley, der Philosoph der New-Yorker „Tribüne“, eine Wahl, die, wenn auch sicher nicht die schlechteste, doch die verfehlteste war, die hätte getroffen werden können, und welche, gleich danach von der demokratischen Partei auch zur ihrigen gemacht, nicht nur den schon wenige Monate darauf erfolgten Tod, sondern auch denjenigen der so hoffnungsvoll begonnenen liberalen Bewegung herbeiführen sollte. Denn Greeley, als Journalist, Philanthrop und Privatmann die Verehrung des ganzen Landes, konnte als Präsidentschafts-Candidat nur zu einem Schreckgespenst für die gesammte nüchterne Deffentlichkeit werden, welches vom Augenblick seines Auftauchens an die ganze Agitation, die sich so unglücklich in ihm verkörpert hatte, zu einem Sisyphus-Unternehmen machen mußte. Und er machte sie dazu. Der Erfolg war Grants Wiedererwählung im darauf folgenden November mit einer Majorität, welche über die seiner ersten Wahl noch um ein Bedeutendes hinausging. Von mehr als einer Seite und mit nicht geringer Bitterkeit ist Schurz, welcher dem so verfehlt endenden Cincinnatier Waiitage präsidirte, für diesen Ausgang

verantwortlich gemacht worden: Sei dem, wie ihm wolle, wenn es ein politischer Fehler war, den er hier gemacht, so bewies derselbe doch nur das Eine: daß der Staatsmann von den „Faiseurs“ und „Drahtziehern“ verkauft worden, und daß der politische Schacher, wenn er sich in Cincinnati unter Schurz' eigenen Augen vollzog, nicht so sehr in der Blindheit, als vielmehr in der Reinheit der eigenen Absichten desselben einen Bundesgenossen fand, welcher ihm den Sieg verschaffte.

Im Senat selbst setzten Sumner und Schurz um so unentwegter ihre Opposition gegen die aufs Neue von der Volksmajorität sanctionirte Administration fort. Und wenn auch Sumner nur zu bald durch den Tod abberufen, und Schurz, dessen liberale Politik in seinem Heimaths-Staat Missouri die Demokratie von den Fesseln der Entrechtung (etwa 70 000 südlich gesinnte Stimmgeber waren während des Bürgerkrieges durch eine besondere Gesetzgebung ihrer Stimmen verlustig erklärt worden) befreit und so wieder zur Herrschaft gebracht hatte, von ihr nach Ablauf seines Termi-
 nes nicht wieder in den Senat gesendet wurde: so schied er doch im Frühjahr 1875 aus dieser Körperschaft unter den Bedauern aller wahren Freunde des öffentlichen Wohls, unter dem allgemeinen Zugeständniß, daß gerade Männer von solcher Begabung, solcher Bildung und solcher Unabhängigkeit in der großen Politik dieses Landes am wenigsten feiern sollten. Weit entfernt davon, im Senat lediglich den Miß- und Uebergriffen der Grant'schen Administrations-Selbstherrlichkeit zu opponiren — und wie Recht hat ihm und seinen Gesinnungsgegnern in Betreff dieses Mannes nicht die spätere Geschichte desselben bis in eben diese letzten Tage gegeben — hatte er seine Aufmerksamkeit und seine erstaunliche Arbeitskraft während seiner sechs Senats-Jahre gleichzeitig in den Dienst aller öffentlichen Fragen von größerer Bedeutung gestellt, welche damals überhaupt die Beachtung amerikanischer Staatsmänner und Politiker herausforderten. Nach wie vor hatte er seine Stimme für die Neugestaltung des nationalen Beamtenwesens erhoben; nach wie vor hatte er darauf hingewiesen, daß die noch immer wie unterworfenen Provinzen gemäßregelter Südstaaten sich selbst zurückgegeben werden sollten; nach wie vor deckte er Mißstände mit einer Unerschrockenheit auf, welche sich, wie zur Zeit des deutsch-französischen Krieges in seiner sensationellen Entlarvung der amerikanischen Waffenverkäufe an Frankreich, zur vernichtenden Höhe philippischen Rede-Ingrimmis erhob. Und als plötzlich in Folge des Ausbruchs des von Westen ausgehenden Papiergeld-Fiebers der Jahre 1874 und 1875 die Finanzfrage in Gestalt des Kampfes für und gegen die Wiederherstellung der Baarzahlungen als brennende Tagesfrage in den Vordergrund trat, da erschien zur Ueberraschung Aller Carl Schurz mit einem Schlage auch als Finanzmann in der Arena und er ergriff für die Wiederherstellung der Währung mit einer Sachkenntniß und Gründlichkeit das Wort, die ihn auch auf diesem Gebiet alsbald in die vorderste Reihe der Männer des Tages stellten und dem üppig

auffchießenden, von gewissenlosen Demagogen genährten Papier-Schwindel jener Tage mehr als einen tödtlichen Stoß versetzten.

Es war am 4. März 1875, daß der Amtstermin des ersten und einstweilen auch letzten deutschen Bundes-Senators abliefe. Eine mit seiner Familie nach Europa unternommene Erholungsreise wurde sowohl für seine englisch wie deutsch redenden Freunde in New-York die Veranlassung, den Scheidenden durch mehrere glänzende Festlichkeiten zu feiern. Ähnliche Ehren hatte die alte Welt für den Gast in Bereitschaft. Aber schon wenige Monate danach bedurfte man seiner wieder in Amerika, als in dem wichtigen und einflußreichen Staat Ohio die im Herbst 1875 stattfindende Gouverneurs-Wahl den Beweis zu liefern hatte, in welcher Stärke sich in Betreff der Finanzfrage, in der Schurz nur kurz vorher mit solchem Glorietel Stellung genommen hatte, die gegnerischen Kräfte in Ohio und damit im Westen der Union überhaupt, eigentlich gegenüberständen. Es war der spätere Präsident der Vereinigten Staaten, Rutherford B. Hayes, welcher als republikanischer Candidat für das Gouverneursamt jenes Staates zugleich der Vertreter des Baarzahlungs-Programms war. Für ihn hielt der im letzten Augenblick noch von seinen Gefinnungsgeossen aus Europa herbeigerufene Missouri-Ex-Senator in den größeren Orten des Staates eine Anzahl Reden und trug dadurch in maßgebendster Weise zu dem gleich darauf errungenen Wahlsieg der Republikaner von Ohio und der Erwählung von Hayes zum Gouverneur bei.

Dennoch wäre es ein Irrthum, dieses energische Eintreten Schurz' in dem Ohioer Wahlkampf von 1875 zu Gunsten der republikanischen Partei als ein gleichzeitiges Wiedereintreten seinerseits in die Partei zu bezeichnen. Er beschränkte sich in allen seinen bei dieser Gelegenheit gehaltenen Campagne-Reden strict auf die Finanzfrage, welche gerade durch die Papiergeld-Gelüste der Demokratie Ohios in ein zur vollkommenen Papiergeld-Sündfluth führendes Fahrwasser gerissen zu werden drohte, und vermied sorglich jedes Verfechten der übrigen Aufstellungen des damaligen republikanischen Parteiprogramms. Erst als der nämliche Mann, dessen Erfolg als Gouverneur seines Staates Schurz wenige Monate vorher so energisch zu sichern geholfen hatte, im Sommer 1876 von den Republikanern als Präsidentschafts-Candidat aufgestellt wurde, und erst nachdem derselbe seinem Kämpfen in der Finanzfrage sein Wort als Bürgschaft gegeben hatte, daß auch die anderen Reformfragen, für die jener bisher in der eigenen Partei und gegen dieselbe gekämpft hatte, durch ihn nach Kräften einer Lösung entgegengeführt würden, machte er seine Präsidentschafts-Bewerbung zur eigenen Sache.*) Und das, wie er es bei solchen Gelegenheiten gewöhnt

*) Namentlich war es der Einfluß von Schurz, auf den die im Hayes'schen Annahme-Schreiben der republikanischen Präsidentschafts-Candidatur ausgesprochene Erklärung zurückzuführen war, daß Hayes im Fall seiner Erwählung von vornherein auf eine Wiedererwählung im Jahre 1881 verzichte. Angesichts der gerade damals das Land beunruhigenden Agitation für eine dritte Präsidentschaft Grants konnte diese Erklärung nicht verfehlen, einen ganz vorzüglichen Eindruck zu machen.

war, mit der ganzen Kraft und Ausdauer seines rednerischen Agitations-Vermögens: Sicherstellung der finanziellen Zukunft des Landes gegen den wie ein Fieber durch den Westen verbreiteten wahnwitzigen Papiergeld-Schwindel; Reform des Bundes-Civildienstes; völlige Wiederherstellung des noch immer nicht von sich selbst, sondern gerade in einigen seiner wichtigsten Staaten von Washington aus regierten Südens. Das waren die hauptsächlichsten Gesichtspunkte, von denen aus Schurz die Erwählung von Rutherford B. Hayes nicht nur der von Samuel J. Tilden geführten Demokratie, sondern auch den extremen Elementen (den „Stalwarts“) der eigenen Partei gegenüber förderte und durch deren nachdrücklichste Beförderung er mehr als einer der anderen Campagne-Redner auf republikanischer Seite zum Siege von Hayes über Tilden im darauf folgenden November beitrug.

Es ist noch frisch in Aller Erinnerung, ein wie wenig unbestrittener Sieg das sein sollte. Thatsache ist es, daß, wie schon bei früheren Präsidentenwahlen, das eigentliche Volks-Votum dem die amerikanischen Präsidenten erwählenden Electoral-Votum der einzelnen Staaten nicht entsprach, d. h. daß jenes für Tilden, dieses, und auch das nur mit ein paar Stimmen für Hayes gefallen war. Und weitere Thatsache ist es, daß die in verschiedenen damals noch unter der unmittelbaren Controle der Bundesregierung (und man weiß, wie die Grant'sche Regierung diese Controle zu üben wußte!) stehenden Südstaaten seitens der republikanischen Behörden vorgenommenen Stimmenzählungen und „Rectificationen“ der bereits stattgefundenen Zählungen den Demokraten zur Veranlassung so lauter und anhaltender Wahlfälschungsklagen gegen die Republikaner wurden, daß die allgemeinste und heftigste Währung ob dieses bestrittenen Wahlergebnisses die gesammte Unionsbevölkerung ergriff, aus welcher schließlich gar das Gespenst eines neuen Bürgerkrieges sein fürchterliches Haupt zu erheben schien. Die Folge war, daß der einen Monat nach dieser precären Präsidentenwahl zusammentretende Congreß sich gebrängt sah, auf einen Ausweg aus diesem Wirrfaal zu finden, das sich mit der täglich wachsenden Gereiztheit aller Schichten des Volkes auch zu einer mit jedem Tage drohenderen und drängenderen Gefahr gestaltete. Aber selbst als es durch die Entscheidung eines von beiden Parteien im Congreß eingesetzten Tribunals gelungen war, diese Gefahr zu beschwören, sollte es doch lange noch nicht gelungen sein, die Erbitterung der Demokraten, gegen deren Candidaten diese Entscheidung ausgefallen war, zu besänftigen und zu mildern. Und so trat Präsident Hayes am 4. März 1877 sein Amt unter Schwierigkeiten und inmitten einer Aufregung der öffentlichen Meinung an, welche gleich seine erste große Amtshandlung, die Zusammenstellung seines Cabinets zum Gegenstand eines ganz ungewöhnlichen Interesses, einer ganz ungewöhnlichen Erwartung machten.

Es hieße, sich einer Unbilligkeit und einer Unwahrheit zugleich schuldig

machen, wenn man von der Art und Weise, in welcher Präsident Hayes sich dieser ersten großen Amtshandlung entledigte, behaupten wollte, daß sie nicht die Zustimmung aller unabhängig und billig Denkenden gefunden habe. Es war ein Cabinet, von dessen hervorragenden Namen man wohl sagen konnte, daß sie allein ein Programm und als solches eine Bürgschaft bildeten, daß jene Kämpfe, welche Sumner, Schurz und ihre Genossen erst in der Partei, dann gegen dieselbe um den Preis einer gründlichen Reform und Reinigung des politischen Lebens geführt, jetzt endlich, wenn auch nicht zum unmittelbaren Ziele, so doch wenigstens auf den Weg zu demselben führen sollten. Und in diesem Cabinet erhielt neben William Evarts von New-York als Staatssecretär und John Sherman von Ohio als Finanzsecretär Carl Schurz das Portefeuille des Ministeriums des Innern, — wie schon als Bundes-Senator, jetzt auch als Cabinets-Mitglied der erste Deutsche und der vierte im Auslande*) geborene Bürger überhaupt, dem eine solche Ehre zu Theil wurde.

Es würde hier zu weit führen, einen Abriß der viel angefeindeten, aber auch viel anerkannten Hayes'schen Administration zu geben. Welch unerwartet-unerquicklicher Schatten auch auf den Schluß derselben durch die Sanction, welche der Präsident dem ebenso demagogischen wie verschwenderischen Pensions-Gesetz der republikanischen Congress-Majorität erteilte, namentlich aber durch die bald darnach an's Licht gezogene Corruption des sogenannten Sternpost-Dienstes im nationalen Post-Departement geworfen wurde — während der Dauer dieser maßvollen, sachlichen und wohl auf allen Gebieten redlich das Beste wollenden Administration selbst hat sich das Land durchaus wohl befunden. Wie es von Schurz und andern ihm gleichgesinnten Gewährsmännern des Präsidenten Hayes versprochen worden war, wurden gleich in den ersten Monaten der neuen Verwaltung die Bundes-Truppen aus jenen Südstaaten zurückgezogen, in denen dieselben während der ganzen achtjährigen Amtszeit Präsident Grants das Damokles-Schwert einer steten Bundes-Einmischung und Bundes-Maßregelung schwebend gehalten hatten. Sodann gelang es dem Finanzsecretär Sherman, begünstigt von einem sich endlich wieder einstellenden Aufblühen von Handel und Wandel, die langersehnte Wiederaufnahme der Baarzahlungen zu einer vollendeten und das seit Beginn des Bürgerkrieges auf dem gesammten geschäftlichen Verkehr lastende Gold-Agio zu einer überwundenen Thatsache zu machen. Und endlich war von den zahlreichen amtlichen Scandalen, die fast in sämtlichen Regierungszweigen der zweiten-Präsidenschaft General Grants ein so unerfreuliches Prestige verschafft hatten, keine Rede mehr. Vor allen Dingen war Schurz

*) Die beiden berühmtesten im Auslande geborenen Vorgänger von Schurz in der Inhaberschaft von amerikanischen Minister-Portefeuilles waren der in Westindien geborene Alexander Hamilton, der Finanzsecretär Washingtons, und der aus der Schweiz stammende Albert Gallatin, welcher unter Jeffersons Präsidenschaft dasselbe Amt bekleidete.

an der Spitze des äußerst umfangreichen und complicirten, unter Anderm auch die Verwaltung des Patentwesens, der öffentlichen Ländereien und der Indianer-Angelegenheiten in sich begreifenden „Interior-Departement“ aufs Energischste und Erfolgreichste bemüht, die von ihm seit Jahren verfolgten Reform-Grundsätze zu verwirklichen. Er setzte zu diesem Zweck nicht nur seine ganze eigene Arbeitskraft ein, sondern ließ sich auch dem ihm unterstehenden großen Beamten-Personal gegenüber so ausschließlich nur durch die Rücksicht auf den Dienst selbst und die Fähigkeiten der Dienstleistenden leiten, und wußte sich namentlich so frei von allem Nepotismus zu halten, daß ihm schließlich von deutscher Seite wohl gar der Vorwurf gemacht worden ist, er habe in seiner einflußreichen Stellung seine eigenen Landsleute lange nicht so begünstigt, wie dies von einem deutschen Minister eigentlich zu fordern gewesen wäre. Um so größere Aufmerksamkeit, als diesen eigenthümlichen landsmännischen Ansprüchen, schenkte der deutsche Secretär des Innern dafür den allerdings unmittelbar in sein Ressort gehörenden Indianern, und die Gründung der drei zur Zeit bestehenden und florirenden Indianer-Schulen in Forrest Grove, Oregon, und zu Carlisle und Hampton in Pennsylvanien und Virginien, ist ebenso sein eigenstes Werk, wie die Ausarbeitung und auf der Ute-Reservation in Colorado in Angriff genommene praktische Ausführung eines seinerzeit von der gesammten Presse des Landes ohne Unterschied der Partei aufs Lebhafteste anerkannten Planes, die Rothhäute durch Verleihung individuellen Landbesitzes an die Scholle zu fesseln und aus den auf diese Weise an den Begriff eines persönlichen Eigenthums zu gewöhnenden Nomaden sesshafte Ackerbauer und Viehzüchter zu erziehen. Ebenso war Schurz der Erste, der Schritte zum Schutze der öffentlichen Wäldungen that und die allgemeine Aufmerksamkeit auf die dem amerikanischen Volk aus der landesüblichen sinnlosen Waldverwüstung erwachsenden Gefahren mit einem Nachdruck lenkte, wie es noch kein Beamter und Staatsmann in so hoher Stellung vor ihm gethan hatte. Und endlich bot er als persönlicher Freund und officieller Rathgeber des Präsidenten alles in seinen Kräften Stehende auf, der so tadellos und glücklich begonnenen Hayes'schen Administration einen eben solchen Verlauf und Abschluß zu sichern. Daß dieses, wenn auch nicht nach allen Seiten, ihm doch wenigstens, soweit sein eigenes Verwaltungs-Ressort in Betracht kam, gelungen ist, bewiesen am deutlichsten die Ovationen, die dem mit dem Ablauf der Hayes'schen Präsidentschaft auch aus seinem Ministerium ausscheidenden Secretär des Innern in verschiedenen großen Städten des Landes, New-York und Boston an der Spitze, dargebracht wurden, und von denen namentlich die in größten Dimensionen gehaltene Demonstration der Bostoner Gesellschafts- und Geistes-Elite deshalb besondern Werth für ihn haben mußte, weil er nur kurz vorher von einer puritanischen Coterie der nämlichen Stadt wegen einigen von der vorhergehenden Administration herstammenden und nun nicht mehr gut zu machenden Mißgriffen in der

Indianer-Verwaltung in ebenso zelotischer wie verfehlter Weise angegriffen worden war.

Da für Schurz in der am 4. März 1881 ihre Amtsführung antretenden Administration Garfield, wie wesentlich er auch durch eine umfassende und aufopfernde Betheiligung am Wahlkampf zu dem stattlichen Siege James Garfields über Winfield S. Hancock im vorhergehenden November beigetragen hatte, kein Platz war (in Folge eigenthümlicher politischer Combinationen war James G. Blaine zum eigentlichen spiritus familiaris derselben geworden!) so lag es für den Ex-Senator und Ex-Minister um so näher, auf seinen alten journalistischen Beruf zurückzufallen, als er nach wie vor geschäftlicher Theilhaber in der seit 1867 von ihm in Gemeinschaft mit Emil Preetorius gegründeten „Westlichen Post“ in St. Louis war. Doch sollte es trotzdem nicht St. Louis sein, dem die erneute politische Ruße unseres ausgezeichneten Landsmannes zu Gute kommen sollte, sondern New-York selbst. Die unter der mehr als menschenalterlangen Leitung des gefeierten Dichters William Cullen Bryant zu höchster journalistischer Gediegenheit und allgemeinsten Angesehenheit gebiehene New-Yorker „Evening Post“ war durch den 1879 erfolgten Tod ihres ehrwürdigen Chefredacteurs und ein demselben folgendes redactionelles Interregnum einer Verwaisung anheimgefallen, welche es dringend wünschenswerth machte, diesem seit Beginn des Jahrhunderts bestehenden Organ der respectabelsten New-Yorker Zeitungsleser-Welt durch eine neue journalistische Blut-Infusion auch erneute Lebensfähigkeit zu sichern. Eine geeignetere Combination von Kräften aber, wie sie zu diesem Behuf im Sommer 1881 in der Vereinigung von Carl Schurz und den beiden erprobten amerikanischen Pressoryphäen Horace White und C. V. Godkin herbeigeführt wurde, wäre sicherlich kaum denkbar gewesen, hätte ein solcher Reichthum von verschiedenen Talenten und Reputationen nicht von vornherein auch die gleichzeitige Gefahr eines entsprechenden Reichthums an verschiedenen Willensmeinungen und Willensrichtungen in sich geschlossen. Trotzdem sollte es durch zwei volle Jahre hindurch den Anschein haben, als bestehe eine solche Gefahr gar nicht. Wenigstens ist es Thatsache, daß die „Evening Post“ unter Schurz' Chefredaction gleich im Lauf des ersten Jahres einen glänzenden Aufschwung nahm und journalistisch sowohl wie geschäftlich eine Höhe erreichte, auf der das Blatt nie zuvor gestanden. Selbst Diejenigen, die unter Hinblick auf die vorwiegend rednerischen und staatsmännischen Erfolge, welche zunächst die ungewöhnliche amerikanische Laufbahn von Carl Schurz kennzeichnen, ihm den eigentlichen Beruf für die Publicistik abzusprechen liebten, mußten zugestehen, daß er auch auf diesem Gebiet endlich in sein richtiges Fahrwasser gekommen sei. Vor allen Dingen aber mußte man ihn dazu beglückwünschen, daß der im ausgesprochensten Gegensatz zur amerikanischen Landesgepflogenheit trotz der glänzendsten und einflußreichsten öffentlichen Stellungen vermögenslos Gebliebene endlich auch für alle Zukunft den

gesicherten Boden eines stattlichen Einkommens nebst der Möglichkeit, ein Vermögen zu erwerben, unter den Füßen zu haben schien.

Um so überraschender und peinlicher mußte es daher wirken, als im Laufe des Sommers 1883 erst für die mit den Verhältnissen Vertrauten, bald darauf aber auch für weitere Kreise die Thatfache vernehmbar wurde, daß sich in dem Schooß des „Evening-Post“-Triumvirats ein Conflict herausgebildet habe, der bald zu einem unheilbaren werden sollte. Und zwar war es die ganz absonderliche, oder um es mit dem hier bezeichnendsten Worte zu benennen, die ganz „unschurzische“ Haltung, welche das bisher stets von liberalsten und humansten Gesichtspunkten aus geführte Blatt dem großen, auch in Europa so viel besprochenen Telegraphisten-Streit des genannten Sommers gegenüber einnahm, die das Vorhandensein eines derartigen Zwiespaltes zuerst erkennen ließ. Da Publikum und Presse in dieser die mannigfaltigsten und wichtigsten Interessen beider so unmittelbar berührenden Angelegenheit fast ausnahmslos Partei für die streitenden Telegraphisten und gegen das große Jah Goulb'sche Monopol der „Western Union Telegraph Compagnie“ ergriffen, bestrebte und verletzte nicht nur die sich direct auf Seiten dieses anstößigsten aller Monopole stellende Argumentation der „Evening Post“ im höchsten Grade, sondern sie zog auch Demjenigen, der nach wie vor für den maßgebenden Geist dieses Blattes galt, die mannigfachen Vorwürfe, Angriffe und Verdächtigungen zu. Erst als es bekannt wurde, daß die betreffenden Artikel zunächst während der sommerlichen Ferien-Abwesenheit, dann aber sogar gegen die ausdrückliche Einsprache des also Angegriffenen und Verdächtigten geschrieben waren, hörte die übrige Presse mit ihrem Inbectiven gegen Schurz auf, begann aber doch dafür sofort sich um so eifriger mit seinem, je nachdem bedauerten oder schadenstroph gewünschten Rücktritt von der „Evening Post“ zu beschäftigen. Trotz dieser intensiven Theilnahme und Beihilfe sollte jedoch erst im December volle Klarheit in die Angelegenheit kommen. Am 10. dieses Monats konnten die New-Yorker Zeitungen endlich die vollendete Thatfache des Ausscheidens Schurz' aus der „Evening Post“ und dessen Gründe melden, während gleichzeitig jene Blätter, die im Sommer so schnell mit einer Denunciation des neuen Monopol-Anwalts und Corporations-Liebedieners bei der Hand gewesen waren, die allerdings nur sehr discret benutzte Gelegenheit erhielten, sich ihrer gehässigen Voreiligkeit nach Herzenslust zu schämen.

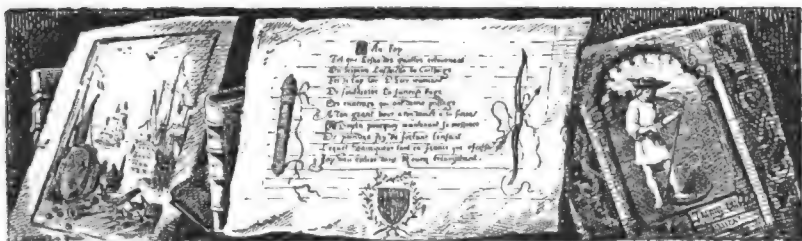
Schurz selbst hat sich über die unmittelbare Veranlassung, welche zu seinem ihm wahrscheinlich nicht leicht gewordenen Aufgeben einer Stellung bewogen, die aus mehr als einem Grunde so viel Werth für ihn haben mußte, in dem nachstehenden von seiner Hand herrührenden kleinen Artikel ausgesprochen, welcher am nächsten Tage in einem ihm befreundeten deutschen Wochenblatte New-York's erschien: „Nachdem sich das Gerücht und der höhere und niedere Zeitungs-Klatsch schon vor Wochen mit dem Rücktritt

des Herrn Carl Schurz von der Redaction der „Evening Post“ beschäftigt haben, ist am vorigen Montag dieses Ereigniß in dem genannten Blatt selbst angezeigt worden. Die dafür angeführten Gründe haben nun auch eine endgültige Antwort auf die nicht nur in hiesigen, sondern auch in transatlantischen Zeitungen vielfach erörterte Frage geliefert: wie es kam, daß ein von Herrn Schurz redigirtes Blatt die Sache der großen Corporationen dem Publikum und den Arbeitern gegenüber so heftig verteidigte, und wie das besonders bei Gelegenheit des Telegraphisten-Streiks geschehen war. Die Antwort ist, daß Herr Schurz gerade wegen der Haltung der „Evening Post“ in Bezug auf diese Fragen seine Verbindung mit dem genannten Blatte abgebrochen hat. Er erklärt, daß er zur Zeit gegen diese in seiner Abwesenheit erschienenen Artikel protestirt und seitdem an der Redaction des Blattes keinen Antheil mehr genommen habe, und Herr Godkin ergänzt diese Erklärung dahin, daß die betreffenden Artikel aus seiner, Godkins, Feder seien. Nicht allein war also der gegen Herrn Schurz gerichtete Verdacht ungegründet, sondern es stellt sich jetzt auch heraus, daß er gerade der Sache, die verrathen zu haben ihn schnellfertige Gegner zu beschuldigen liebten, eine vielversprechende Verbindung mit einem bedeutenden journalistischen Institut zum Opfer gebracht hat.“

Dem von ebenso eigenthümlichen Ansichten über redactionelle Collegialität, wie über die einer großen, einst von William Cullen Bryant geführten Zeitung dem schreiendsten aller amerikanischen Monopole gegenüber gebührende Stellung beseelten journalistischen Menschenfreunde aber, der jetzt allein das Scepter in der New-Yorker „Evening Post“ führt, ist seine Antwort gleichfalls zu Theil geworden. Sie ist in jenem mit ebenso überzeugender Gründlichkeit, wie gelegentlicher schneidender Ironie geschriebenen Schurz'schen Artikel gegeben worden, der englisch unter dem Titel „Corporations, their employes, and the public“ in der „North American Review“, der vornehmsten Monatschrift der Union, und soeben auch deutsch in dem jüngsten Octoberheft dieser Zeitschrift erschienen ist. Die Leser derselben haben sich daraus selbst ein Urtheil über die Stellung bilden können, welche Carl Schurz in dieser großen und brennenden Tagesfrage des Lohnkampfes, des Verhältnisses zwischen Arbeit und Capital überhaupt einnimmt. Fürwahr, wenn es noch eines Beweises bedurft hätte, daß der Mann, der schon als Jüngling für Alles, was Menschenrechte heißt, mit Gefahr seines eigenen Lebens eintrat, der dann für die Austilgung der Sklaverei auf amerikanischem Boden mit Wort, Feder und Schwert gekämpft und seitdem fast immer auf der Seite der in der Minorität befindlichen und mehr um das ihr Gebührende ringenden Unabhängigkeit zu finden gewesen ist, — wenn, sagen wir, es für diesen Mann noch erst eines Beweises dafür bedurft hätte, daß er in der Volkreife seiner Jahre und seines ihm von zwei Welten zugestandenen Ansehens nicht zu einem Feinde der arbeitenden Klassen und einem Schleppenträger monopolistischer Unter-

drückung, Ausbeutung und Niederdrückung derselben hat werden können: in diesem Aufsatz und in den darin enthaltenen Vorschlägen zur Wahrung der Rechte der Angestellten und Arbeiter wäre dieser Beweis erbracht. Erbracht in einer für alle Diejenigen, die ihn thatsächlich noch verlangen konnten, geradezu vernichtenden Weise! Das jüngste wichtige Ereigniß, an welchem Schurz einen hervorragenden Antheil genommen hat, war die Wahl des Präsidenten des größten Freistaatenwesens der Erde. Der 4. November 1884, welcher Grover Cleveland den Sieg sicherte, hat für diejenige Partei entschieden, zu deren Führern Schurz zählt. Zugleich wurde ihm in diesem Wahlkampfe die Genugthuung, sich mit der überwältigenden Mehrheit des gesammten Deutschthums in Uebereinstimmung zu befinden — eine Genugthuung, die ihm bei aller ihm zugestanden geistigen Führerschaft doch in politischer Beziehung wohl nur zur Zeit der jeden urtheilsfähigen und anständigen Deutschen des Landes in ihren Reihen sehenden Abolitions-Bewegung in diesem Maße zu Theil geworden ist.





Die Ausgrabungen der Franzosen auf Delos.

Von

Adolf Wötticher.

— Berlin. —

Die Heimat der Musen und Grazien, die Pflegestätte der Wissenschaft und Kunst, das Land milder Sitte und eines frohen, auf den edlen Neigungen des Herzens begründeten Gottesdienstes, das Griechenland, an welches wir denken, wenn wir diesen Namen aussprechen, dieses Land ist nicht von jeher ein so beglücktes gewesen.

Alte Ueberlieferungen, Bräuche, die mit zäher Festigkeit bis mitten in die historische Zeit bewahrt werden, geben uns Kunde von einem früheren Zustande tiefer Barbarei, roher Sitte und von einem grausamen Cultus, der sich auf den höchsten Gipfeln der Gebirge vollzog. Dieser Cultus knüpft sich an mancherlei Namen, insbesondere an den des pelagischen Zeus. Sein beliebtester Wohnsitz war das Lykaion, ein rauhes Felsgebirge Arkadiens. Auf seinen Gipfel führen uns heut die Hirten von Gurunium; sie zeigen uns darauf Massen von Gefäßscherben, von feuergeschwärzten und halbverfallenen Knochen und erzählen darüber wunderbare Mären von Kriegsgefangenen, die hier einst gemißhandelt und unter den Hufen von Pferden zerstampft worden seien.

Die Hirtenfrage steht in engstem Zusammenhange mit der antiken Ueberlieferung, sie ist ein Ausklang der Berichte des Alterthums über den Dienst des lykaiischen Zeus. Ihm brachte man nicht die Erstlinge der Baum- und Feldfrucht, nicht die Schenkel des Stieres und Widbers — der furchtbare Gott forderte höheres Opfer für den Preis seiner Versöhnung: auf dieser Höhe rauchte der Altar von dem Blute geschlachteter Menschen.

Einer gewaltigen Bewegung bedurfte es, um diesen Gott zu stürzen, um mildere Sitte in Hellas einzuführen und einer späteren, glänzenden Cultur den Boden urbar zu machen. Nur ein Gott war fähig, die alte pelasgische Gottheit vom Throne zu stoßen. Und dieser Gott kam: Aus fernem Lande, den Griechen so fern, daß sie es nur mit einem Allgemeinen „das Land jenseits des Nordwindes“ bezeichnen können, zieht er seine Siegesbahn, ein lichtglänzender Gott, gleich dem Gestirne des Tages seine Strahlen vor sich her sendend, der Stammgott der Jonier, Apollon.

Mit seiner Ankunft strömt der Segen eines neuen Evangeliums in alle Gauen nieder, bricht für das umnachtete Griechenland ein neuer Tag an. Ein antiker Heiland, verkündet der Gott die tröstende Lehre, daß hinfort aller Frevel gesühnt werden könne durch die Gottheit, wosfern nur der Mensch zu ihr flüchtet und seine Schuld gesteht; Drest, den Mutttermörder, giebt er los, ihm verleiht er den Bogen und die Geschosse, sich der Erinnyen zu erwehren. Und die Lehre, daß die Sünde der Väter heimgesucht werde an Kind und Kindeskind, sie flüchtet in das Reich der Dichtung, in die Tragödie, und füllt das Herz des Hörers mit frommem Schauer und unbewußt mit der Freude über die gewonnene Versöhnung.

So wird Apollon der Träger der Cultur und der Führer der Mufen.

Nachdem die eingewanderten ionischen Stämme, welche den Cult des Apollon nach Griechenland brachten, hier festhaft geworden sind, verschwindet nach und nach die Erinnerung an die fremde Herkunft des Gottes, sie klingt nur noch leise nach in der Ausübung einzelner religiöser Ceremonien. Nachdem die Völker ihren Wohnsitz verschoben haben, wollen sie auch ihren Gott nicht mehr aus der Ferne gekommen wissen, er soll mitten unter ihnen geboren sein. Nun hat er den Zeus nicht mehr entthront, er ist vielmehr dessen leibeiigner Sohn und seine Wiege steht mitten im Herzen der ionischen Gauen.

Ein kleines Eiland ist es, das kleinste der Cycladen, welches die Ehre genießt, die Heimat Apollons zu heißen: es ist Delos, mitten im ägeischen Meere und mitten zwischen dem ionischen Hellas und dem ionischen Kleinasien.

Als Latona, so berichten die Dichter, von dem eifersüchtigen Zorne der Hera verfolgt, auf der Erde umherirrt, da ist Delos noch ein schwimmendes Eiland, ein Stück von Sicilien, das sich losgelöst hat und im Meere umhertreibt. Alle Länder der Erde haben der Hera geschworen und weigern Latona, die ihre Stunde nahen fühlt, das Gastrecht. Da kommt sie nach Delos und das kleine, selbst ruhelose Eiland fühlt Erbarmen mit der Irrenden und nimmt sie auf.

Und alsbald schießen aus des Meeres Grunde vier mächtige demantene Säulen empor, und die Insel steht fest. Hier im Schutze eines Palmbaums wird Apoll geboren, und eine goldene Lichtwelle ergießt sich über

die Insel. Themis reicht dem Neugeborenen die Götternahrung, Ambrosia und Nektar. Das Knäblein richtet sich auf, schreitet einher und fordert die Zeichen seines göttlichen Berufes, den Rührer und Bogen und die Leier.

Nach einer anderen Ueberlieferung war Delos noch gar nicht vorhanden; erst Zeus oder Poseidon rufen es aus den Wellen hervor.

Nach dieser Sage war Delos der Geburtsort des Apoll allein. Seine göttliche Schwester Artemis war bei Ephesos geboren. Nach einer anderen Ueberlieferung sind die Geschwister Zwillinge, beide auf Delos geboren. Thatsächlich ist der Cultus der Artemis gleich dem des Apoll von den ionischen Stammländern nach Delos eingewandert. Gleich dem Bruder genießt sie dort göttlicher Ehren, besitzt sie ihr eigenes Heiligthum innerhalb des brüderlichen Tempelgebietes. Dazu gesellt sich bald ein Tempel der Mutter des Götterpaares, der Latona, ferner ein Heiligthum der Eileithyia, die dieser hilfreichen Beistand geleistet hatte.

Delos wird nun der Mittelpunkt aller ionischen Seestaaten Europas und Asiens, ein Panionion, ein gemeinsames Heiligthum, ein Wallfahrtsort für alle ionischen Stämme, bald wird das Geburtsfest des Apoll das Nationalfest der Jonier und seine Stätte wird Delos.

Nicht lange bleiben jene Götter die einzigen. Hatte Apollon die ehemaligen Culte der Insel verdrängt, so hatte er sie doch nicht vernichtet; sie tauchten neben dem seinigen wieder auf: der alte Naturdienst der drei Segensnymphen Dino, Spermo und Elais, jener wunderbaren Jungfrauen, die Alles was sie berührten, in Wein, Mehl und Del verwandelten, und die Agamemnon daher begreiflicherweise so gern zur Verpflegung seines Heeres mit vor Troja nehmen wollte. Mit ihrem Dienste ist der des Dionysos auf Delos eng verknüpft.

Auch alte Meeresgötter, welche Delos früher besessen hatten, entbehrten nicht ihrer Heiligthümer daselbst.

Ebenso hatte Artemis eine Reihe ursprünglicher Gottheiten verdrängt, deren Namen deutlich die gleichartige Natur der Mondgöttin bezeichnen: Dupis, das Auge der Nacht, Arge, die Glänzende, Helaerge, die Fernherglänzende, sie erscheinen nun in Delos als sterbliche Dienerinnen der Artemis und ihre geheiligten Gräber liegen hinter dem Tempel der Göttin. Zu diesen altheimischen Göttern führen nun unter der römischen Herrschaft die von allen Ecken der Windrose in Delos zusammenströmenden Völker eine Menge neuer Culte ein, insbesondere ägyptische, den des Serapis, der Isis, des Harpocrates, orientalische, den der syrischen Aphrodite, des Adad und der Atargatis, des tyrischen Herakles.

Alles, was die einstigen Bewohner und Besucher der Insel, Phoinikier, Karer, Kreter, Troer und Kuboier, hier je verehrt hatten, Alles, was im Laufe der Jahrhunderte an neuen Gottheiten in den Küstenländern des Mittelmeeres seinen Cultus besaß, das ward in Delos aufgenommen, ein schwer übersehbare Zahl von Gottheiten jeder Rationalität und jedes Charakters.

Demzufolge wächst denn auch die Zahl der Heiligthümer; Tempel reiht sich an Tempel, Schatzhaus an Schatzhaus. Gesäulte Thore führen in den heiligen Bezirk, den Hallen umgeben, Bildsäulen in Erz und Marmor schmücken. Um das Heiligthum wächst eine Stadt mit Allem, was eine solche an öffentlichen Bauten braucht, Gebäuden für die Verwaltung und für Volksversammlungen, einem geräumigen Theater, den unentbehrlichen Anlagen für die Körperpflege, Gymnasion und Rennbahn. —

Daß gerade Delos zu einem so ausgezeichneten Orte wurde, verdankt es gewiß nicht dem Zufall. Die centrale Lage zwischen Europa und Asien theilt es mit seinen Nachbarinseln Rheneia, Mykonos und Syros. Vor jenen aber war es ausgezeichnet durch vortreffliche Häfen. Nach der Schlacht bei Salamis konnte hier die gesammte griechische Kriegsflotte, 110 Segel stark, vor Anker gehen.

Dieser Eigenschaft dankt Delos offenbar seine erste Bedeutung: es war ein ausgezeichnete Handelsplatz, der noch lange nach dem Sturze des Apollontempels ein Centralpunkt blieb. Damit aber war Delos ein politisch bedeutsamer Ort, auf welchen die Hand zu legen eine wichtige Sache war.

So geräth die Insel zuerst unter die Botmäßigkeit des Tyrannen von Samos, Polycrates, dann unter die des Athenischen Selbstherrschers Peisistratos. Noch geschieht dies Alles unter dem Schein religiöser Huldigung. Peisistratos läßt alle im Gesichtskreise des Heiligthums liegenden Gräber entfernen, der erste Katharismus, die erste Reinigung der Insel von allem Unheiligen.

Athen bemächtigt sich endlich vollständig der Insel. Aber auch hier wird der Versuch gemacht, die Religion zum Deckmantel des Eigennuzes zu verwerthen. Nun hat der Sage nach der Athener Erzyktheus, der Sohn des Kekrops, den ältesten Apollontempel gegründet und sein Standbild aufgerichtet. Nun ist Theseus der mythische Begründer der delischen Spiele. Nun wird die ganze Insel für heilig erklärt, hier darf Niemand mehr sterben, Niemand geboren werden; hier darf kein unreines Thier leben. Mit großem Glanze werden nicht nur die alle vier Jahre wiederkehrenden großen Spiele gefeiert, sondern jedes Jahr fährt eine Gesandtschaft mit dem heiligen Schiffe nach Delos, die Opfergaben Attikas dem Apoll zu überbringen.

Aber die Delier fühlen nichtsdestoweniger die Knechtschaft und lehnen sich auf. Da werden sie aus der Insel vertrieben und kehren später nur zum Theil zurück. Um die Mitte des IV. Jahrhunderts erlangen sie endlich auf 150 Jahre eine scheinbare Freiheit unter dem Schutze der Ptolemaier, um dann wieder unter die Botmäßigkeit Athens zu fallen. Eine hohe Blüthe entfaltet Delos endlich nach dem Falle Korinths. Der gesammte Handel, der sich dort concentrirt hatte, geht auf Delos über. Der Hauptartikel sind Sklaven, von denen, den Berichten nach, bis 10 000 Stück dort in einem Jahre auf den Markt gebracht wurden. Aber nicht lange währte diese Herrlichkeit; im Mithridatischen Kriege ward die Insel mit

allen ihren Heiligtümern, öffentlichen und Privathäusern vollständig ausgeraubt und vernichtet. Sie hat sich von diesem Schlage nie wieder erholt. —

Die günstige Hafenanlage also war es, was Delos zu einem so bevorzugten Orte gemacht hat; außer dieser besitzt sie so gut wie Nichts, was diese Bevorzugung rechtfertigen könnte.

Delos ist eine etwa $\frac{3}{4}$ Meilen lange und noch nicht $\frac{1}{4}$ Meile breite, fast genau von Norden nach Süden gedehnte, kahle Granitklippe. Im Westen trennt sie ein schmaler Meerarm, so breit etwa wie der Rhein bei Mannheim, von der weit größeren Nachbarinsel Rhéneia, nordwestlich ein etwa doppelt so breiter Arm von der bedeutendsten Insel, Mykonos.

Diese Granitklippe erhebt sich in ihrer Mitte nach Osten zu bis zu einem Gipfel von etwa 100 m Höhe, dem Kynthos der Alten. Die Insel ist völlig wasserarm bis auf eine nicht bedeutende Quelle im Norden, höchst wahrscheinlich der Ueberrest eines im Alterthum wohl wasserreicheren Rinn-sales, des Knopos. Die Bewohner des benachbarten Mykonos fabeln, die Quelle hänge mit dem Jordan in Palästina zusammen. Die Alten hatten eine analoge Sage: sie brachten den Knopos in Verbindung mit dem Nil und behaupteten, er steige und falle mit jenem.

Die Sage berichtet von einzelnen Palm-, Del- und Feigenbäumen auf Delos. Heut ist die Insel völlig baumlos; nur etwas niederes Gestrüpp bietet den Ziegen kümmerliche Nahrung, die von Rhéneia Hirten bisweilen hier herüber bringen. Sind diese wieder heimgezogen, so ist die Insel völlig menschenleer.

Man wird die Berichte der Alten nicht anzweifeln dürfen, es mag eine gewisse Vegetation auf spärlicher Ackertrume in Delos existirt haben. Aber dürrig mag sie wohl immer gewesen sein: „*κραννή*“ die felsige heißt sie bei Pindar, „*τραχέια καὶ πετρώδης*“, rauh und steinig nennt sie Alchylos. Mittelalterliche Berichte bezeichnen sie mit dem Namen lo scoglio—die Klippe. Heut hat die geschichtlich bedeutendere den Namen für beide Nachbarinseln hergegeben, sie heißen zusammen Thiles und werden durch die Zunamen „groß“ und „klein“ unterschieden.

Vor ihrer jetzigen gründlichen Durchforschung war die Insel stets nur flüchtig von wissenschaftlichen Reisenden besucht worden: in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts von Phrialos von Ancona, dessen eigenhändiges Manuscript unsere Museen eben aus der Sammlung des Herzogs von Hamilton erworben haben, und von Bondelmonte. Beide erkannten richtig die Lage des Apollontempels, sie sahen den Torso des kolossalen Apoll neben demselben, und Bondelmonte berichtet — sicherlich übertreibend —, daß überdem noch mehr als tausend Bildwerke auf dem Boden umherlügen.

Im Beginn des vorigen Jahrhunderts lieferte Tournesort die erste

Cartirung und verhältnißmäßig sehr gute Beschreibung der Insel mit ihren Ruinen. Stuart und Revett, die bahnbrechenden Architekturforscher in Griechenland, nahmen auf, was über dem Boden zu sehen war, und arbeiteten so der bekannteren französischen Expedition vom Jahre 1829 vor, deren Plan bis heute der beste geblieben war.

Die Besuche einzelner Reisender, wie Ludwig Ross, Welcker, Ulrichs und Anderer brachten einzelnes werthvolles Material bei.

Was vor den französischen Ausgrabungen von den antiken Bauten bekannt war, bezog sich zunächst auf die ausgedehnten Hafenanlagen.

Die Westküste von Delos besitzt drei Häfen im Norden, der Mitte und dem Süden, von denen der mittlere weitaus der beste ist. Diese drei Häfen waren durch Molenanlagen vortrefflich geschützt. Sie waren durch Quais mit einander verbunden, und neben denselben zogen sich geräumige Waarenhallen entlang in einer Ausdehnung von mehr als einer Viertelmeile Länge. Die Trümmer einer ausgedehnten Stadt schlossen sich diesen Hallen an.

Man kannte sodann die Lage des Apollontempels — nahe dem mittleren, dem Centralhafen — aus dem kolossalen Haufen von Trümmern, Säulenschaft, Capitellen, Gebälkstücken aus parischem Marmor. Man konnte die Bauzeit und das Architektursystem aus diesen Trümmerstücken erkennen, aber die Abmessungen des Bauwerks blieben dabei unbekannt. Man kannte im Süden des Tempels die Ueberreste zweier Hallen, im Norden den Marktplatz mit seinen Portiken, einen künstlich angelegten Teich, der an den Markt grenzte; im nordöstlichen Theile der Insel ein aus römischer Zeit stammendes Gymnasion, im Süden die Theateranlage, oberhalb derselben auf dem Abhange des Rhynthos eine offenbar uralte, räthselhafte Anlage, scheinbar ein Thor aus zehn schräg gegeneinander gelehnten Granitplatten, endlich auf dem Gipfel des Rhynthos ein kleines künstlich hergestelltes Plateau mit den Resten eines bescheidenen, unbenennbaren Bauwerks.

Delos gegenüber auf der Ostküste von Rhéneia liegt der ausgedehnte Begräbnißplatz von Delos. Die Gräber, in denen meist 4 bis 6 Verstorbene gemeinsam beigelegt waren, sind zur unteren Hälfte aus dem Felsen gemeißelt, darüber aufgemauert; die sind fast sämmtlich aufgebrochen und ausgeraubt. Die plastischen Grabdenkmale, meist muthwillig zerbrochen, liegen in Trümmern neben den offenen Grabkammern in wilber Unordnung umher.

Die Stadt Delos selbst war ein Steinbruch geworden. Zu Anfang unseres Jahrhunderts hatten die Mykonier sie von der türkischen Regierung für jährlich 30 Mark gepachtet und schleppten Quadern, Säulen und Statuen schiffsadungsweise zum Verkauf fort, die nun zu modernen Häusern, Treppen und dergleichen bequemes Material boten. Aus Capitellen und durchsägten Statuenleibern wurden mit Vorliebe Kaffee- und Salzmörser

hergestellt. Mitten in den Ruinen entstanden Kalköfen, die das Beste verschlangen, in solchem Umfange, daß der südliche Hafen seinen heutigen Namen *Φούροι* — „die Oefen“ — von ihrer Anlage führt.

Den ersten Anstoß zu einer gründlichen Erforschung der Insel gab Anfangs der siebziger Jahre Herr Emile Burnouf, der damalige Leiter des französischen archäologischen Instituts zu Athen. Er hatte aus einer Stelle im Homer und einigen Bemerkungen der Alten dazu sich die Ueberzeugung gebildet, Delos müsse im hohen Alterthume ein astronomisch bedeutamer Punkt gewesen sein, wie dies in der geschichtlichen Zeit die Akropolis von Athen war; Delos habe eine „Sonnenhöhle“ besessen, und diese sei eine astronomische Beobachtungsstation gewesen. So gab er die Veranlassung, daß aus Staatsmitteln ein Stipendiat des genannten Instituts, Herr Lebègue, nach Delos gesandt wurde.

Da das vermeintliche Observatorium offenbar möglichst hoch gelegen haben mußte, richtete dieser seine Aufmerksamkeit hauptsächlich auf den Gipfel der Insel, den *Kynthos*.

Hier war, wie erwähnt, auf halber Höhe, nach Westen zu gewendet, jenes merkwürdige uralte Steindach, welches die mannigfaltigsten Erklärungen über sich hatte ergehen lassen müssen. Für einen Aufbewahrungsraum und für ein Schatzhausthor hatte man es gehalten, für eine Gallerie nach dem Beispiele von Tiryns, für ein Festungsthor, ja für ein Heiligtum.

Herr Lebègue setzte hier den Spaten ein, um ein Observatorium zu suchen. Der Erfolg der Ausgrabung war ein sehr erfreulicher. Das vermeintliche Thor wurde nebst seiner Umgebung freigelegt. Es zeigte sich nun eine höchst interessante Anlage, die, obchon von höchstem Alter, doch bis in die Spätzeit benützt geblieben war.

Von einem breiteren, den Abhang des Berges entlang führenden Wege führt eine in den Fels gehauene Treppe zu einer kleinen von einer Stützmauer eingefassten Plattform empor. Die Letztere wird im Osten von dem Felsrücken begrenzt. Hier führt in den Felsen hinein eine schmale, nach hinten immer enger werdende natürliche Schlucht von etwa 5 Meter Länge. Ihre Wände sind rauh bearbeitet und mit eingehauenen Bänken versehen. Ueber diese Schlucht sind jene mächtigen Granitplatten als Decke gesetzt worden. Sie bilden, auf jeder Seite 5, sparrenartig gegeneinander gelehnt, das Dach einer Kammer, doch so, daß an der Hinterseite noch eine unbedeckte Stelle bleibt. Die Vorderwand ist aus großen Quadern gebildet und mit schräggestellten Thürpfosten versehen. Die Kammer mißt an ihrem Eingang nahezu 5 Meter, an ihrem Ende etwa $2\frac{1}{2}$ Meter und ist vom Boden bis zur Dachlinie etwas über 5 Meter hoch. Ihre Lage erstreckt sich fast von Osten nach Westen.

Längs der Nordseite zieht sich im Granitboden ein natürlicher $2\frac{1}{2}$ Meter tiefer Felspalt hin. Er wird nicht weit vor dem äußersten

Ende der Höhle zum Theil überdeckt von einem mächtigen elliptischen Granitblock, der in den Felsen eingelassen ist. In diesem Block wiederum befindet sich die Fußplatte einer Statue von parischem Marmor, von welcher der linke fest aufgesetzte Fuß noch vollkommen erhalten ist; von dem rechten nur noch die Zehen und ein kleiner Marmorloß, welcher die erhobene rechte Ferse stützte. Dieser Fuß stand also nicht voll auf. Schon diese Fußstellung deutet an, daß die dazu gehörige Statue wesentlich jünger war, als die Anlage des Bauwerks; dazu kommt die stylistische Form, welche auf eine Epoche nach der Blüthezeit hinweist.

Außerhalb des Bauwerks ist in den Felsen eine geräumige, quadratische, metertiefe Grube ausgetemmt; noch weiter nach vorn eine noch größere runde beckenförmige mit marmorner Einfassung, die drei regelmäßig dispo-
nirte Einsatzlöcher besitzt.

Dieses ist im Großen und Ganzen der Fundbestand. Herr Lebègue knüpft daran die Deutung eines ältesten Apollonheiligthums, sowie eines astronomischen Beobachtungspunktes. Man wird sich trotz der langen Beweisführung schwerlich mit ihm einverstanden erklären. Für die Bedeutung eines astronomischen Observatoriums stützt Herr Lebègue seinen Beweis auf die einzige Thatsache, daß am Morgen die Sonne durch die östliche Oeffnung der Höhle hineinscheint und, wie er sich ausdrückt, den ganzen Raum mit ihrem Lichte erfülle. Nun, das thut ja wohl die Sonne mit jedem Raume, der nach Osten hin ein Loch hat, wo sie hineinscheinen kann.

Für die Bedeutung gleichzeitig als Apollontempel müssen wiederum Dichterstellen herhalten, welche angeblich die Situation des Tempels als „an dem Gange“ des Rynthos darstellen.

Und nun kommt hierzu noch ein Beweis, der füglich gar keiner ist: Der heutige Name der Grotte bei den Hirten wird als Belag herangezogen. Mit dem Mythos, es sei ein drohender Drache bei Apolls Geburt erschienen, den der Götterknabe darauf erlegte, bringt der Gelehrte diesen Namen in Verbindung. Nun heißt die Höhle freilich ἡ πύρα τοῦ δράκου oder δράκοσπιλα, wie Jener meint „das Drachenthor oder die Drachenhöhle“. Das heutige Δράκος aber entspricht keineswegs dem altgriechischen δράκων, sondern heißt einfach „Gespenst, böser Geist“; es ist der Name also die Geisterhöhle zu übersetzen und nicht an einen Nachklang des alten Mythos zu denken.

Wenn dagegen Herr Lebègue die Stätte als eine solche der Weissagung, des Orakels ausgiebt und dabei an den offenbar bedeutungsvollen Felsenriß im Innern der Grotte anknüpft, so wird man ihm gewiß Recht geben, denn thatsächlich setzt die Mantis sich bei solchen Naturmalen fest, die scheinbar mit dem Inneren der Erde zusammenhängen.

Die Orientirung des Heiligthums nach Westen giebt uns ferner einen Aufschluß über das, was wir an dieser Stelle zu sehen haben, nämlich ein

Heroon, das Heiligthum eines von uns noch nicht zu benennenden Heroß, der mit der Seherkunft im Zusammenhange stand. Den Beweis hierfür liefert jene von den Franzosen unerklärt gebliebene tiefe quadratische Grube vor dem Eingange, die bei einem Heroonheiligthume niemals fehlen durfte, die wir aber thatsächlich hier zum ersten Male wirklich sehen, während sie bei dem nachgewiesenen Heroon in Olympia verschwunden ist.

Das ist die βόθρος, die Grube, die nothwendiger Gegenstand vor einem Heroon war. Dazu ist es nach Westen orientirt, hat das tiefe Schluchtmal und über demselben eine eingelassene Granitplatte, den βαίτωλος der Alten, den vom Himmel gefallenen Stein.

Nach Freilegung dieser Gespenshöhle wandte Herr Lebègue seine Thätigkeit dem höchsten Gipfel des Kynthos zu. Hier waren früher bereits die Trümmer eines kleinen ionischen oder korinthischen Heiligthums constatirt worden; die neuen Untersuchungen ergaben durch eine Anzahl von Inschriften, daß dieses Heiligthum dem Zeus Kynthios und der Athena Kynthia geweiht waren.

Andere dorische und korinthische Fragmente in der Nähe zeigten, daß noch andere Heiligthümer hier vereinigt waren. Ferner fand sich ein Reservoir mit schönem Mosaikboden von einem Laodizeer geweiht.

Von allen diesen Funden aber ging keiner über das vierte Jahrhundert hinaus.

Weit umfang- und erfolgreicher sind die Forschungen, welche nach einigen Jahren der Ruhe auf Anregung von Burnoufs Nachfolger, Dumont, erfolgten.

Herr Dumont zog es vor, nicht nach Sonnenhöhlen zu fahnden, sondern seine Untersuchungen an einen bekannten Ausgangspunkt zu knüpfen, den Apollontempel. Unter Leitung des Herrn Homolle begannen die Ausgrabungen im Frühjahr 1877.

Mit Recht legte man zunächst den Apollontempel frei und gewann so ein Bild von seiner einstigen Erscheinung. Es war ein dorisches Heiligthum von mäßiger Größe, nahezu in den Abmessungen des bekannten Theseions zu Athen, und gleich jenem mit 6 Säulen in den Fronten und 13 Säulen in den Flanken. Gleich der weitaus überwiegenden Mehrzahl aller griechischen Tempel war es von Westen nach Osten orientirt, so daß es der See, den Ankommenden den Rücken kehrte.

Die Architektur, schon durch die früheren Aufnahmen bekannt, ist ohne bemerkenswerthe Abweichungen von dem üblichen Schema eines dorischen Tempels und zeigt die späten Formen der Diadochenzeit etwa vom Ende des dritten Jahrhunderts. Letztere Erbauungszeit wurde schon von Böckh festgestellt, und es wird sich gegen diese schwer etwas einwenden lassen.

Neben dem Tempel und ihm parallel fand sich ein etwas kleinerer dorischer Bau, den Homolle für etwa gleichzeitig mit dem Tempel und

„vielleicht für das Letoon“ hält. Aber vor nicht langem hat ein deutscher Gelehrter Delos besucht und dabei die Entdeckung gemacht, daß die zu diesem Bau gehörigen Giebelstatuen, die auf demselben standen, Boreas mit der geraubten Dreithyia und Eos und Kephalos mit je zwei Nymphen, an den vier Ecken dagegen vier Niten darstellten, die eine auffallende Verwandtschaft mit dem bildnerischen Schmucke des Nereiden-Monumentes besitzen. Es läßt sich aus diesem Schmucke ein sicherer Beweis für das Bauwerk nicht ableiten, aber es läßt sich doch die Bezeichnung eines Letoons schwer festhalten. Daneben steht parallel ein dritter noch unbekannter Bau.

Bald konnte sich die Ausgrabung weiter ausdehnen; sie umfaßte nach der letzten Veröffentlichung im Bulletin einen Flächenraum von 250 000 qm, freilich nur ein kleiner Raum, und auch dieser nicht ganz freigelegt, sondern nur von einzelnen Gräben durchfurcht. Die einzelnen Phasen der Ausgrabung sind hier ohne Interesse; desto befriedigender ist das Gesamtergebnis und wir halten uns an das Bild der vollendeten Arbeit.

Von Norden nach Süden zu ziehen sich, der Küste nahezu folgend, zwei ausgedehnte Hallen, von denen die westlichere, bereits bekannte, sich nach beiden Seiten öffnete, ein Geschenk Philippos von Makedonien, Sohn des Demetrios. Zwischen dieser und der östlichen Halle zieht sich eine breite Straße zu beiden Seiten mit Statuen, Inschriftstelen und Weihgeschenken besetzt, die Hauptzugangsstraße zum Tempelbezirk. Eine kleine in den Fronten viersäulige, fast quadratische Halle, der Inschrift nach eine Stiftung der Athener, legt sich quer vor diese Straße; es sind die „Kleinen Propyläen“, die den Eingang zum Tempelbezirk bildeten. Durch diesen führen drei durch Statuenbasen bezeichnete Wege, der eine nach Osten durch eine kleine ionische Halle hindurch und dann an der Südseite des Tempels entlang, der mittlere quer durch den Tempelhof, der letzte nach Nordwesten einem ausgedehnteren sechsäuligen Bau zu, den „Großen Propyläen“. Diese durchschreitet er und wendet sich nun nach Osten, um in einem weiten Bogen vor die Hauptfront des Tempels, die östliche, zu gelangen.

Dicht neben den „Großen Propyläen“ liegt ein ionisches Heiligtum, welches nicht allein nach den französischen Berichten, sondern auch nach der Bestätigung des deutschen Gelehrten einen überaus alterthümlichen, an assyrische Formenbildung erinnernden Eindruck macht. Leider erlauben noch keine Abbildungen die Berichte zu controliren, vielleicht aber vermag dieses Gebäude dem Artemision zu Ephesos den bis heute behaupteten Rang streitig zu machen, der älteste bekannte ionische Bau zu heißen.

So führt denn die Feststraße nach ihrem Austritt aus den kleinen Propyläen zunächst links fernab vom Tempel und umgeht ihn in weitem Bogen, bevor sie an's Ziel gelangt. Gerade hierin glaube ich einen Beweis für die Annahme Homolles erblicken zu müssen, daß eben dies die Hauptstraße war. Denn überall, wo es galt, Wege für großartige Processionen

zu schaffen, sehen wir sie möglichst langgestreckt und in Windungen oder Knicken verlaufend. Offenbar geht eine solche Anordnung aus der Lust hervor, die man an dem Anblick solcher prangender Festzüge empfand.

Mit welcher Ueberlegung und mit wie feinem Verständniß für schöne, edle Wirkung solche öffentliche Aufzüge in Griechenland geordnet und ausgestattet wurden, dafür fehlt es ja an den klarsten Beweisen nicht. Wie hätte ein Fries wie der des Parthenon entstehen können, wenn sein Gegenstand, der panathenäische Festzug, sich nicht gleich anderen Aufzügen in Jahrhunderte langer Ueberlieferung entfaltet und ausgestaltet hatte. Und was man so sorgfältig, so künstlerisch vollendet ordnete, das sollte doch gewiß auch gesehen werden. Das konnte man nicht besser erreichen, als daß man die Straße reich entwickelte, ihr Biegungen gab, so daß auch die Theilnehmenden am Zuge ihn hier und da überblicken konnten.

Bei ihrem östlichen Verlaufe streift die Feststraße drei kleinere Gebäude, deren Fundamente die ehemalige Form eines Antentempels klar erkennen lassen. Sie sind nach der Analogie der in Olympia gefundenen zahlreichen Bauten „Schachhäuser“ genannt worden, und daß solche in Delos vorhanden waren, beweisen die Inschriften. Im Osten selbst schließt ein langgestrecktes Gebäude den Tempelhof ab. Hier hatte man früher die beiden bekannten, in allen Kunstgeschichten verwendeten Säulen gefunden, deren Capitelte wunderlicherweise aus zwei knieenden Stieren gebildet werden, und man hatte geglaubt, daß die so verzierten Säulen die ganze Halle begrenzt hätten. Die neuen Forschungen scheinen zu erweisen, daß innerhalb der Halle ein kapellenartiger Raum bestand, dessen Wände nach innen durch die betreffenden Säulen decorirt waren, während deren Außenseite einfach ein dorisches Capiteil zeigte. Herr Homolle setzt an diese Stelle den höرنernen Altar des Apollon hin; wir können ihm hierin nicht folgen, denn der *καρπίνος βωμός* lag den bekannten Ueberlieferungen nach nicht hier, sondern „am See“. —

Weiter nach Norden zu liegt die Agora, der Marktplatz, ein nicht sehr großer, rings von einer geschlossenen Säulenhalle umgebener Raum; in den Außenwänden sind Nischen mit meist römischen Statuen angebracht, letztere jedoch von bemerkenswerther Arbeit. So schließt sich die eine dem Hermes des Praxiteles in der Conception unentennbar an.

Unmittelbar nördlich grenzt hieran der sogenannte „Heilige See“, ein künstlich angelegter, mit einer niedrigen Mauer umgebener ovaler Teich, dessen Vorbild sich in Saïs befand, über dessen eigentliche Bestimmung aber nichts Näheres bekannt ist. Wahrscheinlich wurden hier die dem Apollon geweihten Schwäne gezogen, von denen öfter die Rede ist.

Zu diesen namentlich durch ihre nachher zu besprechenden höchst merkwürdigen Statuen- und Inschriftsfunde wichtigen Ausgrabungen in der westlichen Ebene, dem Centrum der Stadt, gesellen sich endlich vor drei Jahren eine Untersuchung des nördlichen Berghanges unter der Leitung des Herrn Haubette-Desnaut und des Architekten Herrn Blondel.

Hier hatten schon frühere Inschriftfunde auf das Vorhandensein eines Serapis- oder Isistempels hingewiesen. Die Ausgrabungen legten diesen Tempel in seinen untersten Schichten bloß und ließen durch zahlreiche Inschriften erkennen, daß er nicht nur jenen beiden Göttern, sondern den „fremden Göttern“ überhaupt geweiht war, den vorgenannten, dem Harpokrates, und den syrischen Gottheiten Adad und der Atargatis.

Auch dieser Tempel erhebt sich wie der des Zeus Kynthios auf einer künstlich begrenzten Plattform. Er ist ein genau von Süden nach Norden orientirter Antentempel mit einem Altar mächtiger Größe, der fast den ganzen Raum einnimmt. Den Styl haben die Forscher nicht bezeichnen können.

Mit dem Tempel standen größere ionische Hallenanlagen in Verbindung, zahlreiche Statuenpostamente schmückten diese Stätte und eine große Exedra schloß die Anlage im Norden ab. —

Wenn alle diese topographisch-architektonischen Funde durch zahlreiche Details, deren Verfolgung hier unmöglich ist, für die Wissenschaft hohes Interesse besitzen, so dürfen auf eine allgemeine Theilnahme die Statuenfunde und die überaus interessanten Inschriften rechnen.

Die Statuen, von denen mehr als fünfzig mehr oder minder vollständig zu Tage gekommen sind, datiren aus allen Perioden der griechischen Kunst; während aber die jüngeren im Wesentlichen nur bekanntere Typen repräsentiren, hat durch die älteren die Geschichte der hellenischen Bildhauerkunst eine sehr werthvolle Bereicherung erfahren. Zur Zeit werden die Statuen und Inschriften in einem gemietheten Privathause der Insel Mykonos aufbewahrt. Mögen freilich die von Homolle sogenannten „Artemisstatuen“, von denen etwa ein Duzend vorhanden ist, gerechten Zweifel an ihrer Benennung erregen, so beansprucht sicher noch höheres Interesse ein gänzlich kunstloses, nur durch seine Kleidung als ein Weib kenntliches lebensgroßes Marmorbild mit rothen Mäanderverzierungen auf dem Gewande. Wir dürfen dreist behaupten, daß es das älteste griechische Menschen- oder Götterbildniß ist, welches wir besitzen. In völlig hölzerner Steifheit, ungleich unvollkommener und starrer als die bekannten sogenannten Apollo von Orchomenos, Thera und Tenea, steht es, die Arme eng an den Körper gedrückt, während die Hände etwas hielten, auf einer niedrigen Platte. Unter dem gänzlich faltenlosen, durch einen Gürtel in zwei ungleiche Abschnitte getheilten Gewande erscheinen die runden Fußspitzen gleich zwei Wulsten. Der Kopf trägt eine volle Lockencoiffüre, die indessen Dank der mangelhaften Technik nicht viel anders als eine dicke Winterlapotte erscheint. Von den Gesichtszügen ist leider nichts erhalten. Das ganze Bildwerk ist nicht vollrund, sondern wie aus einer flachen Marmortafel geschnitten.

Alle diese Eigenthümlichkeiten sind wohl im Stande, uns eine annähernde Vorstellung von einer Klasse griechischer Bildwerke zu geben, von denen keins auf uns gekommen ist, Bildwerke jener ältesten Herstellungs-

weise, mit der die griechische Kunst begann, der *εἰσα* oder Holzbildner, zuerst einfacher Balken oder Bretter und allmählich aus solchen in menschliche Form übergehend. —

Ein weiterer überraschend glücklicher Fund tritt uns in einer etwa halblebensgroßen, ebenfalls ziemlich flach gehaltenen und höchstes Alter verathenden Marmorstatue entgegen, welche ein geflügeltes Weib darstellt. Der Oberkörper steht dem Beschauer *de face* gegenüber, während der Unterkörper vom Gürtel an völlig im Profil steht. Der Kopf ist vortrefflich erhalten. Er trägt einen ziemlich asiatischen Typus. Ueber den fein geträufelten Wellenscheitel legt sich ein flaches mit Knöpfen verziertes Band, dazu fallen lange Ringellocken in den Nacken und vorn über die Schultern hinab bis beinahe an den Gürtel; die Augen sind nahezu normal gestellt, die Augenbrauen durch Erhebungen plastisch angegeben, wie bei der in Olympia gefundenen Hera. Die Nase ist stark und breit, weit entfernt von der schönen Form der späteren Zeit, die Winkel des breiten Mundes sind in die Höhe gezogen, so daß das Antlitz den Ausdruck eines frühlichen Grinsens erhält. In den richtig sitzenden Ohren hängt ein Geschmeide, und ein Halsband mit kleinen Medaillons ziert den Saum des Gewandes, welches straff über die Brust gespannt ist und unterhalb des Gürtels in langen Falten sich schon mit einigem Gluck den Körperformen anschmiegt. Der linke Arm war in die Hüfte gestemmt, der rechte ist abgebrochen, man sieht aber, daß er halb erhoben war.

Die Beine zeigen jene halb knieende Stellung, mittelst derer die älteste Kunst nicht etwa das Knieen, sondern einen höchst eiligen Lauf anzudeuten pflegt. Zu den Flügeln, die abgebrochen, deren Ansätze aber deutlich zu sehen, und die noch ein zweites Paar neben sich hatten, gesellen sich auch kleine Flügel an den Füßen. Offenbar also ist eine fliegende Göttin gemeint. Homolle erklärte diese Figur zunächst für eine geflügelte Artemis.

Nähezu zwei Jahre nach dem Funde entdeckte man nahe bei der Fundstelle eine in ihren Abmessungen zu unserer Statue passende Basis, ein Postament mit einem Inschriftfragmente. Es enthielt die Worte: *Miltiades und Archermos die Chioten*. Wir kennen diese beiden Künstler aus Plinius, der ihnen und ihrem Sohn Melas die erste Übung in der Marmorplastik zuschreibt. Dazu kommt noch eine Aristophanescholie, die besagt, Archermos sei der Erste gewesen, der sowohl den Liebesgott wie die Siegesgöttin — die Nike — mit Flügeln dargestellt habe.

Es ist gewiß ein höchst seltsamer Glückszufall, daß uns zu den geringen Notizen, welche wir über einen Künstler des 6. Jahrhunderts besitzen, eine solche Illustration zu Theil wird. Denn in der That haben wir hier eine Siegesgöttin des Archermos vor uns, die er gemeinsam mit seinem Vater Miltiades gearbeitet hat, und mit ihr ein Werk aus dem Beginn des 6. Jahrhunderts v. Chr., mit ihr überhaupt das älteste

inschriftlich beglaubigte Original= Werk eines griechischen Künstlers.

Bei der geringen Zahl solcher Werke, welche für die Erkenntniß von der Entwicklung der Plastik als Marksteine und Fixpunkte von hoher Wichtigkeit sind, besitzt dieser Fund einen besonderen Werth, der um so höher anzuschlagen ist, als er einer so hochalterthümlichen Zeit angehört, uns ihr Wollen und Können offenbart.

Als wir in Olympia 1875 die Nise des Paionios gefunden hatten, erstaunte man über die freie Behandlung dieser Götterstatue. Man fand es für eine so frühe Zeit unerhört, daß der Künstler bei einem Götterbilde das linke Bein völlig nackt hervortreten ließ. Heut sehen wir an der Nise von Delos, daß diese Darstellung auf einem uralten Motive beruht. Auch diese Siegesgöttin zeigt das eine Bein vom Gewande verdeckt, das andere vorwärts strebende bis oberhalb des Knies aus dem Gewande hervortretend.

Nicht uninteressant unter den figürlichen Funden ist eine Anzahl von bronzenen Ohren, welche sich bei dem Heiligthum der fremden Götter fanden. Man könnte an die Weihgeschenke von Kranken denken, welche um Heilung flehten und wie üblich das leidende Glied in mehr oder minder kostbarem Stoffe nachgebildet opferten. Aber wir finden in einem Inschriftsteine ein solches Ohr befestigt, gerade über der Inschrift. Eine Anzahl früher schon bekannter punischer Inschriftsteine zeigt dieselbe Eigenthümlichkeit. Man sieht, daß das Ohr gleichsam Dasjenige der Gottheit sein soll, an welche man seine Bitte richtete. Neben dieses Ohr setzte man die Schrift, welche diese Bitte oder die Bezeugung der Ehrfurcht enthielt, damit die Gottheit sie beständig vernehme; sicherlich kein griechischer, sondern ein orientalischer Brauch.

Aber wir müssen die statuarischen Funde verlassen, um uns den Inschriften zuzuwenden; und auch von diesen müssen wir den quantitativ bedeutenden Theil der Weihinschriften übergehen, welche für die Geschichte von Delos und ihre Beziehungen zu Ländern und Persönlichkeiten nicht ohne Werth sind.

Wir können nur einer einzigen Klasse dieser Inschriften näher treten, welche zwar nicht ohne analoge Vorgänger, so doch in ähnlicher Menge und Vollständigkeit noch nicht zu Tage gekommen waren.

Die Verwaltung des Apollontempels und seiner Descendenzen lag in den Händen der *ιερονόμοι*, priesterlicher Verwaltungsbeamten, welche jedes Jahr wechselten. Bei diesem Personalwechsel nun erfolgte jedesmal die Uebergabe sowohl der Rechnungsbücher wie des Inventarverzeichnisses, und diese Beläge wurden nicht auf vergänglichem Papier geschrieben, sondern monumental in Stein gegraben. Und von ihnen besitzen wir durch die französischen Ausgrabungen eine außerordentlich reiche Zahl, etwa 400 In-

schriften, einige davon mehrere hundert Zeilen lang, die ältesten aus der Mitte des 5., die jüngsten aus dem Ende des 2. Jahrhunderts v. Chr., also 300 Jahre umfassend. Wir lernen daraus das unbewegliche Tempelvermögen kennen, und sehen, wie es verwaltet wird, wie viel die Pächter dafür zahlen. Wir sehen, wie die Verwaltungsbeamten Tempelgeld verleihen, in der Regel zu 10 pCt. und auf eine Reihe von Jahren, wie sie die für den Tempel fälligen Abgaben verpachten, wie und zu welchen Preisen sie Arbeiten verdingen. Wir lernen dabei die damaligen Preise für Holz, Vieh, Getreide und dergleichen kennen, die Höhe der Gehälter von Beamten, Werkmeistern und des vorübergehend beschäftigten Personales. Wir erkennen daraus die Werthschätzung solcher Persönlichkeiten, indem wir ihre Gehälter vergleichen können. Ja öfters sind die einzelnen Posten des Einkommens noch specialisirt; so erhält eine bei dem Opferdienst beschäftigte Flötenspielerin 120 Drachmen festes Gehalt und 20 Drachmen extra für die Garderobe. Buchungen, die jährlich zu bestimmten Terminen wiederkehren, lehren uns die Zeiten der großen Feste kennen — kurz es ist hier eine Fülle des verschiedenartigsten Materiales beisammen, welches in seinem ganzen Werthe jetzt noch gar nicht erkannt werden kann, welches erst noch langer und sorgfältiger Verarbeitung bedarf, um nach allen Seiten hin nutzbar gemacht zu werden.

Nicht minder wichtig ist die zweite Gattung der Inschrifttafeln, die Inventarienverzeichnisse. Sie zeigen zunächst eine ganze Reihe von Baulichkeiten auf, auf die sich der Tempelschatz vertheilte, sie sprechen vom Artemision, von einem Tempel, wo die sieben Bildsäulen stehen, von einer Chalkothekē, dem Tempel der Eileithyia, einem Kalksteinhause, einem Hause — wohl Schachthause — der Bewohner von Andros und vielen anderen. Sie lassen uns ersehen, wie bei Ueberfüllung des einen Hauses Gegenstände in ein anderes überführt werden und darin verbleiben, wie einzelne Bronzeschätze mit der Zeit schadhast werden, wie man sie einschmilzt und die gewonnenen Barren dafür niederlegt.

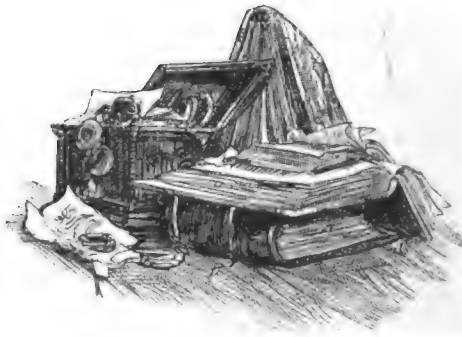
Was nun diese Verzeichnisse noch ganz besonders werthvoll macht, ist, daß sie topographisch geordnet sind. So werden also z. B. im Apollontempel zuerst die Schätze im Pronaos, dann in der Cella, zuletzt im Opisthodom aufgeführt, und zwar jedesmal vom Eingange an zuerst Alles, was rechts, dann Alles, was links steht. Auch die Art der Aufstellung lernen wir kennen: Dieses steht einfach auf dem Fußboden, jenes hängt an der Wand, anderes liegt aus auf großen Regalen, steht in Schränken und Kästen. Kostbare Gegenstände der Kleinkunst sind besonders verwahrt und zwar nicht immer in eigens dazu gefertigten Behältern, sondern auch in solchen, die eben zur Hand waren. Ein Schmuck liegt in einem ehemaligen Weihrauchfaß, ein anderer gar in einem Salzmoörser.

So vermögen wir denn durch diese Verzeichnisse uns ein vollständiges Bild von der inneren Ausstattung eines hellenischen Tempels zu machen.

Uner schöpfl ich ist die Menge aller Arten verschiedener Geräthe, die zum Cultusgebrauch dienen oder nur als Werthobject dastehen. Aber eine Menge von Gegenständen finden wir auch, die wir in einem Tempelschatze nimmer vermuthet hätten: Da ist ein hölzernes Modell zu den Dachziegeln eines bestimmten Gebäudes, ein Modell von dem Heiligthume auf dem Pnythos, ein anderes zu den Thüren des Apollontempels.

Es ist verführerisch, all' den interessanten Einzelheiten nachzugehen, über welche diese steinernen Actenstücke Aufklärung geben. Aber wir müssen es uns versagen.

Wenn wir versucht haben, dem Leser ein Bild von Delos zu geben, so konnte dies freilich nur in großen Umrissen geschehen. Aber es wird genügen, um die Insel als den Mittelpunkt eines Cultes erkennen zu lassen, der in der That der bahnbrechendste für Hellas genannt werden muß.





Darwinismus in der Völkerentwicklung.

Von

Alfred Kirchhoff.

— Halle a. d. S. —

Sämmtliche Naturwissenschaften haben nebst der medicinischen Wissenschaft in Deutschland während unseres Jahrhunderts zwei entgegengesetzte Richtungen durchmessen, deren schädliche Einseitigkeit jetzt allgemein eingesehen wird: die naturphilosophische, welche mit Uebermuth auf die vermeintliche Kleinrämerei sorgfältiger Einzelbeobachtungen herabsah, und die rein beobachtende, nur stoffsammlende, welche die Reflexion wie eine Fallgrube der Exactheit fürchtete. In der gegenwärtigen Aera vernunftmäßiger Ausgleichung jener einander feindlichen Gegensätze, wo wir wieder das höchste Gewicht legen auf strenge, möglichst fehlerfreie Beobachtung, aber unsere höhere Aufgabe darin erkennen, den ursächlichen Zusammenhang des Beobachteten zu ergründen, begrüßen wir den Darwinismus als unseren mächtigen Helfer. Freilich ist das nicht die Sorte von Darwinismus, wie sie als albernes Ideenpiel der traumhaften Herleitung einer Geschöpfung aus einer anderen im Pöbelaberglauben lebt, sondern jenes unendlich fruchtbare Princip der Anpassung eines jeden Organismus an die ihm gestellten Lebensbedingungen, der stetigen Naturauslese der passendsten Einzelwesen für's Ueberleben der anderen, für Vorererbung der zweckmäßigen Eigenart auf die Nachkommen, so daß allerdings in langen Zeiträumen auf diesem Wege sich außerordentliche Metamorphosen vollziehen können. Darwinismus in diesem Sinne ist keine Hypothese, sondern ein völlig unanfechtbares Theorem.

Es versteht sich ganz von selbst, daß der Mensch, weil er eben ein Organismus ist, dem in der ganzen organischen Welt naturgesetzlich waltenden

Anpassungs- und Auslesevorgang sich nicht zu entziehen vermag. Nun ist aber die Natur unserer irdischen Lebensbedingungen von Land zu Land verschieden und der Mensch das einzige Geschöpf, welches sich weltbürgerlich bewährt, d. h. den Lebensbedingungen aller Länder entsprochen hat. Diese Thatsache verkündet uns die bisher fast gänzlich übersehene Anwendbarkeit der Darwinschen Lehre auf die Differenzirung unseres ursprünglich einheitlichen Geschlechts in die Vielheit der Völker durch tellurische Auslese.

Der Polarbewohner vermag nicht ohne Gesundheitsgefährdung unter den Tropen zu leben, weil dort der Gallenabsonderung das Schwergewicht für den inneren Stoffwechsel zufällt, einer solchen aber seine Leber nicht gewachsen ist; der Tropenmensch wiederum mit seiner matten functionirenden Lunge müßte in polarer Kälte erliegen. Gewaltige Lungen und Brustweiten finden wir zwar auch in niederen Breiten, aber nur wo die verdünnte, folglich sauerstoffärmere Luft von Hochländern kräftigere Athmung erheischt, um durch Aufnahme größerer Luftvolumen dem Körper noch in Höhen gleich denen unserer Alpengipfel den genügenden Sauerstoffvorrath zuzuführen; ja eine bloße Höhengichtenkarte der Erde zeigt uns sofort die Räume, wo die menschliche Lunge die meisten und größten Zellen haben muß und in der That hat, es sind die drei großen Hochlandmassen von 2000 bis 4000 Meter Seehöhe: Mexico, Peru, Tibet.

Ueberall erblicken wir die Völker, welche längere Zeit ein Land inne haben, in einer mehr oder weniger vollendeten Harmonie ihrer körperlichen Ausbildung mit den örtlich gegebenen Naturverhältnissen. Hört der gemeine Mann davon, daß sich der Jakute in Ostsibirien, also in demjenigen Raume, in welchem die Erde allwinterlich die furchtbarste Kälte erfährt, ganz wohl fühlt, ja selbst im Freien mit ziemlich leichter Bekleidung einer Kälte Troß bietet, bei der das Quecksilber erstarrt, so sagt er denkfaul: „Ja die Jakuten sind das gewöhnt.“ Der Teleolog wird sich mystisch dahin äußern: „Die Vorsehung hat weise diese Menschen für dieses Land so geschaffen.“ Wir sagen: Die Natur jedes Landes erwählte sich bereits von der Unzahl von Horden, die in der geschichtslosen Vorzeit über dessen Scholle dahinzogen, stets nur die physisch Geeigneten für Ertheilung des Gastrechtes, merzte auch in allen Folgejahrhunderten unerbittlich durch Siedthum und frühen Tod die Minderpassenden jeder neuen Geschlechtsfolge aus, bis ein ihr adäquates Volk fertig war, an dessen Bewahrung in seiner Eigenart sie noch heute mit denselben Mitteln arbeitet, durch welche ihr die Ausbildung dieses Volkes gelungen war. Die Alten fabelten von erdentsprossenen Völkern, von Autochthonen. Wir wissen jetzt: die Vorfahren keines der heutigen Völker haben da gewohnt, wo nun ihre Nachkommen leben, es giebt kein einziges Autochthonenvolk im Sinne der Alten, aber jedes Volk wird allmählich so zu sagen autochthon, indem es sich der Natur seines Wohnraumes physisch anschmiegt.

Es soll nicht geleugnet werden, daß auch die bloß instinctive Körperübung hierbei mitwirken kann. So gelang es uns kürzlich den Nachweis zu führen, daß am Thüringertal die Brustweite in höher gelegenen Gebirgsdörfern selbst dann größer ist als die am Gebirgsfuß gemessene, wenn die Körpergröße umgekehrt sich verringert zeigte, was jedenfalls ein interessantes Licht wirft auf den Einfluß, den schon wenige 100 Meter gesteigerter Seehöhe auf die intensivere Athmungsthätigkeit des Menschen ausübte, und zu umfassenderer Verwerthung der massenhaft vorliegenden Rekrutenmessungen für diese Frage anregen möchte. Wenn ferner die seit einigen Jahrtausenden auf den Inseln der Südsee heimisch gewordenen Malaien dort einen beträchtlich höheren Körperwuchs erlangten als die in Südostasien zurückgebliebenen, ja in so viel kürzerer Frist die nach dem Unionsgebiet ausgewanderten Europäer gleichfalls an Leibesgröße zugenommen haben und auch sonst noch in einigen Körpermerkmalen dem nordamerikanischen Indianertypus wunderbar sich annähern, so sind hier geheimnißvolle örtliche Wirkungen thätig, bei denen anscheinend kein physiologischer Daseinskampf Rolle spielt. Indessen namentlich bei schroffem Wechsel der Lebensbedingungen unterliegen Auswandernde ganz regelmäßig der decimirenden Auslese, die auch in allen den anderen Fällen nachsichtlos waltet, wo eine allmähliche Gewöhnung, d. h. im Grunde doch immer eine allmähliche körperliche Transmutation, den Meisten, aber nicht Allen glückt. Man gedenke nur der langsamen Anpassung der spanischen Kreolen an das unheimliche Gelbfiebermiasma Westindiens, welches sich unter einer tragischen Fülle von Todtenopfern der Zuwanderer vollzog, während andererseits die Statistik immer noch den merkwürdigen Satz bestätigt hat, daß die Nordeuropäer dem gelben Fieber durchschnittlich leichter unterliegen als die Südeuropäer, letztere aber wieder viel eher als die Negerrasse, diese vollendetste Anpassung an das Tropenklima überhaupt.

Und warum gebär denn die Natur aus dem Schooß der stämmereichen Indianerrasse trotz des unsäglich langen Wohnens derselben zwischen den Wendekreisen keine negerhaft vollkommenen Tropenmenschen? Warum kam es auch in Indien, in Australien niemals zur Entwicklung von Negerleibern, die zufolge ihrer äußerst energischen Perspiration eine um so kühlere Haut haben, je glühender die Sonnenstrahlen sie treffen, und in ihrem ganzen Säfteumtrieb den noch lange nicht zur Genüge uns im einzelnen bekannten schädlichen Einwirkungen heißfeuchter Tropenluft am ausgezeichnetsten widerstehen? Einer solchen Frage muß der Teleolog die Antwort schuldig bleiben, denn er müßte sonst von einer Schöpferweisheit mit Ausnahmefällen reden. Wir aber dürfen getrost hierauf das Bibelwort anwenden: „Viele sind berufen, aber wenige sind auserwählt.“ Nur in dem Falle nämlich, wenn eine für die Landeseigenthümlichkeit besonders erwünschte Neuerung in der leiblichen Constitution, sei es auch nur einer vereinzelter Horde oder Familie, auftauchte, konnte die besagte tellurische Auslese mit ihrer züchtenden Arbeit

einsetzen; wo dagegen jener glückliche Zufall nicht eintrat, fehlte eben für die Anzucht das Material. Schon Darwin berichtete von den Aymara-Indianern Hochperu, welche, von ihrer alpenhöhen Heimat in das nahe Tiefland des Amazonenstroms versetzt, einer schredenerregenden Sterblichkeit anheimfallen, weil ihre Lunge nur an dünne Höhenluft angepasst ist, ihrer Function folglich durch Masseneinathmung dichter Niederungsluft ein Uebermaß zugemuthet wird; aber er fügte die lehrreiche Erfahrung von Dr. Forbes hinzu, wonach neuerdings ein paar Aymarafamilien, welche hoher Lohnsätze wegen nach den Goldwäschereien jener Stromebene hinabgezogen waren, sich daselbst nun bereits in mehrfacher Generation erhalten haben, da sie in ihrer Brustbeschaffenheit günstig abwichen von ihren Stammesgenossen. Ist das nicht ein geradezu typisches Beispiel, wie aus der Mitte eines Volkes heraus ein anderes entstehen kann mit zuletzt vielleicht vollkommen entgegengesetzten Eigenschaften, wie hier ein negerhaft schmalbrüstiges aus einem breitbrüstigen, falls nur der glückliche Anstoß zu solch einer Entwicklung gegeben wird und Vermischung mit dem Mutterstamm ausgeschlossen bleibt? Denn Moritz Wagners Migrationsgesetz bestätigt sich glänzend in der Ausbildung der Völker. Unge störte oder durch Nachschub aus dem Mutterland doch nur wenig gestörte Entfaltung von Sondermerkmalen hat seit kaum zwei Jahrhunderten hauptsächlich aus Engländern Nordamerikaner, hauptsächlich aus Niederländern südafrikanische Boeren gemacht, in längeren Zeiträumen die Polynesier als rein geographische Varietät der braunen Malayenrasse erzeugt.

Bekannt sind die Abänderungen, welche der Mensch körperlich erfährt infolge seiner täglichen Beschäftigung: die krummen Beine der Schneider und der Cavalleristen, das Vorgebeugtgehen der Tischler, die Kurzsichtigkeit von Uhrmachern und Kupferstechern, ja überhaupt beim lebenden Culturmenschen gegenüber dem der Schrift lebigen Sohn der Wildniß. Die berühmte Millionermessung während des nordamerikanischen Secessionskrieges führte sogar zu der Entdeckung, daß der Matrosendienst die Arme verkürzt, die Beine verlängert. Die Palankinträger auf Madagascar erhalten auf den Schultern, welche unmittelbar der Belastung durch das Gestänge des Tragsessels ausgesetzt sind, förmliche Muskelvölster. Nach Broca bekommen die französischen Brettschneider durch Tragen schwerer Bohlen auf dem Kopf nicht nur kahle Scheitel, sondern auch eine Knochenwucherung auf dem Scheitel, eine Art Ueberbein, und zwar gewöhnlich erst mit dem 40. Lebensjahr. Die sübfranzösischen Harzsammler haben durch das barfüßige Klettern hoher Seeföhren daumenartige Gelenkigkeit der großen Zehe, also einen Kletterfuß erworben, ähnlich so manchem Naturvolk, welches gleich den altägyptischen Gerbern die Füße wie Hände benutzt, so daß schon mancher Kaffer auf den Diamantenfeldern von Griqualand ertappt wurde, indem er mit der ehrlichsten Miene von der Welt Diamanten in den eingekrümmten Zehen von dannen trug.

Der Völkerkunde werden bergleichen Erscheinungen besonders wichtig, wenn sie ganzen Erdräumen in bestimmten geographischen Grenzlinien zukommen als Ergebnis geographisch bedingter Beschäftigungsweise großer Völkergruppen. Dies begegnet uns bei der wunderbaren Sinnesverschärfung der Steppen- und Wüstenvölker. Unsere Ophthalmologen fangen langsam an zu beachten, daß ein höchwichtiger geographischer Factor die Ausbildung unseres Auges beherrscht, nämlich die Luftklarheit. Helmholtz hat uns das menschliche Auge als ein keineswegs ideales Kunstwerk geschildert, vielmehr als ein mit manchen Fehlern mittelmäßiger optischer Werkzeuge behaftetes Gebilde, das jedoch der ihm im Leben gestellten Aufgabe in der Regel vollkommen genügt; mit einem Wort: unser Auge ist Anpassungsproduct. Hieraus folgt, daß die Tragweite des menschlichen Blicks immer abhängen muß von der Durchsichtigkeit der Atmosphäre. Diese aber ist am höchsten in klarer Hochgebirgsluft und in den Räumen des Trodenklimas. Auf dem Montblanc erkennt man noch Sterne siebenter Größe mit unbewaffnetem Auge, in der äußerst verdichteten, aber sehr dunstfreien Luft am Todten Meere noch solche fünfter bis sechster Größe; in der Sahara vermochte Duveyrier noch auf 60 km Abstand (so weit wie die Roßtrappe von Magdeburg entfernt ist) Peilungen vorzunehmen. Wie kann es uns da Wunder nehmen, wenn unsere Gensenjäger mitunter einen wahren Adlerblick verrathen, vollends aber Steppen- und Wüstenbewohner allesammt eine Gesichtsschärfe wie Raubvögel besitzen? Auf anderthalbstündige Entfernung erblickte ein Buschmannjunge, den Lichtenstein auf der Heimfahrt von Capstadt aus an Bord seines Schiffes genommen hatte, ziegengroße Antilopen an der afrikanischen Küste; die Tuareg werden herannahender Karawanen bereits ansichtig, wenn der Europäer noch keine Spur derselben am Horizont wahrnimmt; selbst im Dämmerchein, eine Stunde nach Sonnenuntergang, vermag ein Kalmüde auf 6 km Entfernung ein Kameel zu unterscheiden, ja es steht fest, daß einmal ein Rosse weidender Kalmüde auf 30 km den Rauch und aufwirbelnden Staub eines feindlichen Heerlagers erspäht hat, also auf eine Entfernung gleich der von Magdeburg nach Staßfurt. Ganz Ähnliches gilt vom Gehör- und Geruchssinn. Der Australischwarze unterhält sich mit einem Bekannten, den er unterwegs trifft, wenn derselbe schon längst in entgegengesetzter Richtung über alle Berge verschwunden ist und das Ohr des Europäers zu seiner Seite nicht mehr die leiseste Empfindung von Schallwellen hat; die Kalmüden nennen 500 Klafter eine Hörweite, können mithin menschliche Stimmen fast auf Kilometerdistanz vernehmen. In dunklen Nächten finden sich Steppennomaden in ihrer Heimat durch den einem Europäer gar nicht fühlbaren Geruch von Gras und Kraut bestimmter Flächen zurecht, ja Wüstenvölker bemerken wie südrussische Steppenrinder die Nähe von Wasser, lange ehe es sichtbar wird, durch den Geruchssinn. „Ich rieche den Nil,“ ruft freudig der Araber, wenn seine Karawane nach langem Durchzug der Wüste dem Nil sich von

Weitem nähert, ohne daß das Hygrometer die geringste Zunahme der Luftfeuchtigkeit andeutet.

Wie wäre dies alles, wie wäre dazu die allbekannte Ausdauer im Ertragen von Wanderstrapazen, von Hunger und Durst, worin der Steppen- und Wüstenbewohner mit dem Kameel wetteifert, erklärbar ohne Bezugnahme auf die gebieterische Forderung, welche die Natur in solchen menschenleeren Debungen karglichster Ernährungsmittel an den Menschen stellt um Sein oder Nichtsein? Der Steppenjäger ist verloren, wenn er mit Nyopie geschlagen ist, gerade wie der Geier alsbald verhungern muß, wenn er des scharfen Gefäch ermangelt, so daß er mithin seine eigene Schwachsigkeit niemals auf Nachkommen forterben kann. Je weiterhin die Sinne tragen, desto sicherer gelingt dem Wüstenräuber der Ueberfall, der schirmende Rückzug zu den Seinen. Wer in der Steppe oder Wüste nicht seinen Ortsinn auf der Grundlage hoher Sinnesschärfe entwickelt hat, ist beim ersten Verirren ein Kind des Todes; und noch weniger findet der Krüppel oder der Weichling an jenem largen Tisch der Natur eine Stätte. Nur heroische Marschausdauer und eine Genügsamkeit, die auf mehrere Tage mit wenigen Datteln ohne einen Schluck Wasser fürlieb nimmt, gestattet dem Tubu im Hungerland Tibesti ohne Wüstenschiff die weiten Räume von einem Quell oder Wasserloch zum anderen zu durchmessen. Am besten mögen wir an der Stärke des Weibes beurtheilen, wie der in so armen Gebieten unablässig grausam wirkende Kampf um des Lebens Nothdurft die Völker stählt. Die Prärie-Indianerin wird nicht gerade selten in hilfloser Einsamkeit von ihrer schweren Stunde überrascht; sie bindet ihr Pferd an den nächsten Baum und kommt auf platter Erde nieder, nach halbstündiger Rast reitet sie mit ihrem Kinde davon. Wehstein traf mitten in der syrischen Wüste ein Beduinenweib, das auf dem weiten Weg beim Wasserholen geboren hatte; mit einem scharfen Riesel hatte die Mutter die Nabelschnur zerschnitten und rüstig schritt sie nun daher, den schweren Wasserkrug auf dem Haupt, den jüngsten Sprößling im Arm.

In mehrfach ergößlicher Weise ist es uns vergönnt, ein anderes Darwin'sches Auswahlprincip im Völkerleben zu belauschen, wir wollen es das der ehelichen Auslese nennen. Es ist billig gespottet worden darüber, daß Darwin den Bart des Mannes, die Bartlosigkeit der Frau auf das wechselseitige Wohlgefallen der beiden Geschlechter an einander zurückgeführt hat. Aber wir haben jetzt eine gute Beglaubigungsurkunde dafür in Händen. Die Ainos auf Jesso, im männlichen Geschlecht eines der bärtigsten Völker, weichen von allen uns bekannten Völkern darin ab, daß sie auch auf den Wunschzettel weiblicher Schönheit einen Bart setzen. Leider ist ihnen die gütige Mutter Natur nun darin nicht zu Willen gewesen, deshalb begnügten sie sich damit, den Mädchen schon im frühesten Lebensalter einen Bart auf die Oberlippe zu tätowiren, der dann die erblühende Jungfrau gleich einem martialischen blauschwarzen Husarenschnurrbart ziert. Niabella Wird reißt

gerade auf der Insel, als die Verordnung der japanischen Regierung eintraf, diese Tätowirung als eine Sitte der Wilden fürder zu unterlassen; sie war Zeugin von der aufrichtigen Bekümmerniß der Mütter ob solcher Neuerung, alle jammerten sie: Wer wird unsere Töchter heirathen ohne Bart! Kein Vernünftiger wird es in Zweifel ziehen, daß, wenn die Ainomädchen so häufig, wie z. B. die Portugiesinnen, eine sanfte Beschattung der Oberlippe von Natur empfangen hätten, die eheliche Auslese binnen weniger Jahrhunderte für die Anzucht eines härtigen Weibergeschlechts im schönen Jesso, auf Sachalin und den Kurilen gesorgt haben würde. Aus dem alten Neuseeland hingegen tönt uns der ganz ernsthaft gemeinte Maoriruf entgegen: „Für einen härtigen Mann giebt es keine Frau!“ Das hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, die Blatgesichter der Neuseeländer zu bewahren, wie gewiß auch das schmerzhaft eintätowiren von allerhand Arabesken auf die Lippen der Maorimädchen, unter dem Schuß des Wunsches, unter die Haube zu kommen, noch in die christliche Aera Neuseelands hinübererbte, denn es war nun einmal das landesübliche Abzeichen der Vornehmheit.

Der Mensch erfreut sich eines großen Doppelvorzugs vor allen Thieren im Kampf um sein Leben, im Wettbewerb um Schließen eines Ehebundes nach seinem Gefallen: er fertigt sich Waffen zu Schuß wie Truß, und — er macht Toilette. Wer auf Freiersfüßen geht, ist nie gleichgültig gegen seine äußere Erscheinung und in der Regel darauf bedacht, dieselbe künstlich reizvoller zu gestalten. Das trägt bei uns wesentlich bei zur Veränderlichkeit der Moden; und wenn der Aesthetiker Vischer so schonungslos gegen gewisse Kleidermoden unserer Damen zu Felde zog, so war mindestens das Eine ungerecht bei seinem Angriff, daß er ihn nämlich zu ungalant einseitig gegen die Damen richtete, die bei Auswahl ihrer Garderobe stets, wiewohl oft unbewußt, in einer liebenswürdigen Wechselbeziehung stehen zum ästhetischen Geschmack des stärkeren Geschlechts. Wo nun aber jene launische Königin, deren Reichsannalen die Modejournale sind, nicht das Scepter trägt, wo vielmehr der Volkstamm, wie bei uns noch hier und da auf dem platten Lande, an hergebrachter Costümsitte fester hält, da wirkt die eheliche Auslese kräftig mit zur möglichst vollständigen Abspiegelung des Stammesgeschmacks in der Stammesstracht. Gewöhnlich werden Rassenabzeichen hierbei gesteigert, weil diese nach bekannter menschlicher Eigenliebe besonders gefallen. Bloß weil wir der weißen Rasse angehören, verlangt man bei uns Reispuder; die Siamesin schminkt sich dagegen citronengelb, die Indianerin kupferroth. Auf Samoa, unter diesen breitköpfigen Insulanern, wird Dolichocephalie vorsichtig durch Breitdrücken des Kopfs Neugeborener verhütet; ein Schmalshädel hat dort wenig Aussicht auf eine gute Partie, spöttisch rufen ihm die braunen Mädchen nach: „Seht den Keilkopf! Hat denn der keine Mutter gehabt, die ihm den Kopf machte?“ Die kühnsten Phantasien der pariser Haarkünstler werden überboten von

der unglaublichen Mannigfaltigkeit der Haartouren unter den Negervölkern; manche darunter sind ganz hübsch, doch auch die bizarrsten erklären sich ebenso wie das Durchstechen eines rhinoceroshaften Dorns durch die Oberlippe bei den Morufrauen im äquatorialen Ostafrika, das Einzwängen von Holzklögen in die Unterlippe bei den Botokuden, das Herabziehen der Ohrfläppchen bei den Dajaken Borneos durch schwere eingehängte Zinnringe bis herab auf die Schultern — alles erklärt sich aus der Geschmacksrichtung des Stammes und der unser Geschlecht vor dem Untergang bewahrenden Thatsache: alle wollen heirathen.

Aber die Ehe — das hat schon der Meister Darwin voll anerkannt — züchtet auch den Charakter der Völker. So unübersehbar verschieden die Beweggründe sind, welche die eheliche Wahl lenken, so richtet sich diese dennoch in den weitaus meisten Fällen nach den ein glückliches Familienleben verheißenden Eigenschaften, wirkt folglich segensreich für Erhaltung der Volkstüchtigkeit. Verworfenene Subjecte bleiben zum Wohl der Gesamtheit häufig von der Ehe ausgeschlossen, pflanzen also ihre Laster nicht als Familienhäupter fort. Wie bei uns der junge Jurist in der Regel erst sein Assessorexamen bestanden haben muß, ehe er die Verlobungsanzeige drucken lassen darf, so muß der Eskimojüngling erst den that事ächlichen Nachweis liefern, daß er Sechunde erlegen kann, dann erst reicht ihm die thranige Geliebte die Hand. Demnach bleiben die Eskimos durch eheliche Auslese stets gegen die Gefahr geschützt, daß die wichtigste Kunst für den Erwerb ihrer täglichen Nahrung ihnen jemals abhanden komme. Unsere mittelalterlichen Turniere waren nur mit romantischem Flitter verkleidete Eheexamina; das zeigen uns die Salalaben Madagascars, deren Jungfrauen demjenigen Freier die Ehe weigern, der im sehr ernsthaften Speerturnier nicht tapfer die Geschosse der Gegner heransausen sieht ohne! zu zucken, und sie gewandt aufzufangen versteht ohne sich zu verletzen. Aehnlichen Zwecken dienen die öffentlichen Ringkämpfe auf dem festländischen Boden Afrikas, z. B. in unserer Colonie Kamerun, wo der unterliegende Schwarze wohl dann wuthentbrannt auf seine Mutter im Zuschauerkreise einbringt mit den Worten: „Warum hast Du mich nicht stärker geboren?“ Gräßlich dünkt uns die Forderung, die noch heute die Braut bei so vielen Wilden an ihren Bewerber stellt, er solle ihr beweisen, daß er zu morden verstehe. Aber waren wir nicht noch vor anderthalb Jahrtausenden auch solche Wilde? Sand vor der blonden Jungfrau des Schattenlands der Gnade, der noch nicht das Scheermesser an's wild wuchernde Haupthaar hatte legen dürfen, weil er noch keinen Feind blutig niedergestreckt hatte? Gewiß, diese Ausschließung der Zaghaften von der Ehe war und ist ein gewaltiges Mittel, wenn nicht die Streitbarkeit, so doch die Mordlust eines Stammes zu erhalten.

Versuchen wir zum Schluß noch in flüchtigen Strichen zu zeichnen, wie es auch abgesehen von ehelicher Auslese darwinistische Triebfedern sind,

welche Temperament, wirtschaftliche und geistig-sittliche Eigenart der Völker entwickeln helfen bis hinan zum Begreifen der höchsten sittlichen Wahrheiten.

Ein weit verbreiteter Irrthum, den die heutige Erdkunde keineswegs theilt, denkt sich die Sinnesart der Völker wie ein Abbild der umgebenden Natur. Griechenlands berühmter Lachhimmel und die sonnige Heiterkeit der Hellenen muß da immer herhalten, als ob man aus einem Einzelfall ein anthropogeographisches Gesetz induciren könnte! Der schwermüthigen Indianerrasse ist unter Mexicos mehr denn hellenisch strahlendem Himmel, im wunderbaren Hochland von Anahuac der Ernst nicht von der Stirne genommen worden; bis zum Menschenopfer verstieg sich die ehrenfest-trübe Anschauung von der Verantwortlichkeit des Menschen gegen die Götter bei den Azteken, und darin lag ein gut Theil ihrer nationalen Kraft. Weil eben im Daseinskampf das Nützliche zu wachsen pfl egt, lag in Alt-Mexico gar keine Ursache vor, die düstere Weltanschauung der Bewohner in griechischen Froh- und Leichtsin n zu wandeln. Umgekehrt anden wir die der indianischen nächstverwandte Völkergruppe im arktischen Nordamerika, also unter dem erschreckendsten Medusenantlitze der Natur, bei geradezu habituel ler, unverwundlicher Heiterkeit. Das läßt sich nur darwinistisch erklären: in der furchtbaren Lichtarmuth der monatelangen Winternacht jener Zone erlahmt, wie unsere Polarfahrer nur zu oft an ihrer Mannschaft erfuhren, mit dem Lebensmuth auch die körperliche Spannkraft; dauernd wohnen konnte folglich in diesen Eisöden nur ein mit fröhlichem Herzen göttlich Begnadeter, jeder andere starb dahin. Daß die nämlichen Eskimos so friedfertig mit einander leben, trotz ihres cholertischen Temperaments, verdanken sie wiederum tellurischer Auslese: weil sie außer durch die Thranlampe ihre engen Behausungen allein mit Abgabe eigener Körperwärme zu heizen vermögen, dazu aber der Familien stets mehrere gehören unter demselben Dach, ja eigentlich in demselben Gemach (mit nur stallartigen Verschlägen), so war ihnen die Alternative gestellt, entweder hübsch in gegenseitigem Frieden zu leben oder zu erfrieren.

Wenden wir nach China, so hat sich dort auf der fruchtbaren gelben Vöserde unter dem Einfluß eissiger Winter und tropisch heißer Sommer jene Riesennation der 400 Millionen entwickelt, welche wie keine andere im Stande ist, so gut Sibiriens Kälte wie die scheitelrechte Sonne Indiens auszuhalten, einzig aber vor allem deshalb das te, weil sie an Genügsamkeit und rastloser Arbeitsamkeit das Menschenmögliche erzielt hat. Der Chinese ersehnt nämlich die Gründung eines häuslichen Herdes, damit er dereinst einen Sohn hinterlasse, der ihm und seinen eigenen Vorfahren die Todtenopfer bringe, ohne welche seiner Seele der Frieden im ewigen Leben versagt bliebe; in diesem religiös verursachten Streben nach Kindererzeugung kam ihm die Fruchtbarkeit von Boden und Klima seiner Heimat hilfreich entgegen, daraus folgte die ungeheuerste Volksverdichtung und hieraus wieder die höchste Steigerung der Concurrenz um den allein vom Inland, durch

keinerlei Zufuhr von außen zu liefernden Nahrungsvorrath. In solchem mehrtausendjährigen Wettkampf erlagen alle Trägen und Anspruchsvollen; Emsigkeit und Unverdroffenheit bei der Arbeit ward zu einem festen psychischen Erbe, das sich nun beim Hinauszug über Chinas Grenze in der Mantschurei, Hinterindien, dem Malayenarchipel, in Australien und Amerika so trefflich bewährt beim wirtschaftlichen Mitbewerb mit trägeren oder aber anspruchsvolleren Völkern.

Dieser internationale Daseinskampf offenbart uns endlich die große Lehre, wie Darwins Anpassungsgeſetz, weit entfernt, bloß den Sieg des Starken über den Schwachen zu besiegeln, den Triumph des Guten auf Erden gewährt.

Gut dünkt dem Menschen immer das, was ihm nützlich erscheint, schlecht, was ihm schadet oder zu schaden scheint. Seitdem sich die Menschen zu wechselseitigem Schutz staatlich verbanden, ja der hohe Nutzen solchen Zusammenschlusses staatloses Völkerleben zuletzt nur in die unbeneideten Erdräume wie die Polarwüste oder die Kalihari verwies, begann man vornehmlich solche Thaten zu feiern, welche selbstlos für die Genossenschaft geübt wurden. Wer sich für die Brüder todesmuthig in die Lanzen der Feinde stürzte, der zeugte fortan freilich keine leiblichen Erben seiner Opferwilligkeit, aber er hatte eine größere, eine geistige Nachkommenschaft: wer seine Heldenthat geschaut, wer von ihr hörte im Lied oder aus der Geschichte, den trieb es, je größer seine Seele war, zur Nachäferung. Aus dem selbstsüchtigen Trachten nach dem Lob der Genossen, nach Ehre und Ruhm, sowie aus der slavischen Furcht vor der Strafe des Gesetzes, das die Schädigung der Verbandsgenossen ahndete, entfaltete sich allmählich die edlere Abneigung gegen schlechte That, auch wenn sie kein menschlich Auge sieht — die geheimnißumwobene Regung des Gewissens. Das Gewissen ist so sicher erblich wie andere Geistesgaben und wie nicht selten auch die Umnachtung des Geistes; aber es ist nicht wahr, daß es einheitlich von Gott in unsere Herzen gepflanzt worden. Recht verschieden zeigt es sich trotz der auf seine gleichmäßige Pflege bei uns mit gutem Grund gewendeten Erziehung unter uns Einzelnen, noch viel verschiedener aber von Volk zu Volk. Das Gewissen ist die Summe der ererbten sittlichen Antriebe, vermehrt oder vermindert nach Maßgabe der Lebenserfahrung jedes Einzelnen.

Wir sahen: der Abscheu vor dem Mord fand sich noch nicht im Bewußtseinskreis unserer germanischen Altvorden. Nur der Mord im Stammeskreis galt, weil gemeingefährlich, als Unthat, der im fremden Land sogar als Zeichen wahrer Mannhaftigkeit. Und weihen wir nicht selbst heute noch die Tödtung von Menschen als Ruhmesthat, wenn sie geschieht im Krieg? Aber wir heißen auch keinen Krieg mehr gerecht, falls er nicht geführt wird zur Selbsterhaltung der Nation oder zur Durchführung einer der ganzen Menschheit heiljamen Idee oder für beides, wie es geschah im

Kampf der Vereinigten Staaten gegen die Rebellen des Südens und zugleich zum Zerbrechen des Sklavenjochs der Neger.

So stieg die Menschheit empor von der schnöden Selbstsucht des Einzelwesens zur Erkenntniß, daß der Einzelne des Schutzes der Genossen bedürfe in des Lebens Kämpfen, darum aber auch verpflichtet sei, deren Rechte zu achten; sie stieg empor von der Einhegung der Rechtsachtung in den engen stammeschaftlichen Verband zur Einsicht in die Solidarität der Culturinteressen aller Nationen, zur Humanität. Nur der tiefste sittliche Verfall könnte uns von der erklimmenen Höhe dieser edelsinnig alle Völker als Brudervölker anerkennenden Idee hinabstürzen, ehe wir noch den beglückenden Siegeszug dieser wahrhaft christlichen Ueberzeugung, in jedem Menschen den Menschen zu lieben, um die ganze Erde geführt haben.

Jedoch gerade vor dem sittlichen Verfall wird die Menschheit bewahrt bleiben durch den Wettstreit der Völker; durch ihn wird sich der heiligste Schatz des Volkes, sein Gewissen, von selbstischen und wahnvollen Schladen wie in einem läuternden Feuer reinigen. Jedes einzelne Volk schwächt sich, indem es in seinen Sittenkanon Verwerfliches aufnimmt oder leichtfertig zu denken anfängt über Nichtachtung segensreicher Sittenvorschrift. Die ganze antike Culturwelt konnte durch Sittenfäulniß zu Grunde gehen, denn sie war zuletzt nur getragen von dem einen Römervolk; der moderne Culturzeigen breitet sich aus über sämtliche Erdtheile, über Nationen verschiedenartigster Begabung: nie darf für ihn ein fauler Frieden ersehnt werden, vielmehr wird ein steter Wettkampf unter seinen Gliedern im werktätigen Friedensleben, unter den Sturmeswettern nicht vermeidbarer Kriege allezeit den Niedergang physisch oder sittlich entarteter Nationen bedingen, aber eben dadurch den rüstigen Fortschritt der gesamten Culturwelt. Unsere deutsche Nation, berufen in der Mitte Europas, dieser heißen Kampfesstätte rivalisirender Mächte, ihres Lebens Kreise zu erfüllen, genießt vorzüglich die Wohlthat, durch stets wache Gegner an des größten Preußenkönigs Wort gemahnt zu werden: „Wer nicht fortschreitet, der geht zurück.“ Mit der Befriedigung der Pflichterfüllung dürfen wir in dieser Zeit unseres auf allen Gebieten aufstrebenden Volkslebens jenes Mahnrufs gedenken, nicht am wenigsten in dieser Versammlung, in der sich alljährlich schaffensfreudig verkörpert die gründliche und freie, d. i. die deutsche Wissenschaft.





Thiers und seine Zeit.

Don

Fr. Krenssig. *)

Bekanntlich hat Goethe über Voltaire das Wort gesprochen, daß er diesen Schriftsteller als die nahezu vollständige Menschenwerdung des französischen Volksgeistes betrachte, wie er im achtzehnten Jahrhundert seiner Reise sich näherte. Und die literarische Forschung hat das Urtheil seit hundert Jahren bestätigt, wenigstens bis auf einen gewissen Punkt.

Voltaire, der Sohn seines Talentes, seiner wunderbaren Arbeitskraft, seines kühnen, unerschrockenen Unabhängigkeitssinnes, Voltaire, der fast universelle Dichter und Schriftsteller, der unermüdbliche geistige Streiter, die unerschöpfliche Quelle des schneidigen Witzes, der Mann allgemein faßlicher Belehrung, der Streiter der Aufklärung, der Toleranz, der Humanität; aber auch Voltaire, der skrupellose, literarische Erwerbsmensch, der stolze und eigennützige Schmeichler aller Gewalten, die ihm nützen konnten, von der Pompadour und dem Herzog von Richelieu bis zu Friedrich II.; von den Jesuitenpatres, deren Zeugniß er für den Eintritt in die Akademie bedurfte, bis zu dem Papste, dem er seinen Mahomet, die blutigste Satire gegen die Kirche, widmete; Voltaire, der in stolzer Unabhängigkeit, in freiwilliger Verbannung die Früchte seiner Arbeit genießt, nachdem er alle Salons, alle Antichambres durch seinen Geist geblendet und gelegentlich durch seine Niedrigkeiten skandalisirt hat: er ist der vollendete literarische Vertreter jenes emporstrebenden französischen Mittelstandes, der im Gefühl der wachsenden

*) Aus dem Nachlasse des verstorbenen Forschers. Der Aufsatz ist im Jahre 1878 geschrieben.

Kraft, der überlegenen Bildung, von fieberhaftem Ehrgeiz gestachelt, zum Entscheidungskampf gegen die erstarrten und verrotteten privilegierten Klassen sich rüstet.

Die tiefen dämonischen Gewalten, die in seiner Zeit, in seinem Volke heranwachsen, sind ihm unsympathisch, bleiben ihm fremd. Er versteht weder Rousseaus Naturgefühl noch Rousseaus demokratischen Idealismus. Die Hoheit des germanischen Dichtergenius berührt ihn vorübergehend in Shakespeare, um ihn dann zum leidenschaftlichsten Widerstande zu reizen. Für tiefe Naturen wie Lessing, wie Schiller ist er ein Gegenstand bald des Spotts, bald des Abscheus. Aber die Breite des Lebens beherrscht er, und die Abendsonne seines Lebens beleuchtete einen unermesslichen Erfolg, wie die Literaturgeschichte, selbst der Antike der romanischen Völker, ihn bis dahin nicht gesehen.

Es ist eben nicht anders. Wer die Masse zwingen will, muß der Masse nicht nur überlegen, sondern auch verwandt sein. Sie ist in Einzelfnem blind und unverständlich, aber ihr Gesamtinstinct ist fein, in seiner Art untrüglich. Sie liebt und ehrt nur sich selbst. Vor ihrem eigenen Idealbilde kniet sie nieder, vor nichts anderem. Natürlich darf man da kein Kunstwerk von reinem Golde erwarten. An allen großen Erfolgen haben die richtigen Fehler und Mängel der Betheiligten ihren Antheil so gut wie die richtigen Vorzüge. Sie sind nicht immer erbaulich, aber immer lehrreich: vielleicht das Lehrreichste, was die Geschichte bietet.

Einen solchen typischen, welthistorischen Erfolg nun hat das französische Bürgerthum in den hundert Jahren, die seit Voltaires Tode vergangen sind, zum zweiten Male zu verzeichnen gehabt: und es ist das kein geringer Beweis für die Lebenskraft und Bedeutung dieser so vielfach und so bitter angegriffenen Klasse. Der Mann, welchen man am 8. September 1877 auf dem Père Lachaise zu Grabe trug, an dessen Sarg eine ganze Bevölkerung sich drängte, dessen letzte Worte die Tagesordnung für eine ganze, bevorstehende Entwicklungsperiode seines Volkes enthalten: er ist in gewissem Sinne der Voltaire des neunzehnten Jahrhunderts, die Verkörperung des zeitgenössischen französischen Bürgerthums mit allen seinen Vorzügen, Tugenden, Vorurtheilen und Schwächen. Selbstverständlich handelt es sich diesmal nicht um einen Dichter und Philosophen, der sich auf Politik und Geschäfte versteht, sondern um einen Politiker, Staatsmann, Geschäftsmann, der nebenbei Bücher und Zeitungen schreibt, Reden hält und die Künste beschützt, und selbstverständlich ist auch an einen nur annähernd so univetsellen Einfluß nicht zu denken. Das siegreiche, besitzende Bürgerthum braucht eben einen andern Vertreter als das ringende, strebende, und der Gedanke ist univetsell, seine Anwendung aber durch Zeit, Ort und Verhältnisse beschränkt. Das neunzehnte Jahrhundert erntet, wo das achtzehnte säete. Aber die Ernte verleugnet die Saat und den Säemann nicht. Adolphe Thiers ist der vollendete Typus der siegreichen, etablirten Revolution, wie

François Arouet de Voltaire der Typus des gegen die Welt der Thatfachen herandrängenden, aber sie noch nicht beherrschenden französischen Geistes. Beide zusammen vertreten die Hauptströmung der französischen, und eines guten Theiles der europäischen Geschichte seit anderthalb Jahrhunderten.

Die Revolution! der revolutionäre Geist! Wer solche Worte braucht, darf dann freilich um der nothwendigen Vorsicht willen eine möglichst bestimmte Erklärung nicht unterlassen. Eine Erklärung, wenn nicht der Sache an sich in ihrem ganzen Umfange (denn die, als das Element, in dem wir leben, ist in keine allgemein gültige Formel zu fassen), wohl aber seiner augenblicklichen Stellung zu ihr. So sei denn vorausgeschickt, daß ich die französische, die europäische Revolution, von der hier die Rede ist, wesentlich als den Emancipationskampf des Bürgerthums verstehe: als den Kampf um Gleichheit vor dem Gesetz, um freie Bahn für jedes Talent, für jede Kraft, die sich dem Gesetz unterwirft, um unbedingte Sicherheit und freie Bethätigung des Individuums als solchem innerhalb der von dem Willen Aller getragenen und vertheidigten Gesellschaft. Was wir politische Freiheit nennen, die Bethheiligung der Regierten an der Regierung, in großen und vollends in kleinen Kreisen, ist dabei nur gelegentliche Zuthat: Mittel, nicht Zweck. Noch weniger stehen die idealen Fragen, die Achtung vor der Ueberzeugung, vor der Souveränität des Gewissens, die Hingabe an den Cultus des Wahren und Schönen im Mittelpunkte der Bewegung. Sie haben mitgewirkt und wirken mit als geistige Kraft einer höheren Ordnung, deren keine fortschreitende Neu- und Umbildung der Gesellschaft, auch diese nicht, ganz entzuthen kann. Aber sie werden dem eigentlich maßgebenden Interesse im Collisionssalle unbedenklich geopfert. Die Geschichte aller revolutionären Gewalten und Gewalthaber, des Convents, des Directoriums, Bonapartes und des Herrn Thiers selber, wie wir sehen werden, liefert die Beispiele in Masse. Aber Gleichheit vor dem Gesetz, freie Bahn für jede sich dem Gesetz fügende Kraft, ernste Wahrung der nationalen Macht- und Ordnungsinteressen ist von dem, was die Franzosen die Principien von 1789 nennen, unzertrennlich. Es versteht sich, daß damit Härten, Vorurtheile, Beschränktheiten aller Art vollkommen verträglich sind. Aber geabelt wird diese ganze Geistesrichtung dennoch durch zwei Momente. Sie wächst aus der Energie der Arbeit, aus dem Vertrauen auf die persönliche Kraft hervor, und diese Kraft, selbstisch und hart, wie sie ihrer Natur nach sein mag, findet ihr Maß und ihre Weise in der Hingabe an den vaterländischen Gedanken. Auch in diesem Sinne, und in diesem ganz besonders, vertritt Thiers, wie kaum ein Anderer, das französische Bürgerthum. Der Journalist, der Schriftsteller, der Redner, der Staatsmann, der Privatmann zeigen in einem Guß dasselbe Metall. So ist sein Leben und sein Lebenswert der Typus seines Volkes, oder vielmehr seiner Klasse in diesem Zeitalter geworden. Schon dessen äußerer Verlauf ist ein Mikrokosmos der Zeitbewegung. Wer es ausführlich erzählen wollte, müßte die

Geschichte Frankreichs und einen guten Theil der europäischen Geschichte seit ungefähr einem halben Jahrhundert schreiben, das ist hier natürlich unmöglich. Aber ein paar orientirende Andeutungen im Anschluß an die Lebensgeschichte des Mannes werden auch in den engen Grenzen dieser Betrachtungen nicht zu entbehren sein.

So sei denn zuerst kurz an die arbeitsvolle, eng beschränkte Jugend erinnert, in der diese ungewöhnliche Kraft sich stählte. In knappsten bürgerlichen Verhältnissen wächst Adolphe Thiers heran. Der Vater, ein verarmter Tuchhändler, dem er am 15. April 1797 zu Marseille geboren wird, stirbt bald darauf und hinterläßt ihn mittellos. Die Familie Chénier, ihm von der Mutter her verwandt, mit zwei glänzenden Namen in die geistige und politische Geschichte der Revolution eingetragen, nimmt sich des Knaben an. Es floß griechisches Blut in ihren Adern, von André und Marie Joseph Chéniers Mutter her; vielleicht dürfen wir in Thiers' früh entwickeltem Sinn für die schöne Form dessen Einwirkung erkennen. Aber den entscheidenden Impuls empfängt seine Bildung in der ihm bewilligten Freistelle eines Lyceums wie der Kaiser sie schuf: Pflanzstätten bureaukratisch-militärischer Zucht, exacten Wissens, rastlosen Ehrgeizes, energischer, persönlichen Zwecken dienender, aber durch die stete Erinnerung an das große, glänzende, ruhmvolle Vaterland geadelter Arbeit. Mit dem zehnten Jahre, 1806, recht in der Sommerblüthe des Kaiserreichs, tritt er ein. Unter den blendenden, verauschenden Bildern der kaiserlichen Gloire gehen die Studienjahre dahin. Den in's Leben tretenden, mit Nichts als seiner Kraft, seinen Kenntnissen, seinem Willen ausgerüsteten Jüngling empfängt dann aber, 1815, auf der Akademie zu Aix die unsäglichste, gerade hier im Süden doppelt empfindliche Ernüchterung des Rückschlages, der Restauration. „Die französische Jugend habe damals das Lachen verlernt,“ meint Edgar Quinet in seinen Erinnerungen. Er verlebte die Zeit im Elsaß und in der Franche Comté; die endlosen Züge bewaffneter, blonder nordischer Männer erinnerten ihn an die Barbaren der Völkerwanderung. Der junge Thiers mußte eine schlimmere Invasion bald in seinem eigenen Interesse empfinden, die Invasion des von der Revolution nur halb getödteten Systems der Privilegien und Willkürherrschaft. Die von ihm 1820, nach beendigten Rechtsstudien, eingereichte Preisaufgabe, obwohl anerkannt die beste, wird wegen ihrer liberalen Färbung von den legitimistischen Preisrichtern nicht gekrönt. Er muß die Richter im folgenden Jahre durch fremde Handschrift, durch Einjendung einer neuen Preisschrift auf einem Umwege täuschen, um die verdiente Anerkennung zu erlitten. Man unternahm es, die Söhne der Revolution im eigenen Hause als Stiefkinder zu behandeln; das alte Frankreich der Privilegien, der Rechtungleichheit sollte durch kleine Maßregeln und Vegetationen wieder hergestellt werden, während das Land öffentlich, in Verfassung, Gesetzen den Stempel der Revolution trug. Da nimmt Thiers die für sein Leben entscheidende Richtung. Mit vierzig jungen Leuten, darunter

Mignet, der Herzensfreund seines Lebens, Michel de Bourges, sein späterer Gegner, schwört er Haß den Bourbonen, tritt er ein in die große Verschwörung, welche schon damals Besitz und Intelligenz des Landes zum Sturze der alten Dynastie verband. Vierundzwanzig Jahre alt, ausgerüstet mit einer kleinen Summe, dem Ertrage jener Preisschriften, aber mit dem Glauben an sein Talent und dem bürgerlichen Heldennuthe der Arbeit, betritt er 1821, begleitet von Mignet, daß heiße Pflaster von Paris, die verlockende, gefährliche Arena aller Leidenschaften, aller Kräfte, jedes Ehrgeizes, nimmt seine Stelle in der hungrigen Schaar, welche dort den heiligen Berg der Macht mit seinem heilspendenden Wundertempel, den Montsalvage und den Graal des neunzehnten Jahrhunderts umlauert. Er hatte seine Schiffe verbrannt. Seine Jugendliebe blieb verlassen in Aix zurück. Fortan sollte keine Fessel, keine Rücksicht ihn im Wettlaufe hemmen. (Thiers hat sich später mit ihrem Bruder schlagen müssen, weil er, zur Höhe des Erfolges emporklimmend, sein Eheversprechen nicht einlösen wollte; aber er hat, da sie bald einen Andern heiratete, die Familie treulich protegirt.)

Ein Jahr nach der Ermordung des Herzogs von Berry halten die beiden jungen Provençalen ihren Einzug in die Manjarde der Passage Montesquieu, von der aus sie das Leben zu erobern gedenken. Es ist die Hochfluth der Reaction, die sie umgiebt. In Troppau, in Laibach sind die Monarchen der heiligen Allianz versammelt, um das Strafgericht für das empörte Italien vorzubereiten. Der Nothschrei der Griechen findet taube Ohren bei ihnen. Bald sollen die Thore von Munkacs für Alexander Ypsilanti, die des Spielberg für Silvio Pellico sich öffnen. In Frankreich rüstet man bald zum Kreuzzuge gegen Spanien, um, wie der romantische Schwärmer Chateaubriand sich einbildete, die Waffen der Bourbonen durch Siege über die Liberalen populär zu machen! Die Jesuiten erhoben ihr Haupt; das Gesetz über den Kirchenfrevel sollte bald der ganzen Voltaire'schen Generation in's Gesicht schlagen. Die Emigranten und ihr Anhang wagten das noch Kühnere. Sie sprachen von Rückgabe der confiscirten, verkauften Güter, oder doch von Entschädigung, tasteten das Palladium des Bürgers, des Bauern an, den behaglichen, sauer erarbeiteten Besitz. In der Armee, in der Verwaltung tauchten die alten Namen mit ihren Ansprüchen auf. Das ganze Geschlecht des „Marquis de Carabas“ schien unter dem zornigen Hohngelächter des Mittelstandes seinen Einzug halten zu wollen. Selbst ein Theil der poetischen, talentvollen Jugend opferte auf den wiederhergestellten Altären. Victor Hugo sang loyale Oden und Ritter- und Gespensterballaden, während die gefühlvollen Seelen der vornehmen Salons mit Lamartine über das gottlose Jahrhundert seufzten und für Tugend, Glaube, Frömmigkeit, Liebe und Resignation schwärmten. Aber in der Tiefe regten sich allerdings andere Gewalten, und schon stiegen Schaumblasen auf an den Stellen wo sie im Hinterhalte lagen. Schon gellte Couriers schneidendes Lachen den Hölblingen in den Ohren, schon erklangen in Bérangers Liedern

die ersten Sirenentöne der kaiserlichen Legende, schon vermählten sich in den Hörsälen der Sorbonne, des Collège de France, die Ueberlieferungen der französischen Aufklärung mit den edelsten und tiefsten Aspirationen der germanischen (deutschen und englischen) Wissenschaft und Poesie und bald sollte sich zu den Füßen der Villemain, Cousin, Guizot, Jouffroy die Elite der französischen Jugend versammeln. Um den Thron aber, den die Bayonnette des Auslandes aufgerichtet hatten, zogen die unversöhnlichen Parteien, durch den Herzog v. Orleans ermutigt, ihre Laufgräben und bedienten sich der kostbaren Geschenke des Jahres 1814, der Pressfreiheit und der Charte als schneidigster Waffen gegen den, der sie gegeben. Da war denn die Stelle des jungen provencalischen Strebers von vornherein bezeichnet. Als Mitarbeiter des Constitutionnel durch Manuel, den berühmten liberalen Deputirten, eingeführt, eröffnet er eine fieberhafte Thätigkeit. Er weiß Alles, beurtheilt Alles, schreibt Alles: ein ächtes Kind des neunzehnten Jahrhunderts. Geschichte, Tagespolitik, Finanzen, Literatur, Gemälde: ihm ist Alles recht. Schon 1822 machen seine Artikel über den Salon Aufsehen, (er hat sie nachher 1825 gesammelt); ein Jahr später giebt er mit Jouffroy die *Tablettes historiques* heraus und erscheint unter den Mitarbeitern des *Globe* im Hauptquartier des jungen, emporstrebenden Frankreich. Und während Chateaubriand die Arbeiten über die Pyrenäen schickt, um Frankreich durch eine ritterliche That in die Tafelrunde der heiligen Allianz einzuführen, erfaßt der kleine unbekannte Journalist die Aufgabe, welche für ihn das wurde, was einst für Bonaparte der erste italienische Feldzug war. Er entschließt sich, die „Geschichte der französischen Revolution“ zu schreiben. Es war eine Kriegserklärung gegen die ganze officielle und herrschende Strömung der europäischen Welt. Jene Sterne, die einst der Jugend des begeisterten Gymnasiasten in Marseille geleuchtet hatten, sie schienen untergegangen für immer am Himmel Frankreichs, Europas. Die Blutströme von 1794 hatten die Ideale von 1789 besudelt und entstellt, die märchenhaften Großthaten des Generals Bonaparte und des ersten Consuls waren zu Thorheiten geworden unter dem Rückschlage der Welteroberungspolitik des Kaisers. Eine mächtige Partei in allen Ländern des Continents war am Werke, die ungeheuren Ereignisse und Thaten von drei Jahrzehnten wie einen bösen Traum aus der Erinnerung der Völker zu löschen. Das Schreckbild der Guillotine, und das noch schlimmere der Assignaten, das Maximum des ruinirten Wohlstandes hielt man dem Bürger entgegen, wenn sein Selbstgefühl gegen die Ansprüche der zurückgekehrten Privilegirten sich regte. Diese Gespenster mußten verschucht, dieser Alp von der Brust des Volkes entfernt werden, ehe die gewaltsam unterbrochene Bewegung wieder in Fluß kommen konnte. Der Bourgeois mußte wieder an seine Vergangenheit glauben lernen, wenn ihm die Zukunft gehören sollte, das Werk seiner Väter mußte als ein Werk der geschichtlichen Nothwendigkeit von dem vernichtenden Urtheil der öffentlichen Meinung befreit werden. Und Thiers ging dann

an's Werk mit der Energie, der Ausdauer, der übermenschlichen Arbeits- und Schöpfungskraft, die eben nur möglich werden, wo eine mächtige Natur in günstiger Stunde die Offenbarung ihrer Bestimmung geschaut hat. Während die eifrigste journalistische Thätigkeit ihren Fortgang hat, während er in den Salons glänzt, werden die zehn Bände der Revolutionsgeschichte in vier Jahren, zwischen 1823—1827 vollendet. Zwei und ein halber Band in einem Jahre! Und dabei entschuldiget er sich wiederholt bei seinen Lesern wegen der Langsamkeit seiner Arbeit! In alle Zweige des öffentlichen Lebens dringt er ein, mit einer Schnelligkeit, wie das freilich nur in Paris möglich ist, wo alle Nervenfasern des Staats und der Gesellschaft in einer Weise zusammenlaufen, von der wir in Deutschland keine Vorstellung haben. Baron Louis führt ihn in die Finanzen ein, Joy in den Krieg. Talleyrand, der ihm seine volle Gunst zuwendet, in die Diplomatie, und er schreibt nicht wie der deutsche Forscher für eine mißgünstige Kritik, die einem kalten, zerstreuten, widerstrebenden Leserpublikum die Weisung giebt, sondern für die ganze besitzende, schaffende, jetzt in ihren empfindlichsten Interessen sich bedroht führende Klasse seines Volkes. Für den Deutschen behalten die Erfolge dieses jungen Journalisten, dieses armen, kleinen petit bourgeois de province bei alledem etwas Märchenhaftes. Von der Revolutionsgeschichte waren in einem Jahrzehnt 150,000 Exemplare, will sagen 1,500,000 Bände verkauft und damit der Grund zu einem soliden Vermögen gelegt. Aber schon ehe sie erschien, nach einem einzigen Jahre journalistischen Schaffens, sehen wir Thiers im Stande, sich ein Reitpferd zu halten, seiner Mutter eine Pension auszusetzen, in den Salons der Großen mit Anstand aufzutreten. Während der großen Glanzjahre der Restauration, in der liberalen Episode des Ministeriums Martignac, 1828—1829, wächst seine Bedeutung. Schon spricht er ein entscheidendes Wort in jenen Kreisen des Palais Royal und des Hôtel Lafitte, wo der Generalstab der frondirenden Intelligenz des antibourbonischen jungen Frankreich sich sammelte. Am 1. Januar 1830 schleudert er durch die Gründung des „National“ dem Ministerium Polignac und dem ganzen System des Ancien régime seine Kriegserklärung entgegen. Auch er, wie Béranger, wie Courier, hat seine triumphirende Verurtheilung vor dem Preßgericht, als er schon im Februar 1830 den Herzog von Orleans als den „Bürgerkönig“ der Zukunft Karl dem Zehnten entgegenstellt. Aus seiner Feder fließt am 27. Juli der berühmte, geharnischte Protest der liberalen Journale gegen die Ordonnanzen, welche den Kampf zum Ausbruch trieben. „Man werde auf seinem Posten bleiben, die verfassungsmäßige Preßfreiheit vertheidigen, nur der Gewalt weichen.“ Daß der kleine, kriegerische Bourgeois nachher, als das Volk in die Straßen hinabgestiegen war, als die Polizei auf ihn fahndete, seinen Schutz nicht hinter einer Barrikade, sondern weit ab vom Schuß, in den idyllischen Schattengängen von Montmorency suchte, darf uns dabei nicht Wunder nehmen. Es gehört zur Ein-

heit des Bildes. „Ce n'est que la canaille, qui se bat dans les rues“, sagte mir einmal in Paris ein sehr liberaler Freund, den ich ganz naiv nach seinen Erfahrungen in den Julitagen fragte. — Die „Canaille“, die Nichts zu verlieren hat und — die Phantasten, die „edelmüthige Jugend“. Der Bourgeois schlägt sich nur für den Besitz und die Ordnung, seine Ordnung, wie er das, Thiers voran, in den Straßenkämpfen von 1832, 1834 und 1848 gezeigt hat. Für die idealen Güter von 1830 ließ man die Studenten, die Arbeiter, die alten bonapartistischen Veteranen in's Feuer gehen. Wohl aber verwarf man, am 29. Juli, bei Lafitte Karls des Zehnten Friedensvorschläge, denn man hielt die Herrschaft der Mittelklasse mit den alten Bourbonen nicht für möglich, und Thiers, der homme de rien, das kleine Männchen von der Feder, wird außersehen, um dem zagenben, zögernden Herzog von Orleans, dem Absalom der Bourbonen, in Neuilly die Krone des Bürgerkönigthums zu bieten. Es war keine leichte Verhandlung und keine ungefährliche. Der alte Fuchs läßt sich zunächst gar nicht sehen und sprechen. Seine Damen, die Herzogin und Madame Adelaide, seine Schwester, führten für ihn das Wort. Erst nach der Waffenentscheidung, dem Rückzuge der Truppen, erscheint der Herzog im Palais Royal; erst am 31. empfängt Thiers seine Zustimmung zur Annahme der Krone und — der Charta Vérité!

Und damit, 33 Jahre alt, steht Thiers denn auf der Höhe des Lebens, der Gesellschaft, des Einflusses. Von dieser Stunde an ist er, mehr oder weniger durch seine Führung oder seinen Widerstand, mit allen großen Schicksalen seines Landes verknüpft. Schon 1831 als Staatsrath und Generalsecretär der Finanzen (er, der nie in einem Bureau gegessen!), dann als Unterstaatssecretär tritt er in die erste Reihe der eventuell zur Leitung des Landes berufenen Männer. Am 11. October 1832, unter Soult, wird er Minister des Innern, am 25. December Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten; dann am 1. April 1834 bis 22. Februar 1836 führt er wieder, unter Mortier und Broglie, die Verwaltung des Innern. Dasselbe Jahr sieht ihn zum ersten Male als Ministerpräsidenten an der Spitze der Regierung, wenn auch nur für ein paar Monate. Seine zweite Präsidentur, mit Rémusat 1840, ist uns durch die plötzlich aufsteigende Kriegsgefahr und das Bieder'sche Rheinlied noch in guter Erinnerung. Louis Philippe lenkte diesmal die Gefahr ab und bewahrte vielleicht, indem er seine Popularität für immer daran gab, das Land vor einer Katastrophe, in der er freilich die Rolle Napoleons und Thiers die Rolle Oliviers gespielt haben würde. Dann folgen recht unerquickliche Jahre parlamentarischer Intriguen gegen die „conservativen Minister“ Louis Philippes, Guizot und Molé, die den ganzen Parlamentarismus in und außer Frankreich nicht ohne Grund in Verruß gebracht haben und in denen das Bürgerkönigthum vollends seinen Halt in der öffentlichen Meinung verlor. Es mußte das Jahr 1848 kommen, ganz neue Gewalten, aus der Tiefe der

Gesellschaft aufsteigend, mußten das gesammte Gebäude der herkömmlichen Ordnung in seinen Grundformen erschüttern, um auch Thiers wieder in die Vorderreihen des ernststen Kampfes zu rufen. Zunächst keineswegs zum Vortheil seiner Popularität. Keine bessere Protection als die des Bischofs Freppel von Orleans führt, am 4. Juni 1848, den alten Voltairier, den verwegenen Revolutionsmann von 1830, in die Nationalversammlung. Nach schwankendem Verhalten, Kolettiren mit allen Parteien, hilft er mit bei der Auslieferung der Republik an den Erben des Kaisers. Er rühmt sich, Bonaparte 200,000 Mann zur Präsidentenwahl mitgebracht zu haben, giebt sich zu dessen Berather her, ist bei allen Thaten und Unthaten der europäischen Reaction, zumal bei der Eroberung und Mißhandlung Roms, in erster Linie theilhaftig, wendet sich erst gegen den Prinz-Präsidenten, als dieser der parlamentarischen Bevormundung den Rücken kehrt, und verbannt dann erst seinem bescheidenen Antheil an dem allgemeinen Märtyrertum der Decembertage seine theilweise Herstellung in der öffentlichen Meinung des freisinnigen Europa. Er war am 2. December 1851 bekanntlich unter den verhafteten, am 8. Januar 1852 nach mehrwöchentlichem Aufenthalt in Mazas unter den verbannten Parteiführern. Aber schon am 7. Juli 1852 rief ihn Bonaparte zurück, unbesorgter als sein großer Oheim um die Salon-Opposition, welche die Häupter der alten Parteien, die Berryer, Jules Favre, Ollivier, Broglie, Duvergier de Lauranne, um Thiers geschaart, sofort gegen ihn eröffneten. Es mußte erst ein Jahrzehnt berauschender Erfolge über Frankreich dahingehen, ehe mit der ersten leisen Wendung der Glücksbrise, unter dem Druck des mexikanischen Mißerfolges, das sogenannte nationale „Gewissen“ erwachte. Seit 1863, mit dem Wiedereintritt in die Kammer, erhebt sich denn auch Thiers als dessen gewaltigster Wortführer, gewissermaßen in einer zweiten, geläuterten Jugend, wie sie die Natur nur ihren außerlesenen Lieblingen gewährt. Er ist in seiner gezwungenen literarischen Muße sichtlich gewachsen. Reiner und größer, gewinnt der gereifte Staatsmann vor dem Parteimann den Vortritt; es ist die Stimme des alten, ruhmvollen, freilich bei aller humanen Freisinnigkeit ausschließlich und egoistisch nationalen Frankreich, wie die Revolution und Bonaparte es schufen, die in seinen Reden den schwankenden Experimenten des zweiten Kaiserthums warnende Rathschläge erteilt. Mit wie geringem Erfolge, das erzählt die Geschichte von 1859, 1864, 1866, 1870. Und wie dann das hereinbrechende, vergeblich prophezeite Verderben den merkwürdigen Mann über sich selbst hinaus hebt, alle guten Gewalten seiner reichen Natur zu harmonischer Wirkung bringt, das haben wir ja noch Alle in frischstem Gedächtniß. Erst die vergebliche Rundreise an die Höfe Europas, dann die Verhandlungen mit dem furchtbaren Gegner zu Versailles, dann, nach dem Kriege, der Friedensschluß, die Niederwerfung der Commune, die zauberhaft schnelle Herstellung der Ordnung, der Arbeit, des Wohlstandes, die Befreiung des Gebietes, die Reorganisation des Heeres; dann, am

24. Mai 1873, das glorreiche Märtyrertum, die unbedenkliche Hingopferung des persönlichen Ehrgeizes an die Rücksicht auf die Ruhe des Landes; endlich, nach weiteren vier Jahren ungeschwächten Wirkens als Berather der öffentlichen Meinung im erhaltenden, echt nationalen Sinne ein schneller, schmerzloser Tod an der äußersten Grenze menschlicher Wirkungsfähigkeit, ein Tod, verkört durch den Hinblick auf reiche Ernten rastlosen Strebens, von dem Bewußtsein, in der eigenen Persönlichkeit das Wesen einer ganzen Entwicklungsperiode eines großen, reichbegabten Volkes zu nahezu vollständigem Ausdrucke gebracht zu haben: das ist ein Schluß des Lebensdramas, eine thatächliche Widerlegung des Pessimismus, wie die Natur sie nur wenigen Lieblingen gewährt. Am dritten September des Jahres 1877 macht Thiers, als Sommergast in dem schönen Saint-Germain, noch seinen gewöhnlichen Morgengang; dann ein leichtes Unwohlsein, und um 6 Uhr Abends Schlagfluß und Tod. Die officiële Leichenfeier, welche Mac Mahon anbot, wurde von der Gattin, um die Redefreiheit am Grabe nicht zu beschränken, zurückgewiesen. Die Madelaine-Kirche verweigerte der Erzbischof von Paris, der dem Verewigten sein Amt und seinen Cardinalhut verdankte. So mußte man sich auf die kleine Kirche des Sprengels, Notre Dame de Lorette, beschränken. Aber das Volk von Paris war bei dem Zuge und auf dem Père-Lachaise zugegen, wie die Familie, wenn ihr Haupt die letzte Ehre empfängt. Und mit ihm erhob sich achtungsvoll die politische Intelligenz aller Völker, um das Andenken des Dahingeshiedenen zu ehren.

Völkischer, Communen, Handelskammern, Akademien brachten Madame Thiers ihre Beileid-Eulodigungen dar; in Washington wehten die Flaggen auf Halbmaß. Freund und Feind einten sich in der Anerkennung des Mannes, der so Viele verletzt, den so Viele angegriffen und geschmäht hatten, der im Streit der Parteien in der politischen Arena so recht eigentlich das Element seines Lebens gefunden hatte. Das Jahrhundert legte Zeugniß ab, daß einer seiner typischen Vertreter und Führer, einer jener Männer, deren Platz so leicht kein Nachfolger ausfüllt, dahingegangen sei.

Natürlich reichen nun die flüchtigen Erinnerungen, welche ich hier vorüber gleiten ließ, nicht aus, solchen Erfolg zu erklären; und ihre Ausföhrung zu einem deutlichen und vollständigen Bilde würde den hier zugemessenen Raum um das Vielfache überschreiten. Wohl aber kann und wird auch hier der Versuch möglich und geboten sein, auf die wesentlichen Punkte hinzuweisen, von denen aus sich der Weg zum Verständnisse eröffnen dürfte, zum Verständnisse nicht nur des einzelnen Mannes und seiner Erfolge, sondern auch des Volkes, das er vertritt, der Verhältnisse und Beziehungen, die er beherrscht, und die, weit entfernt für uns gleichgiltig zu sein, der Beschäftigung mit diesen Dingen auch für uns, und vielleicht gerade für uns Deutsche, eine mehr als akademische Berechtigung sichern.

Was bei Würdigung von historischen und literarhistorischen Größen so oft eine Quelle der Verwirrung und Verlegenheit ist (ich meine die Ver-

einigung der Pietät vor dem großen Manne mit der Wahrheitsliebe in Darstellung des Menschen, der Person, die dessen Träger war), das erweist sich hier als der leichteste und einfachste Theil der Aufgabe. Der Biograph des Herrn Thiers hat da weniger zu verbergen und zu erklären, als der des Herrn von Voltaire. Als der Sohn seines Talentcs, seiner Arbeit beginnt der Eine wie der Andere den großen Lebenskampf. Talent und Arbeit hat sie Beide zum Ziele geführt. Aber die bürgerliche Arbeit des neunzehnten Jahrhunderts vollzieht sich, Gott sei Dank, unter ganz andern Bedingungen, als die literarische des achtzehnten. Sie steht auf eigenen Füßen, sie empfängt ihren Lohn nicht von der Gunst der Einzelnen, sondern von den Neigungen und Bedürfnissen der Masse, darum hier keine zweideutigen persönlichen Verhältnisse, kein Bücken und Schmeicheln vor Machthabern, die man haßt oder verachtet, kein Verleugnen des Standes, der Herkunft, des Namens. Als einfacher Literat ist Herr Thiers in Paris angekommen, als einfacher Literat, als A Thiers, tout simple, ist er gegangen, schlicht, stolz bürgerlich, sich selbst gleich, nachdem er ein halbes Jahrhundert lang mit den Großen der Erde wie mit Seinesgleichen verkehrt, einen König, einen Präsidenten machen helfen, die Verwaltung eines großen Landes Jahre lang, theils officiell geleitet, theils durch seinen Geist entscheidend beeinflusst. Keinen Titel, keine Würde hat sein bürgerlicher Stolz annehmen mögen, außer der des Académicien, die er seit 1834 trug; nicht einmal das alltägliche Monsieur vor dem Namen mochte er fortlassen. Was den gewaltigen Fortschritt der Zeit am schärfsten kennzeichnet, ist der gänzliche Mangel jenes „Clenten-Sinnes“, der im Leben der bürgerlichen Vorläufer der Revolution eine so große Rolle spielt. Wie hat Voltaire (wie Beaumarchais) sich bücken, sich an die Großen herandrängen müssen, wie hat dann sein Selbstgefühl in Nabel- und Dolch-Stichen, in Sarkasmen und leider oft genug in Verläumdungen sich gerächt! Bei Thiers, dem typischen Sohne der Revolution, keine Spur davon. Er verkehrt mit den Großen wie mit Seinesgleichen, ohne Ehrfurcht und ohne Reib. „Ce n'est pas un parvenu, c'est un arrivé!“ rief Talleyrand bald nachdem er seine Bekanntschaft gemacht. Einst drohte er Louis Philippe, sein Portefeuille niederzulegen, wenn der König nicht nachgebe. Der König lachte: „Sie das Portefeuille niederlegen? Das ist Ihnen ja viel zu lieb!“ „Oh! Sire!“ entgegnete der kleine Minister, „habe ich denn gelacht, als sie die Königskrone auschlugen?“ Mit diesem ruhigen, gesunden Selbstgefühl hängt denn auch ein besonders erfreulicher Zug seiner Erscheinung zusammen: er war durchaus frei von Rancune. Heftig, oft leidenschaftlich in der Debatte, trug er durchaus Nichts nach, nicht einmal Angriffe auf seinen Schriftsteller-ruhm. Dem Historiker Lanfrey, der 1861 seine Geschichte des Consulats und des Kaiserthums der Lächerlichkeit preisgab, antwortete er nicht. Aber er machte ihn zehn Jahre später zum Gesandten in Bern. Nie hat er Partei- und nationalen Gegnern im Ton des Fanatismus geantwortet, nie

von dem Feinde als von Elenden, Barbaren, Horden gesprochen; ein klarer, scharfer Sinn für das Wirkliche hielt selbst sein persönliches und nationales Selbstgefühl stets in den Schranken der guten Form.

Wir sind durch die Memoiren der französischen Grandseigneurs und durch die Schilderungen der französischen Romanciers gewöhnt, jede ungewöhnliche französische Laufbahn mit dem Duft romantischen Fraueneinflusses zu umgeben. Auch in dieser Beziehung vertritt Thiers die Wirklichkeit, nicht die phantastischen Launen seines Volkes und seines Zeitalters. Nicht daß „la femme“ in seinem Lebensproceß absolut fehlte. Aber sie spielt ihre Rolle in erster Linie als die klug gewählte, sorgsame, legitime Gattin und Freundin. Wir erwähnten schon des einigermaßen nüchternen Realismus, dem die Jugendliebe geopfert wurde. Nachher treten noch ein paar flüchtige Verhältnisse hervor. Im Jahre 1822 schreibt der 25jährige, vielbeschäftigte Journalist eine Biographie der Schauspielerin Bellamy von Covent-Garden; bald darauf holt er sich einen Korb von einer stolzen normännischen Schönheit, die auf den kleinen, komischen Liebhaber lächelnd herabsah. In den Jahren der Macht, unter Louis Philippe, war Madame de Flahault eine Zeit lang seine Egeria, wie die Fürstin Lieven die seines Nebenbuhlers Guizot. Der feste Halt seines Privatlebens aber blieb die legitime Verbindung mit der klugen, reichen Tochter des Steuereintnehmers Dosne: eine ächt französische Bourgeoise-Ehe, vom Verstande geschlossen, vom Herzen acceptirt, von unerschütterlicher materieller Besitzbasis getragen und im Laufe der Jahre zu treuester Gemeinschaft des Denkens und der Interessen veredelt. Dabei blieben die Gewohnheiten stets die des arbeitsamen, wohlthätigen Bürgers. Milchtafee des Morgens zwischen fünf und sechs, sechsstündige strenge Arbeit, ein tüchtiges Dejeuner um Mittag, ein solider Mittagsschlaf, und dann in die Geschäfte, in die Welt, in die Gesellschaft. Auch der äußere Schmuck durfte dem Dasein des dreizehn- bis vierzehnfachen Millionärs natürlich nicht fehlen. Er war Kunstkenner und Sammler, sein Hôtel, Place St. George, ein kleines Museum. Aber keine Spur jenes phantastischen Luxus, an dem die Lamartine, die Dumas, die Eugène Sue zu Grunde gingen. Weit eher wird man an Scribe, den Dramatiker des Bürgerthums, erinnert. Und dies Maß wußte auch sein hinlänglich entwickelter Sinn für den Besitz, den Erwerb einzuhalten. Er war als Actionär der Kohlengruben von Anzin und des Creusot so klug und gewiegt, wie als Politiker und Schriftsteller. Aber nicht der leiseste Verdacht unreinen Gewinnes hat je an ihm gehaftet, und als die Commune ihm 1871 sein Haus niedergerissen hatte, hielt er keine Oratio pro domo wie Cicero, sein römisches Vorbild, sondern gab die 1,100,000 Francs, welche die Versammlung ihm als Entschädigung zuwandte, wegen der schweren Zeiten der Staatskasse zurück. So durfte das französische Bürgerthum ihn mit Stolz als den Vertreter aller jener Eigenschaften betrachten, denen es seinen welt-historischen Sieg über die privilegierten Stände verdankt hat und welche ihm

jetzt, Angesichts der wunderbaren wirthschaftlichen Wiedergeburt des schwer getroffenen Landes, die Achtung aller Zeitgenossen verbürgen.

Aber dieser gewaltige Arbeiter, dieser ehrliche Geschäftsmann, dieser treffliche Gesellschafter und Gatte, dieser lokale Parteimann vertrat das französische Bürgerthum auch als Schriftsteller und Staatsmann, und da sind denn, zumal vom deutschen Standpunkte aus, ernste Bedenken nicht zu unterdrücken.

Was zunächst sein schriftstellerisches Lebenswerk angeht, die dreißigbändige Geschichte der Revolution, des Consulats und des Kaiserreichs, so leidet sie an zwei entgegengesetzten Fehlern: sie ist weitschweifig und lückenhaft. Die weitschweifige, häufig formlose Darstellung, ohne vorbedachte Gliederung und architektonische Proportionen war schon durch die Art der Entstehung bedingt. Mit einer an's Wunderbare grenzenden Aufnahmefähigkeit verschlang der junge Verfasser der Revolutionsgeschichte actenmäßige Berichte, Erzählungen der Zeitgenossen, schöpfte aus Quellen und Hilfsmitteln aller Art, um dann den wartenden Druckern und Lesern von Tag zu Tage stromweise wiederzugeben, was ihn interessirt, gepackt hatte, was seine Seele erfüllte: mit der ganzen Frische, häufig genug auch mit der ganzen Kritiklosigkeit des ersten Eindrucks. Es ist durchaus geschriebene Rede, oft genug Plauderei, wirkt als Masse, darf aber unter die Lupe der Kritik nicht genommen werden. Später, als in den Zwischenräumen der staatsmännischen Wirksamkeit, zwischen 1841 und 1848, dann zwischen 1852 und 1861, die Geschichte des Consulats und des Kaiserreichs vollendet wurde, fehlte es freilich weder an Muße, noch an Hilfsmitteln, am allerwenigsten an Fleiß. Die Archive aller Staaten öffneten sich dem berühmten Manne; Hilfsarbeiter, Secretäre waren reichlich vorhanden; lange Studienreisen vermittelten anschaulichste Kenntniß auch der Verticlichkeiten; aber der Plauderton des redseligen Provençalen, der Instinct der südfranzösischen Race, wie ihn schon die Römer und das Mittelalter schilderten, die Freude am Leben, am Glänzenden, am Thatsächlichen trug es auch hier davon. Und dabei bleibt Betrachtung und Darstellung ganz einseitig auf das officiële Leben der Zeit gerichtet. Fürsten, Minister, Parlament, Tribunen, Heere, Schlachtfelder erfüllen die Welt, in der Thiers sich bewegt; darüber hinaus die Gesellschaft, die Volksbewegungen der französischen Hauptstadt. Erscheinungen, wie die innere Umbildung und dann die Erhebung unseres Volkes zwischen 1808 und 1813, Männer, wie Stein, Arndt, Schill, Andreas Hofer, werden kaum oder gar nicht erwähnt, selbst die spanische Volkshebung wird nur oberflächlich gewürdigt. Es ist das nicht absichtliche Nichtachtung oder gar Fälschung; es ist die naive Weltanschauung des ächten Franzosen, des Pariser Bourgeois, für den es außerhalb Paris ein ihn interessirendes Volksleben eben nicht giebt, nicht einmal in der französischen Provinz, geschweige jenseits des Rheins. Viel weniger schwer wiegt der Vorwurf des Fatalismus, der Erfolgsanbetung, der

Gefinnungslosigkeit, den man dem berühmten Historiker so oft gemacht hat. Es ist wahr: Alle großen, schrecklichen und erfreulichen Erscheinungen der Revolution fesseln nach einander die volle, warme Theilnahme des Erzählers und werden mit der begeisterten Liebe des darstellenden Künstlers gezeichnet, nach Kräften von ihren Ursachen, Umgebungen, bedingenden Verhältnissen aus, nicht nach dem Maßstabe eines fertigen, sittlichen oder politischen Systems gewürdigt. Aber gerade in diesem Realismus, in dieser Hingabe an das Wirkliche liegt der imponirende staatsmännische Zug des Werkes und ein guter Theil seiner hinreißenden Wirkung. Und vollendet wird diese durch das brausende, pulsirende, farbenreiche Leben dieser unerschöpflich dahinströmenden Fülle der Erzählung, durch diese innerliche sympathische Freude an den Dingen, welche das Ganze durchbringt und welche durch eine glühende Vaterlandsliebe, durch ein felsenfestes Vertrauen auf die Nation, ihren Genius, die Güte ihrer Sache, durch einen begeisterten Cultus ihrer Helden Weihe empfängt. Daß dieser Cultus sein sehr Bedenkliches gehabt hat, daß Thiers mit Vêranger der Schöpfer der Kaiserlegende geworden ist, daß er, begeistert durch die genialen Leistungen des ersten Consuls, nicht nur den kriegerisch unfehlbaren, sondern auch den reformatorischen, humanen, selbst um die fremden Völker hochverdienten Kaiser erfunden hat, wer wollte das leugnen? Aber so unsympathisch und bedenklich uns diese Richtung erscheint und so heftig sie selbst in Frankreich seit dem Niedergange Napoleons angegriffen ist — sie traf gleichwohl nur zu sehr den innersten Kern des französischen Bewußtseins. Ein guter Theil der nationalen Bedeutung und Macht dieses Riesenwerks hängt mit ihr zusammen: derselbe verhängnißvolle Zauber, der auch der gesamten Politik des Mannes einen guten Theil ihres einheitlichen Gepräges giebt und den man nicht wegdenken kann, ohne seiner Erscheinung den besten Theil ihrer Bedeutung zu nehmen. Wenn ich hier nun von einheitlichem Zuge, von einem sich gleich bleibenden Grundton in diesem Vertreter des sprüchwörtlich veränderlichsten Volkes spreche, so weiß ich wohl, daß ich landläufigen Auffassungen entgetrete. Keinen Vorwurf hat Thiers öfter und bitterer hören müssen, als den des Gefinnungswechsels. Und wahrlich, die Gegner sind um Gründe und „schlagende Thatfachen“ nicht in Verlegenheit. Was bedürfen sie weiteren Zeugnisses gegen diesen Revolutionär, der 1832, 1834 die republikanischen Arbeiter in den Straßen von Paris niederkartätschte, gegen diesen Verfasser des Journalistenprotests vom 27. Juli 1830, der fünf Jahre später die Journale durch die Septemberecke knebelt, gegen diesen Voltairianer, der mit dem Sonderbunde liebäugelt, der 1848 durch die Protection des Bischofs von Orleans in's Parlament kommt, der 1849 die Expedition gegen die römische Republik mit Louis Napoleon verabredet und sie in der Versammlung durchsetzt. Wie bitter erinnerte Michel de Bourges seinen Jugendfreund im Jahre 1834 an den republikanischen Schwur zu Aix! Und wie haben später die Häupter der monarchischen Parteien, die Prinzen von Orleans

zumal und ihre Paladine von der anderen Seite her diesen Vorwurf der Wetterwendigkeit, der Gesinnungslosigkeit gegen den Führer der „conservativen Republik“ wiederholt! Einmal sprach Thiers in der Versammlung von seinen „Ueberzeugungen“. „Ueberzeugungen!“ ruft höhnisch eine Stimme von der Rechten, „Hört! Hört! die Ueberzeugungen des Herrn Thiers!“ Aber wie stille ward der Rufer, als der kleine große Mann ihm einen seiner leuchtenden Blicke zuschleuderte und ihn anherrschte: Des Convictions! Oui, Monsieur, des Convictions! Wie bog er sich unter dem ehrfurchtsvollen Schweigen der Versammlung. Die Antwort auf alle diese Vortwürfe giebt kurz und bündig die erste Zeile der Inschrift auf dem Grabstein:

Patriam dilexit!

Er liebte sein Vaterland! Ja, glühende, leidenschaftliche Liebe zum Vaterlande, rückhaltlose Hingabe an dessen Interessen, ist der einheitliche Zug seines gesamten Lebens und Wirkens. Und dieses Vaterland war das Frankreich, wie die große Revolution es geschaffen, mit seiner mächtigen einheitlichen, wohlgeordneten Verwaltung, mit seiner Gleichheit vor dem Gesetz, mit seiner freien Bahn für jede Kraft, für jede Arbeit, mit seiner Gastlichkeit, wirtschaftlichen Tüchtigkeit, seinen guten, freundlichen Lebensformen; aber auch mit der rücksichtslos selbstsüchtigen Politik, welche die Revolution vom alten Königthum geerbt. Die Größe dieses Vaterlandes, wie die Revolution, wie Napoleon, wie Thiers sie verstand, erhob sich nicht nur auf dem Piedestal der eigenen genialen Kraft; sondern auch die Schwäche der Nachbarn, die Zerrissenheit Deutschlands und Italiens gehörten ganz wesentlich dazu. Und eben deshalb ebenso wesentlich, allen voltairianischen Gelüsten zum Trotz, das uralte, seit den Zeiten der Capetinger kaum unterbrochene politische Bündniß mit dem Papstthum, die Stellung an der Spitze der katholischen Welt. Im Innern aber Bevorzugung der Gleichheit vor der Freiheit, Einschränkung der letzteren auf die parlamentarischen Kreise und die Presse der Hauptstadt, mächtiger Schutz der materiellen Interessen. Und diesen Grundsätzen ist Thiers immer, unwandelbar treu geblieben in guten und bösen Tagen. Selbst seine einzige, rein persönliche Lieblingsidee, die Lehre von der parlamentarischen Regierung mit dem Könige, der herrscht, aber nicht regiert, hat er schließlich aufgegeben, als er sich überzeugt, daß die Erhaltung des von der Revolution geschaffenen Frankreich sich nicht mehr mit ihr verträgt, seit drei Dynastien um den Thron streiten. So ist er Republikaner geworden und doch derselbe geblieben. Das Land mit den Errungenschaften der Revolution gilt ihm mehr als die Parteidoctrin; er hat sich überzeugen müssen, daß diese Gesellschaft, mit dieser Organisation, diesen Ueberlieferungen und Interessen sich daran zu gewöhnen hat, auf alle Gefahr hin mit einem verantwortlichen, wechselnden, gewählten Oberhaupte auszukommen. Im Uebrigen ist er der Mann von 1830 geblieben. — Man kann nun, nicht nur vom deutschen, sondern auch vom französischen Standpunkt aus, sehr verschiedener Meinung sein über

den absoluten und dauernden Werth dieses Systems und seiner Resultate. Man kann mit Lansfey, Tocqueville und — Napoleon III. die alte Maxime des „Theile und herrsche“ gegenüber Deutschland und Italien, die Begründung der eigenen Größe auf der Thorheit und dem Unglück der Nachbarn für überlebt und unklug halten. Der deutsche Betrachter vor Allen wird nicht in die Versuchung kommen, den typischen Träger dieser und verwandter Vorurtheile zum Gegenstande einer rüchhaltslosen Huldigung zu machen. Ist doch Thiers, nach alledem und alledem mit dem Project eines Kriegsbündnisses zwischen Frankreich, England, Italien, Oesterreich, Holland und Dänemark gegen Deutschland-Preußen aus der Welt gegangen und es war nicht sein Verdienst, sondern das unseres großen Kanzlers, wenn dermalen die Dinge so liegen, daß dergleichen freundliche Zukunftspantasien nur Lächeln erregen. Aber des achtungsvollen Studiums ist eine Persönlichkeit und ein Wirken wie Thiers' auch auf unserer Seite in hohem Maße werth, schon weil er, in einem Umfange wie Wenige, das innerste Wesen, die glänzenden Eigenschaften, Instincte und Vorurtheile eines Volkes vertritt, mit dem wir nun doch einmal Wand an Wand, Zaun an Zaun zu leben bestimmt, wenn man will, verurtheilt sind. Thiers selbst gesteht einmal ganz offenerzig ein, daß die Franzosen durchaus keine bequemen Nachbarn sind. Was ihn selbst, wie seine liebenswürdigen Landsleute gleichwohl in langer Periode friedlich gestimmt hat, das ist der gesunde Realismus seiner Auffassungsweise, sein Sinn für das Thatsächliche, die Freude am wohlervordenen Besitz und der gesunde Menschenverstand, welcher Gefahr und Vortheil, so lange die Phantasie nicht erhibt ist, vorsichtig abwägt. An uns wird es sein, dafür zu sorgen, daß dieser gesunde Menschenverstand bei der Betrachtung unserer Verhältnisse immer die richtige Erinnerung und Anregung findet, d. h. daß ein Angriff auf uns vernünftigen Leuten unvortheilhaft erscheint. Wir wollen mit unsern Nachbarn freundlich und aufrichtig friedlich verkehren. Wir wollen sie achten und von ihnen lernen, was von ihnen zu lernen ist: nicht nur gute Formen und Muster, sondern vor allen Dingen das Geheimniß ihrer Größe, ihren glühenden Patriotismus und ihre Einheit dem Auslande gegenüber. Wir wollen aber nie vergessen, daß, so lange noch ein Rest des von Thiers vertretenen Frankreich besteht, unsere Sicherheit nicht auf irgend welchen humanen, demokratischen, kosmopolitischen Theorien beruht, sondern lediglich auf unserer Stärke. Ich würde mich freuen, wenn diese kurze Betrachtung dazu beitragen könnte, diese Ueberzeugung zu festigen und wenn sie diesen oder jenen anregte, der Welt da drüben eigene, nachdenkende Beobachtung zu widmen, und das viel öfter ausgesprochene als verdiente Lob der Deutschen, vorurtheilslosere Sachkenntniß und Gründlichkeit, auch nach dieser Richtung hin zur Wahrheit zu machen.





Sirenengold.

Sicilianisches Culturbild.

Don

A. Schneegang.

— Messina. —

Das nur dieser Don Paolo in so später Stunde bei Beppino zu suchen und herumzulauern hatte?“ dachte bei sich selber der lahme Nunzio, indem er auf seinen gekreuzten, verkrüppelten Beinchen über die Schwelle hervorrutschte, wo er, die Fischbehälter hütend, die Rückkehr des Beppino erwartete. Mit einer Hand klammerte er sich dabei an den wackeligen Thürpfosten, die andere hielt er schirmend gegen das blendende, von dem glitzernden Wasserspiegel zurückgeworfene Mondlicht über die Augen; das arme, magere Oberkörperchen bog er, so weit es eben ging, um die Ecke und schaute so dem lustig vor sich hin pfeifenden Manne nach, der dort den bekannten Pfad über die Felsen, zwischen den wild umherliegenden, von Cactus und Aloës überwucherten Tempeltrümmern, zu dem „Albergo della Sirena“ hinaufkletterte, von Zeit zu Zeit stehen blieb, nach Beppinos Barke, mit ihrem rothflackernden Feuer, hinauswinkte und hinauslachte, und dann wieder bergan kletterte, langsam wie Einer, der keine Eile hat, und vor sich hin murmelnd, wie Einer, der sich allerlei lustige Gedanken macht. Und Beides traf ja auch bei dem mit sich und mit des Weltalls Geschieden principiell zufriedenen Don Paolo ein.

„So wahr ich Don Paolo heiße!“ pflegte dieser glückliche Mann zu betheuern, wenn er einem Andern etwas gar Abenteuerliches vorerzählte, oder ein gutes Geschäft mit ihm abzuschließen auf dem Punkte war; Don Paolo aber hieß er im Grunde gar nicht, sondern auf den ehrlichen Vornamen Fritz war der lose, schwäbische Vogel getauft worden, der jetzt im warmen Süden, in gewissenhaft zuborkommender Weise die Fremden und Einheimischen in seinem

nach modernem Schnitte eingerichteten Gasthose zu beherbergen und auch aber mit Maß und Ziel, wie es sich für einen bieder'n Schwaben ziemt, auszubenten beflissen war; und einen noch ehrlicheren deutschen Klang hatte der Name, unter welchem er und seine Väter in den Kirchenbüchern seines Mutterortes Freudenstadt im Schwarzwald eingeschrieben waren. Aber was um Alles in der Welt sollte der Fritz Lindwurm hier, an der Nordküste Siciliens, mit seinem, von dornigen, struppigen Consonanten gespierten Namen anfangen? Und so hatte er sich denn, lachend wie er alle und auch die ernsthaftesten Geschäfte zu behandeln pflegte, aus dem schwerfälligen Fritz Lindwurm einen, süß wie Honig über die sicilianischen Lippen fließenden Don Paolo herausgeschält, und ebenso treuherzig als aber auch recht pffiffig lachend, pflegte er zuweilen zu seiner ehelichen Hälfte zu sagen: „Ein Glück ist es ja für die Fremden, daß der Lindwurm verschwunden ist! Mit Haut und Haaren hätte sie ja so ein Ungethüm in seiner Höhle vom Albergo della Sirena verzehrt! So kommen sie doch noch, wenn nicht mit der Haut, doch mit den Haaren davon! Oder glauben's wenigstens, und der Glaube macht ja felig!“ Und lachte, daß sein Stuhl wackelte, und rieb sich die Hände unter dem Tisch, und strich sich seinen langen, röthlichen, von dem glattrasirten Kinn nach beiden Seiten hinausstehenden Kellnerbart, und drückte die Augen zusammen, als könne er's vor lauter Unstigkeit nicht mehr aushalten, und sprang dann, mit den Armen in der Luft herumschwenkend, auf; — und aus den hintersten Gängen und Küchen und Speichern und Kellern tönte dann sein helles, wiehernbes Lachen zu den, ob dieser weitschallenden Glückseligkeit erfreuten und in dieser Atmosphäre von froher Lebenslust die blaue See und den duftenden Kaffee, den blauen Himmel und den duftenden Roscato mit doppeltem Wohlbehagen einschlürfenden und bewundernden Gästen hinüber.

Was der lustige Schwabe in dieser Nacht, bei so später Stunde, in Beppinos Fischerhäuschen suchte, davon konnte freilich der lahme Nunzio keine Ahnung haben; denn was verstand das arme Kerlchen von griechischen Statuen, von Vasen, von Lampen und Gefäßen und Ohrgehängen und Armbändern? Und diese Dinge waren es ja, die auf den klugen Don Paolo eine so gewaltige Anziehungskraft ausübten, seitdem er einmal, hinter Beppinos Bettgestelle, eine zwischen Erde und Steinen vermauerte und, psui! so schmutzig und zerbrochen dreinschauende, aber, ach! wie so fein gearbeitete Marmorhand ausgegraben, den alten Scherben, wie er sagte, scherzend in der Tasche fortgetragen, und ebenfalls scherzend an einen durchreisenden Antiquitätenkrämer für recht viel und recht schweres Geld verkauft hatte.

„Ja, ja!“ hatte damals Don Paolo bei sich selber gedacht; von Griechen und Römern und anderm historischen Gefindel weiß der Fritz Lindwurm freilich ein Bißchen weniger als ein Professor an unserer Universität Tübingen im Schwabenland; aber so viel weiß Don Paolo doch, daß dort unten, auf dem vorspringenden Fels, vor etlichen Jahrhunderten ein Tempel

gestanden hat, der ein besonderes Heiligthum der Sirenen oder Nymphen war, oder wie diese vorzüthlichen Frauenzimmer geheißten haben mögen! und daß ein Erdbeben die ganze Sirenenwirthschaft über den Haufen geworfen, und daß Statuen, Vasen, Münzen, Weihgeschenke, — daß Gott erbarm! Ervotos, wie sie jetzt in unseren Dorfkirchen anzustarren sind! — in kunterbuntem Durcheinander den Berg hinunterpurzelten, und daß die ganze Bescheerung jetzt an dem Abhange hin irgendwo vergraben liegen muß! — Und das weiß Don Paola auch, daß, wo eine Marmorhand gelegen hat, auch noch ein Marmorarm, und ein Marmorkopf, und Marmorbeine, und Alles was dazu gehört, um einen ganzen marmornen Heidenmenschen herzustellen, zu finden sein muß!“ — Der brave Friß Lindwurm ereiferte sich dabei gar wunderbarlich, denn er dachte auch an die Sage, die sich hier das Schiffervolf erzählte, von einem reichen Schatz, der in einem Gewölbe, unter dem Tempel, begraben sein sollte, — und wo konnte das Gewölbe denn anders gelegen haben, als unter dem Felsen, gerade da, wo jetzt Beppinos Fischerhüttchen stand, dies morsche Hüttchen, für das Don Paolo schon viel Geld geboten, das aber das eigensinnige Fischerlein, und zwar gerade aus demselben Grunde, um keinen Preis hergeben wollte. Nun schnupperte der pfiffige Schwabe, mit seiner breiten, rothen Spürnase, unter allen möglichen Vorwänden an dem Hause herum. Verloren aber war die Liebesmüh, denn, fand er den Beppino dort, so war überhaupt an kein Suchen oder Graben zu denken, und war Beppino nicht da, so saß jetzt, quer über der Schwelle, der bußliche Nunzio, tagaus, tagein, mit seiner Krücke und seinem borstigen, grinsenden Krüppelgesichte, und wehrte einem Jeden den Eingang mit so grimmigem Zähnefletschen und mit so heißen Worten, daß man meinen sollte, der Drache hüte die goldenen Hesperidenäpfel. Und bis tief in die Nacht hinein saß er da, bis Beppinos Bark, fischbeladen, von dem Meere zurückkehrte, und er sich dann mit einer Handvoll in Del geschmorter Fische reichlich bezahlt dächte, und sich in den Felsenschuppen neben der Thür zum Schlafen hinlegte. — „Was dieser Schlaufträger von Don Paolo im Schilde führt, das merk ich schon,“ sagte der schöne, mit seinen schwarzfunkelnden Augen aber schon so mißtrauisch in die Welt schauende Beppino, wenn er bei seiner Rückkehr erfuhr, daß der lustige Schwabe wieder heruntergestiegen sei, um die Fische zu beschauen, die Beppino ihm morgen früh hinauftragen sollte. „Nach Fischen geht ja dein Sinn nicht! Aber mach dir nur keine unnützen Sorgen! ist ein Schatz zu heben, so brauch’ ich dich nicht dazu mit deinem scheinlustigen Schalksgeſicht!“ —

Und mit dem Schatzgraben war es dem guten Beppino allmählich Ernst geworden; denn sobald er allein war und der lahme Nunzio im Felsenschuppen schnarchte, hätte man ihn sehen können, wie er, mit einem ganz besonderen Ausdruck im Gesicht, an seinen vier Wänden herumtappte, und suchte und klopfte, ob es nicht hier oder dort hohl tönte, und haßte,

und schaufelte, und grub, ob nicht in dem rieselnden Sande eine Goldmünze zum Vorschein käme, oder sich plötzlich durch die Steine eine Oeffnung bräche in irgend eine räthselvolle Schatzesfinsterniß. Hätten sie's aber ahnen können, die Weiden, wie es dort hinten in dem nur halbeingestürzten, statuengetragenen Gewölbe blinkte von Gold- und Silbermünzen, von altem Geschmeide, von kostbaren Ohrringen und wunderbaren Steinen, und wie so still der Erlösung harrend der verlorene, vergessene Schatz hinter seiner schmalen Felsenwand schlief, — geschlafen hätte Don Paolo keine Stunde mehr! Und der schöne Beppino, — was hätte der wohl anders gethan, als mit einem Sage hinauf zu springen in das Dorf, vor das Haus, wo die niedliche kleine Heze, die Lia, wohnte, mit der er seit bald einem Jahre schon verstohlen Rußhändchen und allerlei verliebtes Weberdenspiel wechselte, und die er so gern als seine rechtmäßige Frau heimgeführt hätte. Aber nur ein armer Fischer war ja Beppino, und von einem solchen Eidam wollte Lia Mutter nichts wissen, und wie einen Augapfel hütete sie ihr Töchterchen, und gistige Blicke und noch giftigere Worte warf die früh abgewelkte, aber noch so energische und so eigenmächtig in ihrem Hause herrschende Donna Francesca dem unerwünschten Freier zu, jedesmal wenn er mit seinem fischbeladenen Korbe auf dem Kopf an ihrem Hause vorüberging, und mit einer grimmig herausfordernden Bewegung ließ sie dann ihre kreisende Spindel über das Balcongitter bis zur Straße hinuntertanzen. Ja! Hätte er etwas ahnen können von dem Schatz, der in seinem Hüttchen lag, vor diesen Balcon wäre er jetzt getreten und hätte frohlockend hinaufgerufen: „Donna Francesca, jetzt ist Alles anders geworden! Ein armer Fischerbub ist Beppino nicht mehr, und Eure Lia könnt Ihr mir geben, und von meinem Schatze sollt Ihr auch was abkriegen, eine goldene Spange, wie selbst die Frau des Herrn Sindaco keine besitzt, oder einen alten Ring mit eingelegten Edelsteinen!“ — Und wie hätte die Donna Francesca sich länger weigern können? War sie selbst doch auch keine Prinzessin und ihr Mann auch kein Marchese, sondern ein einfacher Tischlermeister und Holzkünstler, der sein Handwerk recht gut verstand, in der engen Bottega unter Francescas Balcon prachtvoll eingelegte Tische von Cactusblättern verfertigte, und sie, durch Don Paolos Vermittelung, an die Fremden verkaufte. Freilich, wohlhabender und angesehenere als Beppino war schon der dicke Don Ciccio, der es ja in seinem Dorf bis zum Municipalrath gebracht hatte, und am Sonntag mit so vornehm gravitärischem Gesicht neben dem Sindaco und Don Paolo auf dem Platz vor der Kirche herumspazierte, — und daß konnte ja Beppino sicher sein, daß, so lange er keinen Schatz gefunden, er von dort nichts Gutes zu erwarten habe.

Trüben Sinnes dachte er gerade in dieser Nacht an seine nette, kleine Lia, die es ihm so sehr angethan hatte, und ein bißchen Bosheit mischte sich schon zu seiner Traurigkeit, wenn er an ihre Mutter dachte, denn die war es ja, viel mehr noch als der gutmüthige Don Ciccio, die ihm den Zugang

zu ihrem Hause wehrte; und hätte nur die Donna Francesca eingewilligt, den Don Ciccio hätte sie bald zu ihrem Willen befehrt!

Traurig schaute Beppino über den Rand seiner Barke in's schwarze Meer und grübelte darüber nach, wie er es doch anfänge, um die Mutter zu gewinnen; denn, ach! mit seinem Schatzgraben, das mußte er sich ja selber sagen, der ahnungslose Thor, war es ja doch nicht ernst, und bevor er das Sirenengold gefunden hätte, da konnte er und die Lia und das ganze Dorf schon längst todt und begraben sein!

Das rothe Feuer flackerte lustig am Bordertheil seines Schiffchens und bis tief in's Meer hinunter erleuchtete es die dunkelflutenden Gründe, und von dem hellen Schein angezogen, kamen die silberschillernden Fische, in hurtigen Schaaren, herauf; und den Dreizack in der Hand stand Beppino neben dem Feuer, und jedesmal, wenn eine glänzende Fischgesellschaft heranfuhr, da schoß und warf er nach ihr hin, mit sicherer, wohlgeübter Hand, und wenn er eine dickköpfige Palumba oder eine feine Spinola gefangen hatte und der Fisch im Korbe zappelte, da dachte er bei sich: „Eine andere, silberglatte, feine Spinola kenne ich, dort oben, die möcht' ich zappeln sehen in meiner Hand! Nicht in den Korb würf ich sie wohl! An mein Herz drückte ich sie!“ — Und da dachte er wieder an die Mutter, und, husch! wie ein Fisch vorbeiflog, da fuhr ihm der Spieß in die schillernden Schuppen, und mit einem grimmigen Ruck lag er im Korb, und halblaut fluchte da Beppino: „So möcht ich dich aufspießen, du schlimmes Weib! . . . ja! ja! und so werd' ich dich aufspießen! . . . Du magst dich sträuben wie du willst, zappeln und schießen! Den Dreizack kriegst du doch in die Schuppen, und die Lia giebst du mir doch! Ob du willst oder nicht! Denn Wollen mußt du schon müssen!“ — Beppino lachte laut auf bei diesen Worten, und es mußte eine ganz besondere Bewandniß damit haben, denn er kniff die Augen zusammen und schaute gar schelmisch triumphirend hinüber zu dem Ufer, wo im Mondenglanze das kleine Städtchen auf seinem Felsen lag, weit hingestreckt, in weißblendenden Mauerstreifen, mit den alten Zinnen und Thürmen und mit dem steilen Bergeskegel drüber, und von weit oben, in dem sternensimmernden Himmel von der schneebedeckten Kuppel des alten Feuerbergs, des Mongibello, überragt.

Eine besondere Bewandniß hatte es schon mit Beppinos Gedanken, und nicht ohne Grund zog er heute vor Mitternacht schon mit seinem Schiffchen zurück, und nicht ohne Grund erhob sich, als er dem Ufer nahte, sein langes, leises Rufen, — denn vom Ufer her antwortete es bald, mit ganz sonderbarem Tone, so heiser, so schrill, und dann kam er hinter dem Felsen hervorgetrippelt, ängstlich, wackelig, hastig laufend, und kam doch nur so langsam von der Stelle; und fast zu gleicher Zeit fuhr Beppinos Barke auf den Sand und hörte man den lahmen Nunzio rufen: „Eh! Mütterchen! Wie kommst denn Du hierher! Ich muß wohl schon geschlafen haben, denn ich hörte Dich nicht! Santo Diavolo! was ist denn das in dieser Nacht?

Alles kommt ja herunter zu Beppino; Don Paolo vorhin, mit seiner rothen Spürnase, dem habe ich aber mit meiner Krücke den Weg gewiesen; und jetzt die alte Monica! Was suchst denn Du wohl hier, mitten in der Nacht, Du altes, wackliges Mütterchen?" —

Das Mütterchen aber, mit seinem über dem Kopf gezogenen, grauen Tuche und den im Nachtwind flatternden weißen Haaren, sah eher einer Hexe gleich, als einem ehrlichen Christenmütterchen und gespenstig schaute es drein, wie es auf seinen Stock gekrümmt den lahmen Nunzio mit dem Fuß bei Seite schob wie einen knurrenden Hund oder einen todten Esel, und, ohne ihn weiter zu beachten, zu dem aus dem Nachen springenden Beppino trat, und ihn mit dem zahnlosen Mund anlächelte und zu ihm sagte: „Es hat mich Keiner gesehen, Beppino! Darf mich auch Keiner gesehen haben, sonst wirkt der Zauber verkehrt! — Der Nunzio allein hier hat mich gesehen, dem möge San Antonio die Rippen zusammenschlagen, dem krummen Hund! Aber ein Krüppel ist doch kein Mensch! Der gilt nicht, und geantwortet hab' ich ihm auch nicht, und dem Zaubertrank vermag ein lahmer Esel nicht zu schaden!“

Hätte die Alte aber zu ihm hingeschaut, so hätte sie gesehen, wie bei diesen Worten der lahme Esel seine Hand um seine Krücke krallte, und hätte sie nicht weiter geplaudert mit ihrer schnarrenden Stimme, da hätte sie auch gehört, wie der Nunzio halblaut vor sich hinfluchte: „Verdammte Hexe von einer Monica! Wart' nur! den lahmen Esel werd ich dir schon vergelten!“ Und leise rutschte er in den tiefen Schatten, den der Mond hinter den vorstehenden Thürflügel warf, und kauerte dort nieder, wie Einer, der sich zum Schlafen einrichtet. Das Mütterchen aber merkte nichts von dem Allen; es wackelte neben dem nebelbeladenen Beppino her, und mit schmeichelndem Tone sagte es zu ihm: „Ja, ja, die Stunde ist günstig. Mitternacht kommt bald, mein schmucker Junge! Und nach Liebeserwiderung schmachtet ja Dein armes Herzchen! Bist Du bereit? Das Nöthige hab' ich mitgebracht und an's stille Werk können wir gehen!“ —

Dem guten Beppino gruselte es freilich ein Bißchen, als er mit der Alten in seine Hütte trat, als Monica die Thür hinter sich schloß, und als sie im hellen Mondschein — denn ein anderes als ein Himmelslicht durfte dem Werke ja nicht leuchten! — die sieben Sachen austramte, die sie in ihrer Schürze trug; sonderbar genug sahen die sieben Sachen drein: allerlei kraußiges Kräuterwerk, die Pfote eines Huhns, der Kamm eines Hahns, der Kopf einer todten Katze, und dazu, sauber in ein höchst unsauberest Papier gewickelt, ein weißes Pulver, das die Alte mit besonderem Grinsen hervorzog und mit besonderem Respect auf Beppinos wackeligen Tisch legte. Den Tisch rückte sie dann an die verschlossene Thür, gerade wo der Nunzio, das Auge an der fingerbreiten Spalte, lauschte; denn den Schlaf wehrte der sich mit wilder Anstrengung von den Augen, und eine tolle Wuth loderte in seinem Krüppelverstande gegen die alte Hexe, die ihn einen lahmen Esel

gescholten, der nichts gelte und ihrem Zauber nicht zu schaden vermochte; und zu sich selber sagte er: „Ob ich dir nicht schaden kann, das wollen wir doch sehen, du alte Kage! Wo die Monica hingerufen wird, da tritt der Tod oder das junge Leben über die Schwelle; die kennt die Kräuter, und Säfte, die den Menschen hinüberhelfen in's andere Leben, oder neues, frisches Blut ergießen in die kranken Glieder, oder die Liebe erwecken in den Herzen der Mädchen für den unglücklich sehnennden Freier. Einen Liebestrank kommst du aber doch nicht zu brauen! Einen Liebestrank braucht die verliebte Lia ja nicht! Und einen andern Trank willst du hier bereiten. So warte nur! einen Sindaco giebt's noch im Dorfe, und brauest du den Tod, so gnade dir Gott!“

Und doch war es ein Liebestrank, den die Alte zu kochen kam; von ganz besonderer Art aber sollte er sein, und zu einem gar ernsten und schmerzlichen Werk war sie gekommen, und gar ernstlich war sie seit acht Tagen in den Felsenthälern herumgetrippelt, um ihre Kräuter zu sammeln, und gar weit, bis in eine bergverlorene Einsiedelei war sie auf ihrem Stocke gehinkt, um bei dem Klausner, der dort wohnte und die geheimsten Kräfte der Natur kannte, das weiße Pulver zu bereiten, das sie jetzt in den Kessel streute, mit Wasser vermischte und in geheimnißvollen Worten besprach.

„Beppino,“ sagte sie nun, als das Feuer unter dem Kessel knisterte, „hast Du gethan, was ich Dir gerathen?“

„Ja,“ antwortete der junge Mann; „die schönsten Fische brachte ich ihr gestern und heute. Dem Don Paolo gehörten sie zwar, denn für sein Albergo sind ja alle Fische, die ich fange. Ich muß' ihm was vorlügen, und er hat's auch geglaubt.“

„Und was sagte sie dazu?“

„Gestern wollte sie nichts von mir und meinen Geschenken wissen, und schalt mich sogar tüchtig aus, wie ich's ja schon gewöhnt bin; dabei schaute sie aber doch immer wieder zu den Fischen, und da ich ihr die größten ausgewählt hatte, so ließ das Schelten nach; — und ich denke, sie haben ihr geschmeckt, denn heute war des Scheltens schon weniger und rascher gingen auch die Fische von meiner Hand in die ihre. — Ach!“

„Ach!“ seufzte er dazu; denn die Hauptsache hatte er gar noch nicht gesagt, und die Hauptsache war eben die, daß die Donna Francesca — von ihr war ja natürlich die Rede — als der junge Mann sich mit geleertem Fischkorb von ihr verabschiedete, ihm nachgerufen hatte:

„Glaube aber nur nicht, Beppino, daß Du mich mit Deinen Fischen gewinnen wirst! Die Lia schlage Dir aus dem Sinn! Die ist nicht für einen Fischerknaben bestimmt!“

Und er wußte doch sehr genau, daß die nette, braune Lia ganz andere Gedanken hatte; denn wenn er vorbei kam, und sie saß hinter ihrer Mutter, so lächelte sie ihm so freundlich über Donna Francescas Schultern zu, und machte ihm allerlei Zeichen, und so komisch und so niedlich war sie dann

anzusehen, wenn die Mutter, die wohl etwas gemerkt haben mochte, sich zu ihr umsaß, und wenn dann die kleine Heze plötzlich da saß, als könne sie nicht bis drei zählen und mit gesenktem Köpfschen so emsig und unschuldig strickte oder nähte, als dächte sie überhaupt nicht an einen jungen, schönen Fischeerben.

Das „Ach!“ hatte die Monica wohl gehört und was es bedeutete, das konnte sie sich auch wohl denken; denn die Donna Francesca kannte sie und kannte auch ihr hartes Herz; das harte Herz hatte sie sich aber geschworen zu brechen, denn so flehend und bittend hatte die kleine Lia ihre Hilfe angerufen, und weinend hatte sie sich an der alten Kräuterfrau Hals gehängt und hatte zu ihr gesagt: „Monica! ich weiß ja, daß Du die Kunst verstehst, und, wenn Du es nur wolltest, so könntest Du mir helfen! Der Mina hast Du voriges Jahr geholfen; dem Carlo, der nichts von ihr wissen wollte, hast Du einen Liebestrank gebraut und dann hat er sich in sie verliebt und jetzt sind sie das glücklichste Paar von der Welt! und der Terefina hast Du auch geholfen . . .!“

„Ja, Mäuschen!“ hatte die alte Monica darauf geantwortet, und aus all ihren Falten und Fältchen in das hübsche Mädchengesicht hineingelächelt, das war aber was ganz Anderes! und einen ganz besonderen Trank mußte ich brauen, wollte ich Deiner Mutter eine Neigung beibringen, daß sie Dir den Beppino zum Manne gäbe!“

Die Lia konnte dies freilich begreifen, und daß es nicht so leicht gehen würde, das glaubte sie schon; aber der alten Monica war ja nichts unmöglich, sie war eine so kluge Frau! Und die Lia verstand es, mit so schönen Redensarten und so harten, funkelnden Goldstücken, und so feinen, molligen Seide- und Wollgeweben sich bei der Alten einzuschmeicheln, daß diese ihr am Ende nichts mehr verweigern konnte. Gar schwierig freilich sei die Arbeit, meinte sie, denn ganz besondere Kräuter und Pulver gehörten dazu, und Beppino mußte ja auch dabei mithelfen, denn durch seine Hände mußte der Saft rinnen und auf seinem Herde gekocht werden! und sie selber aber, die kleine Lia, sie mußte dann das Weitere besorgen, und ihrer störrigen Frau Mutter das Wasser in den Kaffee gießen — und wie lachte da der kleinen Lia das Herz, als sie hörte, daß sich ja doch Alles einrichten ließe, und daß es eine so leichte Sache wäre! — Denn was war denn dies Alles, von dem die Alte so heimlich und so gruselig that! Gar nichts war es ja, wenn sie an das Glück dachte, das ihr daraus entstehen würde, an das Glück, die Frau des schönen Beppino zu werden, des stärksten und gewandtesten Burschen der ganzen Umgegend, der so leicht die Tarantella tanzte und so fein dazu sang, und der so prächtig in seine Barthe dreinschaute, wenn er, den Dreizack in der Hand, am Borderteile aufrecht stand und singend hinauszog auf das weite, blaue Meer! Hätte sie etwas von den alten mythologischen Geschichten gewußt, sicher hätte die kleine Lia an einen jungen, starken, lebensfreudigen Poseidon gedacht, oder auch gar noch

an den mächtigen und so gewaltig schönen Gott der Unterwelt, der ja auch mit seinem Dreizaß, zu den heidnischen Zeiten, in diesem Lande herumreiste und hübsche Mädchen entführte; und, hätte die Via von jenen Liebesfabeln der alten Heiden gehört, ach! die Persephoneia, ja, die hätte sie gewiß schon gerne gespielt, hätte sich auch gar nicht gesträubt bei dem furchtbaren Raubunternehmen, sondern wäre willig und jauchzend auf ihres Gottes Wagen gesprungen und mit ihm gefahren, wohin er sie entführt hätte: zum Himmel, zur Hölle, auf's weite Meer hinaus — und am liebsten noch in die kleine Fischerhütte, die so heimlich und traulich dort unten, bei der Felseninsel am Strande lag, und wo jezt die alte Monica mit Murmeln und Besprechen und Singen und Vekreuzigen ihr gespenstiges Wesen trieb.

Im Kessel kochte das ganze Hexenpräparat. Beppino hatte noch einen Seetrebs herbeibringen müssen, dem die Monica die Scheeren ausriß und dieselben in den Topf warf, und auch einen Tintenfisch, dem der Saft ausgepreßt wurde; — fürwahr! ein sauberes Trränkchen, dachte Beppino bei sich, und freute sich im Stillen, daß die hochnasige Francesca dies zu trinken bekommen würde. Von draußen hörte man das Schnarchen des getreuen Nunzio; der that aber nur so, um keinen Verdacht zu erwecken und ruhig durch seine Spalte zuschauen zu können. — „Höre, Beppino,“ sagte die Alte, „jezt ist der Trant bald fertig! Nur Eines aber fehlt noch! Ein lebendiges Thier muß, beim letzten Aufbrausen des Wassers, in den Kessel geworfen werden, damit die volle Kraft des Lebens in den Saft übergehe!“

Siehe! da huschte eine Eidechse in eine Felspalte an der hinteren Wand. „Dort! dort!“ rief Monica, und schon war Beppino daran das Thierchen aus seinem Schlupfwinkel hervorzugraben; die Steine lösten sich unter seinen Fingern; an diese Arbeit war er ja schon gewöhnt! Santa Madonna! wie hatte sich das Eidechschchen doch so tief vertrocknet! . . . Und jezt mußte er es doch fassen, . . . dort schillerte es ja so seltsam aus der Höhlung, . . . und, Santa Madonna! was war denn das, das so seltsam schillerte? und in welche tiefe, leere Oeffnung griff plötzlich seine Hand? . . . und wie wühlte sie sich ein in einen so wunderbaren Haufen von kalten, harten, klingenden Stückchen oder Steinchen?

„Hast Du sie gefast, Beppino?“ rief Monica.

Ja, er hatte die Eidechse jezt in der Hand. Als er aber aus der tiefen Höhlung hervortrat und der Alten das Thierchen hinreichte, sah er ganz verstört aus. — „Ja, ja,“ meinte Monica, „Du bist eben noch nicht an diesen Zauber gewöhnt!“ — Beppino aber guckte sich um nach seiner Gade, ob man nichts merke; es war Alles in der Ordnung; er hatte rasch einen dicken Stein in die Spalte gestopft. „Santa Madonna!“ dachte er, indem er so hinschaute, „wenn das der alte Sireneneschatz wäre!“

Die Monica war fertig. Der Trant war gebraut und in ein Fläschchen gefüllt, über das sie dreimal das heilige Zeichen des Kreuzes schlug und das sie alsdann zu sich steckte.

„Beppino!“ sagte sie dann, „von dem Allem, was in dieser Nacht hier vorgegangen, darf kein Mensch etwas erfahren! Schwöre es bei der heiligen Jungfrau und bei Deinem besonderen Schutzpatron! Sonst verliert der Zauber die Kraft, — und Du weißt auch, wie streng der Herr Sindaco gegen die Zauberei fahndet!“

Dem Beppino fiel es nicht schwer, den Schwur zu leisten, und noch weniger denselben zu halten; denn sich selber hatte er schon im Stillen geschworen, daß von Allem, was er gesehen, Niemand etwas erfahren sollte! Niemand, besonders aber Don Paolo nicht, der seine Forstiere, der so rasch bei der Hand war, wo es galt, der Anderen Geschäfte zu besorgen! Niemand, und auch die alte Monica nicht, die jetzt so still zwischen den Felsen fort-huschte, und die glaubte, sie besitze alle Geheimnisse dieser Nacht! — und das wahre Geheimniß, das kannte ja Beppino allein! — Und jetzt, . . . jetzt horchte er, zuerst in das silberne Mondlicht hinaus, ob auch Alles schlafe, und ob er auch ganz allein und unbeobachtet sei? Das Meer rauschte dumpf; der Mond zog zum Horizonte hinunter; kein Lüftchen rührte sich; nur hinter der Thüre, da hörte man das langgebehnte Schnarchen des Nunzio. — „Der schläft!“ dachte Beppino, und nun trat er in seine Hütte zurück, zündete seine Ampel mit dunstendem Delocht an, kniete nieder, rutschte bis in die hintere Ecke, wo die Felsen schon eine Decke bildeten, löste den Stein, leuchtete hinein, — und dort lag es ja blinkend und blendend, in goldenen Haufen übereinander, ein Rinnen von Münzen und von Spangen, und von kostbarem Geschmeide, daß er seinen Augen nicht glaubte und die Hand mit zaghaftem Beben hineinschob, um zu tasten und zu fassen, — und von dem kalten Anfassen des Metalles schreckte er fast zusammen, und dann gewöhnte er sich aber daran, und plötzlich überkam ihn eine göttliche Freude, und fast hätte er aufschreien mögen vor Lust, wie er, auf dem Bauche liegend, die Ampel so weit als es ging, in die Höhlung schob, und dann mit seinen ausgestreckten Armen in den Schätzen herumwühlte und die blinkenden Goldmünzen wie Sand durch seine Finger rieseln ließ. Gar nicht satt konnte er sich wühlen; gar nicht satt konnte er sich sehen an dem gleißenden Goldglanze! Jetzt, endlich, schaute er sich weiter um in der sonderbaren Schatzkammer: es war ein Gewölbe, wie man deren unter den alten Kapellen findet, halb eingestürzt in einer Ecke, mit wirr übereinandergeschobenen Steinbalken; aber anders als in den Kapellen sah es doch hier aus, denn an den Wänden hin standen lebensgroße Marmorbilder, fast unversehr, schlanke, weißleuchtende Gestalten, auf breitem Postamente, die mit ihren emporgehobenen Armen und auf ihrem herniedergeesenkten Kopfe die weite Wölbung zu tragen schienen, und so seltsam herunterlächelten zu ihm aus ihren leeren Marmorausgen, daß es ihn fast gruselte ob der weihetvollen Stille dieses wunderbaren Heiligtums. Aus der Mitte der Wölbung waren dicke Quadern heruntergefallen, und die waren's, die das weitbäuchige, schöngesformte Gefäß, das dort wohl wie auf einem Altar gestanden hatte, umgestürzt und in

Stücke zertrümmert hatten; und aus dieser Vase, die mit zerbrochenem Henkel und zerplakten Wänden auf der Erde lag, da waren all die Rosibartheiten hervorgequollen, die jetzt in des Fischerknaben Fingern herumkollerten.

„Santa Madonna! Madonna Santissima!“ sagte er einmal über's andere, und wie ein Traumbild flog es ihm durch den Kopf, daß er ja jetzt reich sei für sein Lebenlang und daß er die Lia zur Frau haben werde, auch ohne Zauber und Liebestrank! Und fast hätte er laut aufgejubelt; — sein Jubeln hielt er aber zurück, denn plötzlich mußte er an Don Paolo denken, und wie er es wohl anfangen, um diese Schätze für sich selber zu behalten und nicht von dem klugen Forestiere um die Hälfte seines Glückes gebracht zu werden. Ja, das war freilich eine ernste Sache, und wundern konnte man sich nicht, daß sie dem braven Peppino Kopfzerbrechen machte, und daß es eine gute Weile dauerte, ehe er zu einem Entschlusse kam.

Zum Entschlusse war er endlich doch gekommen, und ein ganz schelmisches Schmunzeln glitt ihm über die Lippen, als er, wohl eine gute Stunde später, mit seinem Boote von der kleinen Felseninsel zu seinem Hüttchen zurückkehrte; nur ein paar Ruderschläge vom Ufer entfernt lag die Insel; dem Don Paolo gehörte sie; dort war auch ganz nahe beim Ufer eine verlassene Fischerhütte, mitten in den Felsen und im Gestrüpp; die Hütte und die Felsen kannte Peppino genau und auch die tiefen Löcher kannte er, die sich in die Felsen gebohrt hatten, und wo man einen ganzen Sirenenchor vor Gott und vor den Menschen auf Jahrhunderte hinaus verbergen konnte. Das Schiffelein hüpfte jetzt viel leichter über die Wellen als beim Hinfahren; Peppino band es wieder an seinen Stein an; dann holte er eine Schaufel und eine Hacke, die er, Gott weiß, zu welchem Zwecke, mitgenommen hatte, heraus, stellte sie wieder in ihre Ecke in seinem Hüttchen, dann steckte er noch einmal den Kopf durch das Loch in der Mauer, das jetzt viel größer war, als vorhin, und schaute sich nochmals um in dem stillen Heiligthume: nur ein ganz kleines Häuslein Goldes lag aber noch dort! dann steckte Peppino ein paar Münzen in die Tasche, stopfte alles wieder ordentlich zu, mit Steinen, Sand und weichem Moos, und als der lahme Nunzio am anderen Morgen aus tiefem Schlaf erwachte und in das Häuschen rutschte, da war auch nichts mehr zu merken von all' dem Zauber, der sich während dieser Nacht hier abgespielt hatte. Peppino selber aber, der schaute so lachend und munter in den goldenen Morgenchein, daß man hätte glauben sollen, es lache in seinem Herzen eine ganz besondere, funkelnelagelneue Sonne und daß der lahme Nunzio mit einem verschmitzten Grinsen des ganzen Gefichtes zu ihm sagte: „Na! fast möchte man ja meinen, nicht die alte Monica sei heute Nacht in dieser Hütte gewesen, sondern die hübsche — —“ aber zürnend gebot ihm Peppino Schweigen; denn von dem Besuche der Monica durfte ja Keiner sprechen, und den andern Namen, den wollte er überhaupt nicht dem grinsenden Robold erlauben über seine Lippen zu bringen.

So fröhlich und leicht war es an diesem Morgen der hübschen Lia

freilich nicht zu Muth, als sie heimlich das Fläschchen von der alten Monica in Empfang nahm, und heimlich — und ach, Gott! mit welchem Bangen, daß jetzt die Thüre sich öffne! — den braunen Saft in ihrer Mutter Kaffee goß. Aber leichter ward ihr's um's Herz, als Donna Francesca mit einem Schluck und Ruck, in ihrer energischen Art, ihre Tasse leerte und wieder auf den Tisch hinstellte, wie Eine, die gar nichts gemerkt hatte. Einen besondern Beigeschmack mußte ihr Kaffee aber doch wohl gehabt haben, denn sie verzog jetzt mit einem Mal das Gesicht, schnalzte mit der Zunge und schüttelte sich sogar dazu und rief dem Don Ciccio in seine Bottega hinunter: „Der Don Paolo hat Dich wieder einmal hinter's Licht geführt mit diesem Kaffee! Den kauftest Du gestern bei dem Allerweltskrämer! Der schmeckt ja wie altes Meerwasser! Psui! wie schmeckt der abscheulich! So geht's, wenn die Männer einkaufen wollen! Der Don Paolo soll mir's aber büßen!“ Hätte die Arme aber ahnen können, was sie Alles mit einem Schluck und Ruck hinuntergetrunken hatte, und daß die alte Kräuter-Monica und gar der schöne Beppino, und gar noch zu welchem Zwecke! dabei mitgeholfen hatten, — der Himmel allein weiß, welch' entsetzliches Donnerwetter losgebrochen wäre über die Schuldigen, und erst recht über die kleine Erbschuldige, die jetzt so unschuldig zu ihrer Schürze herunterguckte und mit sorgfamer Hand die Fältchen glättete, die sich über Nacht hineingelegt hatten. So wußte aber und merkte die Donna Francesca nichts, und nur ihren gewohnten Ausdruck gab sie ihrem Gesicht, als sie den Beppino mit seinem Fischkorbe von Weitem heranziehen sah, und der Ausdruck verzog sich sogar noch um ein Weniges, als Beppino näher trat, und den Korb mit behendem Arm vom Kopfe nahm, die Seegräser, die seine Fische bedeckten, lüftete, und einen großen, breiten, in Silberfarbe schillernden Merluzzo auf beiden Händen, sorgsam wie ein kleines Kind, in die Bottega ihres Mannes trug. „Santa Madonna!“ dachte die Francesca dabei, ein hübscher Bursch ist der Beppino schon, und seine schönsten Fische, die bekommt doch der lumpige Kaffeebetrüger, der Don Paolo, nicht! Die trägt der brave Junge in unser Haus!“ Sie sagte es sogar laut vor sich hin, während man den Beppino unten einige Worte mit dem gutmüthigen Ciccio wechseln und dann raschen Laufes die enge Treppe heraufspringen hörte; und der Lia fuhr bei ihrer Mutter Worte ein heißer, rother Blutstrom in's Gesicht, denn sie mußte an den Liebestrank denken, der so kräftig und heilsam war, daß er, kaum genossen, schon zu wirken anfang. Noch viel freundlicher aber wurde Donna Francescas Blick, als Beppino jetzt eintrat und mit seinem hübschen Lächeln, daß die weißen Zähne durch die rothen Lippen bligten, auf etwas Glänzendes deutete, das der Fisch im Munde hatte; Etwas glänzend gelbes, wie ein Goldstück, — und ein Goldstück war es ja, Santa Madonna! und die Francesca, wie die kleine Lia, schrien laut auf vor Verwunderung, und von einer Hand in die andere wanderte das Goldstück, und die Nachbarn rief die Francesca vom Fenster heraus zusammen, und rannte mit Beppino und mit Lia die Treppe

hinunter, und im Ru stand es voll von Leuten in der engen Straße, von alten und jungen, von Weibern und Männern und Kindern, kapuzenbehaupet, barfuß, setzenbehangen, mit unordentlichen Haaren im Gesicht, und Alles schrie und rief und heulte und lachte durcheinander, und Allen mußte Beppino sein Goldstück zeigen, und Allen erzählen und zehnmal wiedererzählen, daß er's in seinem Hause gefunden, und daß noch andere dort lägen! Und zu Don Paolo wollte er es tragen, rief Beppino, der kenne ja den Werth dieser alten Sachen und verkaufe sie an durchreisende Engländer und Deutsche; und was verstehe denn er, der Beppino, von all' diesem Kram? und was solle er damit anfangen? Don Paolo möge ihm nur ein hübsches Stück Geld dafür geben, und sein ganzes Fischerhäuschen mit Allem, was darin läge, sei er bereit ihm zu verkaufen, und ein hübsches Stück Geld sei es jetzt schon werth, denn gar wunderbare Dinge habe er in dieser Nacht hinter seinen Mauern entdeckt! Da gab's wieder ein Bertwundern, ein Bekreuzigen und ein Schreien unter den Leuten! Und die alte Monica, die auch auf ihrem Stode hergehinkt kam, stieß die kleine Lia mit bedeutungsvollem Blick in die Seite, als Donna Francesca plötzlich dem Beppino ein recht freundliches Gesicht zuwandte, wie man es bei ihr bis dahin noch niemals gekannt hatte, und zu ihm sagte:

„Weißt Du, Beppino, ein braver, ja, ein kreuzbraver Junge bist Du doch! Und ein braves, ja, auch ein kreuzbraves Mädchen kriegst Du doch noch zur Frau!“ —

Worauf ihr Mann dem Beppino mit derbem Sachsen auf die Schulter klopfte, und zu seiner so seltsam umgewandelten Gehälfte hinüberblinzeln, ausrief:

„Der hast Du wohl seit gestern einen Liebestrank unter Deine Fische gemischt, daß sie Dich plötzlich mit so süßen Worten anlächelt!“

Heilige Madonna! Wer da die Gluth gesehen hätte, die sich über Lias Wangen ergoß, und das Pochen ihres kleinen erschreckten Herzens gehört hätte! Keiner aber hörte, noch sah's, und sittsam schaute das kleine Herzchen aus seinen schwarzen Augen zu dem goldtragenden Fische hin, der so stattlich und verlockend auf Beppinos Händen ruhte. Einer aber hätte halb Etwas gemerkt, wenn er nur ein paar Schritte näher gestanden hätte, und daß war Don Paolo, der vom anderen Ende der Straße, die Hände in den Hosentaschen, langsam hergegangen kam, wie Einer, der Etwas wittert und sich behutsam forschend der Stelle nähert, wo es was für ihn zu schaffen gäbe. Er war gerade unter dem Thor seines Albergo gestanden und einigen blaubeckelten, alterthumsbegeisterten Damen und alterthümlichen Jungfern hatte er die Kunstschätze dieser Gegend und die Vorzüge seines Gasthofes gepriesen, als von weitem das Schreien der Donna Francesca und ihrer Vatterinnen an sein Ohr drang. — „Was zum Henker!“ sagte er halblaut vor sich hin, „haben denn die Leute dort so zu toben, vor des Tischlermeisters Bottega? Hätte sich der Schall wieder einmal den Spaß erlaubt, ohne meine Vermittelung ein gutes Geschäft mit

einem Fremden zu machen?“ — Und Don Paolo lachte in seiner Art ob der verschmihten Klugheit dieses Gefindels, das ihm nach und nach sein Handwerk ablernte und sich von seiner Mätkervormundschaft emancipirte. — „Verfluchte Kerle, diese Sicilianer!“ lachte der Friß Lindmurm vor sich hin, „gewandt wie die Katzen und gelehrig wie die Affen! So wahr ich Don Paolo heiße, noch geschelter als ich!“ — Und freute sich ob dieser letzten Bemerkung; denn er dachte ja doch das Gegentheil. Langsamen Schrittes, den langen Backenbart durch die beweglichen, spitzen Finger streichend, das Auge unverwandt auf sein Ziel gerichtet, bewegte er sich über den Platz, an der Kirche vorbei, wo seine gefühlvollen Damen und ältlichen Jungfern jetzt im Anblick eines ganz gewöhnlichen, irdenen Waschtopfes schwärmten, in welchem sie den griechischen Stil, ja die altegyptische Tradition ganz deutlich wiederfanden. — „Ei! ei!“ sagte jetzt Don Paolo zu sich selber, „der Beppino ist ja auch dabei, und Fische scheint der wieder einmal an Andere, als an mich zu verkaufen!“ — Und da blieb er stehen und ganz allein für sich lachte er hell auf, daß die topfschwelgenden Funfern und Damen sich verwundert zu ihm umschauten und gar nicht wußten, was sie aus dieser unverständlichen Heiterkeit machen sollten; er aber lachte, weil es ihm jetzt eingefallen war, daß Beppino mit seinen Fischen der Mutter seiner kleinen Lia vielleicht gar den Hof machte, und es kam ihm gar zu lustig vor, von den Fischertnaben zu solchem Zwecke um seine schönsten Fische gebracht zu werden. — „Ist gar nicht so dumm, der schöne Beppino!“ dachte er, „und versteht sein Geschäft schon ausgezeichnet!“ — Und da kam er gerade dazu, wie der Ciccio von dem Liebestrand sprach, und bemerkte plötzlich das kirschenrothe Gesicht der kleinen Lia; und da trillte er noch heftiger an seinem Backenbart herum, schmunzelte noch schalkhafter als bis dahin, und sagte nur: „Hm! Hm!“ und dann guckte er zu Beppino hin, der eben seiner zukünftig erhofften Frau Schwiegermutter einen ganz sonderbaren Blick zuwarf, als denke er an etwas recht Drolliges; — dachte er ja auch an einen gewissen, braunen Saft, den man heute Nacht in seinem Hüttchen für die hochzuverehrende Matrone gelocht hatte.

„Was ist denn das hier?“ fragte ihn aber jetzt Don Paolo, der das Goldstück erblickt hatte und plötzlich ganz lebendig geworden war; und das gelbe Metallplättchen riß Don Paolo der Francesca aus der Hand, drehte es in den Fingern herum und beschaute es von allen Seiten, daß ihm die Augen fast aus dem Kopf traten, sah sich dann im Kreise herum und sagte einmal über's andere: „Santo Diavolo! Wer hat das gefunden? Dem kaufe ich's ab! Eine halbe Unze ist es werth; hier ist das Geld, wem gehört's? Das Goldstück ist mein!“ — Und als er aber hörte, daß Beppino der Finder sei, und daß noch vieles Andere in seiner Hütte liege, und daß er jetzt bereit sei, ihm die ganze Bescheerung und das Häuschen dazu zu verkaufen, da hatte er im Nu seine natur- und topfbewundernden Damen und Jungfern vergessen, und noch hatte Beppino nicht ausgerebet, so lief

auch schon Don Paolo wie ein Jagdhund, der eine Fährte gefunden hat, den Berg hinunter, der Beppino hinterdrein, und hinter Beppino die ganze schreiende Gesellschaft, und ganz zu guter Letzt die Donna Francesca, die noch schnell ihr Töchterchen in's Zimmer eingeschlossen und den Riegel vorgeschoben hatte, bean vorsichtig war die Donna Francesca, und ein hübsches Mädchen, dachte sie, ist am besten verwahrt, wenn es trocken hinter Schloß und Riegel sitzt. Sie selber aber lief dann wie wahnsinnig den Berg hinunter, denn des Don Paolo Freudenschrei hatte sie noch in den Ohren, wie er bei Beppinos Erzählung ausgerufen hatte: „Der hat den Schatz gefunden! Den laß' ich ihm ab!“ — Und in ihrem Kopfe tanzten Beppinos Goldstücke einen so sinnverwirrenden Weitzanz, daß es ihr beim steilen Bergablaufen mit einem Male ganz schwindlig zu Muth wurde, so kalt und dann wieder so heiß und so krabbelig um den Magen herum, gerade als ob die plötzliche Aufregung ihre gewöhnlich so regelmäßig und sicher arbeitende Natur in eine für sie ganz neue und unbekannte Störung versetzt hätte. Ja, sie mußte stehen bleiben, so krampfhaft schnürte es ihr die Brust zusammen, und an der Nachbarin Arm mußte sie sich festklammern. Aber Donna Francesca war eine energische Frau, das mußte man längst im Dorfe, und was sie wollte, das wollte sie! und jetzt wollte sie dabei sein, wenn dort unten ein Schatz gehoben würde, und weil sie es wollte, so mußte es auch so geschehen! Sie wischte sich rasch den Angstschweiß von der Stirne, und gerade jetzt erblickte sie den Beppino, wie er mit Don Paolo in sein Häußchen lief, allen Andern weit voran, und sie hörte, wie Don Paolo ein lachendes Freudengewieher ausstieß, und den lahmen Nunzio hörte sie von unten aufschreien: „Der Schatz wird gehoben, da darf Keiner hinein!“ — Und mit seiner Krücke suchte das bucklige Männchen wie besessen vor der Schwelle um sich her, und die alte fettglänzende Krücke schwang er wie der Erzengel Michael das Flammenschwert vor des Paradieses Pforten. Wie aber Donna Francesca dies Alles hörte und sah, da fuhr es in ihrem Herzen heraus, wie eine Welle von urfreundlicher Liebenswürdigkeit und Güte, und sie konnt' es nicht wehren und konnt' es auch nicht für sich selbst behalten, so lieblich und verführerisch klang das Schatzheben an ihr Ohr! Zu ihrer Nachbarin bog sie sich plötzlich hinüber und leise raunte sie ihr zu: „Du, Carmela! Wenn wir noch jung wären, wie damals, was meinst Du? . . . Der Beppino ist doch der schönste Bub von weit und breit!“ — Und da kein Anderer sie hörte, noch sah, so stießen sich die beiden Matronen vertraulich sichernd mit den Ellbogen in die Seite, und so lustig waren die Gedanken, die sie sich jetzt machten, daß sie sich nochmals und noch stärker mit den Ellbogen stießen, und nochmals sicherten, und daß die Donna Francesca einmal über's andere sagte: „Santa Madonna! Daß die Lia verliebt ist in diesen Jungen, kann ich ihr nicht verdenken! Seine Fische sind ja auch die besten von allen, und erst der Schatz! Wenn es wahr wäre, daß er den Schatz gefunden! . . .“ —

Mit dem Schatzhebergeſchäfte ging es aber derweilen dort unten in aller Ordnung von Statten; und ein Geſchäft war es ja, daß die Weiden hinter verriegelter Thür und unter Kunzios krückensſchwingender Ueberwachung abmachten, ein Geſchäft, bei dem ein Jeder den Andern, mit wohlüberlegter Scheinehrlichkeit, auf's ſchlaueſte und gutmüthigſte zu überborthailen ſuchte.

„Mein guter Beppino,“ ſagte Don Paolo zu ſeinem Gefährten, während dieſer mit einem verſchmißten Lächeln ſeine Delampel anzündete, „ich hab' es geſagt und nehme mein Wort nicht zurück, wenn ich gleich mein Geld dabei auf's Spiel ſetze; denn läßt Du Dich mit einem Andern ein, ſo wirſt Du betrogen und belogen, und ein zu braver Junge biſt Du, als daß ich Dir nicht mit Rath und That beizustehen bereit wäre! Siehſt Du, Beppino, die ganze Beſcheerung und das Häuschen mit, das Alles lauf ich Dir ab, ſo wahr ich Don Paolo heiße! Iſt ja nicht mehr viel werth, das alte Steinhüttchen — und weißt Du, ich zahle ſogleich, heute, hier, in baarem Papiergeld! — Geld trage ich ja immer bei mir, trotz Räuber- und Brigantengeſindel! — und brauchſt Dir darüber keine Sorgen zu machen, Du kennſt mich ja, mein braver Junge!“

Beppino, der brave Junge, kannte ihn freilich ganz genau, und weil er ihn ſo genau kannte, ſo mußte er ſchmunzeln über den ernſthaften Ton, in welchem das Alles geſagt wurde, ſo ernſthaft, daß man den Friß Lindwurm gar nicht wiedererkannte.

„Ja,“ antwortete Beppino, und kniete zur Erde nieder und ſchob die loſen Steine auseinander, und leuchtete dem Don Paolo mit der Ampel auf den dort hinten an der Erde ſchimmernden Goldhaufen, daß es dem Schwaben gelb und grün vor den weit aufgeriſſenen Augen herumſlommerte; „ja, ſiehſt Du, Don Paolo, den Schatz hab' ich wohl jezt gefunden! und komm nur näher! Krieche nur durch die Oeffnung! — ſiehſt Du die alten weißen Marmorbilder? Die ſind wohl auch ein gut Stück Geldes werth, was meinteſt Du?“

Don Paolo meinte es wohl auch. „Santo Diavolo!“ murmelte es in ſeinem Herzen, Dein Glück, Friß Lindwurm, hältſt Du jezt in Deiner Hand! — „Ja,“ ſagte er dann laut, als er wieder hervorgetroſſen war, und mit ein paar Goldmünzen, die er ſich vorſorglich mit herausgenommen, in der Hand herumſpielte, — „ja, Beppino, wie viel ſoll ich Dir denn für den ganzen Heidentram da drinnen geben? Na, ein Glück, mein gutes Freundchen, daß Du den Don Paolo auf Deinem Wege gefunden haſt! Santo Diavolo! Wie hätte Dich ein Anderer hinter's Licht geführt, und hätte Dir bewieſen, daß dieſes Gold da nur dummes Meſſing, und die Bilder dort drin nur werthloſe, alte Steine ſind! Ich bin aber nicht von der Art! — daß ich auch etwas dabei verdienen will, das kannſt Du Dir freilich denken! Hahaha! Denn für meine Mühe und für meine Ehrlichkeit gebührt mir ja auch Etwas! Umſonſt iſt nur der Tod!“ fügte er lachend hinzu, denn er ſtat voll von allerlei wohlſeilen Sprichwörtern und Redensarten, die er

mit pfiffiger Berechnung am unrechten Orte anbrachte und die wie ein augenblendender Staub von treuherziger Schalkhaftigkeit um seine Reden herumwirbelten.

Don Paolo war jetzt plötzlich wieder der alte lachlustige Gefelle geworden; mit allerlei Geberden und Späßen zog er seine Brieftasche hervor und zählte dem lauschenden Beppino seine Hundertfrancs-Scheine langsam auf den Tisch, und hielt zuweilen in der Arbeit inne, und lachte den Fischeknaaben schelmisch an und sagte halblaut zwischen den Zähnen: „Hm, Freundchen, hübsche Farbe hat sogar das Papiergeld — wenn es in unsere Taschen fliegt; — und das ist ja jetzt Dein, Du Allerweltsjunge! Du bist ja jetzt ein steinreicher Mann, und die Lia, hahaha! die Lia kannst Du Dir jetzt kaufen! hahaha! . . . Und jetzt schreiben wir's auf dies Papier auf, . . . Du machst ein Kreuz darunter, weil Du ein unwissender Mensch bist, der nicht einmal seinen Namen schreiben kann, und doch so viel Geld an einem Tage verdient! — Wir schreiben hin, daß Du mir Dein Häuschen, mit Allem was drin steht, verkaufst — hier! Was meinst Du, Du Glückspilz, der Du bist!“

Beppino schaute ihm ruhig in die Hundertfrancs-Scheine, und recht viele schienens ihm zu sein; so viele hatte er in seinem ganzen Leben noch nicht beisammen liegen sehen! — aber seine Gedanken hatte er doch dabei; und wenn er sich auch blöde stellte, so blöde wie er aussah war er noch lange nicht.

„Na?“ sagte Don Paolo, und schob ihm die Feder zum Kreuzmachen zwischen die dicken Fischekfinger. Beppino aber kratzte sich mit einem Male hinter dem Ohr, schaute sich dann in seinem Häuschen um und antwortete:

„Ich will ja schon, Don Paolo! Aber wenn ich Dir jetzt mein Haus verkaufe, wo schlafe ich heute Nacht? Und wo bring' ich meine Fischegeräthe unter?“

„Hast ja Geld genug, Du dummer Junge! Kannst in meinem Albergo wohnen, wie ein Engländer! und das Fischefangen dem Nunzio überlassen.“

So klug war aber Beppino schon, daß er wußte, was er von diesem Rathe zu halten hatte.

„Nein, Don Paolo,“ sagte er, „ein Haus ist ein anderes werth. Meinen Schatz, der ja mein Eigenthum ist, da ich ihn gefunden habe, den verkauf ich Dir gern für Dein Geld; willst Du das Haus dazu, so sollst Du es haben, aber ein anderes mußt Du mir dafür geben.“

„Du verfluchter Sicilianer Du!“ lachte jetzt der Friß Lindwurm in seinem guten, schwäbischen Deutsch dem Jungen in's Gesicht; „Du bist ja gar nicht so dumm, wie Du aussiehst!“ — Und da kam ihm plötzlich ein ganz herrlicher Gedanke:

„Santo Diavolo!“ rief er, auf den Tisch schlagend, „weißt Du was? Ich gebe Dir dazu die Fischehütte, dort drüben, auf der Felseninsel; und

das ganze Stück Land, worauf sie steht, mit allen Steinen und Cactuspflanzen und auch noch mit dem Feigenbaum, der die Bude beschattet? Dort kannst Du schlafen, kochen, angeln, Fische baden, und Deine Lia kann Dir dort die Nege fliden, wenn Eure Rangen sie mal in Fetzen zerrissen haben werden. Hahaha! Ist das ein Vorschlag, Beppino? Den schreiben wir dazu und dann machst Du Dein Kreuz?"

Dem Beppino gefiel der Vorschlag schon, und während Don Paolo eine Klausel hinzuschrieb, kniff sich von hinten der Fischerknabe die Augen gar sonderbar zusammen.

„Don Paolo,“ sagte er jetzt mit einem dummen Lächeln, „mein Haus kaufst Du mit Allem, was drin liegt; Dein Haus kaufe ich Dir auch mit Allem was drin liegt.“

Das war aber ein Lachen, das jetzt in dem engen Stübchen erschallte, so dröhnend, daß es in dem versallenen Gewölbe dort hinten die weißen Marmorbilder fast aus ihrem tausendjährigen Schlafe erweckt hätte.

„Du bist doch ein ganz vermaledeiter Schlaupopf, Beppino! Alles was drin liegt, das sollst Du auch haben! Hahaha! Denkst wohl in Deiner Piffigkeit, weil Du hier einen Schatz gefunden, sollst Du jetzt in jedem Fischerhäuschen Gold und alte Marmorbilder finden! Findest Du welche, hahaha! so sollen sie Dir gehören! Hier steht's geschrieben! Nun mach Dein Kreuz! Ein Jeder von uns trägt sein Kreuz; muß ich nun auch das Deinige dazu tragen! So ist's recht: ein bißchen krumm, wie Nunzio, und schmierig, wie seine Strücker, — aber 's geht ja auch so, und dem Reinen ist Alles rein! — Und nun, steck' Dir das Geld in die Tasche, — und nun haben wir Beide, denke ich, das beste Geschäft gemacht, das uns jemals unter die Finger kam; und das beste glaubst Du doch gemacht zu haben und der Glaube macht selig! Hahaha! und hat's auch gemacht, so wahr ich Don Paolo heiße!“

„Und,“ dachte bei sich der Schalk, „Don Paolo heiß ich ja gar nicht, sondern Fritz Lindwurm aus Freudenstadt im Schwabenland, und Dich habe ich diesmal doch wieder übertölpelt, du dummer Sicilianer!“

Dacht's, strich sich den Backenbart, half dem Beppino die Hundertfrank-Scheine in die Tasche schieben, riß dann die Thür auf und rief lachend und jauchzend hinaus in die schreiende Menge:

„Jetzt ist der Beppino der reichste Mann von weit und breit! Den Schatz hat er gefunden, und mir hat er ihn verkauft, und das Geld steckt in seiner Tasche! Hurrah! Donna Francesca, die Lia kannst Du ihm jetzt geben! Sieh nur her, auf die hübschen Goldpapierchen, die er mit sich herumträgt!“

Und dem Beppino riß er die schmutzigen gelben Scheine aus der Tasche und flunkerte damit in der Luft herum, daß es dem Beppino angst und bange wurde, es möchte das liebe Geld im Winde fortfliegen, eben so schnell als es in seinen Beutel geflogen war.

Die Francesca aber, — es war das erste Mal in ihrem Leben — die blieb stumm vor Staunen; denn wie flimmerten und raschelten die Papiere so gewaltig anziehend vor ihren Augen und Ohren! Ja, jetzt wurde die Sache ja ernsthaft, und kein bloßer Spaß war es mehr. Und wie dann Don Paolo ein paar dicke, glänzende Goldstücke aus seiner Tasche zog und wie er den herumstehenden, die Köpfe über einander stehenden Weibern erzählte, was Alles der Beppino dort hinten gefunden, da gab's plötzlich eine Stille, daß man geglaubt hätte, die ganze Gesellschaft stehe in der Kirche oder erwarte die Ziehung eines Lotterieloses. Selbst die alte Monica, die sich in die vorderen Reihen gedrängt hatte und beständig mit dem Kopfe nickte, wenn sie hörte, wie die Francesca sich immer tiefer in Beppinos Lob hineinplauderte, selbst sie blieb unbeweglich vor Bewunderung, und den zahnlosen Mund weit aufgesperrt, vor Don Paolo stehen.

„Jetzt ist's gewonnen,“ dachte die alte Kräuterfrau, „hilft das Heidegold auch noch mit, so thut der Liebestrank sein Wunder gewiß!“

Eines hatte sie aber vergessen, und das Eine, das kam jetzt auf einmal so holperig und ungebeten zwischen den Weinen der Umstehenden zu ihr hergerutscht, mit seiner vor Schmutz glänzenden Krücke und seinem schlimmen Krüppelgesicht; und plötzlich, wie Alles so stille war, da rief es laut herauf, gerade der Monica unter die Nase:

„Den Schatz haben sie heute in der Nacht gefunden, wie die lebendige Eidechse in den Kessel geworfen wurde, als die alte Monica den Liebestrank braute für die Donna Francesca, damit die Lia den Beppino bekomme!“

Und noch lauter rief er dazu:

„Ein lahmer Esel hat's gesehen!“

Im selben Augenblick fuhr aber auch dem Nunzio eine Knochenhand über den Mund und, mit dem Stoß nach dem Kobold schlagend, rief die Monica: „Halt's Maul, Nunzio! Der Zauber verfliegt!“

Ob der Zauber verfliegt oder nicht, das war aber dem Nunzio ganz einerlei, der ja bis dahin bei der ganzen Schatzesgeschichte nur das Zusehen gehabt hatte und der bei sich dachte: „Hat Beppino den Schatz gefunden, und fällt nichts dabei ab für mich, da ich ihm doch das Haus gehütet habe, so soll er auch die Lia nicht bekommen!“ — Und wie der Alten Stoß sich gegen ihn erhob, da fuhr auch schon seine Krücke zwischen ihre dürrn Beine und mit einem Ruck lag die Monica auf der Erde und zappelte und heulte und knirschte vor ohnmächtiger Wuth, während der Krüppel drohend mit der Krücke durch die Luft fuhr und in einem fort schrie: „Den Saft hat die Francesca getrunken, darum muß sie dem Beppino so gewogen sein! Aber einen Sindaco giebt's noch im Dorfe!“

Weiter konnte der Nunzio nichts sagen, denn jetzt war Beppino herbeigesprungen, und wie noch einer Anderen, so war auch ihm der Angstschweiß ausgebrochen, als er den Unhold der Donna Francesca so den Liebestrank in die Ohren schreien hörte; und mit einem Ruck riß er den Budligen von

der Erde; denn dem mußte man's ausreden, sonst kam ja noch am Ende der gestrenge Herr Sindaco hinter den Zauber, und weiß der Himmel was aus dem Schatze werden würde! und wie eine kranke Ziege lud er den Heulenden und um sich Schlagenden auf seine Schultern, und der Francesca rief er zu, „der Nunzio lüge wie ein Schelm und habe sich wohl betrunken, oder sei toll geworden über Nacht,“ und dann sprang er im Nu mit ihm in die Fischerhütte, wo den Beiden noch der um seinen Schatz besorgte Don Paolo folgte, und wo man die Dreie dann eine ganze Weile wettern und rufen und fluchen hörte, als wäre dort eine ganze Versammlung von Dieben und Räubern und beutetheilenden Mordgesellen beisammen.

Wie angewurzelt war aber die Donna Francesca bei Nunzios Worten stehen geblieben. Ja, ja! der Beppino mochte ihr zurufen was er wollte, daß der lahme Nunzio die Wahrheit sage, das fühlte sie jetzt nur zu gut; denn es war ja so, sie konnte sich's nicht weglegen, ja, seit heute früh, war sie ja mit einem Male wie behext mit diesem Beppino, den sie doch bis dahin nicht ausstehen konnte! Und ob sie sich auch noch so dagegen sträubte, in ihrem inneren Willen, es half ja nichts, eine Art von Zauber brach diesen Willen, und der Beppino kam ihr immer hübscher, immer begehrenswerther für ihre Lia vor. Hatte sie sich doch schon so weit ver-
gessen, vorhin, beim Heruntersteigen, ihrer Nachbarin, der dummen Carmela, die es sicherlich schon weiter geplaudert hatte, ihre geheimsten Gedanken auszuframen! Ja, das hatte die alte Monica gethan! Mit einem Liebestrank mußte sie sie bezwungen haben! — und, hu! wie schüttelte sich die Donna Francesca, als sie jetzt daran dachte, daß der Nunzio ja von einer lebendigen Eidechse gesprochen hatte, und da bäumte sich aber auch ihre ganze Weibekraft auf, und ihren unbändigen Willen raffte die Donna Francesca zusammen, und das wollte sie doch sehen, ob ein altes Kräuterweib sie mit Zauber und gräßlichem Eidechsenbräu an der Nase herum führen würde! Wie eine wilde Katze sprang sie plötzlich in die Höhe, und wer ihre flatternden Haare und ihre blutunterlaufenen Augen und ihr vor Wuth zur grimmligen Furienskrähe entstelltes Gesicht sah, der mußte sich wundern, daß es nur überhaupt einem jungen hübschen Fischerbuben einfallen konnte, dies Weib zur Schwiegermutter zu begehren! Und nun schrie die Donna Francesca zu der noch an der Erde wimmernden Monica hin: „Das sollst Du mir büßen, Du Hexe von einer Monica! und mitsammt Deinem Zaubertrank und Deinen lebendigen Eidechsen, die Lia kriegt der Beppino doch nicht! Er kriegt sie nicht! Er kriegt sie nicht! Meinen Willen hab' ich noch! Und ein Schuft und ein Schelm ist der Beppino! Und ein Gedenkblatt will ich Deinem alten Zauberschädel mit auf den Weg geben, daß Du an die Donna Francesca denkst Dein Lebenlang!“

Schrie's und mit einem Satz war sie zum Ufer hinuntergesprungen, wo Beppinos Barke losgebunden auf den Wellen schaukelte, und wo das lange, schwere Ruder lag, mit dem die Francesca dem alten Kräuterweibe

alle weitere Lust, Liebestränke zu brauen, aus dem Schädel herauszuprügeln sich freute. Mit dem Freuen ist es aber immer eine recht gewagte Sache, wenn so eine Art von Eidechsenzauber dabei mitspielt, und viel weiter als sie es vorhatte, kam die rachsüchtige Donna Francesca bei ihrem Ruderholen; denn, wie sie so mit den halben Beinen im kalten Wasser stehend nach ihrem Ruder langte, da regte sich wieder, — aber wie gewaltig diesmal und wie entsetzlich! — das unsäglich Weh, das sie vorhin schon beim Vergihinunterlaufen so sonderbarlich geschüttelt hatte; — es mußte die Aufregung sein, oder das kalte Wasser, oder — nein! an jenen gräßlichen Liebestrank durfte sie nicht denken! — und von dem unaussprechlichen Weh fühlte sie sich überwältigt, und elendiglich wäre sie im Wasser hingesunken, und noch viel elendiglicher wäre sie vielleicht ertrunken, wenn nicht eine starke Hand die wie ein Winzenbündel im Winde Schwankende ergriffen und mit kräftigem Ruck über den Bord der Barke in's Schiffelein gehoben hätte. Und da vergingen aber auch dem felsenharten Weibe die Sinne, und nur noch wie in einem letzten Aufleuchten, dachte sie an den Beppino, und ein letzter Schrei preßte sich ihr aus der Brust: „Die Lia kriegt er nicht!“ . . .

Aber, heilige Madonna! was war denn das, wie sie aus ihrer Ohnmacht erwachte? Da stand er ja vor ihr in der Barke, der Beppino, das Ruder in der Hand, und so sonderbar lächelte er sie an, halb schelmisch und halb mitleidig, und diesen Blick und diesen Ausdruck vermochte sie nicht zu ertragen, und schon wollte sie aufspringen, — aber so freundlich wurde plötzlich Beppinos Gesicht, und so lieblich tönte seine Stimme, wie er zu ihr sagte:

„Donna Francesca! Euch allein will ich mein Geheimniß verrathen, denn Ihr seid Lia's Mutter, und für Euch hab' ich in dieser Nacht schon das schönste Kleinod bei Seite gelegt!“ — Näher bückte sich Beppino zu ihr hinunter und leiser fügte er hinzu: „Nicht einmal den zehnten Theil meines Schatzes habe ich dem Don Paolo verkauft, und die Hälfte aller meiner Schätze soll Euer sein, wenn Ihr mir jetzt die Hand darauf gebt, und vor der heiligen Madonna, und vor der heiligen Francesca, und vor dem heiligen Giuseppe gelobt, daß ich die Lia heimführe als mein eheliches Weib!“

Ach! Wie hörten sich diese Worte so süß, und wie schmeichelten sie sich in das Ohr, mit einem Klingen und Singen wie von Silber und von Gold! Und wie war plötzlich alles Andere vergessen, ja, wahrlich, als hätte ein Zaubertrank in Donna Francescas Kopfe gespußt! Und wie mit starkem Rucke die Barke jetzt an das Ufer der kleinen Insel stieß, und wie er sie herumführte hinter einen Felsen, bei der Fischerhütte, die er sich gekauft hatte, und das dichte Gebüsch zur Seite bog und ihr dort eine Höhle zeigte, wo Alles funkelte und blühte von Spangen und Armbändern und goldenem Geschmeide, da war es auch aus mit aller Widerpänsfigkeit, da wurde ihr auch mit einem Male wieder so frisch zu Muthe, als

flöße neues Leben und Lebenslust durch ihre Glieder, und wie sie erst erfuhr, daß Beppino den Don Paolo, den klugen Forestiere, überlistet hatte, da lachte es mit einem Male über ihr ganzes Gesicht, und dem Beppino schaute sie in die Augen und sagte dann halb scherzend und halb ernst:

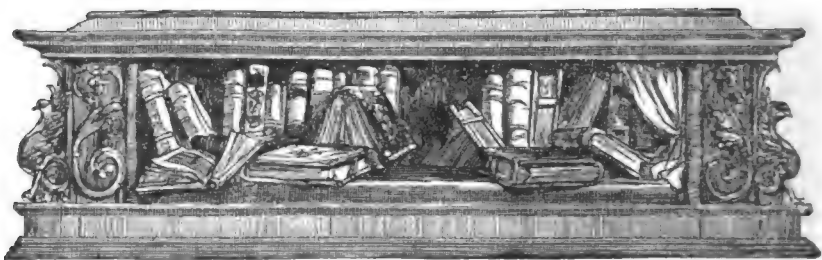
„Zu scharf und kräftig habt Ihr den Eidechsentrank gebraut! und widerstehen kann ich dem Zauber nicht mehr! Bei allen Heiligen, die Lia sollst Du haben! — Ein Schalk und ein Schelm bist Du aber doch, und mit der verfluchten Monica will ich schon noch ein Wörtchen sprechen!“

Ein Schelm war aber der Beppino noch viel mehr als sie's glaubte; denn als sie beide zu den Andern zurückfuhren, da fanden sie die Monica im vertraulichsten Gespräch mit dem lahmen Nunzio, und Alles schrie der staunenden Francesca entgegen: „Ein Scherz nur war's ja von Nunzio, um die Monica zu ärgern! Und von dem Liebestrank war Alles erlogen!“ — was auch Nunzio pflichtgetreu bestätigte, und doch dabei in seinem Herzen dachte: „Mein Theil am Schake hab' ich doch bekommen, und mit Gott läßt sich auch Nunzio den Mund stopfen, zumal wenn der lahme Vogel gerächt ist und die Monica die Beulen davon am Kopfe trägt!“

Wieder glänzte in dieser Nacht der Vollmond über den Wellen und rauschte leise losend über das Meer. In seinem Nachen stand aber Beppino nicht, sondern auf der kleinen Felswand saß er, in seiner neuen Fischerhütte, und die Lia und ihre Mutter und auch der gute Don Ciccio saßen bei ihm, und Augen riß die Donna Francesca auf wie Kirchenfenster, während ihr Eidam ihr scherzend die goldenen Siebensachen über Arme und Nacken hängte und sie aufspukte wie eine zur Märchenkönigin umgewandelte Fischermagd. Und so herrlich glänzte das alte Sirenengold bei dem flackernden Lichte der Dellelampe, daß die Francesca die Hände zusammenschlug und das schwere Geschmeide lustig um sich her klirren ließ, und einmal über's andere ausrief: „Hätte ich sechs Töchter und gäb es sechs solcher Beppinos, all meine sechs Töchter gäb ich ihnen, auch ohne Liebestrank noch Eidechsenbräu!“

Ein Fischernachen mit rothflackerndem Feuer am Vordertheil zog gerade an der Felseninsel vorbei; da mußte Beppino an die vergangene Nacht denken, und in seinem Herzen sang es verstohlen leise: „Der dickköpfigen Palumba ist mein Dreizack doch in die Schuppen gefahren, und die feine, kleine, niedliche Lia, die zappelt in meinem Korbe, wie eine silberglänzende Spinola, und ob ich's der Monica verdanke oder dem Sirenengolde, Gott und alle Heiligen seien gelobt in alle Ewigkeit!“





Ein neuer Roman von Oskar von Redwitz. Haus Wartenberg.*)

Don

Paul Lindau.

— Berlin. —

Wenn man sich mit Oskar von Redwitz beschäftigt, wird man nicht leicht an Victor Hugo denken; denn man kann sich kaum zwei verschiedenartigere Naturen vorstellen als diese — ganz abgesehen von der Verschiedenheit des Calibers. Und doch weist die Entwicklung dieser Beiden einen starken gemeinsamen Zug auf. Während das Alter erfahrungsgemäß gewöhnlich die Wirkung übt, das Individuum in seinen politischen und religiösen Auffassungen mehr nach rechts hinüberzuführen, und den, der in der Jugend wohl ein radicaler Feißeyporn war, in vorgerückteren Lebensjahren den Anschluß an die sogenannte „besonnene Mittelpartei“ suchen zu lassen, haben die beiden eben genannten Dichter in der Reife eine entschiedene Schwenkung nach links gemacht; allerdings mit dem erheblichen Unterschiede, daß der Franzose in der neuen Richtung bis zu dem äußersten Punkte vorgeedrungen ist, während der Deutsche, nachdem er den von ihm im Werbealter angestrebten Zielen den Rücken gewandt, behutsam nur einige wenige, aber doch entscheidende Schritte auf der neuen Bahn gethan hat. Victor Hugo, der vor sechszig Jahren als der bigotte und legitimistische Verfasser der „Oden und Balladen“ Thron und Altar in schwungvollen Strophen feierte, hat heute seinen Sitz auf der äußersten Linken der Republikaner inne, und Oskar von Redwitz, der feudal-ultramontane und pietistische Dichter der „Amaranth“, der „Sanjarenbläser der siegreichen Reaction“, wie ihn Robert Prutz 1850 nennen durfte, gehört jetzt zur deutschen Reichspartei.

*) Berlin, Wilhelm Herp. 1884.

So mag es auch gestattet sein, für die Wandlung, die Redwitz durchgemacht und die in seinen dichterischen Werken einen vernehmlichen Ausdruck gefunden hat, die Worte Victor Hugos hier anzuführen: „In dem harten Kampfe gegen die mit der Muttermilch eingesogenen Vorurtheile,“ schreibt Victor Hugo in der letzten Vorrede zu seinem Jugendwerke, „in jenem bedächtigen und beschwerlichen Aufstiege vom Falschen zum Wahren, der gewissermaßen das Dasein des Einzelnen und die Entwicklung eines einzelnen Seelenlebens zu einem Symbol der allgemeinen menschlichen Entwicklung in der Verkürzung gestaltet, muß man bei einem jeden Schritte vorwärts den sittlichen Gewinn mit einem materiellen Opfer erkaufen, persönliche Interessen hintansetzen und auf die Befriedigung eitley Regungen verzichten.“

Auch Oskar von Redwitz hat diese Erfahrung gemacht. Das Werk, mit dem er sich entschlossen von den Idealen seiner Jugend lossagte, war „Hermann Stark, Deutsches Leben“ (1868). Von einem politischen Tendenzromane des Dichters der „Amaranth“ und der „Sieglinde“ durften die süddeutschen Ultramontanen, die Redwitz zu den Ihrigen rechneten, nach der Schlacht bei Rißingen ein Werk erwarten, das, erfüllt von tiefem Groll gegen die Umgestaltung Deutschlands durch das protestantische Preußen, die verhasste „Verpreußung“ leidenschaftlich bekämpfen würde. Allgemein und groß war daher die Bestürzung im Lager derer, die Redwitz bisher als ihren eigensten Dichter betrachtet hatten, als in diesem Romane begeisterte Zustimmung zu den neugefalteten Verhältnissen in Deutschland sich kundgab. Noch deutscher und feuriger wurde die Sprache des Dichters nach dem Kriege mit Frankreich, ja, der Verherrlicher mittelalterlicher Kirchlichkeit und feudaler Zucht machte sich nun zum Herolde der deutschen Einheit und sang das „Lied vom deutschen Reich“, — ein Lied, durchdrungen von feuriger Begeisterung für das neue Deutschland, von ehrfurchtsvoller Liebe zum Kaiser und glühender Bewunderung seiner staatsmännischen und militärischen Helfer. Mit Bekümmerniß mußten ihn die Particularisten aus der Liste der Ihrigen streichen, und auch den mit diesen siamesisch verbundenen Ultramontanen blieb nach „Obilo“ (1878) nichts anderes übrig. Derselbe Dichter, der sich in seiner Jugend so viel darauf zu Gute gethan, daß sein Saitenspiel „am Kreuze hing“, schrieb nun einen Roman in Versen, der bei aller gläubigen Gesinnung und Frömmigkeit doch eine solche Freiheit der Auffassung verrieth, daß es Jedermann klar werden mußte, wie Redwitz inzwischen kirchlich ebenso vorgeschritten war wie politisch.

Sein neuester Roman, „Haus Wartenberg“, ist ein neues Zeugniß dieser Wandlung. Es ist das Werk eines durchaus vaterländisch gesinnten und gläubigen Mannes, der frei von allen particularistischen und confessionellen Vorurtheilen sich dankerfüllten Herzens der mit schweren Opfern auf dem Schlachtfelde errungenen Güter freut. Wenn sich auch der Mensch und der Dichter völlig verändert hat, es knüpft sich dennoch zwischen der „Amaranth“

und diesem „Haus Wartenberg“ ein geistiges Band. Mir scheint, daß bei aller Verschiedenheit im Großen und Kleinen diesem letzten Romane eine ähnliche dichterische Tendenz zu Grunde liegt wie dem vielbewunderten und vielgerügten Erstlingswerk des freiherrlichen Dichters: ein scharf polemischer Protest.

Redwitz mag es als eine tiefe Kränkung empfunden haben, daß in der erzählenden Dichtung der jüngsten Zeit vor allen anderen Richtungen der französische Naturalismus das allgemeine Interesse auf sich zieht, daß dieser die größten Erfolge erzielt und — so unangenehm es auch sein mag, es muß gesagt werden: auch die stärksten Talente aufweist. Es mag ihn gereizt haben, seiner ästhetischen Ueberzeugung von der Verwerflichkeit dieser Literatur Ausdruck zu geben und, im vollen Gegensatz zu den meisterhaften, unretouchirten Photographien menschlichen Jammers und menschlicher Verkommenheit, in sanften und weichen Linien ein ideales Bild menschlichen Edelsinns und menschlicher Seelengröße zu zeichnen, unter Verzichtleistung auf alle jene starken und packenden Mittel, deren sich die Meister der neuen französischen Schule mit großartigem Geschick und beklagenswerthem Talent bedienen.

Nach dem Gesagten versteht es sich von selbst, daß Redwitz seine Handlung in die Heimat verlegen mußte, die wir so gern als das Land der Treue, Zucht und Sitte rühmen hören. Alle Figuren, die im Vordergrund stehen, sind nun wahre Mustereemplare unseres Geschlechtes, allesamt ausgezeichnet durch echte Herzensgüte, Biederkeit und Vornehmheit. Das bißchen Schatten, das zu all dem strahlenden Lichte nun einmal gehört, vertheilt sich harmlos und schüchtern auf die flüchtigen Figuren im Hintergrund, und auch diese sind wahrscheinlich gar nicht so schlimm, wie sie aussehen sollen. Wiedermänner und Wiederverweiber allüberall — lauter anständige Menschen! Allesamt keusch und züchtig in Worten und Werken und von wahrhaft engelhafter Geschlechtslosigkeit. Kein Hauch von Sinnlichkeit bewegt den glatten Spiegel der ruhig dahinfließenden Handlung; nur Küßchen in Ehren, die Niemand verwehren kann, keusche Küsse auf Wange, Stirn und Hand. Der einzige Kuß auf den Mund ist natürlich und zugleich der Weihekuß, der den Bund zweier reinen Herzen auf die Ewigkeit besiegelt.

Offenbar hat Redwitz durch die völlige Unsinnlichkeit seines Romanes sich in einen entschiedenen Gegensatz zu denjenigen Erzählungen setzen wollen, die ihre Handlung durch die starke geschlechtliche Leidenschaft bis zu deren Ausschweifungen und Verirrungen zu bewegen und zu beleben trachten. Leider sind aber in unserer schlechten Welt die sittenstrengen, reinen untadligen Leute nicht immer die amüsantesten; und der Verzicht auf spannende interessante Auftritte und Situationen ist ein anderes unterscheidendes Merkmal dieses Romanes.

Es würde Redwitz ohne Zweifel ein Leichtes gewesen sein, eine etwas aufregendere und packendere Fabel zu ersinnen als die seines neuesten

Romanes. Man muß in der That bei dem Dichter eine gewisse Absichtlichkeit voraussetzen, daß er gerade mit dem Nächstliegenden, allseitig Erwarteten seine Wirkungen zu erzielen versucht hat. Es geht immer Alles wie am Schnürchen und allen billigen Erwartungen wird entsprochen. Einer jeden überraschenden Neuheit sucht der Dichter mit einer gewissen Mangelhaftigkeit auszuweichen. Er hat offenbar den Versuch machen wollen, allein durch die Vornehmheit und Anständigkeit der Charaktere zu wirken, durch die Darstellung eines teutschen Musterhaushaltes. Das scheint mir aber ein großes Wagniß zu sein, und ich getraue mir nicht, zu behaupten, daß es unserm Dichter völlig geglückt sei. Es sind eben alle einheitliche, in der Wolle gefärbte Tugendholzer, und das Ganze enthält durch die Composition eine gefährliche Einförmigkeit, die, wie man weiß, die Mutter der Langeweile ist.

„L'ennui naquit un jour de l'uniformité,“

sagt der Gesetzgeber des französischen Parnasses. Nachdem wir die Bekanntschaft mit der Familie Wartenberg gemacht haben — mit dem Chef des Hauses, einem ritterlichen kernbraven Majoratsherrn, der engelsguten miltthätigen Frau, der „Schloßmutter“, wie man sie allgemein nennt, dem ältesten Sohne, einem schneidigen, frischen Cavallerielieutenant, dem zweiten Sohne, einem idealen, von ernstem Wissensdrang beseelten Gelehrten, der anmuthigen und heiteren jungfräulichen Tochter, der zärtlichen, edlen alten Tante, dem treuen Gesinde, den frommen Knechten — mit all diesen herrlichen Menschen, deren abfärbende Tugend das ganze Dorf durchläutert, rückt noch eine vom Schönheitsideal durchfluthete „Professorenfamilie“, noch eine herrliche Mutter, noch eine herrliche Tochter in unsern Gesichtskreis, deren bewunderungswürdige Herzenseigenschaften uns mit der Zeit wirklich ein bißchen zu viel werden. Tannhäuser im Venusberg sehnt sich nach Bitternissen, und auch wir sehnen uns aus dieser Mitte von wohlmeinenden und wohlsprechenden Personen heraus zu weniger vortrefflichen menschlich angehauchten Wesen. Ich habe mich beim Lesen dieses reinen und keuschen Romans mehrmals auf unwillkürlichen, recht unakademischen und wenig gewählten Ausrufen ertappt. Es war mir offenbar des Gehren und Erhabenen zu viel, ich suchte nach einem Gleichgewicht und mußte etwas Unschönes sagen. In „Haus Wartenberg“ haben wir toujours perdrix und da erwächst der Appetit nach Sauerkraut, Pöckelfleisch und anderen derben Speisen.

Die Handlung ist, wie ich schon sagte, die denkbar einfachste; ein bißchen eigenthümlicher und verwickelter hätte sie schon sein dürfen, ohne daß der Dichter zu befürchten gehabt hätte, dem verderbten Zeitgeschmacke ein ungebührliches Zugeständniß zu machen. Bei der kurzen Inhaltsangabe werde ich nur die Namen der handelnden Personen anführen; bei jedem einzelnen mag sich der Leser stillschweigend die schönsten Prädikate hinzudenken, wie edel, rein, hochherzig, vornehm, bieder, sittig &c.

Der reiche Majoratsherr Graf Wartenberg hat eine Frau und drei Kinder. Kurt, der Älteste, ist Lieutenant, der Jüngere, Erich, hat sich zum großen Verdrusse seines von Standesvorurtheilen befangenen Vaters der Wissenschaft zugewandt, die Tochter, Elsa, erheitert durch ihr Geplauder, das, wie man sagt, muthwillig sein soll, ihre anspruchslöse Umgebung. Immer wird von ihrer neckischen Frische gesprochen, von ihrer Lustigkeit. Der Leser muß diese Versicherungen aber auf Treue und Glauben hinnehmen; denn die Worte, die er von Elsa vernimmt, sind gar nicht so übermüthig. Der Humor ist Oskar von Redwitz leider kärglich zugemessen.

Der Krieg bricht aus, der alte Graf und seine beiden Söhne folgen dem Rufe des Königs und alle Drei holen sich auf dem Schlachtfelde das Eiserne Kreuz. Alle Figuren von Redwitz verdienen das Eiserne Kreuz oder den Lisenorden. Erich wird verwundet, Kurt stirbt den Heldentod. Durch den Tod des Majoratserben erwachsen dem der Wissenschaft zugehörigen Erich neue und schwere Pflichten, die für den jungen Gelehrten um so drückender werden, als er ganz von dem edlen Verlangen, es in seinem wissenschaftlichen Studium zu etwas zu bringen, beherrscht wird. Der Vater mißbilligt aber die gelehrten Schrullen seines Herrn Sohnes auf das Entschiedenste. Er ist empört darüber, daß dieser, ein Graf, ein Sprößling der uralten Familie Wartenberg, sich so weit erniedrigt, den Doctor zu machen; und mit einem wahren Grauen vernimmt er, daß Erich allen Ernstes darauf hinarbeitet, sich als Docent der Geologie zu habilitiren. Aber noch ein anderes, noch bedrohlicheres Ungewitter zieht an dem sonst so sonnenklaren Horizonte des Wartenberg'schen Hauses auf. Elsa hatte eine Gouvernante, sagen wir die Gouvernante. Die bekannte ideale, durch Seelengröße und Herzensgüte ausgezeichnete Gouvernante, in die sich immer der Sohn des Grafen verliebt. Der alte Graf will das sich dumpf ankündigende Wetter beschwören und um dem Leben seines Sohnes eine entscheidende Wendung zu geben, sinnt er darauf, ihn möglichst schnell standesgemäß zu verheirathen. Die Familiensatzungen der Wartenberg sind in dieser Beziehung sehr streng. Und da lebt in der Nachbarschaft ein etwas verschuldeter, aber hochadliger Fürst von Alsen mit seiner Tochter, der Prinzessin Olga, einer unglaublich nüchternen, langweiligen, aber bildhübschen Person. Der Graf ladet die fürstlichen Gutsnachbarn ein, und bei dieser Zusammenkunft sollen sich die jungen Leute nähertreten. Am Morgen des Besuchstages entfernt sich die pflichttreue edle Gouvernante Margarethe unter einem schicklichen Vorwande, um das Haus nie wieder zu betreten.

Die Zusammenkunft verläuft aber sehr schlecht. Bei Tische schmächt der Fürst von Alsen die Wissenschaft, und das läßt sich Erich nicht gefallen; er antwortet ziemlich gereizt, und um die Tochter kümmert er sich sonst gar nicht. Als der Fürst und Prinzessin Olga im Biererzuge das gräfliche Schloß verlassen, haben Alle das bestimmte Gefühl, daß sich die Geschichte zerschlagen wird. Der alte Graf ist empört über das Benehmen seines

Sohnes, und er straft ihn, wie man ein kleines Kind straft: Erich darf nicht mehr am gräßlichen Tisch essen. Endlich wird eine nothdürftige Versöhnung zwischen Vater und Sohn wieder hergestellt.

Da tritt ein Ereigniß ein, welches in allen diesen Verhältnissen einen völligen Umschwung bewirkt: die alte reiche Tante Erichs stirbt, nachdem sie ihren Lieblingsneffen zum Universalerben ihres beträchtlichen Vermögens eingesetzt hat. Sie stirbt in derselben Stadt, in der die Mutter der Gouvernante wohnt; und da vernimmt auch Erich, daß Margarethe nach der Insel Whigt geflohen ist, um als Clavierlehrerin in einem neugegründeten Pensionat ihre Liebe zu vergessen. Nach harten Kämpfen reist in Erich, der nun ein selbstständiges Vermögen erlangt hat, der schwere Entschluß, seinem Vater die Wahrheit mitzuthemen, daß er ohne Margarethen nicht leben könne. Vergeblich versuchte die sanfte, versöhnliche Mutter den starren Sinn des Aristokraten zu beugen, der alte Graf bleibt unerschütterlich in seinem Widerstande. Erich macht sich inzwischen auf den Weg, um Margarethen auf der Insel Whigt aufzufinden, und die besorgte Mutter reist ihrem Sohne nach.

Zur selben Stunde, da Erich die Geliebte zum ersten Male in seine Arme schließt, und die Mutter ihren Segen giebt, trifft ein Telegramm von Elsen ein: Mutter, Sohn und Braut sollen schleunigst heimkehren, dem Grafen sei ein Unglück zugestoßen, er wolle sich nun mit den Seinigen ausöhnen und Margarethe als seine Tochter segnen. Der Graf ist in der That auf der Jagd von einem Hirsche angenommen worden und tödtlich verwundet. Als er sein Ende nahen fühlt, bescheidet er den nächsten Anverwandten der Seitenlinie zu sich, der nach den Familiensatzungen nunmehr das Majorat erben wird; denn Erich hat wegen seiner standeswidrigen Liebe Verzicht zu leisten. Der Anverwandte gelobt dem Majoratsherrn, was dieser verlangt: Edelmuth, Güte, Treue &c. Ehe des Grafen Auge bricht, hat er noch die Freude, seine Frau, den wiederkehrenden Sohn und Margarethen, die er als Tochter segnet, in seine Arme schließen zu können. Die unerhebliche Elsa vermählt sich später mit dem unerheblichen jugendlichen Freiherrn Schulz von Schulzenburg.

Das ist in wenigen Worten die Geschichte, auf deren Eigenthümlichkeiten im Ton und in der Composition ich schon hingewiesen habe, eine Geschichte von einer Harmlosigkeit der Gesinnung, wie man sie sich nur in ländlicher Abgeschlossenheit bewahren kann. Ich halte es nicht für möglich, daß ein großstädtischer Dichter eine solche Erzählung schreiben könnte. Langsam und bedächtig geht sie voran, und es dauert lange, lange, bis sie in Fluß kommt. Die interessantesten Seiten des Buches stehen leider erst am Schlusse. Zu diesen rechne ich vor allen die Verwundung des Grafen auf der Jagd. Ich kann die Bemerkung nicht unterdrücken, daß ich namentlich am Anfang und in der Mitte oft die Geduld verloren haben würde, wenn mich nicht die Sympathie für das schriftstellerische Wirken des Dichters zu freundlichem Ausbarren gemahnt hätte. Ich will gern zugeben,

daß ich selbst daran schuld bin, daß mir persönlich die rechte Empfänglichkeit für diese Dichtungsart fehlt, aber ich kann mich nun einmal für die Gesellschaft, die uns Redwitz vorführt, beim besten Willen nicht erwärmen. Sie ist im höchsten Grade respectabel, sie ist bewundernswürdig in ihren guten Eigenschaften, entschuldbar in ihren Vorurtheilen — alles Mögliche! Aber sie sagt mir nichts, was mich reizt, was mir innige Freude gewährt, was mich warm macht.

Und geradezu störend ist für mich diese Nachahmung des conventionellen aristokratischen Jargons, der seine Eigenthümlichkeit in der Verbalhornung unserer Muttersprache und in der Verquickung mit unangebrachten, ja bisweilen sogar völlig mißverstandenen französischen Wörtern und ungrammatischen fremdländischen Wendungen sucht. Wenn der Dichter mit warmen Farben einen Wald schildert, und der Graf in ehrlicher Bewunderung ausruft: „Une magnifique Gegend“ oder „eine superbe Landschaft“, dann sehe ich nicht mehr den schönen Wald, sondern höre einen Halbgebildeten eine thörichte Bemerkung machen, die mir die ganze Stimmung verdirbt. Noch unangenehmer und schädlicher wird dieser sprachliche Unfug bei der alten Gräfin, der Tante, und bei dem Fürsten und der Prinzessin. Ich finde es weder originell, noch gut beobachtet, noch sachlich richtig, wenn Redwitz die gute alte Tante von einer „touchanten Entree“, von einem „Embrassement“ sprechen läßt. So spricht vielleicht ein Weinreisender, der seine Studien in Bordeaux gemacht hat, aber keine sympathische alte Gräfin. Noch entseßlicher ist der Dialog zwischen dem Fürsten Asen und seiner Tochter Olga. Prinzessin Olga fürchtet, daß sie eine „mesquine Position“ in der „Société“ einnehmen werde. Der Fürst bezeichnet den Grafen Erich als einen „excellents Epouseur“, mit dem er eine „Liaison intentive“. Diese Ausdrucksweise ist gesucht und falsch. Das Wort „Epouseur“ ist so ungebräuchlich und so weit hergeholt wie nur möglich, und was soll denn „intentiren“ sein? Wenn sich der Fürst die überflüssige Mühe geben will, für unser gutes deutsches Wort „beabsichtigen“ ein Fremdwort zu wählen, so kann er allenfalls „intendiren“ oder „intentioniren“ sagen, aber „intentiren“ ist weder französisch noch lateinisch, es ist wie gesagt, einfach falsch. Denn „intenter“ hat nie etwas anderes geheißen als „eine Anklage erheben, einen Proceß anhängig machen“ oder dergleichen, und davon soll hier nicht die Rede sein. Ueberhaupt ist es um das Französisch der fürstlichen Familie recht schlecht bestellt. Prinzessin Olga verhöhnt ihren „Herrn Schwager“, den sie in ihrem Französisch, daß der wenig unterrichtete fürstliche Vater kurz vorher als „excellent“ bezeichnet hatte, ganz einfach „Monsieur beaufrère“ nennt. Jede Besucherin der dritten Klasse einer höheren Mädchenschule würde wegen dieser unfranzösischen Wendung ein Strafpensum bekommen. Weshalb schreibt Redwitz dieses schlechte Französisch, da er doch so gutes Deutsch schreiben kann?

„Haus Wartenberg“ ist in der That im Großen und Ganzen in durchsichtigem, gutem und gewähltem Deutsch geschrieben. Bisweilen merkt man

freilich dem Erzähler an, daß er sich mit Vorliebe in der gebundenen und gehobenen Sprache der Verse ausdrückt. Der Stil ist mitunter zu schwunghaft poetisch und verleugnet den Charakter der prosaischen Darstellung. Er wird dann zu bilderreich und wirkt anspruchsvoll. Redwitz will sagen, daß in Erich der Entschluß reift, sich der geologischen Wissenschaft zu widmen, und der Dichter findet dafür folgende poetische Umschreibung: „Jenes geheimnißvolle Läuten hatte Erichs Geist begleitet, und immer klarer war er sich bewußt geworden: diese Glocke hänge hoch oben im Kuppelbau jenes Heiligthums, an dessen Altar er einst als Priester geologischer Wissenschaft das Opfer alles Standesvorurtheils darbringen sollte.“ Die Prinzessin erzählt bei Tisch Jagdgeschichten, nachdem sie sich vorher etwas gelangweilt hatte. Das wird bei Redwitz so geschildert: „Ein arabisches Vollblutpferd, erst mit hängendem Kopfe an der Krippe stehend und dann auf freiem Blachsfelde mit fliegender Mähne einherfahrend, konnte keinen schärferen Gegensatz zweier Bilder bieten als das der Prinzessin von vorhin und jetzt. Wie von elektrischen Funken ward diese schwellend schlante Gestalt durchsprüht und voll sympathischen Wohlklanges sprudelte der Goldhorn ihrer Rede . . . Wie eine bacchantische Waldnymphe war sie zuletzt anzuschauen, als sie begeistert den Dienst der Göttin Diana feierte.“

Da sind doch, wie mir scheint, die Farben etwas zu stark aufgetragen. Ueberhaupt neigt Redwitz etwas zur Uebertreibung, ein bei wahren Dichtern allerdings verzeihlicher Fehler. Einige Beispiele: Die Gesellschaft ist noch immer bei Tisch, die fürstliche und die gräfliche Familie. Erich verteidigt seine Wissenschaft und wird vom Vater unterbrochen, nämlich so: „Erich, kein Wort weiter!“ donnerte mitten in diesem Satze der Vater ihn an, und seiner drohend ausgestreckten Hand entfiel die Cigarre.“ Ich glaube kaum, daß sich ein solcher Auftritt bei Tische in einer so vornehmen Familie unter wohlerzogenen Leuten jemals ereignen könnte; bei einem so geringfügigen Anlaß, bei einer einfachen Meinungsverschiedenheit, die in ziemlichster Form vorgetragen wird, erscheint er mir ganz unmöglich. Erich spricht weiter, und er ist in seinen Beweisgründen stärker als der Fürst, der die Wissenschaft verhöhnt. Der Fürst fühlt sich geschlagen, und Redwitz veranschaulicht das so: „Der Fürst zerknitterte wie niedergebunnert die Cigarre in der nervösen Hand.“ Darauf entgegnet er etwas; aber Erich ist unterrichteter und schlagfertiger, und er antwortet wiederum. Diese Thatfache berichtet Redwitz also: „Im Nu jedoch fauete des ritterlichen Doctors Schwert schon wieder über dem fürstlichen Haupte dahin“; und als dann der junge Graf einen anderen Ton anschlägt, sagt Redwitz: „Und allsogleich umbrauste schon wieder die salzige Fluth der Ironie den durchlauchtigen Gast.“

Alles das, dieses Donnern, Drohen, Zerknittern, Sprudeln, Sausen und Umbrausen ist nach meinem Geschmack viel zu stark. Die Anschaulich-

keit läßt sich auch mit sanfteren Mitteln erreichen, ja viel leichter, und wie ich meine, auch viel geschmackvoller.

Da wir hier die formale Seite des Romans berühren, darf noch erwähnt werden, daß Hedwiz sich mitunter ungewöhnlicher Wendungen bedient, von denen einzelne eine eigenthümliche und schöne Wirkung erzielen, andere aber nur befremdlich wirken. Wenn Hedwiz z. B. auf Seite 62 sagt: „Hoffentlich hast Du auch dann eine glücklichere Hand, als es die meinige diesmal nicht war,“ so glaube ich, daß diese Negation beim Comparativsake rein französisch ist — *la main plus heureuse que n'était la mienne* — sich aber mit dem Sinne der deutschen Sprache nicht wohl vereinbaren läßt.

Noch eine Eigenthümlichkeit des Romans beruht in den eingestreuten Liedern der Gouvernante, die, wenn man die räumlich getrennten zusammenstellen wollte, ein vollkommenes Lebensbild eines deutschen Mädchens darstellen würden. Dieses lyrische Intermezzo ist zum großen Theil sehr gelungen, und es sollte mich gar nicht wundern, wenn sich ein Lirndichter dadurch angeregt fühlen sollte, diese Gedichte als ein Seitenstück zu dem Liedertranze „Frauenliebe und -Leben“ in Musik zu setzen.

„Haus Wartenberg“ ist ein durchaus deutsches Familienbuch, das keine unreine Faser enthält, ein Buch zur Hebung der Wohlgefönnung bei Alt und Jung, zur Erweckung und Festigung der Gottesfurcht, der Tugend, der Vaterlandsliebe, eine ernste Mahnung zu freundlichem Verkehr zwischen Höhen und Gerigen, zum Respekt vor dem Alter, der Ueberlieferung, dem Ererbten und Errungenen, eine Bekämpfung ungerechter Vorurtheile, mit einem Worte, ein durch und durch sittliches Buch. Wenn die Kritik dies zum Schlusse ganz besonders hervorhebt, so wird es ihr auch nicht verübelt werden, daß sie an der schriftstellerischen Ausführung des Wertes das Eine oder Andere auszuweisen gehabt hat.





Illustrierte Bibliographie.

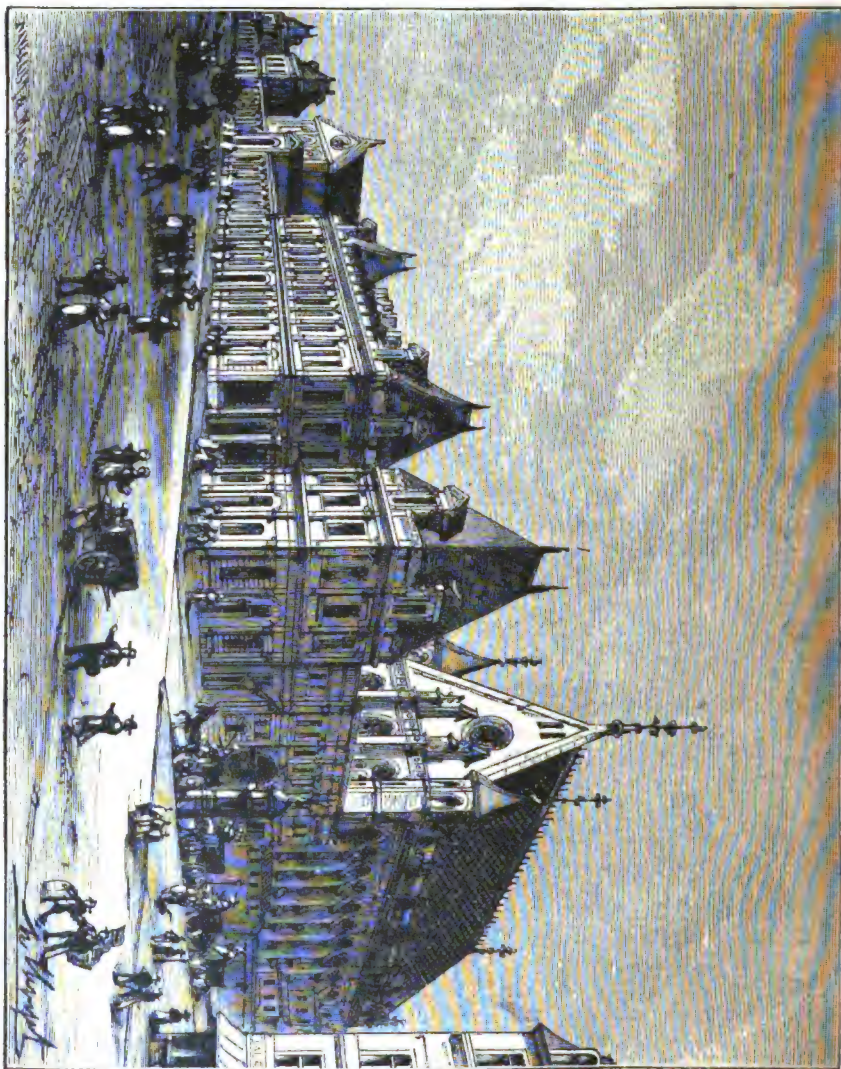


Frankreich in Wort und Bild. Seine Geschichte, Geographie, Verwaltung, Handel, Industrie und Production. Geschildert von Friedrich von Hellwald. Mit 455 Illustrationen. Leipzig. Heinrich Schmidt und Carl Günther.

Unter den Ländern und Staaten Europas — leitet der Verfasser seine Schilderungen ein — hat über keines die Natur das Füllhorn ihrer Gaben in reicherm Maße ausgestreut als über Frankreich. Durch den natürlichen Reichtum seines Bodens und nicht minder durch den hohen, alle Schichten der Bevölkerung weit gleichmäßiger denn irgendwo durchdringenden Wohlstand, durch die geistige Elasticität seiner Bewohner nimmt Frankreich unbestritten eine der ersten Stellen unter den europäischen Staaten ein. Hellwald will es versuchen, sine ira et studio von dem heutigen Frankreich ein möglichst getreues Bild zu entwerfen. Hauptsächlich sollen dabei die gegenwärtigen Verhältnisse im Auge behalten werden, aber wie begreiflich, sind gelegentliche Rückblicke auf die Vergangenheit der Landschaften und Orte, die in den Kreis der Betrachtungen gezogen werden, nicht zu umgehen. Mit Recht legt der Verfasser hier die alte, historische Eintheilung zu Grunde und theilt der Uebersichtlichkeit wegen das Gebiet des französischen Staates in vier große Gruppen, die sich nach ihrer geographischen Lage in Nord und Süd, in Ost und West zerlegen. Hellwald hat selbst viele Jahre in Frankreich gelebt und hat dem vorliegenden Werke die besten französischen Quellen zu Grunde gelegt. Er beginnt, wie natürlich, mit Paris, nicht blos der Residenz und dem Mittelpunkt Frankreichs, sondern, wie auch heute noch zugestanden werden muß, in gewissem Sinne der Welt. Denn hat nicht das altholländische „Klosterlied“ noch immer Recht, wenn es sagt:

Die größte Uhr der Welt ist Paris,
Die allen Völkern die Stunde wies,
Zu stark zog man sie auf und sie zerbrach,
Doch die ganze Welt sieht noch immer danach.

Nun ist zwar in den letzten Jahren die Physiognomie der französischen Hauptstadt eine durchaus andere, ihre äußere Erscheinung ist im Allgemeinen einfacher geworden und die modischen Ausgelassenheiten und Prahlereien geben nicht mehr so ausschließlich in der wirklich feinen Gesellschaft den Ton an. Die hocharistokratische,



Confinement des Arts et Métiers.
Aus: Gildwald, Frankfurt. (Leipzig, Schmidt & Carl Schuster.)

legitimistische Gesellschaft des Faubourg St. Germain, die sich schon unter dem Kaiserreich grollend in ihren Stadtpalästen zurückgezogen hielt, ist heute wo möglich noch laibgeschlossener gegen die von ihr gehaßte republikanische Staatsordnung. Die Herzöge, die Emporkömmlinge des second Empire, die Börsenfürsten von damals spielen heut

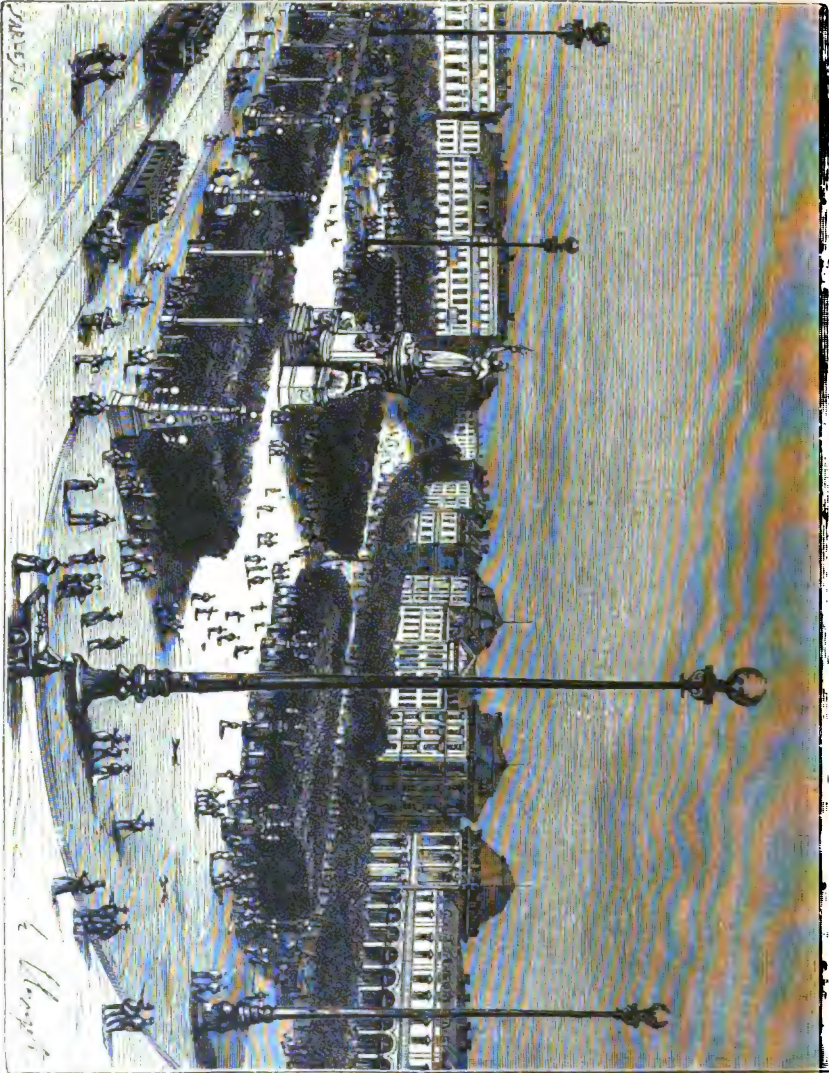
keine Rolle mehr, ihre Existenzen sind vielfach sogar in ein unrühmliches Dunkel versunken, ihre Millionen verflüchtigt. Was jetzt die feine Gesellschaft in Paris bedeutet, ist republikanische Bürgerlichkeit, die bei der den Franzosen angestammten Freude am Wohlstand und Comfort des häuslichen Lebens für zur Schau gestellten



Das neuangebaute Hôtel de Ville in Paris.
Aus: Hellwald, Frankfurt. (Verlag v. Heinrich Schmidt & Carl Winter.)

Luzus eigentlich wenig Sinn hat. (S. 71.) Nach einer kurzen Geschichte der Stadt führt Hellwald uns auf einem zwanglosen Rundgang durch die einzelnen Viertel von Paris, macht uns auf alles Charakteristische aufmerksam, er zeigt uns das Wesen der Pariser in ihrem Straßenleben, die hervorragendsten Monumentalbauten und erzählt

ihre Geschichte, giebt uns Aufschluß über ihren Zweck und führt uns auch häufig in dieselben hinein, um dort Zeuge einer Sitzung der Pariser Akademie, hier Zuschauer einer Vorstellung im Theatre français zu sein. Was besonders wohlthuend wirkt bei Hellwalds Führerschaft, ist die völlige Freiheit seines Denkens. Nicht leicht

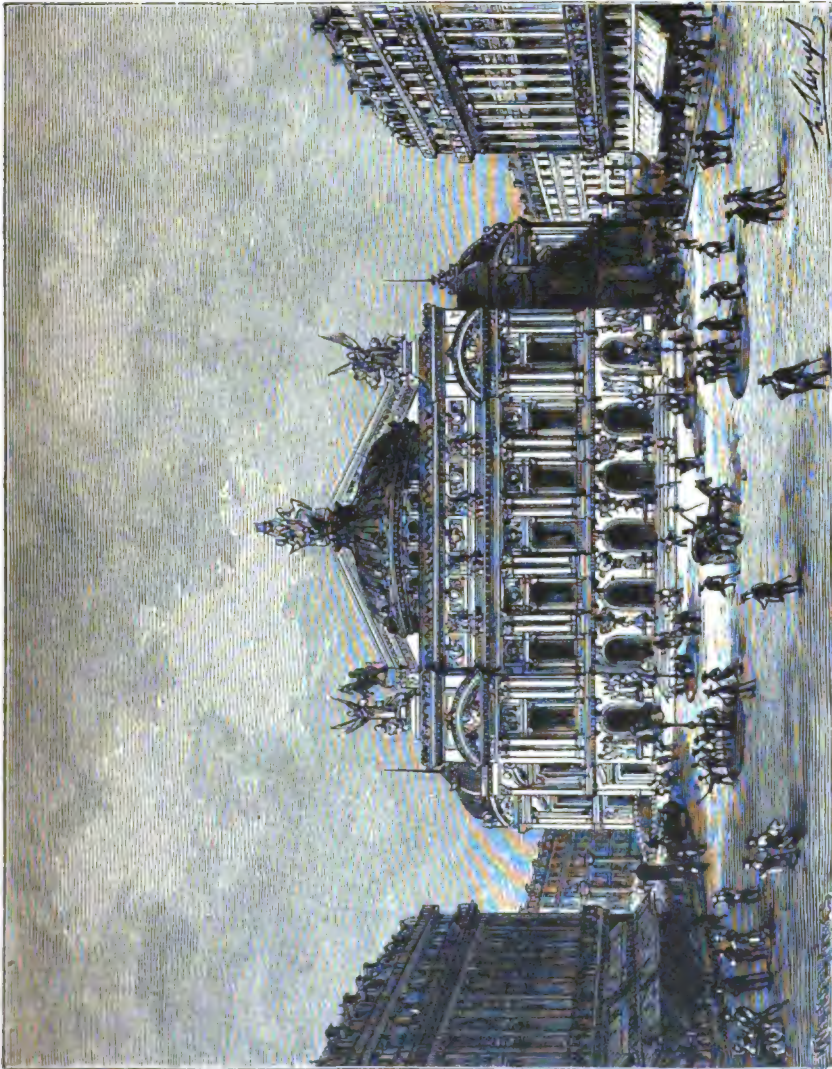


aus: Hellwald, Frankreich.
(Reisbild. Heinrich Schmidt & Carl Müntzer.)

begegnet man heut einem Deutschen, der so ganz frei von Chauvinismus und Franzosenhaß wäre, wie der Verfasser dieses Werkes. Aber es ist eine gänzlich unerlässliche Vorbedingung für einen Schilderer Frankreichs, daß er sich das Auge nicht trüben lasse durch Gefühle, die heute längst ihre Berechtigung verloren haben: denn wer wird

so thöricht sein, den Haß Frankreichs zum Maßstab unserer eigenen Vaterlandsliebe zu machen, wie wohl zu Zeiten vorgekommen ist.

Wir dürfen offen bekennen, daß wir aus Hellwalds Schilderungen viel Neues gelernt haben. Wer Frankreich, wie der Schreiber dieser Zeilen, mehr aus



Aus: Hellwald. Frankreich. (Leipzig, Feinzel & Schmidt & Carl Gantner.)
Die Oper.

seiner Literatur, denn aus eigener Anschauung kennt, mußte denjenigen Schilderungen des Pariser und französischen Lebens Glauben schenken, welche die dortige Gesellschaft als eine durch und durch verderbte schildern. Hellwald bemüht sich, diesem Vorurtheil aus allen Kräften entgegenzutreten. Es ist wahr, sagt er, die Lebensanschauung der

Pariserin ist freier, ungenirt, als die der deutschen Damen; sie spricht, ohne zu erröthen, von der Mutterchaft und der unerlaubten Welt. Man darf mit ihr über das Gewagteste reden, wenn es nur in leichter, feiner und heiterer Art geschieht. Sie kennt keine Vorurtheile, und dieser absolute Mangel an Vorurtheilen geht so weit, daß die anständige Frau, die femme honette den Contact mit der anerkannten Großmacht der triumphirenden Galanterie gar nicht scheut. . . . Aber man lasse sich dadurch nicht täuschen, in Wirklichkeit wird in Frankreich und vor allem in Paris wie schon Julius Faucher hervorhob, gegen das sechste Gebot wahrscheinlich weniger gesündigt, als irgendwo sonst in der Welt. Und zwar gilt das von allen Ständen. Die Frau in Paris, zumal die Frau der mittleren Stände, ist treu, fleißig, mülhthätig, praktisch und sparsam. Die Wohlhabenheit des Bürgerstandes, welcher in Frankreich so sehr gedeiht, die Thatsache, daß die meisten Kaufleute und Gewerbetreibenden sich in einem gewissen Alter in Rentner verwandeln, wäre ohne die Hilfe der überall werththätig eingreifenden Frau unmöglich. Die Franzosen behalten schon bei der Erziehung für jede Frau die Erwerbsfähigkeit im Auge. Die Ehen haben selten ihren Ursprung in der Liebe, jedenfalls nicht in dem, was man deutsche Liebe nennen könnte. Die Pariserin liebt eigentlich nicht, sie liebelt bloß. Dennoch sind unzufriedene Ehen im Mittelstande außerordentlich selten. Der Umstand, daß die Ehen Familienabmachungen sind, bei welchen nach Neigung nicht gefragt wird, hat in der französischen Literatur die ganz unbegründete Hypothese erzeugt, daß das Band der Ehe gewöhnlich von beiden Theilen nicht beachtet wird.

Es liegen uns von dem Hellwald'schen Buche erst vier Lieferungen vor, aber wir dürfen ihm heut schon ohne Uebertreibung nachrühmen, daß es uns reichliche Belohnung und diese in höchst angenehmer, schöner Form bietet. Die zahlreichen Illustrationen sind in diesem Werke geradezu eine Nothwendigkeit. Wir werden mit Allem, was Paris Schönes und durch seine historische Bedeutung Bemerkenswerthes hat, durch treue, gut geschnittene Abbildungen bekannt gemacht. Einige dieser Abbildungen sind wir in der Lage, unsern Lesern vorzuführen.

F. D.

Elise Orzeszko.

Meier Ezosowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden von E. R. Orzeszko. Einzige autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Leonhard Brigen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden u. Leipzig. Heinrich Minden.

Die deutsche Kritik wird diesem Buche sicherlich große Aufmerksamkeit zuwenden, denn es ist für uns eine durchaus neue Erscheinung: eine so treue Schilderung des Lebens der litthauischen Juden, die Darstellung ihres elenden, man möchte sagen von der Cultur kaum berührten Daseins, die tiefe Versunkenheit in mittelalterlichen Vorurtheilen, das starre Festhalten an dem Alten und die mächtige Abwehr alles Neuen ist in deutscher Sprache noch nie in so fesselnder und so poetischer Weise geschildert worden. Denn das giebt der Erzählung ihre Berechtigung, daß Frau Orzeszko verstanden hat, uns für einen von diesen sonst unserm Vorstellungskreise so fern liegenden Menschen in so hohem Grade einzunehmen, daß wir seinem Schicksal mit voller Theilnahme folgen.

Meier Ezosowicz ist der Repräsentant einer ganzen Menschenklasse, eine Art litthauischer Ariel Mesita, der sich gegen den Zwang und die Starrheit seiner Glaubensgenossen anlehnt, aber, wie bei den geschilderten Verhältnissen natürlich, dem geschlossenen Widerstande des gesammten, fast nur von Juden bewohnten Städtchens weichen muß. Meier zieht, von dem Bannfluch seiner Glaubensgenossen fortgetrieben, in die fernsten Länder, wo, wie er so oft erzählen hörte, Juden wohnen sollen, die die Sprache derer



Michael Gjosowicz senior.
Aus: G. P. Orzeszko. Meier Gjosowicz. (Dresden und Leipzig. Heinrich Minden.)

sprechen, unter denen sie seit Jahrhunderten leben, die die Kleidung derer tragen, die sie umgeben, die mit einem Wort an den Traditionen ihrer Vorfahren festhalten und doch ein menschenwürdiges Dasein führen. Die Erzählung klingt, wie man sieht, etwas mißtönend aus, aber die Dichterin hat Recht, sie so enden zu lassen. „Hat dieser verachtete, fluchbeladene, von Ailem entblößte Mann das Ziel erreicht, das er so leidenschaftlich erstrebte? Hat er in der weiten, ungekannten Welt Menschen gefunden, die ihm willig Thüren und Herzen öffneten und ihm den Weg zum Quell des Wissens ebneten? Ist er oder wird er jemals nach seinem Geburtsort zurückkehren, um mit seiner Vergebung auch zugleich das Licht zurückzubringen, kraft dessen sich dereinst dort die „Geber des Libanon“ erheben soll, wo vordem der niedere Dornenstrauch gestanden? — Wir wissen es nicht! — Die Begebenheit ist noch zu jung, um schon ein Ende erreicht haben zu können. Aber eben deshalb, weil diese Begebenheit, wie so unendlich viele ähnliche, ihrem Ende so fern ist, deshalb, mein Leser! welches Stammes Blut auch in deinen Adern fließet, wie und auf welchem Flecke dieser Erde du auch Gott verehrest — mein dir jemals auf deinem Lebenswege Meier Gzofowicz begegnet, reiche ihm eilig und warm, freundlich und hilfreich die Bruderhand!

Frau Orzeszko ist in ihrer Heimath eine anerkannte Schriftstellerin ersten Ranges. Seit Jahrzehnten steht sie in der Oeffentlichkeit als die Vorkämpferin eines besonnenen Fortschritts. Schon ihre ersten Erzählungen dienten einer bestimmten Tendenz, aber sie vermochte nicht die Tendenz der Kunstform unterzuordnen. Ihre neueren Erzählungen wie Eli Matower, in welchem das Verhältniß der Juden zu den Gutsbesitzern und der Kampf dieser beiden Elemente um ihre Existenz geschilbert wird, und der nummehr in's Deutsche übertragene Meier Gzofowicz, die „Pompalinski's“ und die „Brochwicz's“, welche die Verhältnisse des polnischen Adels behandeln, zeigen in dieser Beziehung außerordentliche Fortschritte. Als ihre höchste Leistung bezeichnet die Kritik die kleineren Skizzen und Novellen, die sie im Jahre 1880 in dem Buche „Aus verschiedenen Sphären“ vereinigt hat.

Es war hohe Zeit, daß die hervorragende Thätigkeit einer Künstlerin wie Frau Elise Orzeszko durch die Uebersetzung einem größeren Publikum zugänglich gemacht wurde. Leonhard Brigen ist offenbar ein gewandter Uebersetzer, doch läßt gerade „Meier Gzofowicz“ noch Manches vermissen. Um dieses Buch ganz entsprechend in ein deutsches Gewand zu kleiden, hätte der Uebersetzer mit den Vorstellungen und der Sprache der litthauischen Juden doch etwas mehr vertraut sein müssen. An vielen Stellen läßt er sich durch die Flexion des polnischen Wortes zu einer falschen Form verleiten, und hier und da giebt er das Deutsch-Jüdische in der polnischen Orthographie. Die polnische Schriftstellerin konnte dem nicht aus dem Wege gehen, der deutsch Schreibende aber hätte den Jargon in seiner ganzen Eigenart festhalten müssen, denn es ist um vieles leichter, denselben deutsch wiederzugeben als polnisch.

Die Zeichnungen Andriolli's, von denen wir eine hervorragende Probe geben, sind das Zeugniß eines bedeutenden Charakterisirungstalentes. Der Künstler ist, was in Deutschland wenig bekannt, der polnische Illustrator par excellence; die Klaffser der Polen sind fast alle von ihm illustriert worden. In jüngerer Zeit hat er auch hervorragenden Autoren Frankreichs seinen Stift geliehen, in Deutschland begegnet er uns zum ersten Male, aber gerade auf einem Felde, auf welchem er bei uns keinerlei Concurrenz hat, was dazu beitragen wird, ihm früh die verdiente Anerkennung zu verschaffen.

R. L.

Angra Pequena und Groß-Nama-Land.

So viel wir wissen, war Professor Theobald Fischer der erste Gelehrte, welcher in der „Zeitschrift für die gebildete Welt“ (Band IV, Heft 1, 1883) eine gediegene, wenn auch kurze Schilderung von Angra Pequena (sprich: Pefehna) für ein größeres Publikum bestimmt hat. Dann folgte eine wahre Fluth von Monographien, Skizzen, Abbildungen und Karten, welche unsern ersten Colonialbesitz zum Gegenstand hatten, — fast alles Nachwerke ohne jeden inneren Werth, die aber reißenden Absatz fanden. Und doch mußte man sich bei einiger Ueberlegung sagen, daß unmittelbar nach dem Bekanntwerden der Lüderich'schen Besitzergreifung selbst Männer der geographischen Wissenschaft nur bescheidene Kenntniffe von jenem Landstriche haben konnten, da demselben so gut wie gar keine Beachtung geschenkt worden war. Um so willkommener muß daher die Gabe sein, welche uns Johannes Olpp in seinem soeben erschienenen Werkchen „Angra Pequena und Groß-Nama-Land“ *) darbietet; derselbe hat 15 Jahre lang als rheinischer Missionär unter den Namas gearbeitet und in dieser Zeit mehrere Male die Gegend von Angra Pequena besucht. Seine Schilderung macht durchweg den Eindruck der Wahrhaftigkeit und Gründlichkeit; seine Schreibweise leidet dagegen an einer gewissen Steifheit, die wohl eine Folge seiner langen Abwesenheit von der Heimath sein dürfte. Wir möchten übrigens durch die folgenden Angaben, die hauptsächlich seiner Schrift entnommen sind, die Lectüre derselben nicht überflüssig machen; wir empfehlen dieselbe vielmehr auf das angelegentlichste, zumal die beigegebene vorzügliche Karte von der Westküste Südafrikas im Maßstabe von 1 : 3,000,000 für das volle Verständniß recht nothwendig ist.

Das erste Schiff, welches in Angra Pequena eingelaufen sein mag, trug den großen Entdecker Südafrikas, Bartholomeu Diaz (1486); ihm verdankt jene Bai den Namen „enge Bucht“ (ein Ausdruck, der sich nur auf die durch einen Fels versperrte Passage bezieht), wie andererseits die äußerste Spitze derselben den Namen des kühnen Seemannes erhalten hat. Der Hafen ist geräumig, geht aber (wahrscheinlich infolge säcularer Senkung) seiner Versandung entgegen. Die benachbarten Inseln, Possession und Schaboe, bargen einst große Guanolager, welche von Kaufhäusern der Capstadt abgetragen wurden; auch Robbenschlag und Fischfang ergaben einst reichlichen Ertrag. „Nur Wasser, Sand und Stein erblickte ich,“ sagt Olpp, „auch mit dem Fernrohr in der Hand, nichts als Dünen und Sandhügel.“ Eine Quelle sucht man am Strande vergebens; einen geringen Ersatz dafür geben nur der starke Thau und heftige Regengüsse, welche in den dortigen Wintermonaten (unseren Sommermonaten) einzutreten pflegen und sich etwa 4—5 Tagereisen weit in das Inland hinein erstrecken. In jenen Wintermonaten mußte daher auch der erste Versuch zur Cultivirung des Landes gemacht und zunächst artesische Brunnen gegraben werden. Um den furchtbaren Sandwehen einigen Einhalt zu thun, würden Besänzung von Gräsern, Schlingengewächsen, Winden und anderem Gestrüpp angebracht sein; als Waldbaum würde die *pinus silvestris* am ehesten gedeihen. „Unsere zukünftigen deutschen Ansiedler hätten es somit nicht mit Roden, vielmehr mit Anpflanzungen zu thun, einer Arbeit, die bekanntlich mehr Zeit, Geld und Geduld erfordert, wie das Urbarmachen amerikanischen Bodens.“

*) Angra Pequena und Groß-Nama-Land. Auf Grund vielfähriger Beobachtung kurz geschildert von Johannes Olpp. Rheinisch. Missionär. Mit einem Vorworte von Dr. theol. Fabri. Nebst einer Karte des Fero- und Nama-Landes. Elberfeld H. L. Friedrichs.

Das Hinterland von Angra Pequena führt den Namen Groß-Nama-Land; diese Bezeichnung ist richtiger als Nama qua-Land, denn die Endsilbe qua oder richtiger ga bezeichnet nur das männliche Geschlecht, während man unter Nama das Volk in seiner Gesamtheit zusammenfaßt. Die Küstendrecke dieses Landes zieht sich im Allgemeinen einförmig vom Wendekreis des Steinbocks bis zum Dranseßfluß, südlich dessen das schon zur Capcolonie gehörige Klein-Nama-Land beginnt. Der Boden steigt terrassenförmig von der See nach dem Innern hinauf und erreicht nach wenigen Tagereisen eine Höhe von 2000 m. An der Küste ragen über hohen Felswänden, an denen eine starke Brandung tobt, ausgedehnte Sanddünen, welche landeinwärts in ein wellenförmiges, fast vegetationsloses Steppenland übergehen. Der Reisende bewegt sich in seinem mit 8 Paar Ochsen bespannten Wagen nur mühsam die Höhe hinan, die armen Zugthiere erhalten oft 5—6 Tage lang keinerlei Nahrung. Wieder einige Tagereisen weiter gelangt man erst zu einem geschlossenen Gebirgszuge, in welchem von englischen Kaufleuten und Kaufgesellschaften nicht ohne Erfolg nach Kupfer gegraben wird; die Beschwerlichkeit des Erztransportes läßt diese Unternehmungen aber als wenig gewinnbringend erscheinen. Zahllose periodische Regenbäche und Kinnfale durchschneiden das Hochland; wie gewaltig und verderblich zur Gewitterzeit die Fluthen heranbrausen und, meist nach Süden gewandt, sich mit dem Dranje verbinden, so völlig versiegen sie bei anhaltendem Regenmangel. Nicht besser steht es mit den Quellen des Hochlandes; der Boden in ihrer Nähe ist meistens salzhaltig und unruhrbar, und keine tausend europäische Ansiedler, deren jeder eine Quelle für sich und sein Vieh beanspruchte, könnte dort existiren. „Wo jedoch guter Humus vorhanden ist, der bewässert werden kann, da liefert der Boden unglaublich reiche Ernten.“

Der August ist der schlimmste Monat: er bringt kalte Nebel mit sich, welche, von der aufsteigenden Sonne durchwärmt, Fieberlust erzeugen. „Ein schwacher Nordost zertheilt den Nebel; die kleinen Wölkchen sind aber zu leicht, erwünschten Frühregen zu spenden. Damit ist ein Kampf zweier Windrichtungen eröffnet, der bis Ende des Jahres anhält. Stürme aus Südwesten tragen kaltes Gewölk herbei. Es verdichtet sich zu einer atmosphärischen See, hängt wie ein bleiernes Meer in der Luft und löst sich ostwärts in fliegende Wolken auf. Wehe dem Reisenden ohne Kleidung, ohne Obdach, ohne Feuer in solcher Zeit!“ Sehr bald schlägt aber diese Witterung in eine Gluthitze um, die jedes lebende Wesen nach Kühlung seufzen läßt: der October läuft zu Ende, ohne Regen gebracht zu haben; die Hitze des Tages versengt, was der Thau im Winter vor dem Absterben gerettet hat. Erst um Weihnachten, wo im mittleren Theil des Groß-Nama-Landes die Temperatur auf 30—32° R. im Schatten gestiegen ist, brechen die Gewitter mit fürchterlicher Macht los. „Der ganze Horizont ist in tiefes Dunkel gehüllt. Orkanartige Stürme aus Nordwesten verwandeln die unteren Luftschichten in ein glühendes Sandmeer. Zwischen den geschlossenen vier Mauern kann man kaum mehr athmen. Der Donner rollt unaufhörlich und allenthalben.“ Diese Periode, in welcher die Regen wolkenbruchartig, aber zuweilen erst nach wochenlangen Unterbrechungen herabstürzen, dauert von December bis April. Dann folgen ein zweimonatlicher Herbst und ein eben so langer Winter, in dem das Thermometer bei 1000—1500 m Höhe auf —6° R. fallen kann; der Winter bildet die trodene Jahreszeit, Schneefall ist unbekannt, dagegen Reif keine Seltenheit.

Mit der Regenzeit erwacht die Vegetation; auf ein kurzes, saftiges Frühgras folgen allerhand Zwiebelgewächse, Euphorbien, Cacteen, Bärenklau, Disteln, Weberkarben u. dergl. Im Sandfeld wachsen die für Menschen und Thiere gleich werthvollen Melonen, tsamab genannt: wilde Gurken, eßbare Wurzeln und Knollen sind ebenfalls beliebt. An den Flüssen und in den Gärten gedeihen Tabak, Kürbisse und die meisten unserer Küchengemüse; der Anbau sämmtlicher Südfruchtbäume verspricht Gewinn. Wälder und Kuchholz fehlen so gut wie ganz; nur die Giraffen-Akazie ist zu Bauholz und ihre Wurzeln zur Waffenfabrikation brauchbar. Die Rinde der krüppelhaften

Dorn-Mazie wird angebohrt und der herausfließende Gummi von armen und hungrigen Menschen gegessen. Anderes Niederholz dient zur Bereitung von Peitschenstöden, Hauspfählen, Eß- und Trinkgefäßen.

Die Bewohner des Landes unterscheiden vier Klassen des Thierreiches, Werstthiere, Grassfresser, Fleischfresser und Vögel (anin = die Geschmückten). Zur ersten Klasse gehört vor allem das Rindvieh, hochbeiniger und massiger als unsere Rassen, aber weniger ergiebig an Milch; die Ziegen zeichnen sich durch lange Schlappohren aus und die heimischen Schafe durch ihre glänzend weißen Haare (anstatt der Wolle) und ihre Fettschwänze; der häßliche Hund dient mehr für die Jagd als für die Bewachung der Schafheerden; Hauskazen halten sich nur europäische Familien. Die Pferde, aus Südamerika in die Capcolonie eingeführt und mit echten Arabern und englischen Rassen gekreuzt, sind überaus dauerhaft und doch äußerst genügsam; Hafer ist ihnen ein unbekannter Genuß. — Zu den wilden Grassfressern rechnet man die Bavianen, welche in den felsigen Partien des Landes hausen und dadurch zum Nutzen gereichen, daß sie schädlichere Raubthiere, wie Panther und Leoparden, neben sich nicht dulden. Elephanten giebt es seit 60 Jahren gar nicht mehr, Nashörner wenig; im Oranje lebt die den Feldern und Gärten gefährliche Seekuh; im Nordosten des Nama-Landes werden noch Eleenn, Giraffe, Büffel, Gnu, Hartbeest, Kuddu-Antilope, Gemsbock, Zebra und Quagga viel gejagt. — Unter den Fleischfressern nimmt der Löwe (chami) die erste Stelle ein: gefährlicher sind aber Tiger, Leoparden, Panther und Wildkazen, Wölfe, Hyänen (in zwei Arten), Schakale und wilde Hunde. — In der Vogelwelt gebietet der Strauß, der bis 8 Fuß hoch wird und bei kühlem Wetter schneller als das beste Reitpferd dahin jagt; von Sperlingen giebt es 20, von Raben 3 Arten. Singvögel sind selten, desto mehr Raubvögel, wie Lämmergeier, Falken und Habichte: an den Flüssen nisten Wildtauben, Reb-, Feld-, Perl-, Wasser-Hühner, Fasanen, Enten und Gänse; an den Küsten leben vorzugsweise Pinguine und Alke. — Zu diesen Thieren treten noch zahlreiche Land- und Wasserschildkröten, Eidechsen, Schlangen, Nattern und Vipern; Skorpione und Käfer; Moskiten und Termiten; Busch-, Erd- und Wassermwanzen.

Eine eigenartige, übrigens nicht begründete Ansicht hat Olpp von der Herkunft der Hottentotten, der Hauptbewohner des Landes; er hält sie für identisch mit den Hadendoa, welche ursprünglich in dem Gebiete zwischen dem rothen Meere und dem Nil ansässig, durch Verdrängung allmählich bis nach Südwest-Afrika vorgeschoben wurden. Den Vortrab der Einwanderung bildeten wahrscheinlich die San oder Buschmänner, das jetzige Proletariat des Landes, welches auf der niedrigsten Culturstufe steht, von der Jagd und wilden Zwiebeln lebt und den übrigen Bewohnern durch Raub und Mord viel Schaden zufügt. Eine höhere Gesittung haben die später eingewanderten nomadischen Nama, welche bis vor hundert Jahren unbestritten die Herrschaft führten. Seit jener Zeit überschritten die sprachverwandten, aber intelligenteren Khoi-khoi = Stämme von der englischen Colonie her den Oranjesfluß; „sie nennen sich Freund der Freunde und zählen sich zu den gawa-khoina d. h. Huttragenden Menschen. Die größere Mehrzahl von ihnen spricht holländisch, trägt europäische Kleidung, versteht vor allem mit Schießwaffen umzugehen und treibt etwas Landbau, Eigenschaften, die auch die Namas anstreben und mehr oder weniger auch schon angenommen haben. Wenn englische Händler größere Jagdpartien aus den Khoi-khoi ausrüsten und denselben Pferde, Gewehre, Munition, Lebensmittel und dergl. im Werthe von Hunderten von Pfd. Sterling anvertrauen, so ist dies hinreichend, ihre Ueberlegenheit zu constatiren.“ Ein Theil der Nama gerieth unter die Vormächtigkeith der Khoi-khoi, andere Stämme haben ihre Selbständigkeit noch bewahrt; allzu friedlich sieht es also in Groß-Nama-Land nicht aus!

Im Gegensatz zu den nördlichen Nachbarn, den schwarzen Herero, welche der großen Negerfamilie der Bantu angehören, sind die Nama-Khoi-khoi leberfarbig in

den verschiedensten Schattirungen vom Hellgrau bis zum Dunkelbraun. Ihre äußere Erscheinung hat wenig Einnehmendes; die Männer sind durchschnittlich 1,60 m groß und hager; die Frauen kleiner und wohlgenährter. Die Schläfen sind eingedrückt, die Stirn kugelig rückwärts gebogen, der obere Hinterkopf stark ausgebildet, die Wadenknochen sehr hervorragend, die Nase erst in späteren Jahren etwas proportionierter; wulstige Lider schützen die Augen vor den Sonnenstrahlen, die Sehkräft ist außerordentlich entwickelt; das Kopfsaar hängt in langen Strähnen herunter, während das spitze Kinn unter den aufgeworfenen Lippen einen nur geringen Bartwuchs aufweist. Ihr Charakter ist sanguinisch, launisch und ganz unzuverlässig; sie lieben die Freiheit über alles und freuen sich an Gesang, Musik und Dichtung; fremde Sprachen lernen sie leicht; dagegen ist ihr Zahlen Sinn schwach entwickelt. Mit den meisten Afrikanern theilen sie die Untugenden der Faulheit und Bettelhaftigkeit; die Männer sprechen im besondern den geistigen Getränken gern zu, den Frauen eignen Eitelkeit und Puffsucht.

Eosern nicht unter christlichem Einfluß europäische Kleidung Platz gegriffen hat, gehen die Eingeborenen in den ersten Lebensjahren nackt, später mit einem Schurz um die Lenden und einem Schaf- oder Schafsfell über die Schultern angethan. Eben- sowenig war den Ramas vor der Bekanntschaft mit Europäern ein eigentlicher Handel bekannt; man tauschte Waaren nur untereinander aus. Sehr merkwürdig ist in dieser Beziehung die Sitte des „buskopjagens“, vielleicht ein Mittel, die innerhalb der Verwandtschaft verschobenen Vermögensverhältnisse wieder auszugleichen: „Der Onkel ist hiernach berechtigt, aus dem Hause und der Herde seines Neffen sich Alles anzueignen, was mit irgend einem Makel behaftet ist. Zu gelegener Zeit erscheint dann auch der Neffe und schleppt vom Besitze des Onkels so viele makellose Thiere und Gegenstände fort, als er, ohne den Alten sonderlich zu verletzen, wagen darf.“ Ueberhaupt spielt bei den Ramas die Abstammung eine große Rolle; den obersten Begriff bildet der Stamm, dem das Geschlecht und wiederum die Hauptfamilie untergeordnet sind. Mann und Frau pflanzen ihren Geschlechtsnamen fort, er den Namen seiner Mutter, sie denjenigen ihres Vaters. Die Verfassung eines Stammes ist patriarchalisch-demokratisch. Der an der Spitze stehende Regent (gao-aob) vererbt seine Würde stets auf den ältesten Sohn; er darf über Krieg und Frieden beschließen, Todesurtheile fällen und vollziehen und bei größeren Unternehmungen Steuern erheben lassen. Ihm zur Seite stehen der Rath der „Alten“, welche sich der Häuptling selbst wählt, und die Justiz- und Polizeibeamten, welche von den Bürgern ernannt werden. Die erhobenen Strafgelder (boete) „werden öfters schon miteinander verjubelt, ehe die Sitzung ganz aufgehoben ist; Richter, Kläger und Schuldige essen, trinken, rauchen dann gemüthlich miteinander. Doch kann es auch geschehen, daß irgend ein bekannter Strid seine 40 und noch mehr aufgezählt bekommt oder des Landes verwiesen wird.“ Das zahlreiche Dienstvolk besteht aus Buschmännern, verarmten Ramas und gefangenen Herero.

Das Familienleben der Ramas hat manche gute Seite. Vielweiberei besteht nicht, und die Frau ist die unbeschränkte Repräsentantin des Hauses, die Verwalterin des Viehs im Felde und die Erzieherin der Kinder. Ein Jüngling darf seine Zukünftige frei wählen, muß aber auf der Verft seiner Schwiegereltern eine Probezeit von zwei Jahren bestehen, ehe er seine selbständige Wirthschaft beziehen kann. Einzelne Eben zählen 8 bis 10 Kinder, im Allgemeinen nimmt aber die Bevölkerung an Zahl kaum zu; denn häufige Epidemien, Typhus, Masern und Pocken raffen Hunderte dahin. Im ganzen Groß-Nama-Lande, das die stattliche Größe von Norddeutschland hat, wohnen wohl nur 25 000 Menschen.

Ihren religiösen Anschauungen nach stehen die Ramas höher als die Zetisch-anbeter; denn sie glauben an ein Fortleben der Seele nach dem Tode und an ein höchstes Wesen, das sie unter verschiedenen Namen und Attributen, aber ohne Vermittelung von Priestern und Darbringung von Opfern verehren. Auch ein böses

Princip kennen sie. Abgeschiedenen Seelen schreiben sie übernatürliche Kräfte zu, daher denn auch ein Ahnencult in hoher Blüthe steht; Zauberei und Aberglaube begleiten das ganze Leben.

Bewunderungswürdig ist die Rednergabe fast jedes einzelnen Nama; ihre Ausdrucksweise liebt das Bildliche und Phantastische. „Von dem man es nicht erwartet, steckt auch eine Feder auf,“ heißt so viel wie: „Auch der Einfältige brüsst sich.“ Dem Großmaul, das in der Gefahr kleinlaut wird, sagen sie: „Du beginnst mit der Löwenschur und gehst mit der Wolfsschur fort.“ Die Unmöglichkeit, einem den Wunsch zu erfüllen, drücken sie so aus: „Wenn der Dachs einen Schwanz bekommt, gebe ich's Dir“ u. s. f. In der Dichtkunst cultiviren sie hauptsächlich das Thierepos. Die Sprache der Nama-Rhoi-Rhoi, von der Olpp einen dankenswerthen Abriss giebt, unterscheidet sich von derjenigen der Bantuvölker durch den einsilbigen Wortschatz und die vier eigenthümlichen Schnalzlaut: in letzterer Beziehung vergleicht ein anderer Forscher (Prof. Egli) das Hottentottische dem Glucken der Truthähne.

Was der Verfasser über die Missionsthätigkeit berichtet, übergehen wir hier: sie wurde vor 80 Jahren von deutschen Männern im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft begonnen: die jetzt bestehenden neun Stationen zählen im ganzen 3342 Bekenner. „Ist die Ziffer der Gemeindeglieder auch verhältnismäßig noch keine große, so kann man das Volk der Namas im Großen und Ganzen doch als ein in der Christianisirung befindliches bezeichnen. Viele der im Vorstehenden geschilderten heidnischen Eitten und Bräuche sind im Gebiete der Missionsstationen kaum mehr wahrnehmbar, und das Volk hat in den letzten 20 Jahren sichtbare Fortschritte zu einer höheren Cultur-Entwicklung gemacht. Möge die neue Zeit, die jetzt für Groß-Nama-Land anbricht, das bis jetzt Gewonnene nicht stören, sondern in gesunder Weise weiter fördern helfen!“ Wir wollen uns dem Wunsche des Verfassers aufrichtig anschließen, fürchten aber sehr, daß es den Nama-Leuten ebenso ergehen wird, wie den Rothhäuten Nordamerikas, von denen ein Forscher gesagt hat: „Brantwein, Pulver und Blei, Pocken und Eisenbahnen, sind die vier Mächte, die an ihrer Ausrottung arbeiten.“

H. J.

Bibliographische Notizen.

Die Klassiker der Philosophie. Von den frühesten griechischen Denkern bis auf die Gegenwart. Eine gemeinsafliche historische Darstellung ihrer Weltanschauung nebst einer Auswahl aus ihren Schriften. Von Dr. Moritz Brasch. Leipzig. Druck und Verlag von Greßner und Schramm.

Von diesem interessanten Werke, welches seinem Inhalte und seiner ganzen Anordnung nach nicht nur eine erschöpfende Geschichte der Philosophie, sondern auch eine Art allgemeiner historisch-philosophischer Anthologie bildet, liegt nummehr der erste Band, der das griechisch-römische Alterthum umfaßt, vollständig vor: ein imponirendes Gesamtgemälde einer fast neun-

hundertjährigen Entwicklung des antiken Geistes, und zwar von den ersten Spuren einer speculativen Auffassung des Naturganzen bei den sog. Ionischen Kosmologen bis in's fünfte Jahrhundert n. Chr., wo noch einmal das letzte Aufblühen der antiken Speculation im Neuplatonismus sichtbar wird. Innerhalb dieses gewaltigen Zeitraumes mit seinen wechselnden Anschauungen und Systemen sind es nun die hervorragenden Vertreter ganzer Richtungen, die in einzelnen abgerundeten Essays eine ebenso anziehende als erschöpfende Behandlung gefunden haben. Wie die wiederbelebten Schatten ziehen die großen Träger der Ideen ganzer Jahrhunderte an unserm innern Auge vorüber: erhebend und er-

schütternd. Denn diese überreiche Fülle von tiefsten Gedanken ist durch das Erscheinen der christlichen Weltanschauung dem Untergange geweiht, freilich um nach Ablauf von zwölf Jahrhunderten wieder erweckt zu werden und als neues Ferment in den modernen Culturgeist einzutreten. Dieses culturhistorische Moment ist hier in der Darstellung überall festgehalten, so daß auch nach dieser Seite hin die Einleitungen sich dem nähern, was man die philosophische Essaysform nennen könnte, eine literarische Form, welche bekanntlich in Frankreich und England schon lange blüht, in Deutschland aber noch sehr der Pflege bedarf. Was die Auswahl betrifft, die der Verfasser aus den Schriften der alten Philosophen getroffen hat, so hat er die Schwierigkeiten, die sich ihm hier in den Weg stellten, nicht ohne Geschick überwunden. Wer da weiß, was es heißt, aus den Dialogen Platons oder den Werken des Aristoteles auf verhältnißmäßig wenigen Bogen eine Auswahl zu treffen, in der alle Seiten ihrer Weltanschauung berücksichtigt werden, wird den hier eingeschlagenen Weg als einen richtigen bezeichnen können. Daß auch die hervorragenderen Repräsentanten der römischen Philosophie hier Platz gefunden haben, wird man nur billigen dürfen. Männer wie Lucretius, Varus, Cicero, Seneca und Marc Aurel ersetzen, was ihnen an speculativer Bedeutung abgeht (denn sie wurzeln alle in der griechischen Philosophie), durch den nachhaltigen Einfluß, den ihre Persönlichkeit wie ihre Schriften auf ihre Zeit ausübten. Nicht ohne dramatische Wirkung hat der Verfasser einen Mann an den Schluß dieses ersten Bandes gestellt, den er den „letzten großen Römer“ und den „letzten antiken Denker“ nennt. Es ist dies der als Staatsmann und Schriftsteller hochberühmte Boëtius, der bekanntlich auf Geheiß des Theodorich den Tod erleidet und der hier am Schluß des Alterthums eine Art typisch-symbolischer Bedeutung gewinnt. Die Scene, welche der Verfasser aus seiner „Consolatio philosophiae“ mittheilt und in der die Philosophie selbst in einer Art Vision ihm im

Kerker erscheint, um den Leidenden Trost zu spenden, klingt ungemein stimmungsvoll aus.

Der nächste Band des groß angelegten Werkes soll die Zeit von der Renaissance bis auf Immanuel Kant behandeln, während der dritte und letzte Band die Zeit von Kant bis auf die Gegenwart umfassen wird.

In den „Klassikern der Philosophie“ erhalten wir ein Werk, dem es, wie wir meinen, gelingen wird, die unter den sog. Gebildeten herrschende Abneigung gegen die Lecture philosophischer Schriftsteller zu überwinden, und das wäre gewiß ein schöner Erfolg.

Geistesheroen Deutschlands und Englands. Literarische Studien von Bayard Taylor. 2. Auflage. Leipzig. S. Glogau u. Co.

Goethes Faust. Erster und zweiter Theil. Erläuterungen und Bemerkungen dazu von Bayard Taylor. 2. Auflage. Leipzig. S. Glogau u. Co.

Beide Werke Taylors erscheinen in zweiter Auflage. Ein Beweis dafür, daß sie den Beifall des deutschen Publicums gefunden haben. Das erste enthält Vorträge, welche Taylor auf der Hochschule „Cornell“ zu Ithaca (im Staate New-York), wo die deutsche Sprache durch einen Lehrstuhl vertreten ist, gehalten hat. Er hat die ursprünglich akademischen Vorlesungen noch durch einige vermehrt, später auch vor einem größeren Zuhörerkreise in New-York und Boston wiederholt. Nach seiner Handschrift sind seine Vorlesungen dann von zwei Freunden herausgegeben worden. Darf man auch annehmen, daß Taylor für den Druck noch Manches verändert hätte, so wird man doch auch für die Veröffentlichung in dieser Form dankbar sein. Die Geistesheroen umfassen: Lessing: Klopstock, Wieland und Herder: Schiller, Goethe, Goethes Faust; Tennyson, Thackeray und Wilber aus Weimar.

Die eine dieser beiden Vorlesungen erscheint gewissermaßen in erweiterter Gestalt in dem oben genannten größeren Buche. Taylors Faust = Erklärung ist hervorgegangen aus einer 20jährigen Beschäftigung

mit dem Dichter, dessen größtes Werk er den englisch Lesenden in einer vorzüglichen Uebersetzung dargeboten hat. Taylor gehört zu den Erklärern, welche mit dichterischer Empfindung dem Poeten nachzufühlen streben und alles Hineininterpretiren vermeiden. Seine Faust - Erklärung bietet auch dem deutschen Leser, der mit dem Gegenstande wohl vertraut ist, des Neuen und Interessanten die Fülle.

Engelhorn's allgemeine Romanbibliothek. Erster Jahrgang. Bd. I. „Der Hüttenbesitzer“ von Georges Ohnet. 1. Bd.

Heut über Ohnet's „Hüttenbesitzer“ zu urtheilen, nachdem sein Roman in Frankreich 150 Auflagen erlebt hat, in Deutschland wiederholt übersezt und das vom Verfasser bearbeitete Drama über unsere Bühne gegangen ist, erscheint uns überflüssig. Wir gedenken desselben auch hier nur, um auf eine Bibliothek aufmerksam zu machen, welche das Bedürfnis der Leihbibliotheken aus der Welt schaffen will. „Den vielen Tausenden, die gern Bücher kaufen und sich in ihren Ruhestunden den

edlen Genuß einer guten Lectüre verschaffen möchten, soll unser neues Unternehmen die Möglichkeit bieten, zu einem beispiellos billigen Preise nach und nach eine eigene Bibliothek anzuschaffen.“ Solche Unternehmungen halten wir immer der Förderung für werth, und wir wünschen nur, daß die Engelhorn'sche Bibliothek für ihren allerding's beispiellos billigen Preis eine gute geistige Kost darbiete. av.

Salon-Novellen von Heinrich Köhler. Dresden. F. K. Steffens.

Ein hübsches Erzählertalent, aber weder neue noch originelle Motive; auch gestattet der Verfasser dem Zufall oft mehr Raum, als sich mit der Wahrscheinlichkeit vereinbaren läßt, und die Mittel Stimmung zu machen, sind zuweilen gar zu forciert. Ebenso können wir der Sprache den Vorwurf der Schwülstigkeit und Phrasenhaftigkeit, durch welche die beabsichtigte Wirkung bedeutend geschwächt wird, nicht ersparen. Etwas weniger anempfundene Sentimentalität und dafür eine Dosis Realismus würde ein wohlthuendes Gleichgewicht herstellen. mz.

Bibliographische Notizen für den Weihnachtstisch.

Was schenken wir unseren Kindern, Frauen, Freunden? Das ist die Frage, die sich beim Herannahen des Weihnachtsestes ein Jeder von uns vorlegt, der sich den kleinen Luxus gestatten darf, seinen Lieben ein Geschenk zu machen. Unter der großen Zahl von Gebildeten ist schon seit lange eine löbliche Sitte, die Bibliothek des Sohnes, die zierliche Sammlung des Töchterchens oder auch die Hausbibliothek durch ein schönes oder nützlichcs Buch zu vermehren. — Wir wollen nunmehr durch eine Aufzählung des Besten von dem, was uns auf den Weihnachtstisch gelegt worden ist, unseren Lesern einen Fingerzeig geben

für die Wahl eines passenden Geschenks. Für das Kind Geschichten von Dietrich Tiedens, mit einem Farbendruckbild von Bernhard Mörlus, Leipzig, E. Zwiemeyer, ist ein reizendes Buch, für das jüngste Kindesalter außerordentlich geeignet. Der große, saubere Druck und das schön getönte Papier machen das Buch auch vom hygienischen Standpunkte empfehlenswerth. — Die bekannte Freundin unserer Kinder, Marie Veeg, beschenkt uns mit zwei hübschen neuen Büchern. Für ihre jüngsten Freundinnen bietet sie Erträumte Märchen, Leipzig, E. Zwiemeyer, für ein etwas reiferes Alter

Blüthen und Aehren, ein Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt von 14 Jahren an, mit Originalbeiträgen der hervorragendsten Schriftsteller und Schriftstellerinnen, Stuttgart, Richter & Kappeler. Die „Blüthen und Aehren“ zählen Schriftsteller ersten Ranges zu ihren Mitarbeitern. Die prosaischen wie die poetischen Beiträge sind auf das auf dem Titel angegebene Alter durchaus passend gewählt und mit Geschmack an einander gereiht. Das sinnige Titelbild findet der Leser unten reproducirt. — Eine in dieser Form neue Erscheinung sind die im Verlage von Georg Wigand, Leipzig, erscheinenden Denksteine, Biographien berühmter Männer für die Jugend bearbeitet von Oskar Höcker. Jeder Band umfaßt drei Biographien mit den entsprechenden Portraits. In den bis jetzt erschienenen drei Bänden sind folgende Lebensbeschreibungen enthalten: Der alte Dessauer, Carl August von Weimar, Freiherr von Stein, — Ulrich von Hutten, Ernst Moriz Arndt, Theodor Körner, — Lessing, Goethe, Schiller. — Eine gleichfalls sehr werthvolle Jugendlectüre bietet derselbe Verlag und derselbe Verfasser in Bilder aus dem Städteleben Augsburgs und Nürnbergs. Der junge Leser gewinnt aus diesem Buche sehr viel, denn es bietet ihm ein lebhaftes Bild von dem Leben und Treiben unserer Voreltern. — Wie alljährlich erscheint auch dies Mal Julius Lohmeyers Deutsche Jugend als unser Gast (Leipzig, Alfons Dürr). Diese hervorragende Sammlung, von welcher uns dieses Mal Band 23 und 24 vorliegen, das gemeinsame Werk Julius Lohmeyers und Oskar Pletschs, unter deren Leitung eine große Anzahl vorzüglicher Schriftsteller bemüht sind, unserer Jugend das Beste aus allen Gebieten in schöner Form zu geben, bedarf einer besonderen Empfehlung gewiß nicht mehr, nachdem eine Reihe deutscher Unterrichtsministerien dieselbe als Muster der Jugendlectüre für Haus und Familie empfohlen und nachdem Männer von Fach sie als das geeignetste Buch für unsere

Jugend bezeichnet haben. — Julie Burows Denksprüche für das weibliche Leben, gesammelte Perlen zur Veredelung für Geist, Gemüth und Herz, lehren in 23. Auflage, herausgegeben von Elise Polko, bei uns ein (Bremerhafen, L. von Bangerow). Seit dem Jahr 1857, da dieses Buch zum ersten Mal erschien, ist es bedeutend erweitert und zu einem Schatz von Lebensregeln angewachsen, der in der Welt unserer jungen Mädchen seine Freundinnen nach Tausenden und Aber-tausenden zählt. Die Ausstattung ist eine außerordentlich schöne. — Die 50. Auflage! Die Jubiläumsausgabe eines Buches ist das beste Zeugniß des Publikums für den Werth desselben. Das Werk, dem diese Ehre zu Theil wird, ist das bekannte, viel gelesene christliche Hausbuch Psalter und Harfe von Carl Johann Philipp Spitta, Bremen, W. Heinsius, das diesmal mit 24 Vollbildern, dem Portrait Spittas, zahlreichen Illustrationen und Initialen nach Originalen von B. Blochhorst und F. Wanderer geschmückt und mit einer Einleitung und Biographie Spittas aus der Feder Julius Sturms bereichert auf dem Weihnachtstisch erscheint. Als Seitenstück zu Spittas Dichtungen kann man wohl auch die Sammlung Der letzte Strauß, vermischte Gedichte von Carl Gerok, 2. Auflage, Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, bezeichnen. Den Hauptbestandtheil der Sammlung bilden Lieder von echter Religiosität. Der kleinere Theil bezeichnet sich als Aus Sage und Geschichte. Formvollendung und Innigkeit bedürfen bei Carl Gerok nicht erst besonderen Lobes. — Von Büchern, die nicht gerade als Geschenk-Literatur auf den Markt kommen, sich darum aber nicht weniger zur Bereicherung der Bücherschätze unserer Kinder eignen, gedenken wir noch der schönen Sammlung Deutsche Dichter und Denker, I. Bd., Geschichte der deutschen Literatur. Für Schule und Haus. Band II. Proben, Mottos, Selbstbekenntnisse und Urtheile der Zeitgenossen und Nachwelt, literar-historische Auswahl, bearbeitet von

Dr. Friedrich Sehrwald, mit 140 Portraits in Holzschnitt (Mtenburg, Oskar Bonde). Ganz besonders eignet sich der letztgenannte Band zu Geschenken für die reifere Jugend, denn er bietet nicht nur gut gewählte Proben aus den Dichtern

Forschung ist es hier abgesehen: es handelt sich vielmehr um die abschließende Zusammenfassung des in England über die genannten Dichterinnen Geschriebenen, und das ist dem Verfasser — oder sagen wir richtiger der Verfasserin? — im höchsten



selbst, sondern ebenso geschieht zusammen- gestellte Urtheile hervorragender Kenner und Kunstgenossen über sie. — Drei englische Dichterinnen, Essays von H. Druskowiz, Dr. phil., Berlin, Robert Oppenheim, behandelt die bei uns noch nicht genügend gewürdigten Joanna Baillier, Elisabeth Barrett-Browning und George Elliot. Nicht auf selbstständige

Grade gelungen. Ihre Darstellung hat etwas künstlerisch Abgerundetes und bietet dem deutschen Leser auch fast durchweg Neues. Die Uebersetzungen sind eine werthvolle Beigabe. — Durch große Billigkeit und vernünftige Auswahl zeichnet sich die Volksbibliothek für Kunst und Wissenschaft, herausgegeben von Rudolf Bergner (Hermann Brudner in Leip-

zig) aus, so daß selbst, wer nur ganz bescheidene Summen für Büchergaben übrig hat, ein oder mehrere Bändchen aus derselben erwerben kann. Nr. 1 enthält die deutsche Lyrik der Gegenwart, eine Anthologie, zusammengestellt von Fritz Lemmermayer, Nr. 2 Friedrich der Große, Abhandlung über den Krieg, Reflexion über die militärischen Talente und den Charakter Karls XII. — Von der reichen Ernte, die auch in diesem Jahr wieder die lyrische Dichtung hält, erwähnen wir an erster Stelle: Der Pathe des Todes, Dichtung von Rudolf Baumbach, Leipzig, A. G. Liebeskind, eine wunderbar ergreifende Erzählung von dem Pacte eines jungen, gelehrten Mediciners mit dem Tode, dem am Ende vor seinen Augen seine Geliebte selbst verfällt, weil er ihr einmal im Leben untreu geworden ist. Die Form ist, wie bei Baumbach immer, vollendet. — Im Jahre 1854 erschien ein seinem Werthe nach viel zu wenig beachtetes lyrisch-episches Gedicht aus dem deutschen Volksleben des 16. Jahrhunderts, Jungfriedel, der Spielmann von August Becker. Hatte die Kritik auch hier und da den Mangel an Einheitlichkeit an dieser Dichtung zu tadeln, so war doch das Urtheil über die eingefügten lyrischen Partien ein einstimmig günstiges. Der Dichter hatte daher vollkommen ein Recht, diese lyrischen Perlen zu vereinigen und sie wiederholt herauszugeben. Sie liegen uns nunmehr in der Sammlung Liederhort aus Jungfriedel der Spielmann von August Becker, Leipzig, A. G. Liebeskind, vor. — Derselbe Verlag beschenkt uns noch mit einem heiteren April-Mai-Märchen in Reimen: Siebensön von Benno Rüttenauer, der Dichtung eines Anfängers, aber offenbar eines reichtalentirten Anfängers, und mit einer anziehenden Sammlung von Schnaderhüpfeln, Nix für unguet! von Hans Grassberger, reizenden kleinen Dichtungen, die die Eigenart des Alpenkindes geschickt wiedergeben. Der reichhaltigen Sammlung geht eine Studie „Ueber Herkunft und Wesen

des Schnaderhüpfels“ voraus, die von großem Interesse ist. — Die Idyllen und Scherze, neue Gedichte von Heinrich Seidel, dritte Sammlung, Leipzig, A. G. Liebeskind, zeichnen sich durch Gedankenfrische und Leichtigkeit der Formen aus. Unter den Scherzen befindet sich manches ganz Vorzügliche, so z. B. der Hymnus an „das Schwein“, „Das Lied vom Dichter“ u. s. w. — Ein Verlag, der uns bisher wenig oder gar nicht mit lyrischen Sachen beschenkt hat, bietet diesmal eine Sammlung, unter dem Titel Flocken, Gedichte von Alexis Comniz, Breslau, Preuß & Jünger. Die Sammlung enthält Lyrisches und Lyrisch-Episches. Wir möchten den Gedichten letzterer Art den Vorzug geben, in denen häufig Reichtum der Gedanken sich mit Glätte, bisweilen auch Neuheit der Formen paart, während uns das Lyrische im Ganzen mehr als Nachempfundenes erscheint. Alexis Comniz begegnet uns zum ersten Male in der Literatur. Wir dürfen von ihm wohl noch manches Gute erwarten. — Erwähnen wir noch einiger Lieferungswerke, deren Werth schon lange zur Genüge gewürdigt ist: Felix und Theresie Dahns Walhall (Krugnach, B. Boigtländer), dessen wir beim Erscheinen der ersten Lieferung wiederholt gedacht, liegt abgeschlossen vor. Die große Schloffer'sche Weltgeschichte für das deutsche Volk, Berlin, Oswald Seehagen, eröffnet eine neue Lieferungsausgabe, bearbeitet von Dr. Eskar Jäger und Dr. Franz Wolff. Der Bildersaal der Weltliteratur von Dr. Johannes Scherr, dessen erste Lieferung vorliegt, beginnt seine dritte, neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. Dieselbe wird drei Bände, nicht wie bisher, zwei umfassen, indem neben der Vermehrung im Allgemeinen die deutsche Dichtung einen besonderen ganzen Band bilden wird. Die illustrierte Prachtausgabe von Goethes Werken, herausg. von Prof. Dr. Heinrich Dünker, wird bis zum Weihnachtseste abgeschlossen vorliegen. (Deutsche Verlagsanstalt, vorm. Eduard Hallberger.) — Zum Schluß sei des

Deutschen Kalenders gedacht, Jahrbuch des Wichtigsten in Wissenschaft, Kunst, Handel und Gewerbe (H. Haack, Berlin). Die Herausgeber haben mit Auscheidung des rein Belletristischen alles Wissenswerthe in Wissenschaft, Kunst, Gewerbe u. s. w. zusammengestellt. Außer den üblichen kalendariſchen Nachrichten umfaßt dieser Kalender einen ausführlichen Sæcular- und Semiſæcular-Erinnerungskalender, umfangreiche Jahreschronik über Colonien, geographiſche Entdeckungen u. s. w., naturwiſſenſchaftliche Forſchungen, Beiträge aus der Heilkunde, Muſik, Theater und bildende Kunst. Besondere Erwähnung verdient die allgemein techniſche Uebersicht von Dr. F. Grothe, der Per-

sonalkalender, die ſtatistiſche Uebersicht aller Staaten, Kriegsheere und Flotten, Großstädte Europas, Frequenz der Universitäten, Staatſchulen aller Culturstaaten, Kohlen- und Eisenproduction und Eisenbahnes der Erde, Heilquellen und Kurorte, Wirthſchafts- und Verkehrsverhältnisse, Deutsche Erwerbs- und Wirthſchafts-Genossenschaften, die Oberlandesgerichte, Banken, Versicherungs-Gesellschaften, Berg- und Hüttenwerke, Schulden des deutschen Reiches, die Reichsbank, Geld- und Creditwesen, Kunstakademien, Höhere Fachschulen, Post und Telegraphie zc. zc. Den Schluß bildet ein umfangreicher Retrolog von 1883/84.

Bei der Redaction von „Nord und Süd“ zur Besprechung eingegangene Bücher.

Gley, Fritz, Moderne Kunst. Studien zur Kunstgeschichte der Gegenwart unter besonderer Berücksichtigung der münchener, berliner und pariser Ausstellungen im Jahre 1883. Mit Illustrationen in Holzschnitt, Radirung und Helioſtravüre. Leipzig, E. A. Seemann.

Concordia. Zur Geschichte des Wiener Journalisten- und Schriftsteller-Vereines „Concordia“ 1859–1884. Wien. Im Selbstverlage der „Concordia“.

Cumberland, Stuart C., Besucher aus dem Jenseits. Breslau-Leipzig-Berlin, S. Schottlander.

Dahn, Felix, und Dahn, Therese, Walhall. Germanische Götter- und Heldensagen. Für Alt und Jung am deutschen Heerd erzählt. Mit mehr als 50 Bildertafeln, Festbildern, Kopfsteinen und Schlussstücken nach Federzeichnungen von Johannes Gehrts. Kreuznach, R. Voigtländer. Lief. 3–9 (Schluss).

Dresdener Gallerie. Eine Auswahl der hervorragendsten Meisterwerke dieser Gallerie in Stahlſtich. Mit zahlreichen in den Text gedruckten Portraits und erläuterndem Text von H. A. Weiske. Reudnitz-Leipzig, H. A. Payne. Heft 1 und 2.

Duruy, Victor, Geschichte des römischen Kaiserreichs von der Schlacht bei Actium und der Eroberung Aegyptens bis zu dem Einbruche der Barbaren. Aus dem Französischen übersetzt von Professor Dr. Gustav Hertzberg. Mit ca. 2000 Illustrationen in Holzschnitt und einer Anzahl Tafeln in Farbendruck. Leipzig, Schmidt & Günther. Lief. 1.

Eberty, E., Ueber Lebensmittelversorgung von Großstädten in Markthallen. Berlin, Leonhard Simon. (Volkswirtschaftliche Zeitfragen. Heft 47 und 48.)

Eckermann, Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Von Johann Peter Eckermann. Sechste Auflage. Mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen von Heinrich Düntzer. In drei Theilen. Nebst neuem Register. Leipzig, F. A. Brockhaus

Eigenbrodt, Wolrad, Hagedorn und die Erzählung in Reimversen. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung.

Engelmann, Dr. J., Die Leibeigenschaft in Russland. Eine rechtshistorische Studie. Leipzig, Duncker & Humblot. Dorpat, E. J. Karow.

Friedeberg, M., Bilder aus Ostpreussen. Einst und Jetzt an der Ostmark des deutschen Ordens. I. Bändchen. Tilsit 1885, Wilhelm Lohaus.

Gallitzin, Allgemeine Kriegsgeschichte aller Völker und Zeiten. II. Abtheilung. Allgemeine Kriegsgeschichte des Mittelalters. Herausgegeben unter der Redaction des Fürsten N. S. Galitzin. Aus dem Russischen in's Deutsche übersetzt von Streccius. Zweiter Band, erste Hälfte. Von Einführung der Feuerwaffen bis zum Dreissigjährigen Kriege (1350–1618). Mit Karte. Cassel, Theodor Kay.

Geerth, A., Einführung in das Studium der Dichtkunst. II. Das Studium der dramatischen Kunst. Leipzig und Wien, Julius Klinkhardt.

Heemstedde, L. v., Mathusala. Dramatisches Gemälde in fünf Aufzügen. Paderborn, Ferdinand Schöningh.

Heibig, G. Ad. W. v., Russische Günstlinge. Wortgetreuer Abdruck der Originalausgabe. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1809. Mit Portrait der Kaiserin Catharina II. nach Dan. Chodowiecki, Stuttgart, J. Scheibles Verlagsbuchhandlung.

Hölderlin, Friedrich, Dichtungen. Mit biographischer Einleitung herausgegeben von K. Köstlin. Mit 2 Abbildungen. Tübingen, Franz Fues (L. Fr. Fues'sche Sortiments-Buchhandlung).

Kalender. Deutscher Kalender 1885. Verlag von A. Haack. Berlin NW. — A. Haacks Damenkalender für 1885. — Portemonnaie-Kalender für 1885. Berlin, A. Haack.

- Jansen, Albert,** Jean Jacques Rousseau als Musiker. Berlin, Georg Reimer.
- Kobersteins, August,** Grundriss der Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Sechste umgearbeitete Auflage von Karl Bartsch. Leipzig, F. C. W. Vogel. — Erster Band.
- Köppen, Fedor von,** Die Hohenzollern und das Reich. Von der Gründung des Brandenburgisch-Preussischen Staats bis zur Wiederherstellung des Deutschen Kaiserthums. Mit 180 Holzschnitten, 2 Farbendruckbildern und 12 Karten. Carl Flemming, Glogau. Heft 1-6.
- Krause, Dr. Gottlieb,** Friedrich der Grosse und die deutsche Poesie. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses.
- Lingg, Hermann,** Högnis lotte Hoerfahrt, Nordische Scene nach einer Sago der Edda. München, Georg D. W. Callwey.
- Marshall, Emma,** Von Herzen treu. Eine Familiengeschichte. Deutsch von Marie Morgenstern. Leipzig, J. C. Hinrichs.
- Mitchell, Gustav,** Das Buch der Esel. Mit 25 Zeichnungen vom Verfasser. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk).
- Nuova Rivista Internazionale.** Periodico di lettere, scienze ed arti compilato da C. S. Giusti, Prof. G. Rigutini, Dr. G. A. Scartazzini. Anno Quarto. Nr. 15, 16. Agosto 1864. Nr. 17. Settembre. Firenze, Successori Le Monnier.
- Oberleitner, Carl,** Donna Maria de Pacheco. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Wien, Wilhelm Frick.
- Orzeszko, E. P.,** Meier Ezofowicz. Erzählung aus dem Leben der Juden. Einzig autorisirte Uebersetzung aus dem Polnischen von Leonhard Brixen. Mit 26 Illustrationen von M. Andriolli. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden.
- Precht, Dr. Victor,** New-York im siebzehnten Jahrhundert. (Vorträge herausgegeben vom deutschen gesellig-wissenschaftlichen Vereine von New-York. Nr. 8.) New-York. Druck der Cheronny printing and publishing Co.
- Quednow, M.,** Filippo Strozzi. Historischer Roman. Gotha, Friedrich Andreas Perthes.
- Revue internationale** sous la direction de M. Angelo de Gubernatis. Tome Quatrième. Illme livraison.
- Reyer, E.,** Aus Toskana. Geologisch-technische und kulturhistorische Studien. Mit 8 Figuren im Text und 4 Tafeln. Wien, Carl Gerolds Sohn.
- Roscher, Wilhelm, und Jannasch, Robert,** Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung. Dritte verbesserte, vermehrte und zum Theil ganz neu bearbeitete Auflage von Roschers Colonien. Leipzig, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.
- Samarow, Gregor,** Die Saxoborussen. Roman. 3 Bde. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt.
- Sanders, Daniel,** Verdeutschungswörterbuch. Leipzig, Otto Wigand.
- Scherr, Dr. Johannes,** Bildersaal der Weltliteratur. Dritte neu bearbeitete und stark vermehrte Auflage. In drei Bänden. Stuttgart, Gebrüder Kröner. 1. Lief.
- Scherr, Dr. Johannes,** Neues Historienbuch. Zweite Auflage. Leipzig, Otto Wigand.
- Schiller-Stiftung,** Festschrift des Verwaltungsrathes der Deutschen Schiller-Stiftung zum 10. November 1864. Weimar, Druck von G. Uschmann.
- Schlegels, A. W.** Vorlesungen über schöne Literatur und Kunst. Dritter Theil (1803-1804). Geschichte der romantischen Litteratur (nebst Personalregister zu den drei Theilen). Heilbronn, Gebrüder Henninger.
- Schlossers, Fr. Chr.,** Weltgeschichte für das deutsche Volk. Vierte Ausgabe. Mit zahlreichen Abbildungen und Karten. Von Neuem durchgesehen und ergänzt von Dr. Oskar Jäger und Dr. Franz Wolff. Erster Band. Zwanzigste Auflage. Berlin, Oswald Seehagen.
- Schwald, Friedrich,** Deutsche Dichter und Denker. Erster Band: Geschichte der deutschen Literatur. Für Schule und Haus bearbeitet. Zweiter Band: Deutsche Dichter und Denker in Proben, Mottos, Selbstbekenntnissen und Urtheilen der Zeitgenossen und Nachwelt. Mit 140 Portraits in Holzschnitten. Altenburg, Oskar Bode.
- Schuster, Friedrich Wilhelm,** Alboin und Rosamund. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Zweite revidirte Auflage. Wien, Carl Gräser.
- Singer, J.,** Briefe berühmter christlicher Zeitgenossen über die Judenfrage. Wien, Oskar Frank.
- Spitta, Carl Johann Philipp,** Psalter und Harfe. Fünfte Auflage. Jubel-Ausgabe. Mit 24 Vollbildern, dem Portrait Spittas, Illustrationen und 42 Initialen nach Originalen von B. Plochhorst und F. Wanders. Neu geordnet nach dem Vater Unser. Mit Einleitung und Biographie Spittas von Julius Sturm. Bremen, M. Heinsius. Lief. 1 u. 2.
- Sterns, Carus,** Werden und Vergehen. Eine Entwicklungsgeschichte des Naturganzen in gemeinverständlicher Fassung. Mit 450 Holzschnitten im Text und 25 Vollbildern in Farbendruck und Holzschnitt. Berlin, Gebrüder Bornträger (Ed. Eggers). Lief. 1.
- Sturm, Theodor,** Zur Chronik von Griechenland. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Stretton, Hesba, Carola.** Aus dem Englischen übersetzt von August Daniel. Gotha, F. A. Perthes.
- Sydow, Clara von,** Das selbe Lied. Berlin, Gebrüder Paetel.
- Verfasserin** von John Halifax Gentleman, Der Lorbeerbaum. Eine altmodische Liebesgeschichte. Deutsch von Else Erdmann. Leipzig, J. C. Hinrichs.
- Verhandlungen** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Band XI, Nr. 6 und 7. Berlin, Dietrich Reimer.
- Vogel, Dr. Julius,** Das Mikroskop. Vierte Auflage, vollständig neu bearbeitet von Dr. Otto Zacharias. Leipzig, Denicke's Verlag. 6. Lieferung.
- Zeitschrift** der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin, herausg. von Prof. Dr. W. Koenig. Neunzehnter Band, viertes und fünftes Heft. Berlin, Dietrich Reimer.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Herausgebers.

Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift unterlagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß

der bis jetzt erschienenen Hefte 1—90 der Zeitschrift „Nord und Süd“.

A., J. Die ungarische Staatsidee. H. 67.
Abel, C. Sprache und Aegyptische Sprache. Hest 27. — Ueber die Unterscheidung sinneverwandter Wörter. Hest 72.
Alan George. Rumänische Gesellschaft. Scenen aus Butarest. Hest 41.
Alaeger, Julius. Betrachtungen über bildende Kunst. Hest 52. 53.
Althaus, Friedrich. Ferdinand Gregorovius. Ein Lebensbild. Hest 69. — Erinnerungen an Gottfr. Kinkel. Hest 71. 73. — Der wahre Lord Byron. Hest 81.
Angenruber, Ludwig. Zur Psychologie der Bayern. Wie der Fieber unglaublich ward. Hest 3. Mit Porträt. Der gottüberlegene Jacob. H. 5. Die fromme Kathrin. H. 10. Das Sündkind. H. 17. — Sein Spielzeug. H. 30. — Der Einsam'. Erzählung. H. 50. — Ein böser Gast. H. 69. — Das Ehekräutlein. H. 78.
Anticus. Die staatliche und sociale Entwicklung Japans in den letzten zehn Jahren (1868—1878). Hest 26. 27.
Auerbach, Berthold. Mit Portr. Der Sohn des Käthchens v. Heilbronn. Erz. Hest 14. — Ferd. Alba und Clärchen. Eine Brüsseler Erinnerung. Hest 52.
Auerbach, Felix. Hermann Helmholtz und die wissenschaft. Grundlagen der Musik. H. 56. — Ansichtslose Gebirge. H. 85.
Augier, Emile. Fragment. Hest 25.
Baas, J. Herm. William Harvey, der Begründer der neuen Physiologie und ihrer Methode, im Lichte der Culturgeschichte. Hest 37. — Die Grenzen des ärztlichen Erkennens. Hest 54. — Ueber die Grenzen des ärztlichen Könnens. Hest 72. — Die Brille. Hest 85.
Baechtold, Jakob. Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Hest 39.
Baron, J. Gemeinwirtschaft und Privatwirtschaft. Hest 8. — Der Normalarbeitstag. H. 15. — Die neuen Reichsjustizgesetze. Zum 1. October 1879. H. 30.
Bartsch, Karl. Mit Porträt. Josef Victor von Scheffel. Hest 16. — Italienisches Frauenleben im Zeitalter Dantes. H. 30. — Das altfranzösische Volkslied. Hest 62. — Elfride. Hest 80.
Barth, A. de. Ueber die Bedeutung der Blumen. Hest 13.
Basch, E. von. Das Wesen des Kreislaufs. Hest 45.
Bauernfeld, Ed. Correspondenzen mit Anastasius Grün. Erinnerungen. Hest 6. — Moriz Schwind z. Gedächtniß. Hest 9.
Baumbach, H. Neue Dichtungen. H. 74.
Baur, C. Der Elsaß als eine Pflegstätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung. Hest 16. — Die Salzburger Emigranten. Hest 26.
Bed, Karl. Erinnerungen an Alexander Petöfi (1846). Hest 25.
Bernhöft, Franz. Ueber die Stellung der Frauen im Alterthum. Hest 89.

Biedermann, Karl. Zur Entwicklungsgeschichte der Goethe'schen Faustdichtung. H. 8. — Lessing in England. Hest 18. — Aus Heinrich v. Kleists Lebens- und Liebesgeschichte. H. 55. 66. 67. — Die Natur als Gegenstand poetischer Empfindung u. Darstellung. H. 76. — Ein Stück Lebens- und Zeitgeschichte. H. 86.
Björnson, Björnstjerna. Staub. Erzähl. Ueberf. v. Helene Schröter. H. 69.
Blümner, Hugo. Ueber Travestie u. Parodie in der klassisch. Literatur. H. 57.
Bodenstedt, Friedrich. Prolog. H. 1.
Böhlau, F. Herzenswahn. H. 88. 89.
Bois-Reymond, E. du. Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtsstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten. Hest 15.
Boerner, Paul. Rudolf Virchow bis zur Berufung nach Würzburg. Hest 61. — Friedrich Theodor von Frerichs. H. 86.
Boetticher, Adolf. Die Stadt des Tantalos. Hest 49. — Die neuesten Ausgrabungen der Griechischen Archäologischen Gesellschaft. Hest 57.
Brachvogel, Udo. Bret Harte. Mit dem Porträt. Bret Hartes. Hest 44.
Brandes, Georg. Henrik Ibsen. H. 80.
Brandt, Oberst z. D. v. Das Leben v. Colin Campbell, Lord Clyde. Hest 53. — Bilder aus Indien. Hest 60. 67.
Brandt, W. v. Sprache und Schrift der Chinesen. Hest 78.
Braun-Wiesbaden, Karl. Eine unsindbare freie Reichsstadt. Culturgeschichtl. Skizze. Hest 20. — Nur ein Schneider. Bilder aus der deutschen Kleinstaaterei. Hest 31. 32. 33. — Weltpolitik und Kleinstaaterei. 1860. Hest 67. — Wer hat das Pulver erfunden? Hest 75. — Rudolf von Thiering. Hest 87.
Brehm, A. G. Wildpferde in den asiatischen Steppen. Hest 6.
Breitinger, F. Die Entwicklung des Realismus in der französ. Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts. Hest 9. — Der heutige Roman Italiens. H. 50.
Bret Harte. Der Mann v. Solano. Amerik. Skizze. Uebertr. von Udo Brachvogel. Hest 1.
Brück, Anton Theobald. Das Alter. Hest 61. — Lachen und Weinen. Hest 77. — Die Stigmatisirten. Hest 88.
Brückner, Alex. Zur Naturgesch. der Prätextenden. Hest 44. — Joseph II. in Rußland im Jahre 1780. Hest 77. 78.
Bucher, Bruno. Zur Popularisirung der Kunst. Hest 10.
Bunjen, Marie v. Tiefe Gluthen. H. 87.
Busch, W. Der Fuß und seine Bekleidung. Hest 25.
Cantor, Mor. Sir Isaac Newton. I. II. H. 46. 47. — Aus Universitätsfreien. H. 81.

Carriere, Moriz. Geschmack und Gewissen. Heft 4. — Der Unterschied des plastisch. u. malerisch. Stils. Mit Portr. Heft 9. — Johannes Huber. Mit Portr. S. 27. — Wechselbeziehungen deutscher u. italienischer Kunst. S. 43. — Calverons Arzt seiner Ehre und Shalespeares Othello. Heft 50.

Coppée, François. Olivier. Nov. in Vers. Uebers. von Wolf Grafen Dautist. S. 32.

Corvus, M. In omnibus charitas. Novelle. Heft 64. 65.

Curtius, Ernst. Griechische Ausgrabungen. 1876—1877. Heft 1.

Dahn, Felix. Gedicht zu einem Bilde Kaiser Wilhelms. Mit Portr. Kaiser Wilhelms. Heft 49. — Friedr. Rüdert. Mit Portr. Heft 51. — Der Streit um die Krone. Ballade. Heft 56. — Nachruf an Richard Wagner. Heft 73. — Vom armen Hässlein. Ballade. Heft 76. — Ueber Ludwig Steub. Heft 78.

Deitrich, Franz. Der Talmud und die Farben. Heft 14.

Demmin, August. Sammler, Sammeln, Sammlungen. Heft 28.

Dohm, G. Fragm. Aus ein. unvollend. Lustspiel Emile Augiers. Heft 25.

Dove, A. Gustav Freytag. Mit dem Portr. von Gust. Freytag. Heft 29.

Duhn, F. v. Ueber die Anfänge der Antikensammlungen in Italien. Heft 45. Ueb. die Wanddecorationen eines röm. Hauses i. Garten d. Farnesina. S. 77.

Ebers, Georg. Mitternacht u. Keim im Ägyptischen. Heft 1. — Mit Portr. Mein Grab in Theben. Heft 10. — Das Alte in Kairo und in der arab. Cultur seiner Bewohner I. II. Heft 74. 75.

Eberth, F. Das Wesen im Leben. S. 47

Edler, K. C. Eine Glocknerfahrt. Novelle. Heft 20.

Ehrlich, S. Ant. Rubinstein. M. d. Portr. S. 26. — Mailänder Erinnerungen a. d. Sommer 1881. S. 56. — Die Berliner Musik-Saison. Rückblide. S. 60. — Johannes Brahms. S. 62.

Elster, Ch. Eine Kreuzträgerin. Erz. N. d. Norw. übers. v. E. Klingensfeld. S. 72.

Ernst, D. Die Renegatin. Eine Erzählung aus dem Orient. Heft 29. 30.

Eulenburg, Philipp zu. Aus der Art. Eine märkische Studie. Heft 83.

Giffenhardt, F. Der Ursprung der romanischen Sprachen. Heft 36.

Jaffe, J. v. Das Fenster in d. Wohnung. Heft 2. — Zeitgemäße Patinafragen. Heft 67.

Jischer, Nuno. Ein literar. Findling als „Lessings Faust“. Heft 2. — Ueber G. E. Lessing I. Lessings reformatorische Bedeutung in der deutschen Literatur. II. Lessings Minna von Barnhelm. III. Lessings Emilia Galotti. Heft 38. 39. 41. — Die hundertjährige Gedächtnisfeier der „Kritik der reinen Vernunft“. Heft 51.

Jischer, W. Briefe von Richard Wagner. Heft 76.

Fontane, Th. Grete Minde. Nach einer altmärk. Chronik. S. 26. 27. — L'Adultera. Nov. M. d. Portr. S. 39. 40. — Grieben und Siethen. Ein märk. Capitel. S. 55. 56. Der Scharnhoft-Begräbnisplatz a. d. Berliner Invalidenkirchhof. S. 56.

Forchhammer, P. W. Das goldene Bieß und die Argonauten. Heft 17.

Forster, A. Ueber die neuen Erdbeben-Katastrophen und Vulcanausbrüche des Jahres 1883 und über die Ursachen der Erberschütterungen. Heft 87.

Franzos, Karl Emil. Die Lode der heil. Agathe. Eine moderne Legende. S. 19.

Freiligrath, Ferd. Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Rob. Herrid und Th. B. Aldrich.) Heft 11.

Frensdorff, J. Die Entstehung der Hanse. Heft 12.

Frerichs, Theodor. Ein Brief. Heft 84.

Friedberg, Emil. Das alte deutsche Reich zur Zeit seines Niederganges. Heft 76.

Friedrich, Friedrich. Die Jugendfreunde. Novelle. Heft 60.

Friedrich, J. Johann Joseph Ignaz von Doellinger. Mit dem Porträt von J. J. v. Doellinger. Heft 32.

Gane, N. Andrei Florea, der Curcan. Aus dem Rumän. nach d. Manuscripte u. unter Mitwirkung d. Verfassers übers. v. Mite Kremnitz-Barbelescu S. 33.

Gebler, Karl v. Alessandro Manzoni. S. 3. — Die Jungfrau v. Orleans. S. 34.

Geffken, F. Heinrich. Das Problem des Völkerrechts. Heft 32.

Geibel, Eman. M. Portr. Distichen a. d. Wintertages. S. 1. Die Jagd v. Beziers. S. 3. — Sieben Oden des Horaz. S. 20.

Geiger, Ludw. Der dreißigjähr. Krieg und die deutsche Literatur. Heft 27.

Geiger, W. Die Mythen v. Tod u. v. Jam. b. d. Indogermanen. S. 31. — Die alt. Literatur d. indischen Volkes. S. 46.

Genée, Rud. Der hundertjähr. Hamlet. Eine dramaturgische Studie. Heft 9.

Gerhard, Carl. Das Träumen. Heft 29.

Gerland, Georg. Das Gesetz der Ververbung und die Poesie. Heft 5. — Centralasien und China. Heft 12.

Geyer, A. Die Entschädigung freigesprochener Angeklagten. S. 53. — Vom Hohenstaufen zum Hohenzollern. S. 79.

Giebrecht, Wilh. v. Unsere Gymnasien. Pädagogische Briefe. Heft 71.

Goedecke, K. Eman. Geibel. S. 3. — Paul Heyse. Mit d. Portr. Heft 7.

Goltz, C. Freih. v. d. Skizzen aus der Kriegsführung der Gegenwart. S. 49.

Gregorovius, F. D. Villa Ronzano. Ein Mosenitz des Goggadini von Bologna. Heft 69.

Groth, Klaus. Kronprinzens in Holstern. Cyclus plattb. Ged. üb. Land. Leute u. Sagen. S. 25. — Meine Bez. zu Eman. Geibel. S. 89.

Gumprecht, D. R. Schumann. S. 71. 72.

Guthnow, Karl. Mit Porträt. Bogumil Davison. Heft 18.

Gamerling, Robert. Amor und Psyche. Gedicht. Heft 64.

Gamm, W. v. Sonntagskinder. S. 48.

Ganssli, Eduard. Adolina Patti. Erinnerungen. Heft 5. — Mit Porträt. Musik u. Musiker in Paris. Heft 22. — Joseph Joachim. Heft 83.

Gartmann, Ed. v. Die Bedeutung des Leids. S. 34. — Die Krisis des Christenthums. S. 42. — Die tragische Vertiefung der Naturrelig. im Germanenth. Heft 52. — Kant als Begründer der modernen Aesthetik. Heft 90.

Gaefer, E. Salerno. Heft 7.

Gemann, Fr. Charles Scalsfield. S. 30.

Genle, J. Der medicin. u. der relig. Dualismus. S. 13. — Ueber das Erröthen. S. 55.

Gertz, Wilh. Die Sage vom Karzival u. dem Graf. Heft 52. — Beowulf. Heft 86.

Gettner, Hermann. Die Franciscaner in der Kunstgeschichte. Heft 57.

Geshe, Paul. Ippolito Nievo. Heft 7. Beppe der Sternseher. Nov. S. 9. — Reisebriefe. An Arn. Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig. S. 16. An Wilh. Gertz in Berlin. An die zu Hause Gebliebenen. S. 17. — Aus der ital. Reisemappe. Heft 22. — Die Mabonna im Delwath. Nov. in Vers. Heft 27. 28. — Die Eselin. Heft 40. — Der lahme Engel. Nov. Heft 46. — Der Mönch von Montaubon. Nov. S. 52. — Unvergessb. Worte. Nov. S. 67.

Giller, Ferd. An Franz Liszt. Mit Portr. S. 6. — Adolphe Mourrit. S. 28. — In Wien vor 52 Jahren. S. 35. — Frankfurter Tonkünstler verg. Zeit. Mit Portr. Heft 54. — Ein Theaterkind. Von Fr. Coppée. S. 69. — Mazine du Camp. Heft 73.

Girschfeld, Gustav. Festfeier u. Gedentage im griech. Alterth. S. 38. — Ein deutsch. Gesandt. b. Soliman d. Gr. S. 84.

Goernes, Moriz. Die Anfänge der Kunst in Griechenland. Heft 90.

Goffmann, Hans. Der schöne Checco. Novelle. Heft 42.

Goltkendorff, Franz v. Socialpolit. Reise-
stizzen a. Schottland. I. II. Ser. Mit
Portr. S. 47. 48. 49. 50.

Gomberger, Heinrich. Der Posten der Frau. Heft 69.

Gonegger, J. J. Alexandre Dumas fils. Mit d. Portr. v. Alex. Dumas. S. 28.

Goppen, Hans. Zwischen Dorf und Stadt. Nov. S. 2. — Jünger's Glück und Ende. Aus den Geschichten des Majors. S. 23.

Guber, Johannes. Moderne Magie. Heft 27. 28.

Gübner, E. Laotoon. Heft 24.

Gübner, Julius. Tintoretto. Heft 31. — Das Wiedererwachen der Kunst in Italien und die ital. Schulen. S. 68.

Jensen, Wilh. Aus den Vanden. Nov. S. 1. — Monika Waldbogel. Nov. S. 4. — Bohemund. Nov. in Vers. S. 10. — Ein Frühlingsnachmittag. S. 15. — Mit Portr. Im Mai. Eine Symphonie. S. 24. — Faira. E. erzähl. Ged. S. 34. 35.

Am Aschenkrug. Gedicht. S. 55. — Ein Schatten. Ged. S. 63. — Der Wille des Herzens. Nov. Heft 75.

Jhering, Herm. v. Die Thierwelt der Alpenseen u. ihre Bedeutung f. d. Frage nach d. Entstehung d. Arten. Heft 29.

Jhering, H. v. Das Leben für und durch Andere oder die Gesellschaft. S. 1. — Honorar u. Gehalt. S. 5. — Die Sitte im Munde der Sprache. S. 49.

Jolai, M. Fürst u. Fra Diavolo. S. 81.

Jordan, Max. Ludwig Knaus. Mit dem Porträt Ludwig Knaus'. S. 40.

Jordan, W. Raubreif. Ged. S. 65.

Junghans, E. Giulio Valori. Nov. S. 48.

Kapper, Elegfried. Klöster und Klosterleben in der Herzegovina. Heft 21.

Kardorff, W. v. Die wirthschaftl. u. finanz. Reformprojecte d. Reichsfanzlers. S. 23.

Kelle, Johann. Die Verwälschung der deutschen Sprache. Heft 62.

Keller, Gottfr. Der Hypotheker v. Chamounix. Fragm. aus einem älteren Gedicht. Heft 60.

Keller-Luzinger, F. Ein Besuch in Lissabon. S. 79. — Ein Bes. auf der Alhambra. Heft 90.

Klaiber, Julius. Wilhelm Hauff. S. 14.

Klebs, E. Die Umgestaltung d. Menschengeschlechts, insbesondere durch Krankheit. S. 83. — Schädli. Nahrungsmittel. Beitr. zur Entstehungsgesch. v. Kranch. S. 11.

Kleist, Heinr. v. Ueber die allmähli. Verrfertigung d. Gedanken beim Reden. S. 10.

Koberstein, Karl. Prinz Heinrich von Preußen u. seine Stellung zur Tradition u. Geschichte. Heft 33. — Carl Friedrich Lessing. Mit Portr. S. 42. — Der Dichter des Frühlings. S. 49. — Ein märkischer Junker. S. 68. — Ein Lepter vom Regiment Genéb'armes. S. 84.

Koch, A. Der deutsche Brahmane. S. 65.

Köppen, Fed. v. Molke u. f. Krieg. S. 46.

Koffmann, H. Die Bedeut. d. Einzellebens in der Darwinist. Weltanschauung. S. 36.

Krauß, F. Shakspeare u. f. Sonette. S. 23.

Kremnitz, Mite. Carmen Sylva. S. 58.

Kreker, Max. Die Blinde. Heft 90.

Krechenberg, G. Die neue Erziehung. S. 59.

Krehlig, Fr. Béranger und Courier. S. 88.

Kruke, Heinrich. Der Dänholm. Idylle. S. 14. — Idyllen. Die Dachreiter.

Wider Wind und Wellen. S. 21. — Die Siegelbewahrer. Eine Seegeesch. S. 45. — Uelaidu. Eine Seegeesch. S. 54.

Kürnberger, F. Künstlerbräute. Novelle. Heft 3.

Kurnit, Max. Karl v. Holtei. Ein Lebensbild. Mit d. Portr. K. v. Holteis. S. 35.

Kurz, Jolde. Pashisch. Aus dem Tagebuch eines Philosophen. Heft 36.

L. P. Literarische Besprechungen. Zur naturalistischen Literatur. „Angela.“ Roman von Friedr. Spielhagen. Die Karolinger. Trauerspiel in vier Acten von Ernst von Wildenbruch. Heft 55. 56.

L., H. Eine Sommerlaune. Heft 54.

Laissner, Ludwig. Der geraubte Spielmann. Novelle. Heft 51.

Pamejan, Ed. Graf. Ueber menschliche Willensfreiheit u. strafrechtliche Zurechnung. Heft 37. — Die neuesten Criminalfälle in Wien. Heft 85. 87.

Pang, C. Ueber altgriech. Musik. S. 37.

Pange, Friedrich Albert. Ueber philosophische Bildung. Heft 31. 32. 35.

Parrotte, Adolph. Das Theater und die Gewerbesfreiheit. Heft 55.

Paupe, G. Mit Portr. Ed. Devrient. S. 15.

Pazarus, M. Erziehung u. Geschichte. Mit Portr. S. 48. — Carnaval. Eine psychologische Studie. S. 61.

Leonhard, Rudolph. Die Universität Bologna im Mittelalter. Heft 89.

Leuthold, Heinr. Aus Heinrich Leutholds Nachlaß. Eingeleitet u. herausg. von Jakob Bachtold in Zürich. S. 39.

Liebreich, Richard. Realismus und Idealismus im Porträt. Heft 8.

Lichtenstein, Rud. Kürzt zu. Die Kinder des Ostens. Novelle. Heft 38.

Lindau, Paul. Ferd. Lassalles letzte Rede. Eine persönl. Erinnerung. S. 2. — Victor Hugo vor der Verbannung (1802—1851). In und nach der Verbannung (1851 bis 1878). Mit Portr. S. 4. 5. — Wilhelm Busch. Mit Portr. S. 11. — Julian Schmidt und der „Schillerpreis“. Heft 22. — Emile Augier. Mit Portr. S. 25. — Ernst Dohm und der „Kladderadatsch“. Mit Portr. S. 31. — Persönliche Begegnungen. Elise. S. 34. — Goethes „Faust“ als Bühnenwerk. Heft 42. — Persönliche Begegnungen. Henri. S. 43. — Die Ahnen. Ein Roman v. Gust. Freytag. Mit einem Holzschnitt „Znmo u. Hildegard“, nach einer Zeichnung von F. Raubach. (Aus der „Gustav-Freytag-Galerie“.) Heft 47. — Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ in Berlin. S. 51. — Herr u. Frau Beyer. Nov. S. 55. 56. — Die Karolinger. Trauersp. in 4 Akten v. C. v. Wildenbruch. S. 57. — Ein neues Drama von Heinr. Kruse. (Wislav v. Nügn.) Die Frau Burge-meisterin. Rom. v. G. Ebers. Geistliche Aneignungen u. Begegnungen. Gelegentlich des Schausp. „Dette“ v. Vict. Sardou. S. 58. 59. 60. — Toggenburg. Nov. Die Geschwister. Rom. in 4 Bänd. v. C. Frenzel. Das neueste Werk des Naturalismus. Pot-Bouille v. E. Zola. S. 61. 62. 63. — Porkeles u. Porkelesia v. Joh. Scherr. Auf dem Wege nach Bayreuth. Eine Sommerfahrt durch d. Bayer. Wald mit den Leitmot. des Doctors. Heft 64. 66. — Allerlei Gedichte aus Nord u. Süd. Spätsommerl. Brief. Nachf. Aus ihrem Leben u. Schreiben. S. 67. 68. — Ein Roman f. Erwachsene v. einem jung. Mädchen. Fredora v. B. Sardou. M. einig. Bemerk. über die Bühnensfertigkeit franz. u. deutsch. Stücke. S. 70. 71. — Au Bonheur d. Dames. Rom. v. Emile Zola. S. 73. — Die Ermord. des Advoc. Vernays. S. 74. — Der Zukunftsstaat. S. 76. — Wie denken Sie über Amerika? S. 81. — Aus der Berl. Verbrecher-

welt. S. 82. — Nachtrag zu d. Aufsatz: „Aus der Berl. Verbrecherwelt.“ S. 83. — Brennende Liebe v. S. Popfen. S. 84. — Mayo. Nov. S. 85. 86. — Die neuesten Romane v. Daudet u. Zola. I. Cappho, v. Alph. Daudet. S. 89. — II. La Joie de vivre von Emil Zola. Heft 90.

Lindau, M. Der Escher. Nov. S. 5. — Das rothe Tuch. Nov. S. 8 — Tödtliche Fehde. Eine Skizze. S. 12. — Einverkehrt. Leben. Nov. S. 16. — Gute Gesellschaft. Rom. S. 22. 23. 24. — Der Gast. Nov. S. 40. 41 — Treu b. in den Tod. Erz. S. 45. — Im Park von Billers. Novelle. Heft 59.

Lindner, Albert. Das dänische Fichters-jubiläum. Heft 89.

Ling, Hermann. Diofletian in Salona. Scenische Dichtung. Heft 67.

Lothelien, Ferd. Die Erzählungen der Königin von Navarra. Heft 58.

Loke, G. v. Die Principien d. Ethik. S. 63.

Löwenfeld, Raphael. Aus dem Lager der Nihilisten. Heft 85.

Lübke, W. Peter Paul Rubens. S. 3. — Rembrandt van Rijn. S. 8. — Die Cultur der Frührenaissance in Italien. S. 11. — Die Cultur d. Hochrenaiss. in Ital. Heft 22. — Die vergamten Junde. S. 38. — Die Kunst u. der Kaufmann. S. 41. — Zur französ. Renaissance. S. 64. — Aus d. Hamilton-Sammlung. Botticelli's Dante-Zeichnungen. S. 73. — Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. S. 79.

Magnus, G. Die Farbenblindheit. S. 21.

Mayer, R. A. Die Neuvermählten. S. 54.

Mejer, D. Der römische Kreimer. Heft 60. II. Art. 1817 bis 1828. Heft 66. — III. Artikel Heft 69.

Mejer, C. Ehemalige Studentenverbindungen. Heft 85.

Meißner, Alfred. Toni. Novelle. Mit dem Porträt A. Meißners. S. 37. 38.

Menenius d. Jüngere. Fürst Bismarck an der Jahreswende 1879. Mit Portr. S. 34. — Ein Blick v. der polit. Parte. S. 40.

Mertel, Fr. Der Fuß. Eine anthropologische Studie. Heft 24.

Meyer, Jürgen Voss. Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus. S. 12. — II. Dührings Wirklichkeitsphilosophie. Heft 43.

Meyer, Gustav. Ueber Sprache und Literatur der Albanesen. Heft 71.

Meyer v. Waldeck, F. Russische Censur. Heft 4.

Meyer, V. Ueber akad. Lernfreiheit. S. 28.

Milchhöfer, Arthur. Heinrich Schliemann und seine Werke. Heft 61.

Müller, F. Max. Ueber Fetischismus. I. II. Heft 20. 21.

Müller, Lucian. Ein röm. Dichter aus der Zeit des Kaisers Constantin. S. 10.

Müller-Gattenbrunn, Adam. Die Frau Histräthin. Eine wahre Geschichte. S. 72.

Raumann, C. Clavierpiel ohne Ende. S. 16.

Rissen, G. Kleopatra. Heft 15.

Noiré, Ludw. Max Müller u. die Sprachphilosophie. Mit Portr. S. 19. — Das Problem d. Anthropologie: Die menschl. Kunst und ihre Bedingungen. Heft 81.

Oelschläger, S. Bernardo. S. 44. — Einlad. nach Cannstadt. An R. Cauer. S. 75.

Oemptda, Ludw. Frhr. v. Bilder aus engl. Landschaften u. Gärten. S. 19. 20. 24. — Woburn Abbey. Die Trunkkrankheit in England. Heft 32. 33. — Der Paararzt. Aus den Hundstagsferien eines Gymnasialoberlehrers. Heft 45. — Das holländische Haus. Eine Erzählung. S. 63.

Oppenheim, S. B. Zur Revision d. Gewerbeordnung. S. 14. — Das allgem. Stimmrecht. Heft 22. — Armand Carrel. Ein Lebensbild aus der Geschichte des Journalismus. S. 31. — Aus den Mythen der altfranz. Diplomatie. S. 35.

Osenbrüggen, G. Schweiz. Vergleichen. S. 15.

Oetler, Friedr. Zum Beginn des zweiten Verfassungskampfes in Kurheßen. S. 31. — Die Verkünder der kurheß. Verfassung im Frühj. 1862. S. 72.

Pasqué, Ernst. Der fliegende Holländer. Heft 88. 89.

Paulsen, John. Ein römisches Abenteuer. Novelle. Heft 36.

Payer, Julius. Die engl. Nordpol-expedition von 1875—1876. Heft 1.

Pecht, Fr. Moderne Maler. Fr. Lenbach. Heft 1. — Arnold Böcklin. Mit dem Porträt von Arnold Böcklin. S. 12.

Pettenkofer, Max v. Ueber Vergiftung mit Leuchtgas. Heft 85.

Pflan, Ludwig. Emile Zola. Heft 37.

Pflug-Gartung, J. v. Ein Phantast auf dem Kaiserthron. Heft 60.

Pichler, Adolf. Eine Jugendliebe in Wien. Heft 82. 83. 84.

Pietich, Ludw. Wilhelm Lübke. Mit Portr. S. 8. — Iwan Turgenev. Persönl. Erinnerungen. Mit Portr. S. 20. — Reinhold Vega. Mit Portr. S. 30. — Adolf Menzel. Mit Portr. S. 33. — Andreas Achenebach. Mit Portr. S. 45. — Paul Meyerheim. Mit Portr. S. 49. — Anton Werner. Mit Portr. S. 52. — Gabriel Max. S. 72. — Wassili Wassiliewitsch Wereschagin. S. 75. — Die Internat. Kunstausstell. in München. S. 79. 80. — Lorenz Gedon. Heft 88.

Piel, Carl du. Das zweite Gesicht. Psychologische Studie. Heft 54.

Preyer, W. Die Concurrrenz in der Natur. Heft 23.

Putzig, Gust. zu. Mein Elternhaus. S. 90.

Puttkamer, Alberto v. Aus einem Cyclus. Ein Sommerglück. Nov. in Terzinen. Heft 66.

Radestock, Paul. Genie und Wahnsinn. Heft 86. 87.

Rangabe, A. H. Die beiden Schwestern. Eine Novelle. Heft 47.

Ranke, Leop. v. Mit Portr. Zur Geschichte der ital. Kunst. I.—IV. S. 13. V.—VII. Heft 14.

Ragel, Friedr. Die Beurtheilung der Völker. S. 17. — Die Wasserfälle. S. 41.

Ragel, Heinr. Sahara u. Sudan. S. 34.

Redwitz, Marie v. Seine Frau. Nov. S. 53. — Fatma Hanum. Nov. S. 68.

Redwitz, Oskar v. Ein Brautkranz in Sonetten. Heft 36.

Reinke, J. Die Organismen und ihr Ursprung. Heft 53.

Reuland, J. Ueber Deutschlands gewerbl. Bestrebungen u. Aufgaben. S. 14. — Ueber den Einfluß der Maschine auf den Gewerbebetrieb. Heft 25.

Reyer, C. Alt-Toscana. Heft 80.

Rhenanus. Das deutsch-österreichische Präventiv-Bündniß. Heft 46.

Richter, A. Th. Die Braut. Nov. S. 21.

Riehl, W. S. Mit Portr. Neue musik. Charakterköpfe. Zwei deutsche Kapellmeister. R. Guhr u. R. Ludw. Drobisch. S. 1. — Das verlor. Paradies. Nov. S. 25.

Rittershaus, Emil. Am Gestade der See. Heft 58.

Robert, Karl. Manuela. Heft 82. 83.

Roquette, Otto. Die Muschel. S. 46. — Der Dachreiter. Nov. Naturstimmen. S. 49. 51. — Die Vertrauten. Nov. S. 73.

Roscher, W. Zur Erinnerung an Friedr. List. Uingebr. Briefe desselben. Mit einer Einleitung. Heft 7. — Betrachtungen über die neuen preuß. Gesetze zur Erhaltung des Bauernstandes. Heft 66.

Rosenthal, J. Emil du Bois-Reymond. Ein Lebensbild. Mit Porträt. S. 17.

Rühl, Franz. Theodor v. Schön. S. 17. — Friedr. Christoph Schloffer. Heft 39.

Rüstow, W. Das schweizer. Heerwesen. Ein Beitr. zur Beantwort. der Frage nach der allgem. Anwendbar. des Milizsystem, auch für die Peere der Großmächte. Heft 9.

Saar, Ferdinand v. Der General. Eine Novelle aus Oesterreich. Heft 28.

Sander, Friedrich. Ueber gute und schlechte Luft. Heft 10.

Schad, Adolf Fried. Graf v. Dichtungen. I. Dittmar. II. Achilles. Heft 19. 20. — König Cheops. Heft 81.

Schädel, Bernhard. Briefe von Moritz von Schwind. Heft 40. 45.

Scheibert, Justus. An den Grenzen der Strategie und Taktik. Heft 21.

Schelle, Ed. Richard Wagner. Mit dem Portr. von Rich. Wagner. S. 21.

Scherenberg, Ernst. Gedichte. Heft 48.

Scherr, Joh. Deutschland vor 100 Jahren. S. 61. — Dreißig Jahre deutscher Gesch. S. 65. — Ein Zarenmord. S. 70. — Das Passionspiel von Gmünd. Eine Jugenderinnerung. S. 73. — „Conjuratio sulfurea“ oder „Alles schon einmal darge-
wesen“. S. 76. — König u. Priester. S. 83.

Schlesinger, Sigmund. Der Theatermann Dingelstedt. Mit dem Porträt Franz von Dingelstedts. Heft 36.

Schletterer, S. W. Die ersten französischen Opernversuche. Heft 78. 79.

Schmidt-Wimpler, S. Ueber Blindsein. S. 45.

Schneegans, A. Straßburg nach der Uebergabe an Frankreich. 1681—1698. Heft 46. — Guriklein. Ein bulgarisches Genrebild. Heft 74.

Schöner, A. Der Palatin und seine Ausgrabungen. Heft 18. — Die neue Pompeji-Forschung. Heft 48. 50. 51.

Shorn, D. v. Das Größte u. Komische in d. Kunst u. im Kunstgewerbe. S. 29.

Schrader, D. Aus der Geschichte der Hausthiere. Eine linguist. Studie. S. 45.

Schrader, C. Carl Ludwig v. Knebel. S. 84.

Schücking, Adrian. Spiegelbilder vom Bosphorus. I. Mäwen. Heft 54.

Schücking, Edwin. In memoriam. S. 79. — Märtyrer od. Verbrecher? S. 82.

Schulz, A. Th. Geführt. Nov. S. 62.

Schudel, Heinrich. Gedichte. Heft 72.

Semper, Hans. Italien. Studien. S. 39. — Mittelalterl. Baukunst in Italien. S. 58.

Seydel, Rud. Das Rosenkreuz, ein Sinnb. des Christenthums im Ueberg. zur Humanitätsrelig. S. 40. — Rud. Herm. Lope. S. 63. — Buddha u. Christus. S. 80.

Siegfried, V. Illusionen. Eine psychologische Studie. Heft 62.

Silberstein, A. Der Laden des Naz. S. 35.

Sollenhof, Barbara Gräfin. Vater Dionysius. Heft 53.

Sosnowski, M. C. v. Runo Fischer. Mit dem Portr. R. Fischers. Heft 41.

Soula, Jidior. Ueber den gegenwärtigen Stand d. Pestfrage. S. 26. — Die Lust als Trägerin von Krankheitskeimen. Heft 57.

Spiegelhagen, Friedrich. Vorbemerkung der Redaktion. Ein Brief an den Herausgeber von „Nord und Süd“. Heft 43.

Stein, V. v. Der amer. Socialismus u. Communismus. I — IV. S. 43. 44. — Musik und Staatswissensch. I. II. S. 73. 74.

Stein-Nordheim, v. Die montenegrinischen Frauen. Heft 81.

Stern, Alfred. Karl von Clausenwip. S. 44.

Steub, Ludwig. Mein Leben. Heft 78.

Stieler, Karl. Eine Winterreise an den Königssee. S. 38. — Ludw. d. Bayer. S. 50.

Stodmar, Ernst Freiherr v. Die Flucht des Grafen v. Provence (Ludwig XVIII.) am 21. Juni 1791. Heft 10.

Stroussberg, B. S. Zwei Fragen, die nicht brennen. Heft 26.

Sylvia, C. Das Leiden. Märchen. S. 58.

Thiele, Fr. Wilh. Das Menschengeschlecht. Heft 33.

Thiersch, Carl. Medicinische Glossen zum Hamlet. Heft 17.

Thomas, Carl. Die Großmutter. Novelle. S. 15. — † Magdalena. Nov. S. 57.

Tollstos, Leo Graf. Der Tod. Heft 87.

Trojan, Johannes. Die Dorfjätte. S. 55.

Turgenejew, Iw. Hamlet u. Don Quixote. S. 82. — Der Kaufbold. Nov. S. 84.

Uhl, F. Herzensdämmerung. Nov. S. 11.

Unger, Theodor. Kunstschreiben und Kunsttreiben. Heft 6.

Verga, G. Der Krieg der Heiligen. S. 90.

Vischer, Fr. Wieder einmal über die Mode. S. 12. — Neue lyrische Gänge. S. 70.

Vogel, S. W. Das Spectrum und die chemisch. Wirkungen des Lichts. S. 7. Die Telegraphenschrift des Himmels. S. 18.

Vogt, R. Ein frommer Angriff heut. Wissensch. S. 2. — Eine Naturforsch. Allee im Hoch-Jura. S. 25. — Zur Physiologie der Schrift. Heft 34. — Algerisches. Heft 54. — Ed. Defor. S. 64. 65. — Goethes geolog. Studien in Karlsbad u. bei Franzensbad. S. 75.

Voigt, C. Ueb. d. Bedeut. d. Blutes. S. 16.

Vollst, Joh. Eduard von Hartmann. Mit dem Portr. Ed. v. Hartmanns. Nabrung v. R. Noth in München. S. 52.

Volz, B. Fürst Kaunitz. Heft 36.

Wagener, B. Zwischen zwei Herzen. Nov. S. 6. — Bilder a. Deutschlands Kriegsmarine. S. 19. — Gulgatha. Nov. S. 58.

Wagner, W. A. Briefe an W. Fischer. S. 77.

Weech, Friedrich v. Goethes Lilli. S. 29.

Welder, Hermann. Die persische Bierzeile u. der deutsche Volksreim. Heft 30.

Wellmer, Arnold. Franz Dingelstedts „Schwabenreiche“. Heft 59. 60.

Weltrich, A. Friedr. Bischof a. Poet. S. 70.

Werschaagin, Wassili. Erinnerungen aus d. russisch-türkischen Feldzuge. S. 76. 77.

Wichert, Ernst. Sommerfrische am Baltisch. Strande. S. 19. — Sanden. S. 77.

Wiener, B. Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Naarenfälschung. Heft 13.

Wilbrandt, A. Mit Portr. Dramaturg. Unterhandlungen. Mein Freund Scävola. S. 2. — Der Vostfencommandeur. Nov. S. 7. — Untrennbar. Nov. S. 13. — Der Mitschuldige. Nov. S. 18. — Tod u. Trost. Ein Cycclus. S. 33. — Der Verwalter. Nov. S. 43. 44.

Wildenbruch, Ernst v. Brunhild. Nov. S. 66. — Das Hengstlied. S. 79.

Windscheid, B. Die geschichtl. Schule in der Rechtswissenschaft. S. 10.

Winter, Georg. Die Katastrophe Wallenstein's. Nach der neuesten archivalischen Publikation. Heft 72.

Witte, J. G. Kant und die Frauen. S. 19.

Wolff, Julius. Die Frau des Rathsherrn. Ballade. Heft 68.

Woltmann, A. Das Preußenthum in der neueren Kunst. Aus der ersten franz. Nationalverf. — 1871. Nach Briefen u. aus d. Nachl. eines Mitgl. derselben. S. 4.

Wiemssen, Ludw. Friedrich Spielhagen. Mit dem Portr. Fr. Spielhagens. S. 43.

Zola, G. Balzac (in franz. Sprache) (in's Deutsche übers. v. R. L.) Mit Portr. Zolas. S. 37. — Der Rächer. S. 76.

Zorn, Philipp. Stein u. die Reform der preussischen Verwaltung. Heft 79.

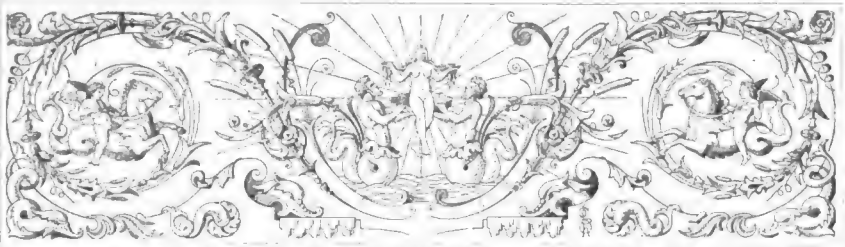
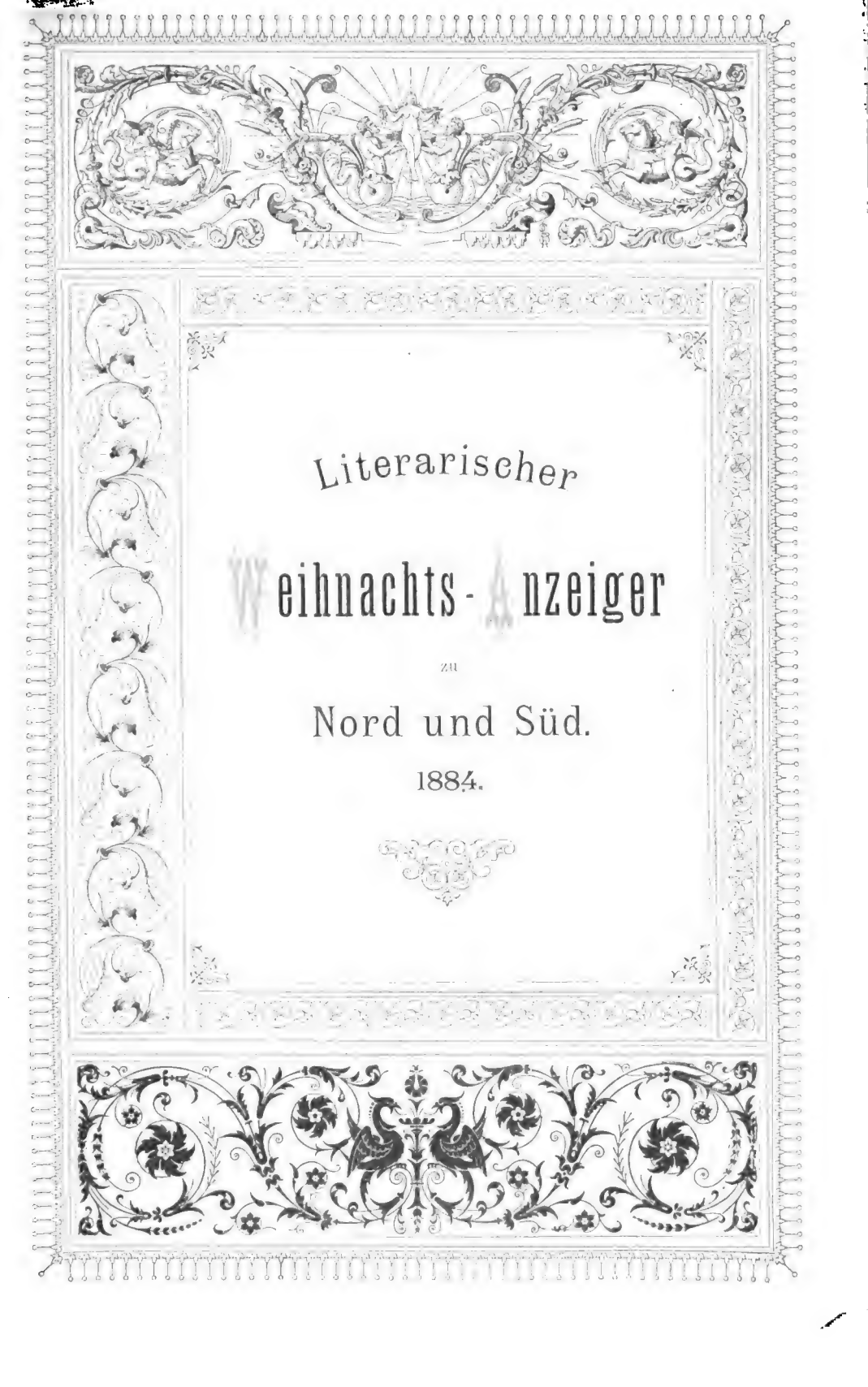
* * * Aus d. erst. franz. Nationalverf. 1871. — Nach Briefen u. aus dem Nachlaß eines Mitgliebes ders. S. 6.

* * * Das Deutschthum in den russischen Ostseeprovinzen. Heft 35.

* * * Preußen in Kurhessen. Erinnerung eines alten Offiziers an die Preussische Expedition in Kurhessen 1850. Heft 68. 75. 81.

* * * Der Ultramontanismus in Frankreich unter der Restauration. S. 82. 84.

* * * Zur Charakteristik Laßkows. S. 85.



Literarischer

W eihnachts - A nzeiger

zu

Nord und Süd.

1884.



Verzeichniss der Inserenten im „Weihnachts-Anzeiger“ von Nord und Süd.

I. Buchhandel.

Allgemeine Zeitung in München	11	Konegen, Karl, Verlagsbuchh. in Wien.	9
Bach's Verlag, J. G., in Leipzig	4	Kummer, Eduard, Verlagsbuchh. in Leipzig	9
Bielefeld's Verlag, J., in Karlsruhe	8	Mayer, Eduard Heinrich, in Köln	6
Breitkopf & Härtel in Leipzig	9	Mitscher, Raimund, in Berlin	3
Buck, Gg., Ulm a./D.	12	Mosse, Rud., in Berlin	1
Costenoble, Herm., in Jena	1	Post'sche Buchh., C. F., in Kolberg	9
Engelhorn, J., in Stuttgart	6	Richter & Kappler, Verlagsbuchh. in Leipzig	6
Engelmann, Wilh., in Leipzig	5	Rieger'sche Univ.-Buchh., M., in München	2
Ernst'sche Buchh., in Quedlinburg	3, 12	Schottlaender, S., in Breslau	10, 12
Gesellschaft, Photogr., Kunstverlag in Berlin	12	Voigt, B. F., in Weimar	12
Glogau, S., & Co., Buchh. in Leipzig	9	Vogel, F. C. W., in Leipzig	5
Haude & Spener'sche Buchh. (F. Weidling), in Berlin	5	Westermann, George, in Braunschweig	7
Hirt, Ferdinand, & Sohn in Leipzig	13, 14	Wigand, Otto, in Leipzig	4
Huber's Verlag, J., in Frauenfeld	4	Zieger, Carl, in Leipzig	6
		Zschiesche, Alwin, in Naumburg a./S.	1

II. Gewerbe und Industrie.

Apollinaris - Company (Limited) in Reims- gen a. R.	Hildebrand, E., in Breslau.
Boucicaut & Co. in Paris (Au bon Marché).	Killisch, Dr., in Berlin.
Carlsbader Mineralwasser-Versendung.	Schlesinger, F. E., in Gotha.
Häger, Jul., in St. Andreasberg a. Harz.	Schottlaender, S., in Breslau.
Herb, W. A., in Pulsnitz in Sachsen.	Stollwerck, Gebr., in Köln.
	Zehmeyer, G., in Nürnberg.

III. Beilagen.

Ehlermann, Ls., in Dresden.	Rieger'sche Verlagsbuchh. in Stuttgart.
Gesenius, Herm., in Halle a./S.	Schottlaender, S., in Breslau.
Grote, G., in Berlin	Soenneken, F., in Bonn.
Institut, Bibliograph., in Leipzig.	Staackmann, L., in Leipzig.
Krabbe, Carl, in Stuttgart.	Titze, Adolf, in Leipzig.





LEGUAN.

Brehms Tierleben — Chromo-Ausgabe.

428 Bogen Text mit 1776 Textillustrationen und 170 Chromotafeln in 140 Lieferungen
à 1 Mark oder 10 eleganten Halbfranzbänden à 16 Mark.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Es giebt ein Wiedersehen.

Dichter- und Denkerstimmen über die
Unsterblichkeit und Trostsworte an Gräbern.

Von

Ferdinand Schmidt.

kl. 8. brosch. Mk. 1 50, eleg. geb. Mk. 2 65.
Mühseligen und Beladenen Trost zu spenden,
kindernden Balsam in ihre wunden Herzen zu
träufeln, ihre Blicke wieder nach oben zu richten
— dieses ist der Zweck des vorstehenden Buches.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Die Physiologie der Liebe.

Von

Paul Mantegazza.

Autorisirte Ausgabe.

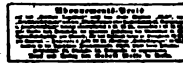
Aus dem Italienischen von

Dr. Eduard Engel.

— Zweite Auflage. —

8. eleg. broch. 4 M. In stilvollem Einb. 6 M.
Vom Verfasser allen edlen Frauen empfohlen.

Gelesenste Zeitung Deutschlands.



Berliner Tageblatt.

nebst seinen 4 werthvollen Separat-Beiblättern: Illustriertes Witzblatt
„ULK“, belletristisches Sonntagsblatt „Deutsche Gesellschaft“, Mitthei-
lungen über Landwirtschaft, Gartenbau und Hauswirtschaft und
„Industrieller Wegweiser“. Bei reichem Inhalte und geistiger Frische

die billigste deutsche Zeitung.

Abonnementpreis 1 Mk. 75 Pf. für den Monat December für alle
5 Blätter zusammen bei sämtlichen Postanstalten. Probe-Nummer
gratis und franco.

Allen neu hinzutretenden Abonnenten

wird der bis zum 1. December bereits erschienene Theil von

Hans Hopfens neuestem Roman

unter dem Titel „Zum Guten“, eine köstliche Geschichte aus Südtirol.
gratis und franco nachgeliefert.

Verlag von Hermann Costenoble in Jena.

Der Sänger von Shiras.

Persische Lieder

von

Friedrich Bodenstedt.

— 3. Auflage. —

Octav. Carton. 4 M. eleg. geb. 6. M.
Diamant-Ausg. höchst eleg. geb. 5 M.

82,000 Exemplare verkauft!

Alwin Bschiesche's

Illustrierte Briefmarken-Albums

sind die anerkannt besten und praktischsten. zu be-
ziehen durch alle Buch- und Papierhandlungen.
Preise: 1. 1 1/2, 6. 7. 7 1/2, 9. 13 1/2 und 36 Mark.

Briefmarken-Sammlungen
150 verschied. echte Briefmarken für 1 M. 50 Pf.
200 „ „ „ 3 „ — „
500 „ „ „ 15 „ — „
1000 „ „ „ 50 „ — „

und alle anderen Briefmarken verlaufe billigst.
Katalog 75 Pf. Preisencourant gratis.

Alwin Bschiesche, Raumburg a. d. Saale.



3. umgearbeitete u. vermehrte Auflage.
Siebentes bis neuntes Tausend!

Gesund- heits- Lehre

für Gebildete aller Stände.

Herausgegeben unter besonderer
Mitwirkung des Herrn

Geheimrat Dr. M. v. Pettenkofer
von

Dr. Friedrich Erismann

Professor der Hygiene an der
Universität Moskau.

30 Bogen Oktav,

in schöner Ausstattung Mk. 3.—.

In eleg. Leinenband Mk: 4.20.

Mit Hohen ministeriellen
Empfehlungen von Seilen Bayerns,
Oesterreichs, Preussens, Sachsens,
Württemberg und Badens.

Inhalt: I. Allgemeine Lebens-
bedingungen. 1. Luft.
2. Boden. 3. Das Klima. 4. Gemein-
wesen; Dorf und Stadt. 5. Das
Wohnhaus. 6. Kleidung; Haut-
pflege; Bäder. 7. Die Ernährung.
— II. Lebensbedingungen der ver-
schiedenen Altersstufen. 8. Die
erste Kindheit. 9. Die Schule.
10. Die Berufstätigkeit. — III. An-
hang. 11. Die Volkskrankheiten.

„Es ist so geschrieben, dass nicht
nur Naturforscher und Aerzte, sondern
auch Techniker, Staatsbeamte, Mit-
glieder von Gemeindebehörden, Schul-
männer, kurz, die Gebildeten aller
Stände es vorstehen werden, für welche
es geschrieben ist, und die alle dazu
bestimmt sind, an den Aufgaben und
an der weiteren Entwicklung der
Hygiene mitzuarbeiten.“

In einem Aufsatz in der Garten-
laube schliesst so sein Referat Herr
Geh.-Rat Dr. M. v. Pettenkofer.



La Settimana. Italienische Zeitung für

Deutsche. (Zu Unterrichtszwecken.) Preis pro
Quartal 18 Nummern 1 Mk. 75 Pf. Probe-Nummern
stehen zu Diensten.



Neue historische Vorträge und Aufsätze.

Von Dr. Karl Theodor Heigel, Professor der Ge-
schichte an der k. technischen Hochschule München.
20 Bogen Oktav. Preis 6 Mk. In eleg. Halbfranz-
band 8 Mk.

Inhalt: Die Wittelsbacher in Schweden. — Ludwigl.
von Bayern und Martin Wagner. — Die Hochzeit
Friedrich V. von der Pfalz. — Die deutsche Kaiseridee
seit den Befreiungskriegen. — Marschall Wrede. —
Von Küstrin bis Rheinsberg. — Wahrhafter Bericht
über ein anno 1467 zu München abgehaltenes Frei-
schieszen. — Christian von Mannlichs Memoiren. —
Andreas Hofer. — Christine von Schweden in Inns-
bruck. — Censurwesen in Altbayern. — Das Tagebuch
Kaiser Karls VII. — Nymphenburg.



Quellen und Abhandlungen zur neueren

Geschichte Bayerns. Von Dr. Karl Theodor Heigel.
27 Bogen Gross-Oktav. Preis 10 Mk. In eleg. Halb-
franzband 12 Mk.

Inhalt: I. Das Projekt einer Wittelsbachischen
Hausunion unter schwedischem Protektorat, 1687—1697.
— II. Die Beziehungen des Kurfürsten Max Emanuel
von Bayern zu Polen, 1694—1697. — III. Kurfürst
Joseph Ferdinand von Bayern und die spanische Erb-
folge, 1692—1699. — IV. Die Korrespondenz des Kur-
fürsten Max Emanuel mit seiner zweiten Gemahlin
Therese Kunegunde und ihren Eltern, 1695—1719. —
V. Kurfürst Joseph Klemens von Köln und das
Projekt einer Abtretung Bayerns an Oesterreich, 1712
bis 1715. — VI. Das politische Testament Max Emanuels
von Bayern, 1735. — VII. Die Korrespondenz Karl VII.
mit Joseph Franz Graf von Seinsheim, 1738—1743. —
VIII. Zur Geschichte des sogenannten Nymphenburger
Traktats vom 22. Mai 1741. — IX. Der Anteil des
Kronprinzen Ludwig am bayrischen Verfassungsverk.
1815—1819.



Das Tagebuch Kaiser Karls VII. aus

der Zeit des österreichischen Erbfolgekriegs. Nach
dem Autograph in der Münchener Hof- und Staats-
bibliothek herausgegeben von Dr. Karl Theodor
Heigel. 16 Bogen Gross-Oktav. Preis 8 Mk. In eleg.
Halbfranzband 10 Mk.



Die Wittelsbacher. Von Dr. Karl

Theodor Heigel. 9 Bogen Oktav mit 20 Holzschnitten,
in eleganter Ausstattung. In illustriertem Umschlag
gebunden mit Leinenrücken 1 Mk.

Verfasser hat die ihm gestellte Aufgabe eines auch
für mittlere Kreise sowie für die Jugend verständ-
lichen Abrisses trefflich gelöst. Da noch gewählter
Schmuck an Porträten, topographischen, kultur-
geschichtlichen, sphragistischen und anderen Bildern
hinzukam, ist eine würdigere populäre Darstellung
wohl der Geschichte keines Regentenhauses zu teil
geworden.

v. Oefele.

Zu Festgeschenken sind, in neuester Auflage, als sehr nützlich zu empfehlen:

Anweisung zur Oelmalerei, Aquarellmalerei,
zur Holzschnitzerei, zu Spritzenarbeiten, zur Portratt- und Landschaftsmalerei; nebst
26 Geheimnissen für Zeichner. Von Dietrich. Zehnte Auflage. 2 M.

Weber's vollständig erklärendes
Fremdwörterbuch

in 14,000 fremden Ausdrücken, welche in Zeitungen, Büchern und in der Umgangssprache
vorkommen. Dreizehnte Auflage. 1 M. Gebunden 1 M. 25 S.

(Als nützliches Geschenk für Jungfrauen.)

Die Bestimmung der Jungfrau

und ihr Verhältnis als Gesteht und Braut; nebst Anweisungen zum guten Ton,
Anstand, Würde und für das gesellschaftliche Leben. Von Dr. Seldner.
Zweite Auflage. 2 M.

(Für junge Männer. — Achtezehnte Auflage.)

Der Galanthomme

oder der Gesellschaftler, wie er sein soll. Enthält 20 Anweisungen für Anstand und
seine Sitten, 24 Geburts- und Namenstags-Wünsche, 10 Gesellschaftsspiele,
22 komische Vorträge und 100 Anekdoten und Tragiöden. Von Schuster.
Achtezehnte Auflage. 2 M. 50 S.

Weihnachtsgaben für Handlungslehrlinge:

— **Die Handelswissenschaft.** —

Zur leichten Erlernung der **Correspondenz**, des kaufmännischen **Rechnens**, der ein-
fachen und doppelten **Buchführung**, der **Wareneinkaufs**, **Münz**-, **Maß**- und
Gewichts-Erklärung, mit Anweisung zur **Schönheitslehre**.
Von Fr. Bohn. — Siebenzehnte Auflage. Preis 5 M.

Praktischer Unterricht

in der einfachen und doppelten Buchführung

für Kaufleute und Gewerbetreibende, um ihre Bücher vereinfacht und übersichtlich
führen zu können. Mit einer Anleitung zur Buchung von Kapitalien, Grundstücken
und Wertpapieren. Von Wih. Trempenau. Achte verb. Auflage. 3 M. 50 S.

Ernst'sche Buchhandlung in Quedlinburg.

Verlag von Reimund Mülker in Berlin SW. 48.

Ed. Hildebrandt's

Weltberühmte Aquarelle

in Chromo-Facsimiles von R. Steinbock:

Reise um die Erde 34 Bl., Aus Europa 14 Bl.,
Neue Folge 15 Bl.; ferner Krüger, Reiseziele
6 Bl., Einzeln 12 M., von 6 Blatt an nur
9 M. pro Blatt. Verzeichnisse gratis. Pracht-
mappe dazu 20 M., elegante Cartonmappe 5 M.

Domsche. Merkwürdlein für junge und
alte Anaben, die Freude am edelen Schachspiel
haben. 22 humoristische Bilder in Farbenbrud,
elegant cart. 8. 2 Mark.

Bernh. Mannfeld's

Große Original-Radirungen

als schönster Zimmerschmuck empfohlen:

Heidelberg (Schloßhof) und Köln (Rathhaus)
Pend., Bildgröße 75 : 105 Cm. Jedes Blatt 40 M.,
beide zusammen nur 70 M.

Korallenfelsen n. Rheingrafenstein. Pend.,
Bildgröße 49 : 63 Cm. Jedes Blatt mit d. Schrift,
chin. Papier 20 M., weiß Papier 15 M.

Anst. von Heidelberg entw. und radirt von
A. Genide. Bildgröße 59 : 43 Cm. Preis auf
chin. Papier 15 M.

Verlag von J. G. Bachs Verlag in Leipzig.

Die Kreuzzüge und die Kultur ihrer Zeit von **Otto Henne am Rhyn**.
Illustrirt von **Gustav Doré**. Folio in 30 Lieferungen
à 2 M., geb. 78 M.

Das verlorene Paradies. Von **John Milton**, deutsch v.
A. Böttger, illustirt von **Gust.
Doré** 10 Bfg. à 4 M., gebunden in Cassian 60 M., in Cass. 48 M.

Crachten der Völker von **Kretschmer & Hoberbach** 2. Auf-
lage. 26 Bfg. à 4 M., in Cassian 130 M.
in Cass. 125 M.

Illustrirtes Koch-Notizbuch für gute Hausfrauen. 9. Aufl.,
geb. 7,50 M.

Verlag von **Otto Wigand in Leipzig.**

Neues Historienbuch.

Von
Johannes Scherr.
2. Aufl. 5 Mark.

Verdeutschungswörterbuch.

Von
Daniel Sanders.
5 Mark.

Lied von der Nähmaschine.

Aus dem Ungarischen des **Josef Kiss**

Von
Ladislaus Neugebauer.

Illustrirt von **Otto v. Vadih.**

80. Preis 1 Mark 50 Pf. Gebunden 2 Mark.

Dritte Auflage!

Gedichte

von

Heinrich Penthold.

Mit

Porträt und Lebensabriß des Dichters.
XVI und 348 S.

Preis brosch. 5 M., in eleg. Twbd. 7 M.

J. Suhr's Verlag in Frauenfeld.

Vorständig in allen Buchhandlungen:

Der Vorzüge, welche diese kürzlich erschienene dritte Ausgabe von Pentholds Gedichten von den früheren unterscheiden, sind mehrere. Schon äußerlich zeichnet sie sich durch elegantere Ausstattung aus; fobann sind, wie der Titel besagt, eine Anzahl (kleinerer) Dichtungen neu aufgenommen worden; aber die bedeutsamste Bereicherung bilden das in Lichtdruck nach einem ganz vortrefflichen Originalbilde von Papperitz (München) ausgeführte Porträt des Dichters und dessen von Professor Wächtold geschriebener Lebensabriß. Diese neue Ausgabe dürfte daher auch den Besitzern der früheren Ausgaben willkommen sein und den großen Kreis von begeisterten Verehrern Pentholds noch bedeutend erweitern.

Verlag von Wilhelm Engelmann in Leipzig.

Georg Weber's Allgemeine Weltgeschichte.

Dritte Auflage unter Mitwirkung von Fachgelehrten revidirt und überarbeitet.

15 Bände in ca. 110 Lieferungen (à M. 1.—) und 4 Registerbänden. Gr. 8o.

Bisher ist erschienen:

- | | | | |
|--|---|-------|------------------------------|
| 1. Band: | Geschichte des Morgenlandes. | 1882. | M. 7.— |
| 2. " | Geschichte des hellenischen Volkes. | 1882. | M. 7.50 |
| 3. " | Römische Geschichte bis zu Ende der Republik und Geschichte der alexandrinisch-hellenischen Welt. | 1883. | M. 7.50 |
| 4. " | Geschichte des römischen Kaiserreichs, der Völkerwanderung und der neuen Staatenbildungen. | 1883. | M. 7.— |
| 5. " | Geschichte des Mittelalters. 1. Theil. | | M. 6.— |
| 6. " | Geschichte des Mittelalters. 2. Theil. | 1884. | M. 7.— |
| 7. " | Geschichte des Mittelalters. 3. Theil. | 1884. | M. 7.50 |
| Registerband für Band 1—4: I. Geschichte des Mittelalters. | | | 1883. |
| Einband für jeden Band: einfach geb. | | | M. 1.25, elegant geb. M. 2.— |

Prospecte und Urtheile der Presse durch alle Buchhandlungen gratis.

VERLAG VON F. C. W. VOGEL IN LEIPZIG.

Soeben erschienen:

AUGUST KOBERSTEIN'S

Grundriss der Geschichte

der

Deutschen National-Literatur.

Sechste umgearbeitete Auflage

von

KARL BARTSCH.

Erster Band.

Von den ältesten Zeiten Deutscher Geschichte bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts.

gr. 8. 1884. Preis 9 Mark.

II.—V. Band. 5. Aufl. Mit Register zu Bd. I.—V. = 45 M. 50 Pf.

Verlag der Haude- und Spener'schen Buchhandlung (F. Weidling) in Berlin.

Geflügelte Worte.

Der Citatenschatz des deutschen Volkes.

Gesammelt

von

Georg Büchmann.

Nach des Verfassers Tode fortgesetzt

von

Walter Robert-tornow.

Vierzehnte vermehrte und umgearbeitete Auflage.

Mit dem Bildniss Georg Büchmann's

nach dem Oelgemälde von Helene Büchmann, radiert von Hans Meyer.

Geh. 5 M., eleg. geb. 6 M., mit Goldschnitt 6 M. 25 Pf.

Bisheriger Absatz 58,000 Exemplare.

<p style="text-align: center;">Mit neuen, freyvertragsfähigen Büchern die junge Mädchenwelt zu erfreuen!</p> <p>Mit Originalbeiträgen von Brigitte Augusti, Marie Beeg, Emil Frommel, Karl Gerof, Clementine Selin, S. Derjag, Dr. S. F. Klein, Marie Krummacker, E. Ladden, Marie von Elfers, S. Richter, Th. Spann-Weber, Helene Tödtl, C. Zuermeier, Joh. Trojan, Heinr. Vietordt u. A.</p>	<p style="text-align: center;">Blüten und Ähren.</p> <p>Ein Schatzkästlein für die junge Mädchenwelt. Herausgegeben von Marie Beeg. In gediegener Ausstattung mit Illustrationen. Preis geb. in stilvollem Einband nur 4 M. Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.</p>
--	--

Jede solide Buchhandlung ist imstande das Buch vorzutragen oder binnen Kurzem zu beschaffen.

Die Verlagshandlung von Eduard Heinrich Mayer in Köln
 empfiehlt nachstehende, anerkannt
 vorzügliche Festgeschenke:

Auðenreichland. Bilder aus der Geschichte und der Kulturentwicklung des deutschen Volkes. Von Johannes Schrammen.

Nordisch-germanische Götter- u. Heldensagen. Von Johannes Schrammen.
 Gr. 80. Brosch. M. 2,—; Carton. M. 2,40; elegant geb. M. 3,—.

Geschichte und System der Natur. Von Dr. F. H. Thomassen. 4. Auflage.
 Gr. 80. Brosch. M. 6,—; elegant gebunden M. 7,50.

Die Santa-Fé- und Südpazifische-Bahn in Nord-Amerika. Von Robert von Schlagintweit. Elegant brosch. M. 8,—; gebunden M. 9,50.

Das Weltall und seine Entwicklung. Von E. F. Th. Moldenhauer.
 3. Auflage. 2 Bände. Brosch. M. 14,40; gebunden M. 16,—.

Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek.
 Erster Jahrgang. Band 4.



Monte Carlo.

Eine Geschichte aus Monte Carlo
 von **Mrs. Campbell Praed.**
 Preis **50 Pf.**, gebunden **75 Pf.**

— Verlag von J. Engelhorn in Stuttgart. —

Festgeschenke für Erwachsene.

Boz's Werke in 27 eleganten Ganzleinenbänden nur 54 M.

Bulwer's ausgewählte Werke in 10 eleganten Ganzleinenbänden nur 20 M.

Cooper's ausgewählte Werke in 15 eleganten Ganzleinenbänden nur 30 M.

Scott's Werke in 23 eleganten Ganzleinenbänden nur 50 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung wie auch direkt gegen Einsendung der Beträge
 von der Verlagshandlung **Carl Bieger** in Leipzig.

14 Bände.

In dritter Auflage neu erschienen.
Theodor Storm's sämmtliche Werke.

14 Bände.

Mit dem photographischen Porträt des Dichters. — Geb. in 7 eleg. Reinwandbänden M. 38.50.

Bekannt in den bekannten feinen Miniaturausgaben, gehörten bisher die Werke eines der nationalsten und feinsten Dichter der Neuzeit vorzugsweise der eleganten Salonliteratur an. Storm aber ist ein Dichter für jedes sinnige, rein empfindende Gemüth. Er gehört im bestem Sinne der Nationalliteratur an, und darum hat diese Gesamtausgabe den Zweck und die Berechtigung, in jede Familie einzutreten und zum Gemeingut der Nation zu werden wie die Werke unserer besten und gelehrtesten Dichter. Serie I (Band 1–6), Serie II (Band 7–10), Serie III (Band 11–14) werden auch apart geliefert; **einzelne Bände jedoch nicht.**

Le Parnasse Français.

Choix de poésies

par

Napoléon Ducros.

3. Auflage.

M.-A. Eleg. geb. m. Goldschnitt
M. 6.—.

The British Lyre

or selections from the English poets
by **Wm. Odell Elwell.**

6. Auflage.

Mit Titelstahletich.

M.-A. Eleg. geb. m. Goldschnitt
M. 6.—.

Miniatür-Ausgaben.

Hefeger, P. H., **Aus Wäldern
und Bergen.** Stille Geschichten.

Storm, Th., **Ein stiller Auf-
kant.** — **Psyche.** — **Im
Nachbarhause links.** Drei
Novellen.

Storm, Th., **Novellen und
Gedenksblätter.**

Storm, Th., **Waldwinkel.** —
Pole Poppenpüler. Zwei
Novellen.

Elegant geb. mit Goldschnitt.

Preis pro Band M. 4.50.

Dichtergarben

deutscher Lyrik.

Von **Dr. Adolf Böttger.**

3. Auflage.

Mit einem Titelfupfer.

M.-A. Eleg. geb. mit Goldschnitt
M. 6.—.

Hausbuch

aus deutschen Dichtern.

Von **Theodor Storm.**

4. Auflage.

Oft. Eleg. geb. m. Goldschn. M. 7.80.

Empfehlenswerth für Schule und Haus!

Schul-Atlas

über alle Teile der Erde.

**Zum geographischen Unterricht in höheren
Lehranstalten.**

Herausgegeben und bearbeitet von

C. Diercke und E. Gaebler.

— 54 Haupt- und 138 Nebenkarten. —

Zweiter Abdruck.

Preis geh. M. 5.—, geb. M. 5.60.

THIBAUT,
französisch-deutsches und
deutsch-französisches

Seben in

104.

Auflage
erschienen.

WÖRTERBUCH.

**Nach neuer deutscher und
französischer Orthographie.**

Preis geh. M. 7.—, geb. M. 8.—.

Th. von Lichtenstern & Henry Lange's

Schul-Atlas zum Unterricht in der Erdkunde.
60. Auflage.

Ausgabe in 29 Karten f. untere Classen geh. M. 5.75.

Ausgabe in 38 Karten f. mittlere Classen geh. M. 7.50.

Ausgabe in 45 Karten f. obere Classen geh. M. 8.70.

J. Sielefeld's Verlag in Karlsruhe.

Deutsche illustrierte Volksbücher.

Berthold Auerbach's gesammelte Volkserzählungen.



In 3 Bänden geheftet 9 Mark, elegant
gebunden 12 Mark.

Buch in 10 abgetheilten Carton. Bändchen
à 1 Mark.

Mit ca. 400 Bildern von K. Hoff, E. Ill. W. v. Kaulbach, Ad. Menzel, P. Meyerheim,
H. von Hamburg, Ludw. Richter, J. Scholz, E. Schurik, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Die Häfnetzungfer. Eine Rebländer
Dorfgeschichte
a. d. vorigen Jahrs. von Herm. Albrecht.
Brosch. 3,50 M., eleg. geb. 4,50 M.

Geschichten u. Bilder aus Baden.
Mit 49 Illustrationen. Brosch. 1,50 M.
eleg. gebunden 3 M.

Vielliebchen. Ein Märchen a. d. Ritter-
zeit von G. Friedrich.
Eleg. gebunden 3 M.

Gedichte von Heinrich Bierordt.
Brosch. 3 M.
Elegant gebunden 4 M.

Kunstgewerbliche Vorbilder aus dem Alterthum.

100 Blätter, nach den besten Quellen zusammengestellt

von Gustav Kachel, Prof., Authogr. von Prof. Franz Sales Meyer.

2. verbesserte Auflage.

In 12 Lieferungen à 1,50 M.; komplet in Mappe 18 M.

Für den Weihnachtstisch.
3. Aufl. Allen Familien! 3. Aufl.
Jedem reisenden Jüngling!
Allen Volks- und Schulbibliotheken
sei hiermit dringend empfohlen:

Selbst ist der Mann

Charakterstizzen und Lebensbilderungen

von
Samuel Smiles

3. Aufl. geh. 6 M., eleg. geb. 7,50 M.
Dies berühmte Buch bringt seinen ethischen
Inhalt zu wirklich klassischem Ausdruck und
verdient auch um seines unversessenen Charakters
willen im deutschen Volke die weiteste Verbreitung.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Verlag der C. F. Post'schen
Buchhandlung in Colberg.

Empfehlenswerthe reich illustrierte Märchen.

Träumereien an französischen Kaminen.

Märchen von Richard Leander. Mit Bildern von
Olga von Sialka. Folio. Velinpapier. Neue reich illustrierte
Prachtausgabe mit Goldschnitt und reicher
nitvoller Einbanddecke. Preis M. 20.—.

Märchen von Justus Sturm. Illustrierte
Ausgabe.
Bilder von Olga von Sialka. Elegant
gebunden. Preis M. 6.—.

Die schwarze Tante. Märchen u. Geschichten für Kinder.

Mit Bildern von Ludwig Richter. 4. Aufl.
Preis brosch. M. 3.—. Eleg. geb. M. 4.—.

Empfehlenswerthe Märchen ohne Bilder.

Träumereien an französischen Kaminen.

Märchen von Richard Leander. 14. Aufl.
Preis eleg. geb. M. 3.—.

Märchen für Hans und Grete. Von Frie-
derike Dessoff. Preis brosch. M. 2.—.
Eleg. geb. M. 3.—.

Märchen. Von B. Kirchbach. Neue
Ausgabe.
Preis brosch. M. 2.—. Eleg. geb. M. 3.—.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Weihnachts-Catalog.

Reichhaltige Auswahl nur besserer Literatur.
Bedeutend ermässigte Preise. Eine
reizende Gratisbeilage
bei Käufen von 3 M. an. Alles tadellos neu.
Gefl. gratis franco zu verlangen.

S. Glogau & Co., Leipzig.

Verlag von Ed. Kummer in Leipzig.

Alencke, Hanslericon der Gesundheitslehre.

Siebente Auflage.

Preis geh. 14 M., eleg. geb. 16,50 M.,
ist anerkannt das vollständigste, billigste
und praktischste aller Gesundheits-
bücher; es giebt in 2 starken Bänden
alle Krankheiten des Menschen an
und führt dafür die bewährtesten
Heilmittel auf. Infolge der Reich-
haltigkeit und der legalistischen An-
ordnung des Stoffes erspart es die
Anschaffung aller ehnlichen theilweise
viel theuerern Werke.

Zu beziehen durch alle Buchhand-
lungen des In- und Auslandes.

Empfehlenswerthe Festgeschenke

aus dem Verlage von Carl Konegen in Wien.
Forsenheim, H., Manoli. Roman. Volksfage.
Gebdn. fl. 1,50 — M. 3.—.

Dele Grazie, M. C., Gedichte. Gebdn. fl. 1,20
— M. 2,40.

— Hermann. Ein deutsches Heidengebidit. 2. viel-
fach verbesserte Aufl. Gebdn. fl. 2,50 — M. 5.—.

— Saul. Tragödie in fünf Acten. Gebdn. fl. 1,40
— M. 2,80.

— Die Zigeunerin. Novelle. Geb. fl. 1,20 — M. 2,40.

Groh, Ferd., Aus der Bächer. Vorträge und
Studien. Gebdn. fl. 3.— — M. 6.—.

— Heut' und Gestern. Geschichten und Skizzen.
Gebdn. fl. 2.— — M. 4.—.

Der Sitopadefcha. Altindische Märchen und
Spüche. Aus dem Sanskrit überfetzt von
J. Schoenberg. Gebdn. fl. 1,60 — M. 3,20.

Hoernes, M., Atlantis. Mytholog. Märchen.
Gebdn. fl. 1,50 — M. 3.—.

Krall, R., Adam. Ein Mythetium. Eleg. geb.
fl. —,50 — M. 1.—.

— Büchlein der Unweisheit. Gedichte. Eleg. geb.
fl. —,75 — M. 1,50.

— Offenbarung. Epistel. Eleg. geb. fl. —,50 — M. 1.—.

— Roman. Gedichte. Eleg. geb. fl. —,75 — M. 1,50.

Krones, Dr. J., Ritter von, Handbuch der
Geschichte Oesterreichs. Fünf Bände. Hftbrd.
fl. 30.— — M. 60.—.

— Geschichte der Neuzeit Oesterreichs vom 18. Jahr-
hundert bis zur Gegenwart. Hftbrd. fl. 7.—
— M. 14.—.

Ruffet, H. de, Nolla. Dichtung. deutsch von
L. Ganghofer. Gebdn. fl. —,90 — M. 1,80.

Raimund, Ferd., Sämmtliche Werke. herausg.
von Glossy u. Sauer. Drei Bände. Eleg. geb.
fl. 7,50 — M. 15.—.

Reichel, C., Rehn Jahre. Dichtungen. Gebdn.
fl. 3,50 — M. 7.—.

Rechler, C., Der unsterbliche Mensch. Eine
materialistische Dichtung. Geb. fl. 1,50 — M. 3.—.

Wodiczka, B., Stürme im Frühling. Novelle.
Gebdn. fl. 1,20 — M. 2,40.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlag von **S. Schottlaender** in Breslau—Berlin.
Das letzte illustrierte Prachtwerk von **Gustav Doré.**

Herausgegeben von **Paul Heyse.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.



Zinko-phototyp. Anstalt v. S. Schottlaender in Breslau.

Uriost's Rasender Roland.

Illustriert von **Gustav Doré.**

Mit 81 großen Bildern und 525 in den Text gedruckten Holzschnitten.

Metrisch übersezt von **Hermann Kurz.**

Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von

Paul Heyse.

Alle Kenner stimmten darin überein, daß kein Thema dem genialen Zeichner eine glücklichere Gelegenheit geboten habe, die Eigenart und den Umfang seiner Kunst zu zeigen, als der Bilderschmuck, mit dem er das Märcchenepos des Uriost in verschwenderischer Fülle überschüttet hat. — Die Umarbeitung der vorzüglichen Uebersetzung von Hermann Kurz durch Paul Heyse gibt dieser klassischen Dichtung erst die rechte Weihe. —

Preise der Ausgaben:

- | | |
|---|-----------|
| 1. Gebunden in zwei ganz Maroquin- | |
| leder-Bänden | M. 135. — |
| 2. Gebunden in zwei Halbfranzbänden | 120. — |
| 3. Gebunden in einem ganz Maroquin- | |
| leder-Bande | 112. — |
| 4. Gebunden in einem Halbfranzbande | 105. — |
| 5. In 9 Abtheilungen (Carton-Mappe) à | |
| M. 10. — | 90. — |
| 6. In 60 Lieferungen à M. 1. 50 | 90. — |

Einladung zum Abonnement

auf die

„Allgemeine Zeitung“

(mit wissenschaftlicher Beilage und Handelstheil).

== früher in Augsburg erschienen. ==

Preis vierteljährlich im Postabonnement. für Deutschland-Oesterreich 9 Mk.; (6 Mk. für die 2 letzten Monate, 3 Mk. für den letzten Monat eines Kalenderquartals). Für das Ausland mit entsprechendem Zuschlag. (Schweiz Fr. 14,40. Italien Fr. 15.)

Bei directem Bezug unter Streifband von der Verlags-Expedition monatlich für Deutschland-Oesterreich 4 Mk., für das Ausland Mk. 5,60, in Wochensendungen Mk. 4).

Die „Allgemeine Zeitung“ erfreut sich in- und außerhalb Deutschlands des Rufes als angesehenstes Organ der deutschen Tagespresse und hat sich denselben stets zu erhalten gewußt durch Unabhängigkeit nach allen Richtungen, freie aber maßvolle Beurtheilung der politischen Tagesfragen, gediegene und umfassende Erörterung der staatswirthschaftlichen Bewegungen und socialen Probleme aller Culturvölker.

Die „Beilage zur Allgemeinen Zeitung“, zu deren Mitarbeitern die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaften und Künste zählen, widmet allen einschlägigen Erscheinungen die gebührende Beachtung durch gediegene Referate oder selbständige Aufsätze von meist bleibendem Werth.

Der Handels- und volkswirthschaftliche Theil bietet in Originalartikeln, umfassender Berichterstattung aus allen Zweigen des Geld- und Güterverkehrs, sowie durch telegraphische Coursberichte von den wichtigsten Börsenplätzen dem Capitalisten und Geschäftsmann hinreichen- des Material zur Information und Belehrung.

In der hier angedeuteten Reichhaltigkeit und Gediegenheit nimmt die „Allgemeine Zeitung“ den ersten Rang in der gesammten Publicistik ein. Ihre Leitartikel und wissenschaftlichen Abhandlungen dienen häufig als Quelle oder Basis für größere Arbeiten und grundlegende Werke aller Disciplinen. Die „Allgemeine Zeitung“ zählt deshalb zu den werthvollsten Bestandtheilen der öffentlichen und Privat-Bibliotheken.

Wir laden zum Eintritt in das Abonnement hiermit höflichst ein. Dasselbe kann bei directem Bezug jederzeit und für beliebige Dauer bei uns angemeldet werden.

Probenummern nebst neuestem Quartalregister gratis und franco.

Expedition der „Allgemeinen Zeitung“ in München.

Verlag v. B. F. Voigt in Weimar.

Winterflora

oder

**Anleitung zur künftigen Blumen-
zucht und Treibkultur in Glas-
häusern und Zimmern
im Winter.**Nebst Kulturangabe und Beschrei-
bung der schönsten, naturgemäß im
Winter blühenden Pflanzen.

Von H. Jäger.

Grobherzogtl. Sächsischer Hofgarteninspektor.

Vierte umgearb. u. verm. Auflage.

gr. 8. Geh. 3 M. 60 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandl.**In allen Buchhandlungen zu haben:**
Der regelrechte Schachspieler.
**Eine Anweisung regelrecht Schach spielen
zu lernen, 50 Pf.****Praktisches Schachbündlein**
oder deutliche Darstellung der Regeln
des Schachspiels nebst 15 Beispielen
und interessanten Musterpartien von
H. Breda. 9. Aufl. 1 Mark. Ernst jeder
Buchhandlung, Quedlinburg.**Für Kunstfreunde.**Der neue Katalog der **Photographischen
Gesellschaft, Berlin** (enthaltend moderne und
klassische Bilder. Pracht- und Galleriewerke
Photographiren u.) mit 4 Photographien nach
Dahl, Ezzian, Canova, Rubens, ist erschienen
und durch jede Buchhandlung oder direct von der
Photographischen Gesellschaft gegen Einsendung
von 50 Pf. in Freimarken zu beziehen.**100** versch. Freimarken: **Ägypten. 1 M.**
Brasilien, Venezuela, Türkei u. nur
Gg. Buck, Ulm a/D. Preisliste gratis.

VERLAG VON S. SCHOTTLAENDER IN Breslau UND Berlin.

Vorzügliche Festgeschenke.**Kleiner Markt.** Novellen, Skizzen und Ge-
dichte von **Ludwig Ansen-
gruber.** Min.-Ausg. In Original-Einband M. 4.—.
Skalden-Klänge. Ein Balladenbuch zeitge-
mässiger Dichter gesam-
melt von **Eufemia Gräfin Ballestrem** und
Hermann Lingg. In Orig.-Prachtb. M. 6.—.**dreissig Jahre deutscher Geschichte.**Von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm IV.
bis zur Aufrichtung des neuen deutschen Kaiser-
thums. Mit einem Rückblick auf die Zeit von
1815—1840. Von **Karl Biedermann**, ordentl.
Honor.-Professor an der Universität zu Leipzig.
3 Bände. Eleg. broschirt in 2 Bänden M. 10.—;
gebunden in 2 Bänden M. 13.—.**Vor Sonnenwende.** Von **Wilhelm Jensen.**Inhalt: Falra, ein er-
zählendes Gedicht. — Im Mai, eine Symphonie.
Miniatur-Ausg. In Orig.-Einband M. 3.—.**Erinnerungs-Blätter** an die Vermählungs-
feierlichkeiten IhrerKöniglichen Hoheiten der Kronprinzessin Victoria
und des Kronprinzen Gustav von Schweden und
Norwegen und die Silberne Hochzeitfeier Ihrer
Königlichen Hoheiten der Grossherzogin Louise
und des Grossherzogs Friedrich von Baden.
Herausgegeben von **Emil Jonas**, Kgl. bairischem
Wirkl. Kammerath. Ritter etc. — Mit Illustrationen
von **Andren, Frölich, Gumborg, Hellquist, Johan-
son, Noy, Nielsen, Peters, Tallberg.** In Pracht-
band M. 40.—.**Heinrich von Kleists Briefe an seine****Braut.** Zum ersten Male vollständig und wort-
getreu nach den Original-Handschriften
herausgegeben von **Karl Biedermann**, ordentl.
Honorarprofessor an der Universität in Leipzig.
In Original-Einband M. 5.—.**Mayo.** Von **Paul Lindau.** Fünfte Auflage. Fein
geb. M. 5.50.**Ueberflüssige Briefe an eine Freundin.**Von **Paul Lindau.** Dritte Auflage. Fein ge-
bunden M. 5.—.**Harmlose Briefe eines deutschen****Kleinstädtlers.** Zweite vermehrte Auflage.
2 Bde. Fein geb. M. 8.—.**Der Königstochter Brautfahrt.** EinGedicht in zwölf Romanzen von **A. Munch.** Im Ver-
maass des Originals und mit Genehmigung des Ver-
fassers übersetzt von **Emil Jonas.** Mit Illus-
trationen von **Lorenz Frölich.** Eleg. broschirt
M. 10.—; in Original-Prachtband M. 12.—.**Herr und Frau Bewer.** Von **Paul Lindau.**Acht. Auflage. Hoch-
eleg. broschirt M. 2.50; fein gebunden M. 3.50.**Schlichtes Volk.** Vers. von **Anton Ohorn.**

Miniatur-Ausgabe in Original-Einband M. 3.—.

Adam Homo. Von **Paludan-Müller.** Miteiner Vorrede v. **Georg Brandes.**
Übersetzt von **Emma Klugefeld.** In 2 Orig.-
Prachtbänden M. 10.—.**Bilder aus dem Leben in England.**Von **Ludwig Freiherrn von Ompteda.**
Lex.-8. Eleg. broschirt M. 7.50; in Original-Ein-
band M. 9.—.**Aus der Fremde.** Neue Dichtergrüsse ausvieler Herren Länder ge-
sammelt von **Elise Polko.** Zweiter (Stereotyp-)
Abdruck. Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband
M. 6.—.**Miniaturen und Novellen.** Von **Elise****Polko.**

Miniatur-Ausgabe. In Original-Einband M. 4.50.

Stimmungsbilder. Novellen und Skizzen von**Elise Polko.** Miniatur-
Ausgabe. In Original-Einband M. 4.50.**Der Baum im Odenwald.** Novelle von**Otto Ro-****quette.** In Original-Einband M. 2.—.**Die Tage des Waldlebens.** Novelle von**Otto Ro-****quette.** In Original-Einband M. 2.50.**Wer trägt die Schuld?** Novelle v. **Otto****Roquette.**

In Original-Einband M. 2.50.

Das Balenzeichen. Novelle von **Otto Ro-****quette.** In Original-
Einband M. 2.50.**Unterwegs.** Novelle von **Otto Roquette.**

In Original-Einband M. 2.—.

Wilde Rosen. Dichtungen v. **Anna Segert.**

In Original-Einband M. 4.—.

Reich illustrierte und gediegen ausgestattete Festgeschenke.

Illustriert durch mehrere
hundert der prachtvollsten
meist ganzseitigen
Holzschnitte.

Nordland-Fahrten.

In 4 ganz selbständigen,
eigeln käuflichen
Prachtbänden, je 20 M.
kostend.

Malerische Wanderungen durch

Norwegen, Schweden, Island, Schottland, England, Holland u. Dänemark.

Mit besonderer Berücksichtigung von Sage und Geschichte, Literatur und Kunst.

Geschilbert durch Prof. Dr. **Adolf Brenneke**, **Francis Broemel**, **Friedr. v. Hellwald**, Dr. **Hans Hoffmann**, **Nich. Oberländer**, **Joh. Proelß** u. Dr. **Wolff Rosenberg**.

Bd. I: Norwegen, Schweden, Island u. Schottland. | Bd. III: England und die Kanalinseln.

Bd. II: Wanderungen durch England und Wales. | Bd. IV: Holland und Dänemark.

Die **Nordland-Fahrten** sind durch ihr höchst bequemes Format u. die wirklich gebiegene Ausstattung allerwärts schnell beliebt geworden; die berühmtesten Kritiker haben dem Werke die empfehlendsten Kritiken gewidmet, so daß wir uns wohl jedweder speciellen Anpreisung enthalten können.

Größtes populär-wissenschaftliches Werk über **Scandinavien**:

Im Lande der Witternachts-Sonne.

Sommer- u. Winterreisen
in Schweden, Norwegen, Lap-
land und Nord-Finnland.

Nach **Paul B. Du Chailu** frei übersetzt von A. Helms. Mit 48 Tonbildern, circa 200 Holz-
schnitten im Text. Karte und einer größeren Ansicht Stockholms. In 2 Prachtbänden 24 M. Broch. 20 M.

Die **Du Chailu's** hoch angesehener Name bürgt für die Gebiegenheit dieses allerwärts
günstig aufgenommenen Werkes, wozu der bekannte Reisende, während eines 5jährigen Nomaden-
lebens in den betreffenden Ländern, interessantes Material gesammelt hat.

Unter der Kriegsflagge des Deutschen Reichs.

Der goldene Chersoues von Isabella Bird.

Neu! Bilder und Skizzen von der Weltreise
S. M. S. **Elisabeth** (1881-1883) v. **P.
S. Helms**, Kaiserlich. Marinepfarrrer.
Mit mehreren Karten der Reise. Pro-
schiert 6 M. Gebunden 8 M.

Auf diese höchst interessanten Schil-
derungen hat die tonangebende Presse ausdrücklich
hingewiesen, als sie zum Teil als gestreute Feuil-
letons in der **„Ägäischen Rundschau“** erschienen;
allerwärts wo Interesse für unsere Marine, wie
für die steigende Anerkennung unserer Nation im
Auslande vorhanden ist, wird diese Publikation
schnell Freunde finden.

Neu! Verfasserin von: „Erlebnisse einer
Dame in den Rocky Mountains“, „Un-
betretene Pfade in Japan“ etc. etc. Frei
übersetzt v. A. Helms. Mit 2 Karten
und Holzschnitten. Broch. 7,50 M. Geb. 8,50 M.

Die vielgeleitete Verfasserin schildert in scharf-
der Weise die Eindrücke einer Reise nach u. auf
der Halbinsel Malakka. Es waren auch hier zum
Teil „unbetretene Pfade“, welche die unerfahrene
Dame einschlug. In farbenprächtigen Bildern ziehen
die Wunder und Zauber jener fernen Zone an
unsern Augen vorüber. Hierans schließen sich die eben-
falls insonderheit f. **Damen** bestimmten

Reisewerke der Weltumseglerin Mrs. Annie Brassey:

Sonnenschein u. Sturm im Osten.

Eine Segelfahrt um die Welt.

Seefahrten u. Wanderungen vom Hyde-Park zum
Goldenen Horn.

Pracht-Ausgabe. Broch. 12 M. Geb. 15 M.

Broch. 6,60 M. In Prachtband 8,50 M.

Billige Ausgabe.

Brochiert 6,60 M. Gebunden 8,50 M.

Mrs. Brassey's Schriften, die in England schnell viele Auflagen erlebten, haben auch in
Deutschland großen Anklang gefunden und dürften dem Titel nach bereits in jeder gebildeten Familie
bekannt sein; nicht minder zahlreiche Interessenten haben die Uebersetzungen der Schriften von **Isa-
bella Bird** gefunden, es dürfte dies auch von der vorstehend angezeigten neu u. neuen Arbeit der beliebten
Reisenden gelten. — Als **Geschenke** seien diese Werke angelegentlich empfohlen.

—+— Verlag von Ferdinand Hirt in Breslau. —+—

Deutsch-patriotisches Prachtwerk,

herausgegeben unter
ausdrücklicher Zustim-
mung Sr. Majestät
des
Kaisers Wilhelm I.

Waffensprüche der Hohenzollern.

Zusammenge-
stellt u. histor.
erklärt von

Heinrich v. Mühler, Kgl. Preuß. Staatsminister a. D. Mit dem
Facsimile eines eigenhändigen Briefes Sr. Majestät, 29 Tafeln
in reichem Farbendruck, genau im Anschluß an das im Besitz
Sr. Majestät befindliche Orig., 34 Tafeln erklärenden Textes etc.

In drei Ausgaben: A. Fürsten-Ausg. — Nur 125 numerierte
Exempl. — In reicher heraldischer Ledermappe. Mit Karlton u. Schlußliste 185 M.
(Fol.-Form.) — B. Familien-Ausg. 25 M. (Mit demselben Inh. wie A
in Quart-Form.) — C. Ausg. für Jugend u. Volk. Eleg. geb. 2,50 M.
(Nur die Textblätter u. einige Holzschnitte enth. in Octav-Format.)

Neu! Reich ausgestattetes Prachtwerk. Neu!

Im Wechsel der Tage. Unsere Jahreszeiten im Schmuck von Kunst und Natur.

Illustrationsprobe, entnommen der Ausstellung „Sommer“.



Eine Auswahl aus den Werken unserer besten vaterländischen Dichter, herausgegeben von **Adolf Brennecke**. Mit zahlreichen Holzschnitten nach Zeichnungen hervorragender Künstler. Höchst elegant gebunden. **Preis nur 10 Mark.**

Reich illustrierte und elegant gebundene Bücher für die Jugend.

Für das reifere Mädchenalter. Für Knaben und Mädchen.

Schriften von **Brigitte Auguthi**.

In deutschem Verd. Kulturgeschichtliche Erzählungen aus alter u. neuer Zeit mit besonderer Berücksichtigung des Lebens der **deutschen Frauen**. In mehreren ganz selbstständigen Bänden. In Prachtband je 6 M., brosch. je 4.50 M. — Soeben erschien: I. Band. **Ebelfalt und Waldböglein**.

Die folgenden, kürzlich erschienenen Schriften haben **Brigitte Auguthi** den ihr von der gesammten Presse gewordenen Ruf einer sehr talentvollen und feinführenden Erzählerin bearbeitet:

Mädchenlose. Wither aus des Lebens Mai. 4 M.
Haus und Welt. — Eine (selbständige) Fortsetzung der „Mädchenlose“. Eleg. geb. 4 M.
Knospen und Blüten. Eine Erzählung für junge Mädchen. Eleg. geb. 3.50 M.
Liebe um Liebe. Nach J. Colomb's „Les étapes de Madeleine“ frei bearbeitet. Prachtb. 6 M.

Für heranwachsende Mädchen.

Schriften von **Clementine Helm**.

(Preis in reichem Prachtband nur je 6 M.)
Der Weg zum Glück. Nach J. Colomb's „Deux mères“ frei für die deutsche Jugend bearbeitet.
Vater Carlets Pflegekind. Nach J. Colomb's preisgekröntem Werk „La fille de Carilles“.
Doris und Flora. Eine Erzählung für junge Mädchen.

Schriften von **Carl Hoyer**.

Reich und stets im Stile der Zeit illustriert. Jeder Band ist selbständig u. in Prachtband à 5 M. käuflich.

Der Sieg des Kreuzes. Bilder von der Entwicklung des Christentums. Illustriert von Prof. A. Baur. Band I.: **Unter dem Joche der Sassen**. Soeben erschien: Band II. **Durch Kampf zum Frieden**.

Preußens Herr — Preußens Ehr! Militär- und kulturgeschichtliche Erzählungen. Band I.: **Sadett und Feldmarschall**. Band II.: **Gusarenkönig und Kürassiergeneral**. Soeben erschien: Band III.: **Mit Gott für König und Vaterland**.

Das Ehrenschloß. Kulturgeschichtliche Erzählungen. In vier Bänden. I. **Der Erbe des Pfaffenkönigs**. II. **In heimlichem Bunde**. III. **Zwei Riesen von der Garde**. IV. **Deutsche Treue, weisse Tüde**.

5 Lieblingsbücher unserer Knaben.

(Preis in Prachtband je 6 M.)

Neu! Gerecht aus Sibirien von **E. Wörishöffer**.
Das Buch vom braven Mann von **E. Wörishöffer**.
Heinz Treuung, geschildert von **H. Helm**.
Wali, der Schlangenbändiger von **L. Housslet**.
Kalula, Prinz, König u. Sklave von **Stanien**.

CARLSBADER Natürliche Mineralwässer

1884^{er}. Frische Füllung 1884^{er}.

Täglicher Versand

Quellen

und
deren Wärmegrade.

Sprudel . . .	53 ³⁰ R.
Mühlbrunn .	44 ⁵⁰ R.
Schlossbrunn .	44 ⁰⁰ R.
Theresienbrunn .	43 ³⁰ R.
Neubrunn . . .	49 ³⁰ R.
Marktbrunn . .	39 ⁰⁰ R.
Russ. Kronquelle	23 ³⁰ R.
Felsenquelle . .	47 ⁰⁰ R.
Kaiser Karls-Qu.	34 ⁷⁰ R.

Carlsbader
TRINKKUR
im
Hause

Quellen- Producte.

CARLSBADER
Sprudel-Salz.

CARLSBADER
Sprudel-Seife.

CARLSBADER
Sprudel-Pastillen

Die Carlsbader Mineralwässer und Quellenproducte
sind zu beziehen durch die

Carlsbader Mineralwasser-Versendung

Löbel Schottlaender, Carlsbad i/Böhmen

sowie durch

alle Mineralwasser-Handlungen, Apotheken und Droguisten.

Ueberseeische Depôts in den grössten Städten aller Welttheile.